B. L.
5542.

Oec. 1033.

Oeconomia. Lexica. 18.

~~Oec: gen: N°: 22.~~

VIVAT
FRANZII
PATER
PATRIAE

Oeconomiſche Encyklopädie,

oder

allgemeines Syſtem

der

Staats- Stadt- Haus- und Landwirthſchaft,

in alphabetiſcher Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz.

Sieben und ſechzigſter Theil,

von Lebens-Art bis Ledecz.

Nebſt einer einzigen Fig. Friedrich's des Einzigen u. 3 Karten.

Brünn,

gedruckt bey Joſeph Georg Traßler, Buchdrucker Buch- und Kunſthändler.

1798.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

L. L.

Lebens=Art, Lebens=Weiſe, die Art und Weiſe zu leben; L. Vitae conſuetudo, ſ. genus, Vitae ratio & inſtitutio; Fr. Maniere de vivre, Conduite, Genre de vie, Profeſſion.

1. In Anſehung des Gebrauches der Nahrung und der Bequemlichkeit, ohne Plural. Eine armſelige Lebens=Art. Seine Lebens=Art ändern, Eine ſeltſame, wunderliche Lebens=Art führen.

2. In Anſehung der ſittlichen Handlungen; auch ohne Plural. Eine ausſchweifende Lebens=Art. Seine Lebens=Art iſt nicht die beſte.

3. In Anſehung des Erwerbes ſeines Unterhaltes, die beſtimmte Art und Weiſe, wie man Unterhalt und Bequemlichkeit erwirbt. Eine Lebens=Art ergreifen. Seine Lebens=Art ändern. Es giebt mancherley Lebens=Arten.

4. In Anſehung des Betragens gegen Andere im geſellſchaftlichen Leben, ohne Plural. Eine gute Lebens=Art haben. Er verſteht Lebens=Art, er hat Lebens=Art, ſagt man von einem Menſchen,

welcher zu leben weis. Jezt ſehe ich wohl, daß es ihm an Lebens = Art fehlt. Ein Fehler gegen die gute Lebens = Art.

Lebens = Art in Anſehung des Gebrauches der Nahrung und der Bequemlichkeit.

Die erſten Menſchen führten, nach Moſes Bericht, ein Garten = Leben in Eden; ſie nährten ſich von Garten = Früchten, die ihnen die Natur ungeſucht gab. Dieſer Bericht iſt ganz der Natur und den Umſtänden gemäß, in welchen ſie ſich befinden mußten, da ſie weder Geräthſchaften zum Ackerbau, zur Jagd und Fiſcherey hatten, noch Bedürfniß zur zuſammengeſetztern Lebens = Art fühlten, ja, da ihnen ſelbſt die Kenntniß und Erfahrung dazu mangelte. Es war der Stand der Ruhe und des Friedens. So wie ſich aber die erſte Familie vermehrte, ſo entſtand auch das Hirten = Leben und der Ackerbau. Das Hirten = Leben beweiſet einen ſchon ausgebreitetern Wirkungs = Kreis, in dem ſich die Menſchen in den Beſitz gezähmter Thiere geſetzt haben mußten. Da ſie Ackerbau trieben, mußten ſie durch Säen, Pflanzen und Begatten die Vervielfältigung der Früchte ſchon gelernt haben. Jenes iſt Cultur des Jäger = Lebens, und dieſes Vervollkommnung des zerſtreuten Fruchtſammlens und Wurzelgrabens. In der Entſtehung dieſer verſchiedenen Lebens = Arten lag der Grund der Trennung der Menſchen von einander, und der Verbreitung derſelben auf der Erde. Hirt und Ackermann konnten ſich nicht immer vertragen, wenn des Erſtern herumziehende Heerden die Früchte des Fleißes des Andern in wenigen Stunden abfraßen. Der eine führt eine gemächliche, der andere hingegen eine mühſame Lebens = Art. Der Eine ſucht ein ausſchließendes Eigenthum des Landes,

der

der Andere uneingeſchränkte Freyheit der Weiden. Dazu kommt, daß durch Vervielfältigung der Heerde, ohne dabey große Hände-Arbeit anzuwenden, der Hirt von dem Schöpfer begünſtigter zu ſeyn ſcheint, als der Ackermann, deſſen mühſame Pflanzungen oft von der Veränderlichkeit der Witterung leiden. Feindſchaften ſind dann unvermeidlich. Der älteſten Geſchichte zu Folge endigte ſich die erſte mit dem Bruder-Morde Kains, hatte aber die wichtige Folge der weitern Verbreitung der Menſchen auf der Erde. Um die Früchte der Baum-Pflanzungen zu genießen, verweilten mehrere Perſonen an einem Orte, ſo daß Dörfer und Flecken entſtanden. Die Bedürfniſſe der Wohnung, Sicherheit, bequemen Unterhaltes, Zeitvertreibes ꝛc. erzeugten bald mehrere Lebens-Arten, ſo daß die Menſchen ihre Arbeiten und Producte gegen einander auszutauſchen ſuchten. Dies legte den Grund zur Errichtung bürgerlicher Verfaſſungen. Eine nothwendige Folge davon mußte bürgerliche Ungleichheit werden, da der Werth der Producte zur Befriedigung der Bedürfniſſe, Bequemlichkeit und des Wohllebens in einem entgegengeſetzten Verhältniſſe zur Entbehrlichkeit beſtimmt wurde.

Von der einfältigen Lebens-Art der Alten.

Man lieſet in einem der Alten, daß Aeskulap, dieſer ſo berühmte Gott der Arzeney-Wiſſenſchaft, ſich einſt zu Epidaurus in einen herumziehenden Theater-Arzt verkleidet habe, und zwar aus folgender Urſache. Da er ſeine Mitbürger, ſo oft ſie krank wurden, durch ſeine göttliche Kunſt gleich wieder heilte, ſo verließen ſich endlich dieſelben ſo ſehr auf ſeine Hülfe, daß ſie ſehr unmäßig zu werden anfingen, und ihre Geſundheit gar nicht mehr in Acht nahmen. Aeskulap, des Tag und Nacht fortdauernden Ueberlaufes überdrüſſig, ſuchte ſich durch eine Erfindung, die ſei-

ner würdig war, deſſelben zu entledigen. Die Götter der alten Fabel haben alle das Recht gehabt, ſich in allen nur möglichen Geſtalten zu zeigen. Aeskulap that es alſo auch. Er ward auf ein Mahl unſichtbar, und man glaubte durchgehends, daß er die Unter-Welt ganz verlaſſen hätte. Aber nach einigen Wochen erſchien er als ein alter Mann, mit einem bis auf den Gürtel herab fließenden Barte und einem langen Rocke. Niemand kannte ihn; und ein Jeder glaubte, daß dieſer alte Praktikus ſich der Abweſenheit des Aeskulap's zu ſeinem Vortheil bedienen, ſich als ein aus der Mode gekommener Arzt mit ſeinen Curen Geld verdienen, und auf die kurze Reiſe des Lebens noch einen guten Zehr-Pfennig ſchaffen wollte. Eine jugendlich friſche Röthe glühete auf ſeinen Wangen, und eine auſſerordentliche Munterkeit belebte alle ſeine Minen, Geberden, Reden und alle Bewegungen ſeines Körpers. Er ließ einige Wochen vorher ſeine Ankunft, als eines Greiſes von 150 Jahren, in der Stadt und umliegenden Gegend bekannt machen; kein Wunder demnach, daß, da er in das Thor kam, jedermann zulief, um dieſen Phönix zu ſehen. Der verlarvte Aeskulap, welcher ſich dieſer Neubegierde ſeiner Landsleute zu ihrem eigenen Beſten bedienen wolte, bemühte ſich, dieſelbe auf eine gute Art zu unterhalten. Er gab dem Geſchmacke des Volkes und der Gewohnheit des Marktes in ſo weit nach, daß er ſich entſchloß, auf einer Bühne öffentlich auszuſtehen. Ein Paar ehrwürdige Matronen, deren die eine mit einem Maße und einer Wage die Mäßigkeit, und die andere mit ihren unaufhörlich geſchäftigen Händen die Arbeitſamkeit vorſtellte, ſtanden ihm zur Seite und machten Pakete. Die Verſchwendung mußte die Rolle des Pickelhärings auf dem Theater ſpielen. Fürwahr, eine ſeltſame Scene! Sie erfüllte den ganzen Markt-

Platz

Platz mit neugierigen Zuſchauern; ja, das Volk drängte ſich; nnd izt fieng der ſteinalte Doctor ſeine Rede zum Lobe der Geſundheit an. Man hörte ihm einige Augenblicke zu; allein, weil die Gläschen, die er austheilte, nur mit klarem Brunnen=Waſſer angefüllt waren, und in dem Zettel, den er dazu gab, nur die Worte ſtanden: **Nichts als Brod mit Schweiß vermiſcht, und ohne Sorgen gegeſſen!** ſo erhoben einige junge Griechen, die erſt kürzlich von der Univerſität Athen zurück gekommen waren, nicht nur ein recht wildes Gelächter, ſondern ſie ziſchten auch den ehrwürdigen Greis öffentlich aus, und nicht ein einziges ſeiner Pakete war er weiter zu verkaufen im Stande. Noch einige Landleute blieben da, ſteckten die Köpfe zuſammen, und ſtritten ſich, ob nicht der alte Mann kindiſch wäre. Dieſer ſchlechte Ausgang der ganzen Komödie bewog den Aeskulap, wieder einzupacken. Doch redete er vorher noch die wenigen Zuhörer an: „Um eure Geduld, meine „Freunde! zu belohnen, will ich euch vor meinem Abzuge noch ein großes Geheimniß endecken: „Es iſt „beſſer die Geſundheit wohlfeil zu erhalten, da man ſie „ſchon hat, als ſie theuer wieder zu kaufen, wenn ſie „einmahl verlohren iſt.“ Die Bauern ſchüttelten die Köpfe, lachten überlaut, und nahmen dieſe Regel mit ſich aus der Stadt auf das Dorf, und erzählten ſie den andern Bauern in der Schenke. Dieſen kam ſie ſo vernünftig vor, daß man noch bis auf dieſe Stunde in den meiſten Provinzen auf dem Lande weder Doctores noch Apotheker, wohl aber die Geſundheit häufig ſieht.

Da die Geſundheit ein ſo unentbehrliches und wichtiges Gut iſt, welches einen ſo unbeſchreiblich großen Einfluß in unſere wahre Glückſeligkeit hat, ſo ſollte ſie nach dem Willen des liebreichen Schöpfers auch ein allgemeines Gut, ein Eigenthum aller

Menſchen, ſeyn. Ich halte dieſe Folgerung für ſehr erheblich. Eben deswegen, weil der Reichthum, weil eine hohe Geburt, weil die Schönheit und einige andere Vorzüge von dieſer Art nicht allen nützlich ſind, und auch nicht von allen beſeſſen werden können, eben deswegen, ſage ich, entdeckt uns die Vernunft keine gewiſſe Kunſt, vermittelſt welcher alle und jede Menſchen, dieſe ſo ſehr geſchätzten Güter erlangen könnten. Was aber im Gegentheil die Erhaltung der Geſundheit betrifft, ſo behaupte ich, daß, weil die Vorſehung will, daß alle Menſchen dieſelbe beſitzen ſollen, ſie uns auch dazu ſo leichte und ſo wohlfeile Mittel müſſe angewieſen haben, daß ſich alle dieſes wichtige Kleinod der menſchlichen Glückſeligkeit verſchaffen können; und ich glaube, daß man dieſe Mittel am vernünftigſten aus denjenigen erſten Zeiten der Welt erlernen könne, wo man noch der Natur folgte, und worin man keine andere Arzeney-Wiſſenſchaft und Aerzte hatte, als die Arbeit, die Mäßigkeit, und die bey einer ſimplen und nichts weniger als verzärtelten Lebens-Art ſo liebenswürdige Zufriedenheit. Ich werde, indem ich dieſe Anmerkung izt weiter ausführen will, meine Leſer bald in die Hütten der Patriarchen, und bald in die Palläſte, (wenn ich dieſe etwas beſſern Häuſer ſo nennen darf,) derjenigen Könige und Feldherren führen, welche uns der älteſte Schriftſteller nach der Bibel, der große Homer, ſo verehrungswürdig abbildet. Dann werden wir, wenn wir dieſe, über unſere verzärtelnde Künſteley ſo weit erhobene Einfalt kennen gelernt haben, einſehen, wie es möglich ſey, daß die Geſundheit in der Kindheit der Welt ein faſt allgemeines Gut bey allem Mangel der Aerzte geweſen ſey.

Es iſt unſtreitig, daß die Weichlichkeit, die Unmäßigkeit und die übrigen Ausſchweifungen der menſchlichen Leidenſchaften, welche unſere, nunmehr epidemi-

ſchen Krankheiten, zum Unglück des menſchlichen Geſchlechts, geboren haben, Töchter des Ueberfluſſes und der weichlichen Faulheit ſind; dieſe aber haben unſtreitig keinen geringen, ſondern einen ſehr hohen Urſprung; ſie ſtammen nicht aus den Hütten der Armen ab, ſondern ſie ſind ganz gewiß in den Höfen und in den Palläſten der Reichen geboren worden. Der Glanz, welcher die Großen umgiebt, breitet ſich auch über ihre Laſter aus; und nie würde man die Schwelgerey und die verſchiedenen Arten der Unmäßigkeit, ich will nicht ſagen verführeriſch, ſondern nur erträglich, gefunden haben, wenn nicht die Niedrigern darin überhaupt etwas vorzügliches und eine gewiſſe Art der Ehre suchten, worin ſie die Großen ſich hervorthun ſehen. Wenn man deswegen dieſe Laſter, die ihre unſelige Herrſchaft über das menſchliche Geſchlecht, allein der Nahrung zu zuſchreiben haben, wieder um dieſelbe bringen und ſie verächtlich machen will, ſo muß man dieſe Laſter nicht an den Niedrigen als ſchädlich vorſtellen, ſondern man muß vielmehr zeigen, daß ehemahls die reichſten und größten Männer, die wir noch wegen ihrer großen Tugenden und ruhmwürdigen Thaten bewundern, ihre wahre Ehre und Glückſeligkeit in einer reinen Tugend, in einer vollkommen vernünftigen und der ſchönen Einfalt der Natur gemäßen Lebens=Art geſucht haben, und daß ſie alſo weit über dieſe Thorheit erhaben geweſen ſind, in der Stillung niedriger Lüſte und in einer laſterhaften Unmäßigkeit eine Art der Ehre und des Vorzuges zu ſuchen.

Die Patriarchen, dieſe uns wegen ihrer reinen Tugend und beſondern Vertraulichkeit mit Gott ſo verehrungswürdige Männer, waren ſehr reiche Leute; nur muß man, um ſich von ihrem Reichthume einen richtigen Begriff zu machen, bemerken, daß derſelbe damahls auch bey Königen mehr in anſehnlichen

Län=

Ländereyen und zahlreichen Heerden von Vieh, als in einer Menge todter Schätze, beſtanden habe. Ich werde weiter unten dieſe Anmerkung wiederhohlen. Wenn man alſo nach dem Maßſtabe der alten Sitten und Gewohnheit die Größe eines Abraham's, eines Iſaak's und Jakob's mißt, ſo kann man ſie den Reichſten unter unſerm Adel an die Seite ſtellen. Es iſt unnöthig, daß ich die eigentliche Anzahl ihrer Heerden aus den verſchiedenen Berechnungen des göttlichen Geſchichtſchreibers, oder aus der Größe der Ländereyen, die ſie beſeſſen haben, genau beſtimme. Ein einziger Umſtand läßt uns davon ſicher genug urtheilen. Als Abraham den Loth aus den Händen der Könige, die ihn gefangen mit ſich fortgeführt hatten, wieder erretten wollte, zog er mit 318 Knechten aus, die alle in ſeinem Hauſe waren geboren worden. Rechnet man die Weiber und Kinder derſelben und die gekauften Sclaven dazu, ſo kann man die Anzahl der Perſonen, die er täglich in ſeiner Familie ernährte, wenigſtens auf 800 ſetzen. Der einzige Erbe dieſes großen Reichthumes, welchen in den älteſten Zeiten die Heerden und Sclaven ausmachten, war Iſaak; und es iſt kein Zweifel, daß dieſes anſehnliche Vermögen, bey deſſelben weiſen und ordentlichen Haushaltung, ſich nicht noch ſehr ſtark werde vermehrt haben. Doch, es iſt nicht nöthig, daß ich dieſen Punct noch weiter ausführe, oder daß ich aus den Braut-Geſchenken, welche Abraham der Rebecca bey ihrer Verheurathung mit ſeinem einzigen Sohne gegeben hat, und aus einigen andern Umſtänden beweiſe, daß Abraham auch einen anſehnlichen Vorrath an Gold, Silber, und andern Koſtbarkeiten, beſeſſen habe. Es iſt deutlich genug, daß dieſer, wegen ſeiner Frömmigkeit, und wegen ſeiner edlen Geſinnung, die er beſonders durch ſein uneigennütziges Bezeigen gegen den etwas vortheilſüchtigen Loth bewies, ſo berühmte

Stamm-

Stammvater der Juden nebſt ſeinen Söhnen auſſerordentlich begütert, und, welches eine faſt unzertrennliche Folge von einem ſolchen Vermögen iſt, auch ein angeſehener und vornehmer Mann geweſen ſeyn müſſe. Wir wollen vielmehr izt die Lebens-Art dieſer Reichen betrachten. Da ihr gröſter Reichthum in der Viehzucht beſtand, ſo lebten ſie auf dem Lande und in einer weit reinern und freyern Luft, als die wir in den, mit ſo vielen Ausdunſtungen angefüllten Städten in uns ziehen. Die Patriarchen müſſen dieſes Leben für das geſundeſte und unſchuldigſte gehalten haben, weil ſie ſich nicht in Städte begeben haben, obgleich dergleichen damahls ſchon verſchiedene vorhanden waren; denn wenigſtens hätten ſie für ihre eigene Perſon dieſen bequemern und ſicherern Aufenthalt erwählen können. Die Umſtände der Welt, und beſonders in Europa, haben ſich geändert, und es geht nicht an, daß izt ſehr viele Menſchen dieſe patriarchaliſche Lebens-Art führen können; unterdeſſen ſteht es doch noch den meiſten Reichen frey, ſich die Gelegenheit zu einem abwechſelnden Aufenthalte auf dem Lande zu verſchaffen, und ich zweifle nicht, daß die öftere Entfernung von den beſetzten Tafeln der Städte, und die reinern und ſtillern Ergetzlichkeiten des alten patriarchaliſchen Lebens ihnen bald die Brunnen- und andere beſchwerliche Curen eben ſo entbehrlich machen würden, als es ſie es dieſen würdigen Muſtern, die ich ihnen zur Nachahmung empfehle, waren. Was uns betrifft, die wir keine Land-Güter haben, ſo können wir wenigſtens durch öftere Spaziergänge, am allermeiſten aber durch die, auch in den Städten zu beobachtende ländliche und unſchuldige Lebens-Art, eine Art des Freybriefes wider die gewöhnlichſten Krankheiten erkaufen; denn wenn wir auch von dem Orte des Aufenthaltes, den jene tugendhafte Männer ſich erwählt hatten, abgehen, ſo können

nen wir ihnen alle wenigſtens in Abſicht auf Mäßigkeit und Arbeitſamkeit ähnlicher werden.

Ich wende mich demnach ſogleich zu dieſem Puncte; und wie ſehr wünſchte ich, daß ich nichts ſagen könnte, als was auch unter uns ſehr gewöhnlich wäre; unter uns, ſage ich, die wir uns einer beſonders guten und geſitteten Lebens-Art rühmen, und die wir unſtreitig von den Tugenden, die ſie mit einer ſo ſchönen Einfalt ausübten, viel gelehrtere und ausführlichere Begriffe haben. Wir nähmlich wiſſen es, nachdem die Lehre von der Beſchaffenheit des menſchlichen Körpers ein eigener Theil der Gelehrſamkeit geworden iſt; wir, ſage ich, wiſſen es ſehr richtig und genau zu ſagen, daß die Stütze deſſelben allein die Mäßigkeit ſey, daß die nahrhafteſten und am wenigſten durch die Koch-Kunſt vermiſchten Speiſen, daß dieſe Speiſen, die man gleichſam ſchon beynahe ganz zubereitet aus den mütterlichen Händen der weiſen Natur empfängt, die geſundeſten ſind, und daß man ſie daher den zuſammengeſetzten, theuer aus fremden Ländern verſchriebenen und gekünſtelten weit vorziehen müſſe; wir wiſſen es, daß der Hunger der beſte Koch iſt, und daß man, um einen geſunden Appetit zum Eſſen bey ſich zu erwecken, nicht erſt viele ausländiſche Gewürze nöthig habe, ſondern daß man ſich das Vergnügen bey der Mahlzeit durch die vorhergegangene Arbeit am wohlfeilſten erkaufe; wir wiſſen ferner, daß alle hitzige Getränke unſern Lebens-Säften, indem ſie dieſelben theils verzehren, und theils in eine widernatürliche Wallung ſetzen, äuſſerſt nachtheilig ſind; und wir haben endlich unſere Weisheit ſo weit getrieben, daß wir gleichſam das Maß, wie viel wir eſſen und trinken dürfen, mathematiſch beſtimmen können. Und doch beobachten wir, in dem ſo aufgeklärten Europa, nicht einmahl die vernünftige Mäßigkeit, ich will nicht ſagen, jener Günſtlinge des Allerhöchſten,

deren

deren unſchuldvolles Land‑Leben ich hier vornehmlich beſchreibe, ſondern nicht einmahl, wie ich unten zeigen werde, der Wilden in Amerika. Wir halten Lobreden auf dieſe der Natur ſo gemäße und der Würde eines vernünftigen Geſchöpfes ſo anſtändige Lebens‑Ordnung; wir hören wenigſtens dieſe moraliſchen Lobreden mit Beyfall an, aber wir überlaſſen jenen allein die Ehre, dieſe große europäiſche Weisheit auszuüben.

Der Tiſch der Patriarchen war ungefähr ſo, wie Adam's, wie eines Methuſalem beſetzt. Man beſchäftigte ſich nicht viel mit der Sorge, den Hunger durch künſtliche Zurichtungen zu ſtillen; man glaubte, daß die Natur bereits dafür geſorget hätte. Man begnügte ſich dagegen damit, daß man ſich durch die Arbeitſamkeit ihrer mütterlichen Sorgfalt und Freygebigkeit würdig machte. Man glaubte, (und dieſes unſtreitig durch eine Tradition, die ſich noch von der unſchuldigen Kindheit der erſten Welt herſchrieb), daß man nur äße, um den Hunger zu ſtillen, und die verlorenen Kräfte zur Fortſetzung ſeiner täglichen Arbeiten wieder zu erlangen. Das Frauenzimmer hatte, da es die Stelle verſchiedener Handwerker in den Bedürfniſſen des Hauſes, und vornehmlich der Kleidung, erſetzen mußte, ſo viel in dieſen weitläuftigen Familien zu thun, daß es keine Zeit übrig behielt, lange in der Küche zu ſeyn. Nur ſehr ſelten fiel ein ſolches Feſt vor, da man Braten machte, und Kuchen buk. Ein gut ausgebackenes Brod, Milch, Butter, Kohl, Hülſen=Früchte und Obſt, das waren alle Gerichte, welche Sara dem reichen Abraham gewöhnlich vorſetzte. Unter denſelben ſtand ein Krug klaren und reinen Waſſers, welches ſie ohne Zweifel nicht aus der gewöhnlichen Tränke der Heerden, ſondern irgendwo aus einer tiefen und friſchen Quelle hatten hohlen laſſen. Ich darf wohl nicht befürchten, daß

mich hier jemand fragen werde, wo ich jemahls das Glück gehabt habe, dieſen verehrungswürdigen Gerechten, von dem der Geiſt Gottes Ausdrücke voller Achtung gebrauchet, ſpeiſen zu ſehen? Ich kann Beweiſe anführen, die man bey ſo entfernten Begebenheiten allemahl für völlig entſcheidend halten muß. Ich berufe mich zuerſt auf die der Schrift ſo gewöhnlichen Redens=Arten, da ſie, wenn ſie von Mahlzeiten ſpricht, faſt durchaus nur vom Brodbrechen und Waſſertrinken redet. Ich berufe mich, zweytens, auf einige beſondere Nachrichten der heiligen Geſchichte, welche die von mir gemachte Anmerkung beſtätigen. Was bekam Jsmael, der bisher in dem Hauſe eines ſo reichen Mannes als ein Sohn iſt gehalten worden, ſeiner Jugend ungeachtet, nebſt ſeiner Mutter mit auf den Weg, da er in die Fremde geſchickt wurde? Brod und ein Gefäß voll Waſſer. Worin beſtand die ſo gerühmte Höflichkeit, welche Boas der Ruth erwies? Er erlaubte ihr, ſagt die Schrift, daß ſie mit von dem Waſſer trinken durfte, welches ſeine Leute tranken, daß ſie mit ihnen eſſen und das Brod in Eſſig tunken durfte; und doch begegnete er ihr mit einer Achtung, die uns erlaubt zu glauben, daß dieſes ſolche Ehren=Bezeigungen geweſen ſeyn, dergleichen wir unſern Verwandten, wenn ſie uns beſuchen, erzeigen. Ferner, wie theuer bezahlte nicht Eſau dem Jakob ein Linſen=Gericht? Er, der natürliche Erbe und künftige Herr eines ſo großen Reichthumes? Und was verliere ich mich ſo weit von dem Hain Mamre, wo wir den großen Abraham in einer bäueriſchen Hütte kurz zuvor noch verlaſſen hatten? Eine auſſerordentliche Ehre wurde izt dieſem Gerechten beſtimmet. Drey Männer kommen, und beſuchen ihn ganz unvermuthet. Abraham, des vertrauten Umganges mit der Gottheit gewohnt, entdeckte in dieſen drey Fremden etwas Göttliches; er

em=

empfängt ſie daher mit der tiefſten Ehrerbiethung, und von dieſer und der lebhafteſten Freude durchdrungen, veranſtaltete er ein auſſerordentliches Feſt; er bereitet, wie der heilige Geſchichtſchreiber ſich ausdrückt, (und zwar vermuthlich, um das Ungewöhnliche einer ſolchen herrlichen Mahlzeit anzuzeigen,) ein groſʒes Mahl. Worin beſtand aber dieſer groſʒe Aufwand in dieſen Zeiten der ländlichen Unſchuld und Mäßigkeit? „Eile,“ ſprach er voller Freude zu ſeiner lieben Sara: „und menge drey Maß Semmelmehl, knete und backe „Kuchen.“ (Alſo mußte dieſe reiche Frau ſich ſelbſt mit der Zurichtung beſchäftigen.) „Er aber,“ (nicht ein Knecht,) „er ſelber lief zu den Rindern, und hohlte „ein zart gut Kalb, und gabs dem Knaben, der eilete „und bereitete es zu. Und Abraham trug auf But„ter und Milch, und von dem Kalbe, das er zuberei„tet hatte, ſetzte er ihnen vor, trat vor ſie unter dem „Baum, und ſie aßen.“ Und dieſes war, ich wiederhohle es noch ein Mahl, ein auſſerordentliches Feſtin. Hier ſehen wir auf dem Tiſche nichts anders, als ſolche Speiſen, welche der Acker und die Heerde gaben, und wir ſehen auch von dieſen nur wenige Arten. Hier herrſcht kein ungeſunder und ungereimter Ueberfluß; die Speiſen ſind vollkommen wohl ausgeſucht, um den Appetit ermüdeter Reiſenden zu vergnügen. Das, was unſerm verwöhnten Geſchmacke nach, bey dieſen mäßigen Mahlzeiten noch fehlte, erſetzen hier die heiligen Unterredungen, und die gänzliche Verbannung des uns eben ſo beſchwerlichen als gewöhnlichen Ceremoniels. Den Mangel des Zuckers und anderer Gewürze, die wir, um unſern Appetit zu reizen, aus den entfernteſten Welt-Theilen kommen laſſen, erſetzte man in dieſen Tagen der Mäßigkeit durch Honig; und ich darf wohl nicht hier erſt erinnern, daß wir, wenn das Honig über das Meer zu uns gebracht werden müßte, daſſelbe wegen ſeiner nährenden, löſenden

und vortrefflichen Kraft, den Körper geſund zu erhalten, den Zucker weit vorziehen würden. Allein, es iſt längſt von den größten Aerzten angemerkt worden, daß die Reichen das Vergnügen, durch natürliche und wohlfeile Mittel ſich geſund zu erhalten, den Armen überlaſſen, und lieber ſolche Speiſen und Getränke theuer bezahlen, die unter einem entfernten und unſerer deutſchen Conſtitution gar nicht gemäßen Klima gewachſen ſind, um hernach Gelegenheit zu haben, indem ſie, um wieder geſund zu werden, ausländiſche Arzeneyen gebrauchen, ihren Reichthum ſehen zu laſſen. So weit iſt es nähmlich mit unſerer Eitelkeit bereits gekommen, daß wir auch ſogar bei den Beweiſen unſers Nichts eine Art der Ambition mit einzumiſchen wiſſen.

Ich kann aber nicht umhin, hier wieder auf das Waſſertrinken der Erzväter zu kommen, weil ich darin mit ſo vielen großen Aerzten ein beſonderes Mittel zur Erhaltung einer dauerhaften Geſundheit und eines langen Lebens ſuche. Ich behaupte nicht, daß Abraham oder Jakob gar keinen Wein getrunken haben; aber ich behaupte doch, daß ſie ihn ſehr ſelten und ſehr mäßig gebraucht haben müſſen. Die heilige Geſchichte bemerkt ſehr ſorgfältig alle Umſtände von dem häuslichen und Privat-Leben der Stammväter von dem nachherigen Volke Gottes, und zwar, wie ich glaube, damit ſie nicht nur ihren reichen Nachkommen, ſondern auch allen nachfolgenden Zeiten, wider das nach und nach überhand nehmende Verderben der Schwelgerey, Muſter von der einförmigen und vernünftigen Lebens-Art derjenigen Zeiten geben möge, worin der Geſchmack mehr durch die Natur ſelbſt gebildet, als durch die Mode und den, den Lüſten der Reichen unterworfenen Witz umgeſchaffen war. Und, welches ich im Vorbeygehen bemerken will, dieſes iſt mit ein Beweis von dem göttlichen Urſprunge der heil. Schrift, daß ſie auf das vollkommenſte nach allen Arten der menſchlichen Bedürfniſſe, und folglich auch ſogar zur Verbeſſerung des häuslichen Lebens, als welches unſtreitig einen ſehr merklichen Einfluß in unſer geſammtes moraliſches Verhalten

hat,

hat, eingerichtet iſt. Ich kann alſo zum voraus ſetzen, daß die heilige Geſchichte uns ſehr ſorgfältig von allen Umſtänden des Privat-Lebens der Erzväter unterrichte, um uns in dieſen liebenswürdigen Gemählden von der unſchuldigen Kindheit der Welt das Bild der Einfalt und der weiſen Mäßigkeit vor Augen zu ſtellen. Und kann ich dieſes mit Recht zum voraus ſetzen, ſo habe ich auch ſchon halb erwieſen, daß die Patriarchen den Wein entweder ganz und gar nicht, oder doch ſehr mäßig, gebraucht haben müſſen; wenigſtens wird in der Patriarchen-Geſchichte nur dieſes als etwas Beſonderes angemerkt: erſtlich: das Melchiſedek dem ſiegenden Abraham, der mit diſem Prieſter mitten unter den Heiden nur Einen Gott anbetete, Wein und Brod entgegen getragen; und zweytens, daß Jakob ſeinem entkräfteten alten Vater etwas Wein zu ſeinem Wildpret vorgeſetzt habe. Sehen wir hier nicht den rechten, und den Abſichten der Natur vollkommen gemäßen Gebrauch von dem Safte der Trauben? Er wurde zur Erquickung nach einer großen Erſchöpfung der Kräfte und zur Erweckung der Lebens-Geiſter bey Greiſen gebraucht. Wenn im Gegentheil Abraham wirklich Wein in Mamre gehabt hätte, ſo iſt kein Zweifel, daß, da er ſeine hohen Gäſte auſſerordentlich bewirthen und ehren wollte, er unter den Speiſen, die uns ſo genau beſchrieben werden, Wein aufgetragen hätte. Aber, ich habe noch einen anderen Grund. Wenn der Wein in den Hütten der Erzväter gewöhnlicher geweſen wäre, als er es gewiß nicht war, ſo würden wir vielleicht, wenigſtens von Jakob's ungerathenen Söhnen, ſo was von einer ſchlimmen Wirkung eines ſtarken Getränkes leſen, wie vom Noah oder Loth. Allein, wir finden nirgends eine Spur von der, heutigen Tages ſo gewöhnlichen Trunkenheit, ungeachtet die heilige Geſchichte, wider die Gewohnheit der weltlichen Geſchichtſchreiber, die Fehltritte und Sünden, auch ſelbſt der Heiligen, nicht verſchweiget, ſondern ſie zu unſerer Warnung aufrichtig anzeigt; abermahl zu einem deutlichen Beweiſe, daß ſie ein von Gott zum Unterricht aller Menſchen eingegebenes Buch ſey. Ich habe mich aber bey dieſem Umſtande vom Weintrinken, um deswillen etwas weitläuftiger aufgehalten, weil es unſtreitig iſt, daß der immer mehr und mehr überhand nehmende Mißbrauch deſſelben eine Haupt-Urſache von

den vielen, beſonders hitzigen Krankheiten ſey, die unter uns herrſchen, und die nunmehr von den Aeltern natürlicher Weiſe auf die Kinder fortgeerbet werden, und weil uns auf der andern Seite die Lebens-Art der Patriarchen um ſo viel mehr in der Haupt-Sache zur Regel dienen kann, da wir wiſſen, daß ſie bey ihrer Diät ſehr geſund geblieben ſind, und eben deswegen auch ein ſehr hohes Alter, wie im LXVI Th., S. 714, fgg. erwähnt worden iſt, erreicht haben.

Ich kann aber die hier von dem Schaden des heut zu Tage allzu gewöhnlichen Gebrauches hitziger Getränke gemachte Anmerkung, die einen ſo offenbaren Einfluß in die Verlängerung unſers Lebens hat, noch mit andern hiſtoriſchen Beweiſen darthun, um den Haupt-Satz zu befeſtigen, welchen ich in dieſer ganzen Abhandlung zum Grunde lege, nähmlich: **daß, je mehr wir uns der Natur und der alten ungekünſtelten Lebens-Art wieder nähern würden, deſto beſſer würden wir auch für die Erhaltung unſerer Geſundheit und eines langen Lebens ſorgen.** Und ich glaube, daß dieſes eine der vortheilhafteſten Arten des Gebrauches der alten Schriftſteller mit ſey, wenn man ſolche gemeinnützige Regeln aus denſelben herleitet. Es iſt nähmlich von denen, welche die Geſchicht-Bücher mit einer durch die Liebe gegen das menſchliche Geſchlecht erweckten Aufmerkſamkeit leſen, ſchon längſt die wichtige Anmerkung gemacht worden, daß die Beyſpiele von ſehr alten Leuten in der Maße unter einem Volke abnehmen, in welcher unter demſelben die Handlung, und die Säuglinge derſelben, ich meine die ſchönen Künſte, zunehmen. Die Urſache von dieſer ſchlimmen Wirkung iſt leichter zu entdecken, als von dem wachſenden Flor eines Landes abzuſondern. Die Handlung führt den Begierden und unordentlichen Neigungen des menſchlichen Herzens aus den entfernten Welt-Theilen die Nahrung zu, und der Ueberfluß gebiert die Schwelgerey. Unterdeſſen bleibt die Natur der Einwohner eben dieſelbe; ſie wird darum nicht ſtärker, weil ſie nun mit gefährlichern Feinden, als in den vorigen mäßigen Zeiten, zu kämpfen hat. Alſo iſt dieſer traurige Erfolg unvermeidlich; ſie muß zuletzt nach ſo vielen wiederhohlten Beſtürmungen unterliegen; und was noch das Schlimmſte iſt, die Körper der Einwohner werden von Geſchlecht zu Geſchlecht

immer

immer ſchwächer, weil das Verderben von ſchwachen Aeltern ganz natürlich auch auf die Kinder ſich fortpflanzt. Wo ſind denn die alten Römer unter den jezigen Einwohnern von Rom und Italien zu finden? Wo ſind dieſe eichenharte Körper, welche izt ſelbſt unter unſern abgehärtetſten Soldaten bewundert werden würden? Man kennt die weibiſche Weichlichkeit der Italiäner. Hier darf ich nur eine merkwürdige Stelle aus dem Cicero herſetzen, und hernach meine Leſer urtheilen laſſen, ob nicht meine Anmerkung von der gänzlichen Ausartung der Körper einer Nation vollkommen gegründet ſey. „Betrachtet nur,“ ſagt Cicero: „ihr Zärtlinge, die ihr euch über die geringſte Unbequemlichkeit beſchweret, das römiſche Kriegs-Heer. Welche Mühſeligkeiten erträgt nicht unſer Soldat! Muß er nicht öfters auf 3 Wochen ſeinen Proviant bey ſich ſchleppen? Muß er nicht ſein anderes Geräth mit ſich führen? Muß er nicht zugleich Palliſaden zur Befeſtigung der Feld-Läger tragen? Von den verſchiedenen Stücken ſeiner Rüſtung will ich nicht einmahl etwas erwähnen; denn ein Soldat hält ſeinen Schild, Helm und Degen, eben ſo wenig für eine Bürde, als ſeine Arme, Schultern und Knochen; die Waffen, heißt es im Lager, ſind die Glieder des Soldaten. — — Wie muß man nicht erſtaunen, wenn man unſere Legionen exerciren ſieht! Wie ſchnell laufen ſie nicht! Wie geſchwinde ſchließt ſich nicht die ganze Armee in Reihen und Glieder! Was für ein Geſchrey müſſen ſie nicht währendem Laufen erheben! Welche Ermüdung! Gleichwohl lehrt ſie die Gewohnheit, alle dieſe Strapazen auszuhalten und Wunden zu verachten. Und daher kommt es eben, daß ſie ſich im Treffen ſo wenig vor Verwundungen ſcheuen.“ Dieſe Beſchreibung von der centnerſchweren Laſt, welche die römiſchen Soldaten in einem heißen Lande und im freyen Felde tragen lernten, kann uns nicht unglaublich vorkommen, wenn wir in den alten Zeug-Häuſern die Harniſche und ganz eiſerne Kriegs-Kleidungen ſehen, welche unſere Vorfahren nebſt den ſchweren Büchſen getragen haben; Laſten, unter welchen wir, ihre Nachkommen, zu Boden ſinken würden. Ich weis es, daß die Körper der Soldaten durch lange Uebungen beſonders abgehärtet werden müſſen; aber vielleicht würden izt alle dieſe Uebungen bey denen, die in den

Städten auf eine vornehme Art erzogen worden ſind, vergebens ſeyn.

Ich komme aber, nach dieſer Ausſchweifung, wieder zu meiner Haupt-Anmerkung, nähmlich: daß unter allen Völkern, unter welchen die Einführung der hitzigen Getränke noch nicht eingeriſſen war, die Einwohner, im Ganzen betrachtet, ein weit höheres Alter erreicht haben, als ſie von der Zeit an erreichten, da mit den verſchiedenen Arten von Wein und andern Getränken die Trunkenheit und Unmäßigkeit allgemein geworden ſind; ſie, welche die unſeligen Mütter der ſchädlichſten Krankheiten ſowohl der Seele, als des Leibes, ſind. Ich berufe mich zuerſt auf die älteſten Zeiten der griechiſchen Republik, in welchen die Griechen die mächtigſte Nation ausmachten, und ſo zahlreich waren, daß Griechenland, ob es gleich nicht halb ſo groß war, als England, nach einer ſehr genauen Ausrechnung eines Britten 29 Millionen Einwohner, und alſo 4 Mahl mehr als itzt England, hatte. Dieſe Anzahl von Einwohnern hatte es nur in jenen Zeiten, worin die Trunkenheit von Solon und den andern Geſetzgebern mit der Todes-Strafe belegt wurde, und worin die Reichen keinen andern Wein tranken, als denjenigen, wo zu 2 Theile Wein 3 Theile Waſſer waren gegoſſen worden. Und in Spanien iſt es noch ſelbſt unter Perſonen vom höchſten Range eingeführt, daß ſie vor dem 40ſten Jahr nicht reinen Wein trinken. Man hat aber die Anmerkung gemacht, daß in Spanien viele Könige ſehr alt geworden ſind, in Frankreich hingegen keiner, von Karl dem Großen an bis auf Ludwig XI., das 60ſte Jahr erreicht hat. Doch, ich will lieber, da ich von dem Einfluſſe der Mäßigkeit auf die Geſundheit und das lange Leben ganzer Völkerſchaften rede, auch die Beweiſe von ganzen Nationen hernehmen. Die Wilden in Amerika, die von Jugend auf gewohnt ſind, in den Wäldern und unter freyem Himmel zu ſeyn, müſſen unſtreitig eine harte, und, gegen die unſrige, gar eine eiſerne Natur haben; und gleichwohl werden ſie itzt ſo häufig krank, als die Europäer, und ſterben auch eben ſo häufig, ehe ſie das gewöhnliche Lebens-Ziel der Menſchen erreichen, als die Einwohner der reichen und wollüſtigen Städte in unſerm Welt-Theile. Woher dieſe große Veränderung in ehemahls wider alle Witterungen und die rauheſte Lebens-

Art

Art ſo ſehr abgehärteten Körpern? Die Reiſebeſchreiber bezeugen alle, daß von der Zeit an, da die Europäer Weine, Punſch, ſtarke Biere und andere hitzige Getränke unter ihnen eingeführt haben, die Laſter und die Krankheiten eine gleich große Verheerung unter dieſen, vorhin unbeſiegten Nationen angerichtet, und dieſe vormahls ſtark bevölkerten Provinzen ſehr verödet hätten. Dergleichen Niederlagen richtet die Unmäßigkeit von Jahren zu Jahren unter uns an, und bloß die beſtändige Gewohnheit macht es, daß wir uns vor dieſer ſchleichenden Peſt gar nicht mehr entſetzen. Allein, wir würden erſchrecken, wenn wir, um mich der Erdichtung eines alten Poeten zu bedienen, die Todten-Liſten aus dem Reiche der Schatten ſehen, und daraus erkennen ſollten, daß unter allen Todten kaum der hunderte Theil Alters halber geſtorben ſey. Ich ſage noch mehr: auch die Mäßigſten können itzt beynahe nicht mehr ſo alt werden, als in jenen goldenen Zeiten, wo in der äuſſern Lebens-Art noch eine große Einfalt herrſchte. Der in den Städten herrſchende ſtarke Aufwand führt eine allgemeine Theurung ein, und vervielfältigt die Bedürfniſſe des Lebens dergeſtalt, daß es auch dem arbeitſamſten Manne ſchwer wird, eine mittelmäßige Familie bey einem eingeſchränkten Aufwand anſtändig zu erhalten. Will er nun den Wohlſtand beobachten, und doch zugleich bey allen großen Ausgaben ein ehrlicher Mann bleiben, ſo muß er Tag und Nacht ſorgen; gleichwohl aber ſchadet nichts der Geſundheit mehr, als Sorgen. O wie glückſelig, und zugleich auch wie geſund, lebte man nicht in jenen Zeiten der Römer, da der Befehlshaber der Armeen, ſo bald der Krieg zu Ende war, wieder ſein ſchlechtes Land-Haus bezog, das Feld mit eigenen Händen beſtellte, und doch ohne Staat, ohne Gepränge, bey ſeinem armſeligen Aufzuge, allein wegen ſeiner Verdienſte geehret wurde! Deutſchland hat vor mehr als 50 Jahren in einem Staate, der ſich unvermerkt unter den größten Mächten empor hob, den Schatten der alten römiſchen Einfalt, die Rom unüberwindlich machte, geſehen. Und damahls wenigſtens zweifelte niemand daran, daß die Höfe eben ſowohl Schulen einer mäßigen und einfältigen, als wollüſtigen und verſchwenderiſchen Lebens-Art werden könnten. Wozu aber dieſe weitläuftige Nutzanwendungen über die alte Geſchichte? wird man fragen.

Wer kann itzt, ohne ſich lächerlich zu machen, für die Geſundheit einer Familie zum Nachtheil ſeiner äuſſerlichen Ehre ſorgen? Soll man etwa ſeine Gäſte ſo bewirthen, wie Abraham die ſeinigen? Nein, laſſet uns äuſſerlich, und bey ſolchen Gelegenheiten, wo ein etwas gröſſerer Aufwand nach unſern Sitten zur Ehre gerechnet wird, den ſtrengen Geſetzen der Gewohnheit und des eingeführten Wohlſtandes, ſo viel wir können, nachgeben; auſſer dieſen, an ſich doch ſeltenen Fällen aber laſſet uns in unſern Häuſern und unter unſerer Familie vollkommen dieſe ſo natürliche und ſchöne Einfalt der erſtern, unſtreitig tugendhaftere Menſchen nachahmen. Und wenn die Thoren lachen, ſo wollen wir indeſſen mit Wonne und Zufriedenheit unſre dauerhafte Geſundheit genieſſen. Wir können in den Städten nicht durchaus ſo leben, wie Abraham mitten unter ſeinen Heerden, unter einem Gezelte; und die Schrift äuſſert eben auch darin ein Merkmahl einer göttlichen Weisheit, daß ſie uns nirgends auf die Nachahmung der einzelnen Stücke des patriarchaliſchen Lebens verweiſet; aber darin müſſen wir dieſen verehrungswürdigen Männern folgen, daß wir mehr auf geſunde und unſrer Natur gemäße Speiſen, als auf leckere, theure und ſehr künſtlich bereitete Mahlzeiten, ſehen.

Ich komme auf die Kleidung. Dieſen Punct aber darf ich nicht eher berühren, als bis ich die Abſicht, warum ich davon handle, werde erklärt haben. Ein Moraliſt fällt allemahl in das Lächerliche, wenigſtens nach dem Urtheile des weiblichen Publici, ſo oft er von einer Sache, die nicht vor den Richter-Stuhl der Sittenlehre, ſondern allein unter die vermiſchte Juriſdiction des Geſchmackes eines Volkes, der in der geſitteten Welt herrſchenden Mode und des Wohlſtandes, gehört, mit einem ernſthaften Geſichte redet. In keiner von dieſen Abſichten werde ich die Kleidung der Patriarchen mit unſerer europäiſchen in Vergleichung ſtellen; und doch hoffte ich, ich würde dieſe, dem Scheine nach ſo unerhebliche Sache aus einem Geſichtspuncte vor Augen ſtellen können, daß

ſich

ſich ganz ungezwungen ein Par wichtige Anmerkungen darüber würden machen laſſen.

Ich werde demnach den anſtößigen Punct von dem Zuſchnitte und der Form der patriarchaliſchen Kleidung, gleich anfangs, aber dabey ganz kurz, berühren. Die Kleidung der Orientaler iſt von der jezigen europäiſchen ſehr weit unterſchieden. Die unſrige, die aber ſelbſt nicht viel über 300 Jahr alt, und zuerſt in Frankreich aufgekommen iſt, beſteht aus vielen Stücken, die auf verſchiedene Art, bald ſo bald anders zugeſchnitten werden, nach dem es die Tyranninn der artigen Welt, die Mode, in einem jeden Monathe haben will. Die morgenländiſchen und alle alten Völker aber hatten nur wenig Stücke. Ein Stück Leinwand oder Tuch wurde nachläſſig um den Leib geworfen, ſo, daß der ganze Körper, bis auf die Füße, davon bedeckt wurde. Ich will hier nicht mit dem berühmten Fenelon behaupten, daß dieſe Kleidung etwas Ehrwürdiges habe. Dieſes Urtheil hängt von dem beſondern Geſchmacke, den ein Jeder von ſo willkürlichen Dingen hat, ab. Der berühmte Verfaſſer des Telemachs war überhaupt ein großer Verehrer des Alterthumes. Aber ſo viel iſt wenigſtens unſtreitig, erſtens, daß dieſe Kleider-Art dem Endzwecke der Kleidung überhaupt ſehr gemäß ſey, indem ſie den ganzen Körper von allen Seiten bedeckt; zweytens, weil ſie weit war, ſo war ſie um deswillen der Geſundheit viel zuträglicher, als unſere europäiſche, weil der Körper und die Glieder nicht ſo widernatürlich, als wie beſonders bey unſerm Frauenzimmer, eingepreßt wurden; und wenigſtens muß ſie auch bequemer ſeyn, weil wir ſie im Hauſe durch unſere Schlaf-Röcke nachahmen, da uns hingegen unſere knapp angepaßten Kleider bey der Arbeit hindern. Abermahl ein Punct, der uns die Ausgaben für einen anſtändigen Anzug immer koſtbarer macht, beſonders was

die ſchöne Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes betrifft. Drittens war ſie die wohlfeilſte. Eine jede Hausmutter verfertigte dieſelbe für das ganze Haus ſelbſt. Viertens, war ſie keinen Veränderungen der Mode unterworfen. Noch izt gehen die Araber eben ſo gekleidet, wie Abraham und die übrigen Erzväter. Und fünftens, weil die ganze Kleidung der Orientaler faſt nur aus einem einzigen Stücke beſtand, ſo war man in weniger, als einer Viertel=Stunde, völlig angekleidet. Wie viel Zeit behielt nicht demnach Rahel zu ihren Haus=Geſchäften übrig, welche unſer Frauenzimmer vor der Toilette verliert! Die Kleider der Reichen waren übrigens nicht der Form und dem Zuſchnitte, ſondern allein dem Zeuge, woraus ſie gemacht waren, und der Farbe nach unterſchieden. Sie trugen entweder Kleider von der reinſten weißen Leinwand, oder violet= und purpurfarbene. Bey dieſem Unterſchiede der Stände blieben übrigens alle übrige Bequemlichkeiten und Vortheile der orientaliſchen Kleidung, die ich oben auch um deswillen angeführt habe, damit man einen Theil der Urſachen begreife, warum die Propheten die Eitelkeit und den thörichten Ehrgeiz der jüdiſchen Weiber, welche die Kleider=Trachten der heidniſchen Völker nachmachten, beſtraft haben.

Ich betrachte aber nunmehr die Nachrichten, welche wir von der Kleidung der patriarchaliſchen Familie haben, von einer wichtigern Seite; von derjenigen Seite, da die Nachahmung derſelben in der Haupt=Sache nicht wenig zu dem Flor der heutigen Staaten beytragen könnte. Ich bemerke nähmlich, daß die Alten überhaupt ihre Kleider, von den Producten des Landes, von Flachs und Wolle verfertigt haben. Jenen gab ihnen ihr Acker, und dieſe leztere ihre Heerde. Alſo beförderte die durchaus herrſchende Lebens=Art den Landbau und die Viehzucht, dieſe aber

ſo=

ſowohl als jener machte ihr Leben höchſt glücklich, erhielt ſie in einer für die Geſundheit zuträglichſten Beſchäftigung, verminderte die Bedürfniſſe, erleichterte den Unterhalt der zahlreichſten Familien, befreyete die Haus = Väter von jenen Sorgen, die izt das Leben derſelben verkürzen, verſchaffte den Einwohnern der Länder den Ueberfluß, verwandelte die Wüſteneyen in lachende und paradieſiſche Luſt = Gefilde, und erhielt die Menſchen im Schooße aller dieſer Reichthümer, womit die mütterliche Natur den Fleiß arbeitſamer Hände belohnt, in einer ſorgen = und laſter = freyen Unſchuld.

Glücklich ſind unſere Zeiten, welche dieſe und noch unzählige andere Vortheile des Ackerbaues und der Viehzucht nunmehr immer deutlicher einſehen!

Wir wollen uns wieder in die Hütten der Patriarchen begeben, um darin die wahre menſchliche Glückſeligkeit, in ſo fern ſie durch die Ausübung der nöthigſten Tugenden am leichteſten und gewiſſeſten erhalten werden kann, in ihrer natürlichen und ungeſchminkten Geſtalt zu betrachten. Wir treffen dieſe reichen und angeſehenen Männer, als redliche und kluge Landleute, nicht in dem wollüſtigen Müßiggange der meiſten jezigen Reichen, ſondern mit nützlichen Arbeiten beſchäftigt, an. Wer kann daran zweifeln, daß nicht ein Abraham, der ſo zahlreiche Heerden und Ländereyen hatte, und deſſen Familie aus mehr denn 400 Knechten beſtand, unaufhörlich beſchäftigt ſeyn müſſe? Wie viele Aufſicht war nicht bey einem Reichthum von dieſer Art nöthig, wenn nicht eine ſo große Wirthſchaft in kurzer Zeit in Unordnung, und endlich gar in einen gänzlichen Verfall gerathen ſoll! Und wenn wir nur annehmen, daß er zu gewiſſen Zeiten alle ſeine hin und her zerſtreueten Heerden beſuchte, ſo kann ſein Leben nichts weniger als bequem und müßig geweſen ſeyn. In den alten Zei-

ten nähmlich hielt man keine Art der Arbeit einem Reichen für unanſtändig, ſondern man glaubte, daß die Natur dieſelbe ſowohl als eine Pflicht, und auch als ein unentbehrliches Mittel zur Erhaltung einer dauerhaften Geſundheit erforderte. Wir haben oben geſehen, daß Abraham und Sara die geringſten Anſtalten zur Bewirthung ihrer Gäſte ſelbſt machten. Allein, wird man fragen, wofür hatte denn dieſer reiche Man ſo viel Leute? Ich antworte: nach der Moral, die in den patriarchaliſchen Hütten galt, und die von der Moral unſrer vornehmen Häuſer und Palläſte ſehr weit unterſchieden iſt, ſah ſich ein Reicher als einen Diener der Vorſehung an, der nicht deswegen mehr Güter von derſelben empfangen habe, um gemächlich und üppig zu leben, ſondern der ſeinen ganzen Vorzug allein darin ſuchte, daß er die gemeinſchaftlichen Güter der Familie Gottes zu ihrem Beſten verwaltete, und über alle Hausgenoſſen des höchſten Eigenthums-Herrn die Aufſicht und Direction führte. Hieraus ſchloß er, daß er vornehmlich verbunden ſey, ihnen ein nachahmenswürdiges Beyſpiel der willigen Arbeitſamkeit zu geben; weit davon entfernt, daß er dasjenige ſündlich und zur Unehre ſeines oberſten Lehns-Herrn auf eine üppige Art verſchwendete, was ſo viele fleißige Hände verſchaffen und der Natur gleichſam abverdienen mußten. In dieſen Grundſätzen waren die Patriarchen von ihren reichen Aeltern erzogen. Hätte ſonſt Jakob ſo wenig Umſtände gemacht, auf das bloße Verlangen ſeines Vaters, ganz allein, zu Fuße, und bloß mit einem Stabe in der Hand, bis nach Meſopotamien, welches von Haran ungefähr 150 Meilen entfernt war, zu gehen, um ſich eine Gattin auszuſuchen? Hätte dieſer begüterte Sohn ſich entſchloſſen, als ein gemeiner Schäfer Tag und Nacht 20 Jahr lang Laban's Heerden zu hüten, um ein glücklicher Ehemann zu wer-

werden? Und wenn nicht hernach dieſer Erzvater ſelbſt ſeinen Liebling, den Joſeph, von welcher Bequemlichkeit von ſeiner zarteſten Kindheit an entfernet und ihn frühzeitig hart gewöhnet hätte, würde, ſage ich, wohl dieſer Knabe ſo oft zu ſeinen Brüdern ganz allein gewandert ſeyn, um ſich nach ihren und der Heerden Umſtänden zu erkundigen?

Doch, wir wollen nur auf die Erziehung des zärtern Geſchlechtes ſehen; dieſes wurde ſo wenig als das ſtärkere, in der Jugend verzärtelt. Rebecca kam von einem ziemlich weiten Orte, um die Kamele zu tränken, und ſie ſchöpfte nicht nur Waſſer, ſondern ſie trug auch ſelbſt die ſchweren Gefäße auf ihrem Kopfe oder ihrer Achſel. Eben dieſe Tochter eines ſehr begüterten und angeſehenen Mannes, hütete, für ihre blühende und zarte Schönheit wenig beſorgt, auf freyem Felde die Schafe ihres Vaters. Ihre meiſten Verrichtungen beſorgten die Töchter dieſer reichen und anſehnlichen Männer im Schatten der väterlichen Hütte, und dieſe Arbeiten waren gewiß ſehr zahlreich; denn man bedenke nur, daß die Frauen und Töchter dieſer Reichen, deren Familien aus ſo vielen Menſchen beſtanden, den Mangel der Bäcker, Schneider und anderer Profeſſionen, ganz allein haben erſetzen müſſen. Dieſe Arbeitſamkeit blieb auch ſehr lange die Ehre des Frauenzimmers unter dem iſraelitiſchen Volke. Samuel, da er dem Volke Iſrael das Verlangen, einen König, wie die andern Nationen zu haben, wieder aus dem Sinn reden wollte, beſchreibt ihnen ſehr umſtändlich die vielen Abgaben und Hofdienſte, die er von ihnen, als einem bisher ganz und gar freyen Volke, zur Formirung ſeines Hof-Staates fordern würde; „euer König," ſagt er: „wird „eure Töchter nehmen, daß ſie Apothekerinnen, Köchinnen, und Bäckerinnen werden." David's Prinzeſſinnen beſorgten ebenfalls die Küche, wie man aus der

der Geſchichte Amnon's und ſeiner Tochter ſehen kann. Auſſerdem aber beſchäftigten ſich die zarteſten Hände und Finger mit Spinnen, Nähen und Verfertigung der Kleider für die Familie. In der vortrefflichen Schilderung, welche Salomo, Spr. 31, 13. von einer vollkommenen Frau giebt, macht ihre Arbeitſamkeit einige der ſchönſten Züge aus. „Sie geht,“ ſpricht er: „mit Wolle und Flachs um, und arbeitet „gern mit ihren Händen. Sie iſt wie ein Kaufmanns„Schiff, das ſeine Nahrung von ferne bringt. Sie „gürtet ihre Lenden feſt, und ſtärket ihre Arme. Sie „fürchtet ſich ihres Hauſes wegen nicht vor der Kälte „und Schnee; denn ihr ganzes Haus hat zwiefache „Kleider. Sie macht ihr ſelbſt Decken, weiße Sei„den und Purpur iſt ihr Kleid.“ Aus dieſem leztern Umſtande iſt zu ſchließen, daß hier nicht von einer armen Hausmutter die Rede iſt.

Die Beſchreibungen, welche uns die älteſten weltlichen Geſchichtſchreiber von den Sitten der Frauenzimmer ihrer Zeiten machen, ſtimmen mit dieſen Beyſpielen der heiligen Geſchichte völlig überein. Nauſicae, die Tochter eines thraciſchen Königes, gieng, nach Homer, ſelber an den Bach, um ihre Wäſche darin zu waſchen, unterdeſſen daß die Königinn, ihre Mutter, vom Morgen bis in die Nacht Garn ſpann. In eben dieſer häuslichen Beſchäftigung, und nicht vor der Toilette, trafen die benachbarten Prinzen die Penelope an, als ſie um dieſelbe, in der langen Abweſenheit ihres Gemahles, des Ulyſſes, Königs von Ithaka, freyeten. Alexander der Große trug damahls, als er des Darius Gemahlinn, und deſſen ganze königliche Familie gefangen bekam, keine andere Kleider, als die ihm ſeine eigene Schweſtern mit ihren fürſtlichen Händen bereitet hatten. Eben dieſes bezeugt Suetonius vom Kaiſer Auguſt.

„So

„So waren,“ ſagt Dacier, in ſeiner Vorrede zum Homer: „die Sitten in jenen Zeiten der Helden beſchaffen, in jenen glücklichen Zeiten worin man weder den Luxus, noch die Weichlichkeit kannte, und worin man die Ehre in nichts andern ſuchte, als in der Arbeit und in der Tugend, und hingegen nichts für ſchimpflich hielt, als den Müßiggang und das Laſter. Sowohl die heilige als weltliche Geſchichte lehrt uns, daß es damahls Mode war, ſich ſelbſt zu bedienen; und dieſe Gewohnheit war noch ein ſchätzbarer Ueberreſt von dem goldenen Zeit = Alter. Die Patriarchen arbeiteten mit ihren eigenen Händen. Die angeſehenſten Töchter giengen ſelbſt an den Brunnen. Rebecca, Rahel und die Töchter des Jethro weiden ihre Heerden. Und im Fabius Victor ſchöpft Rhea ſelbſt Waſſer, und eben dieſes thut auch beym Livius die Tochter des Tarpejus.“

Siehe auch den Artikel **Frugalität**, im XV Th., S. 325, fgg. und **Lebens=Ordnung**, weiter unten.

Lebens = Art, in Anſehung des Erwerbes ſeines Unterhaltes.

Ueber die Wahl der Lebens = Art. Wenn man als allgemein anerkannte Wahrheit annehmen kann, daß die Beſtimmung des Menſchen dahin geht, daß er glücklich ſeyn ſoll, und nicht nur auf Stunden oder Tage, ſondern auf die ganze Dauer ſeines Erden-Lebens; wenn man ferner als bekannt voraus ſetzen kann, daß nur allein die gehörige (*) Ausbildung und Vervollkommung der Anlagen und Kräfte ſeiner Natur, ihm wahre und bleibende Glückſeligkeit gewähren kann: ſo wird man auch leicht die Behauptung zugeben, daß der Menſch dieſes alles nur in einer

(*) Unter der gehörigen Ausbildung und Vervollkommung der natürlichen Anlagen und Kräfte des Menſchen verſteht man gewöhnlich die Bildung der natürlichen Anlagen, welche der künftigen Beſtimmung des jungen Menſchen als Mitglied der Geſellſchaft, vollkommen angemeſſen iſt.

ner geſellſchaftlichen Verbindung mit mehreren Weſen ſeiner Art erreichen könne. So groß auch die natürlichen Kräfte des Menſchen ſind, ſo würden ſie doch lange in ihm verborgen bleiben, viele ſich nie, oder doch nie in dem Grade äuſſern, daß ſie ihm wahrhaftig nützlich würden, wenn ſie nicht durch andere Menſchen erweckt würden, und ihre Ausbildung erhielten. Eigenes Nachdenken über die Schritte, die wir in unſerer Ausbildung durch Hülfe unſerer Aeltern, Erzieher und anderer Menſchen, mit welchen wir in Verbindung kamen, gemacht haben; die Erfahrung an Kindern, die ſich in ihrer frühen Jugend in unzugänglichen Wildniſſen verloren, und erſt nach vielen Jahren wieder unter Menſchen geriethen; und beſonders die langſame, allmähliche Fortſchreitung in der Entwickelung der menſchlichen Kräfte, welche die Geſchichte der Menſchheit uns lehrt, wird einen Jeden überzeugen können, daß der Menſch, ſich ſelbſt überlaſſen, und fern von aller Geſellſchaft mit ſeines Gleichen, ohne Bildung bleibt, und kaum in vielen Jahrhunderten weder bemerkbare Schritte zur Vervollkommung macht, noch die Glückſeligkeit, deren er fähig iſt, genießt.

Die Geſellſchaft ernährt, erzieht, beglückt und ſchützt den Menſchen. Die ſorgſamſte Pflege und Wartung erhält ihn in dem hülfloſeſten Zuſtande. Unaufhörliche neue Eindrücke der ihn umgebenden und von andern abſichtlich vorgeführten Gegenſtände, reizen die ſchlummernden Kräfte, und treiben ihn an, ſie auf eine thätige Weiſe zu äuſſern. Auf dieſe Weiſe bilden ſich in ihm Begriffe, die durch den Umgang und Mittheilung immer klarer und deutlicher werden. Sie macht ihn gut, dadurch, daß ſie ſo ganz eigentlich die Empfindungen der Liebe und Dankbarkeit in ihm erweckt, und tauſendfältige Veranlaſſung giebt, dieſe Tugenden in ihren mannigfaltigen

gen Zweigen und Abſtufungen zu üben. So wächſt täglich die Summe ſeiner Kenntniſſe durch dieſe ſtete unaufhörliche Uibung, und er erwirbt ſich Vollkommenheiten, die ihm ſein Leben nützlich und froh machen, indem ſie auch dafür ſorgt, daß er die Freuden, die er in dieſer geſellſchaftlichen Verbindung findet, ohne Störung mit Sicherheit genießen kann.

So gewiß iſt es alſo, daß der Menſch für die geſellſchaftliche Verbindung mit Menſchen gemacht iſt, und daß er nur in ihr ſeine Beſtimmung, glücklich zu ſeyn, erreichen kann. Hieraus läßt ſich nun aber leicht die Folgerung ziehen, daß, da die Geſellſchaft für ihn ſo nützlich iſt, er von ſeiner Seite auch wieder dahin ſtreben muß, der Geſellſchaft nützlich zu werden. Es läßt ſich nähmlich keine Geſellſchaft denken, worin nicht auf die eine oder die andere Art, einer für den andern arbeiten, und zum Wohl der ganzen Verbindung das Seinige beytragen muß. Denn, da die Geſellſchaft ein Ganzes ausmacht, welches zur höchſt möglichen Glückſeligkeit ſich verbunden hat, ſo iſt kein einziges Glied dieſer Gemeinſchaft, ſo geringe es auch ſeyn mag, von dem Vermögen nutzbar zu werden, vermöge der mannigfaltigen Bedürfniſſe derſelben, ausgeſchloſſen, ſo wenig wie in der ganzen Natur ein einziges, auch noch ſo unbedeutendes Geſchöpf in der Reihe der Dinge, ganz ohne Nutzen iſt. Nun ſcheint es aber, daß in der Geſellſchaft der freye Wille aufhöre. Die Verfaſſung dieſer Verbindung erlaubt es uns nicht, bloß nach unſerer Willkür unſere Kräfte in Thätigkeit zu ſetzen, ſondern nur ſo, wie es für die Bedürfniſſe derſelben am zuträglichſten iſt. Sie ſchreibt vor, was geſchehen ſoll, denn ſie weis am beſten, was zu ihrem Nutzen dient. Es muß alſo Jeder die Arbeit übernehmen, die ſie ihm aufträgt, und die Thätigkeit, die ſie ihm verbiethet, unterdrücken. Es iſt dies frey-

lich eine Einſchränkung, die manchem läſtig fallen, ja ihm wirklich ſchmerzhaft werden kann, da ohne Zweifel freye Selbſtthätigkeit das natürliche Bedürfniß einer jeden noch ungeſchwächten Seele iſt; allein ohne dieſe Einſchränkung, ohne dieſe Unterwerfung ſeiner freyen Thätigkeit unter die Vortheile und Bedürfniſſe der Geſellſchaft, würde er auch weder der Vortheile, welche ſie ihm darbiethet, theilhaftig werden, noch ſich der Pflichten, welche die Geſellſchaft ihm auflegt, da ſie ihn als Mittglied anerkennt, entledigen können (*).

Wer alſo glücklich durch die Geſellſchaft werden will, der muß dazu beytragen, die Bedürfniſſe derſelben zu befriedigen, damit nicht nur er, ſondern auch andere, durch ihn glücklich werden, und zwar auf die Art und Weiſe, wie es ihm die Geſellſchaft aufträgt, oder mit andern Worten, er muß ſich einer beſtimmten Lebens-Art widmen. Der Ausdruck Lebens-Art wird hier nicht in dem Sinne gebraucht, daß er die eingeführten Gewohnheiten, hergebrachten Gebräuche, Sitten, Vergnügungen, Art und Zubereitung der Nahrung bezeichnet, ſondern in der Bedeutung, daß er die für das ganze Leben zu übernehmende Haupt-Beſchäftigung anzeigt. Der Ausdruck Beruf, den man auch wohl braucht, pflegt in ſeiner gewöhnlichen Bedeutung den innern Antrieb zu irgend einer Beſchäftigung anzuzeigen, und man müßte ihn alſo näher beſtimmen, wenn man ihn in dieſem Sinne nehmen wollte.

Einer

(*) Im Grunde ſcheint dies auch nur ſo. Wenn Aeltern die Rathſchläge die ich nachher geben werde, befolgen, ſo wird gewiß der junge Menſch den Glauben haben, daß es ſein freyer Wille ſey, gerade auf dieſe beſtimmte Weiſe ſeine Thätigkeit zu äuſſern. In dem Sinne iſt es wahr, daß bei den mehreſten Geſchäften die Geſellſchaft die Zeit, das Maß und die Güte der Arbeit vorſchreibt, und ſo der freyen Thätigkeit ein Ziel ſezt.

Einer ſolchen Hauptbeſchäftigung muß ſich alſo ein Jeder widmen; allein, da fragt es ſich hier nicht nur, worauf man vorzüglich bey der Beſtimmung dieſer beſondern Haupt-Beſchäftigung zu ſehen habe, ſondern auch, wer den entſcheidenden Ausſpruch thun ſoll, daß gerade dieſer Menſch durch die Ausübung dieſer beſtimmten Geſchäfte nicht nur ſein eigenes Glück, ſondern auch das Glück der mit ihm verbundenen Menſchen am vorzüglichſten befördern werde und könne. Der erſte Abſchnitt der Frage ſcheint leicht zu beantworten zu ſeyn. Soll irgend ein Geſchäft gut verrichtet werden, ſo muß derjenige, welcher es übernommen hat, nicht nur die Fähigkeit, ſondern auch Luſt und Neigung dazu haben. Uebernimmt jemand eine Arbeit, wozu er gar keine Fähigkeit hat, ſo bleibt er ewig darin ein Pfuſcher, richtet nichts aus, und die Geſellſchaft leidet durch ſeine Ungeſchicklichkeit. Uebernimmt ein anderer Geſchäfte, wozu er wohl die Fähigkeiten hat, es fehlt ihm aber die Luſt dazu, ſo wird er es freylich weiter darin bringen, und ſie mit größerer Geſchicklichkeit verrichten, als jener erſtere, auch wird die Geſellſchaft Vortheile von ſeiner Arbeit haben können, allein er ſelbſt wird ſich unglücklich fühlen. Mit Widerwillen und Ekel unterwirft er ſich der einmahl übernommenen Laſt, er muß der Nothwendigkeit weichen, und der Vortheil, den er ſtiftet, iſt dennoch nicht ſo groß, als wenn mit ſeinen Fähigkeiten auch noch die Luſt zu den Geſchäften vereiniget geweſen wäre.

Hieraus läßt ſich alſo leicht der Schluß ziehen, daß zu der glücklichen Verrichtung irgend einer Art von Geſchäften nothwendig natürliche Fähigkeiten und Luſt dazu erfordert werde, um ſowohl ſich die zu dieſem Geſchäfte nöthigen Geſchicklichkeiten erwerben, als es auch auf die möglich vortheilhafteſte Weiſe ausüben zu können.

Um aber allen möglichen Mißdeutungen vorzubeugen, und die Sache ſo deutlich, als es möglich iſt, zu machen, muß ich noch einige Worte im Allgemeinen hierüber ſagen. Wo die natürlichen Anlagen und Fähigkeiten fehlen, da iſt der Menſch auſſer Stande, ſie durch Kunſt zu erſetzen, denn ſein Vermögen erſtreckt ſich nicht ſo weit, daß er da, wo nichts iſt, etwas ſchaffen könne, er vermag nur ſo viel, daß er den Stoff, den er einmahl vor ſich findet, auf eine gewiſſe Weiſe bearbeiten, und ihm verſchiedene, ihm gefällige Richtungen geben kann. Wenn man nun ſieht, daß hin und wieder ein Menſch, der glücklicher Weiſe ſeiner freyen Selbſtthätigkeit überlaſſen bleibt, mit der größten Leichtigkeit ſich irgend ein Geſchäft zu eigen macht, und es darin weit bringt, ſo kann man ſehr leicht die Gedanken faſſen, daß dazu in ihm gewiſſe, ihm natürliche Anlagen vorhanden geweſen ſeyn. Woraus ſich denn leicht die Folgerung herleiten ließe, daß, wenn jeder Menſch die Beſchäftigung ergreifen könnte, wozu er in ſich die natürlichen Anlagen vorfindet, jeder die ihm zugefallene Arbeit gut, mit Leichtigkeit und Luſt treiben, für die Geſellſchaft es vortheilhafter ſeyn, und weniger Unzufriedene und Ungeſchickte in den mancherley Ständen der Geſellſchaft anzutreffen ſeyn würden.

Wie ich aber auch ſchon oben bemerkt habe, ſo hat der Menſch das Vermögen, den vorgefundenen Stoff auf eine ihm gefällige Weiſe zu bearbeiten, und ihm die Richtung zu geben, die er ihn zu haben wünſcht. Es kommt alſo hauptſächlich darauf an, ob überhaupt natürliche Fähigkeiten da ſind, ohne auf ihre beſondere Hinneigung zu einer beſtimmten Beſchäftigung Rückſicht zu nehmen. Die natürliche thätige Kraft in dem Menſchen, richtet ſich nähmlich nach Vorſtellungen, die ihm nicht mit angeboren werden, ſondern die er durch äuſſere Gegenſtände erhält. Daher

kann

kann man mit den alten Philoſophen die Seele mit einer leeren Tafel vergleichen, worauf man, durch die Eindrücke der äuſſern Dinge, nach Gefallen dieſe oder jene Bilder zeichnen könne. Je nachdem ein Menſch gewiſſe Vorſtellungen bekommt, je nachdem bekommt ſeine natürliche thätige Kraft eine dieſen Vorſtellungen angemeſſene Richtung. Wenn nun die Eindrücke dieſer beſtimmten Vorſtellungen zufällig oder vorſezlich oft wiederhohlet werden, ſo erhält die Richtung, welche ſeine natürliche thätige Kraft einmahl darnach genommen hat, durch dieſe Uebung eine Fertigkeit, ſich nun auf dieſe Weiſe leichter, wie auf jede andere Art, zu äuſſern. Werden dieſe Uebungen nicht unterbrochen, ſondern ſo lange fortgeſezt, bis ſie dem Menſchen gleichſam zur andern Natur geworden ſind, ſo iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß man nicht der thätigen Kraft des Menſchen eine ganz andere, und wohl gar der natürlichen entgegengeſezte Richtung ſollte geben können (*). Daß aber auch hier Ausnahmen Statt finden, wird niemand läugnen, denn es hat von je her Menſchen gegeben, deren beſtimmte natürliche Hinneigung der thätigen Kraft zu irgend einer Beſchäftigung auf keine Weiſe ſo hat unterdrückt werden können, daß ſie nicht früh oder ſpät, nach Veränderung der Umſtände ſich ſollte geäuſſert haben, mit Gewalt gleichſam hervorgebrochen ſeyn, und den Weg eingeſchlagen haben, den die Natur ihr vorgezeichnet hatte. Aber eben ſo

(*) Man wird ohne mein Erinnern leicht einſehen, welchen wichtigen Einfluß dieſe Wahrheit in die Erziehung hat, und wie ſehr Aeltern und Erzieher über die erſten Eindrücke, und die dadurch bewirkten Vorſtellungen, welche ihre Kinder und Zöglinge erhalten, zu wachen haben. Und doch iſt dies eine Sache, warum man ſich wenig oder gar nicht bekümmert, es den Wärterinnen und dem Zufall überläßt, und nur dann erſt aufmerkſam wird, wenn es zu ſpät iſt.

ſo gern wird man auch eingeſtehen, daß dieſe Kräfte unter die Ausnahme, und nicht unter die Regel gehören.

Mit dieſen natürlichen Fähigkeiten muß aber noch Luſt zu der Beſchäftigung, worauf ſie gerichtet ſind, verbunden werden, wenn ſie auf eine für den Menſchen und für die Geſellſchaft vortheilhafte Weiſe ausgeübet werden ſoll. Ob nun dieſe Neigung auch ſchon in der Natur des Menſchen gegründet ſey, läßt ſich auf keine Weiſe mit Gewißheit beſtimmen; nur ſo viel könnte man mit einiger Sicherheit eingeſtehen, daß vielleicht einem Menſchen, vermöge der natürlichen Bildung ſeiner Organe, irgend eine Beſchäftigung leichter ſeyn könne, und alſo ihm angenehmer werde und ihn reize, da ſie einem andern eben deswegen ſchwerer werde, und folglich ihn abſchrecken müſſe; und aus dieſem Grunde mögen wohl, wie nicht zu läugnen iſt, einige Menſchen zu gewiſſen Beſchäftigungen und Lebens-Arten vorzüglich geneigt ſeyn. Allein, es iſt, zu dieſer Behauptung zurück zu gehen, nicht nöthig, wenn wir unterſuchen wollen, wie die Luſt zu irgend einer Beſchäftigung vorzüglich erweckt werden könne.

Der Menſch liebt ſein Vergnügen; wenn nun, zufälliger Weiſe bey einer Beſchäftigung eine Vorſtellung in ihm erweckt wird, worin etwas Angenehmes liegt, oder womit auf mannigfaltige Weiſe etwas Angenehmes verknüpft werden kann — und das kann mit jedem Dinge geſchehen (*) — ſo wird dieſe angenehme Vorſtellung, Luſt und Neigung zu der Beſchäf-

(*) Dies muß aber nicht ſo weit ausgedehnet werden, als wenn jede angenehme Vorſtellung mit jeder Sache, bey einem jeden Menſchen verbunden werden könne. Dies iſt die Meinung nicht. Da es aber der angenehmen Vorſtellungen ſo viele giebt, daß uns die Wahl ſtets frey bleibt, ſo kann immer, je nach dem der Menſch iſt, auf den ſie wirken ſoll, eine

ſchäftigung in ihm erwecken, weil dieſe beyden Vorſtellungen, die nun einmahl lebhaft und zu gleicher Zeit in ſeiner Seele vergeſellſchaftet waren, nun fernerhin immer ſo vergeſellſchaftet wieder in ihm entſtehen, oder doch eine die andere erwecken werden. Nur Ein Beyſpiel. Warum lieben wir dieſen oder jenen Ort vorzüglich, und ſind da gern? Die Freude, die wir da genoſſen haben, hat ihn uns werth gemacht, und das Andenken an ſie, hat ſich mit der Vorſtellung von dem Platze, wo wir ſie genoſſen haben, verbunden, und ſie führt uns oft dahin. So können Kinder, die aus mehreren Gründen nicht dazu beſtimmt ſind, Hand-Arbeiten zur künftigen Haupt-Beſchäftigung ihres Lebens zu machen, wenn ſie in die Werkſtätte des Künſtlers, beſonders des Drechslers, kommen, und da ſehen, wie unter ſeinen Händen, ohne anſcheinende große Mühe, künſtliche und feine Arbeiten entſtehen, große Neigung zu dieſer Beſchäftigung bekommen. Und die Erfahrung lehrt es auch, daß es in dieſen verſchiedenen Ständen der Geſellſchaft mehrere Menſchen giebt, die, ob ſie gleich einer ganz andern Arbeit ſich gewidmet haben, im Grunde nur Drechsler, Uhrmacher, Tiſchler, u. ſ. w. ſind.

Auſſer dieſer Vorſtellung des Angenehmen, kann auch die vom Nutzen, und zwar auf eine ganz verſchiedene Weiſe eine mächtige Triebfeder werden, ſich einem beſtimmten Geſchäfte zu widmen. Den einen bewegt die Vorſtellung von der ausgedehnten Nutzbarkeit dieſes Geſchäftes für die geſammte Menſchheit, wodurch er ſich um ſo viele verdient machen, und ihr Wohlwollen und Liebe ſich erwer-

 ben

eine andere mit der Beſchäftigung verbunden werden, wenn die eine Vorſtellung ſie nicht angenehm für ihn machen kann.

ben kann. So kann z. B. ein Jüngling ſich bloß aus dieſer Rückſicht den Rechten widmen, um der Unſchuld zu dienen, die gerechte Sache des Kleinen gegen die ungerechte Sache des Großen in Schutz nehmen und vertheidigen zu können. Ein anderer ſieht bloß die Ehre und Achtung, die er ſich durch dieſes Geſchäft erwerben kann, weil er vielleicht einen Mann kennt, dem jedermann, wohl nicht allein ſeines Amtes, ſondern mehr ſeiner perſönlichen Eigenſchaften wegen, die ausgezeichnete Achtung beweiſet, und dem es leicht fällt, vermöge dieſer Achtung mehr auszurichten, als er ſonſt nicht gekonnt haben würde. Wie nützlich iſt nicht ein ſolches Geſchäft! denkt er, und ſeine Wahl iſt beſtimmt. Andere reizt der Gedanke, durch dieſe Arbeit in kürzerer Zeit mehr ſich erwerben zu können, als durch jede andere Beſchäftigung, und dann aller der Vortheile, die Reichthum den Menſchen verſchafft, theilhaftig werden zu können, ſich ſchweren und oft gefährlichen Beſchäftigungen zu widmen. Sie lernen die Beſchwerlichkeiten ihres Geſchäftes kennen, allein die Vorſtellung des Nutzens überwiegt alle Hinderniſſe, und ihre Wahl bleibt feſt.

Zu dieſen beyden Haupt-Vorſtellungen können nun, nach Verſchiedenheit der Umſtände, mehrere kommen, die dieſe Luſt und Neigung erwecken. Der weichliche, ſchwache oder träge Menſch wird gewiß nur die wählen, welche ihm die wenigſte Anſtrengung und Mühe zu erfordern ſcheint, da die ganz entgegengeſetzte Vorſtellung des Schweren oder Künſtlichen andere reizen kann. Der gute Fortgang in irgend einer Arbeit, darauf man ohne beſondere Veranlaſſung verfiel, vielleicht nur um die Langeweile zu vertreiben, und ſich zu beſchäftigen; ein Lob von Perſonen, deren Beyfall uns werth iſt, über ſchon erworbene Geſchicklichkeiten in einer beſtimm-

ſtimmten Anwendung unſerer Kräfte, und mehrere andere, können es unwiderleglich bewirken, daß zu dieſem beſtimmten Geſchäfte Luſt und Neigung entſtehe. Und da dies nun ſchon eine dieſer Vorſtellungen für ſich allein auszurichten vermag, was wird dann nicht erſt der Fall ſeyn, wann mehrere derſelben zuſammen treffen, und wann dieſe oft wiederhohlt werden, daß ſie ſich dem Menſchen immer tiefer einprägen!

Allein, auſſer dieſen natürlichen Anlagen, auſſer dieſer Luſt und Neigung zu einer beſtimmten Beſchäftigung, haben wir doch noch auf mehrere Umſtände zu ſehen, die uns bey der Wahl der Lebens-Art leiten können, und die oft dieſer Wahl den Ausſchlag geben werden und müſſen; dahin gehören vornehmlich: die Vermögens-Umſtände der Aeltern, der Stand derſelben in der bürgerlichen Geſellſchaft, die körperliche Beſchaffenheit desjenigen, der wählen ſoll, und, wenn man haben will, auch die Bedürfniſſe der Geſellſchaft ſelbſt (*).

Die Vermögens-Umſtände der Aeltern haben einen wichtigen Einfluß auf die Wahl der Lebens-Art, ungeachtet viele es nicht zu glauben ſcheinen, oder es doch wenigſtens als das Lezte, worauf man Rückſicht nehmen müſſe, anſehen. So viel iſt doch gewiß, daß die Erlernung des Gewerbes, der verſchiedenen Künſte, oder des Kaufmannes, einen größern Koſten-Aufwand erfordere, als die Erlernung des Gewerbes der verſchiedenen Handwerke. Der Jüngling, der jene erlernen will, muß mehrere Schul-

(*) Klima, Diät, oder die gewöhnliche Nahrung rechne ich nicht hierher. Dieſe ſcheinen mir nur in ſofern Einfluß zu haben, daß, indem ſie auf die Imagination wirken, nun, vermöge dieſer phyſiſchen Urſachen, die Lebhaftigkeit der Vorſtellungen erhöhet wird. Ueberhaupt ſchreibt man dieſen Urſachen mehr Kraſt zu, als ſie wirklich haben.

Kenntniſſe beſitzen, als er zu dieſen braucht; ja, er muß es in einigen vorzüglich weit gebracht haben, wenn er mit Nutzen ſeine eigentliche Haupt-Beſchäftigung erlernen will. Während den Lehr-Jahren bleibt ſeine Unterhaltung gemeiniglich den Aeltern überlaſſen; der Aufwand in der Kleidung iſt größer; die Reiſen im Auslande laſſen ſich nicht, wie die Reiſen der Handwerker einrichten, und die wirkliche Beſetzung als Meiſter erfordert größere Koſten. Derjenige der ſich den Wiſſenſchaften widmen ſoll, muß noch mehr anwenden können. Der längere Aufenthalt auf der Schule; die Koſtbarkeit des Privat-Unterrichtes zur Erwerbung ſo mancher Kenntniſſe, die auf der Schule nicht erlernet werden können; das theure Leben auf der Univerſität, ſowohl in Rückſicht der eigenen koſtbaren Oekonomie, der mancherley Vergnügungen und Zerſtreuungen, als auch der eigentlichen gelehrten Beſchäftigungen; der nachherige Aufenthalt im väterlichen Hauſe, bis der junge Gelehrte das Glück hat, ein Aemtchen zu bekommen, das den einzelnen Mann ernährt: — dies alles kann nicht ohne eigenes, ich möchte ſagen, mehr als mittelmäßiges, Vermögen beſtritten werden.

Ein berühmter Gelehrter und Schriftſteller behauptet zwar gerade zu, daß Armuth einen fähigen Kopf vom Studieren nicht abſchrecken müſſe. Er führt zwey Gründe an. Der erſte: das es ein ſchlechtes Vertrauen auf die göttliche Vorſehung anzeige, da Gott gewiß Mittel und Wege finden würde, die redliche Abſicht und dieſes Vertrauen auf ihn zu erfüllen. Der andere iſt aus der Geſchichte genommen, daß ſehr häufig aus armen Leuten die brauchbarſten Männer geworden wären. Beydes iſt wahr; und man könnte noch einen dritten Grund hinzu ſetzen, daß es nicht nur viele Anſtalten giebt, den Dürftigen zu unterſtützen, ſondern daß er auch auf mancherley Weiſe ſich ſelbſt forthelfen kann.

Ohne mich auf die Widerlegung dieſer Gründe hier einzulaſſen, wollen wir bloß das erwegen, was die tägliche

liche Erfahrung uns lehrt. Den armen Gelehrten ſehen wir ſelten glücklich. Iſt er nicht ein auſſerordentlicher Kopf, ſo kann er höchſtens nur das erlernen, was er in ſeinem Gedächtniſſe verwahren kann, und wozu er keine andere Hülfsmittel braucht. Wird er ja ein brauchbarer Mann, der der Geſellſchaft auf der einen Seite nützlich iſt, ſo ſchadet er ihr auf der andern, indem er gemeiniglich viel dazu beyträgt, den Gelehrten, und beſonders den geiſtlichen Stand, — denn dieſen wählt gewöhnlich der arme Studierende — in der Verachtung, worin er bey den höhern Ständen ſteht, zu erhalten.

Hieraus ſcheint doch ſo viel zu erhellen, daß man wohl nöthig habe, auf die Vermögens = Umſtände der Aeltern Rückſicht zu nehmen, ehe man ſeine Wahl feſtſetzt.

Von nicht geringerer Wichtichkeit iſt auch der Stand der Aeltern bey dieſer Wahl. Es wird von Vielen behauptet, daß jeder Stand ſeine Eigenheiten, ſeine eigenen Tugenden, wie ſeine eigenen Laſter, habe, und man es den mehreſten Menſchen an ihrem Aeuſſern und ihren angenommenen Gewohnheiten anſehen könne, zu welchem Stande ſie gehörten. Wie viel hiervon wahr iſt, wage ich nicht zu beſtimmen, allein, ſo viel kann man, durch die Erfahrung belehrt, nicht läugnen, daß jeder Stand ſeine Eigenheiten habe, die dem Menſchen ankleben, daß es ſchwer ſey, ſie auszurotten, daß ſie gemeiniglich in jeden andern Stand mit übergenommen werden, und da der Verachtung bloß ſtellen, welches am ſichtlichſten wird, wenn man ſich in höhere Stände einzudrängen ſucht, ohne ſich in die Gebräuche, Gewohnheiten der gebräuchlichen Sprache und Sitten dieſer Stände finden zu können. Gewöhnung, Beyſpiel, früh eingeſogene Begriffe und Vorurtheile wieder abzulegen, iſt ſchwer, gemeiniglich unmöglich, denn alles dies hat den größten Einfluß auf die Denkungs = Art des Menſchen gehabt, und leitet ihn nachher, ohne daß er es ſelbſt weis, in ſeinen Handlungen. Aus dieſem Grunde haben ſchon Viele behauptet, es würde am

vor=

vortheilhafteſten für die Geſellſchaft ſeyn, wenn jeder Jüngling in dem Stande ſeiner Aeltern bleibe, das Gewerbe des Vaters erlernte, oder eine der andern bürgerlichen Lebens-Arten wählte, die mit demſelben am meiſten übereinſtimmte, und ihn nicht zu weit von dem Stande der Aeltern entfernte.

Daß man auf die körperliche Beſchaffenheit desjenigen, der wählen ſoll, Rückſicht nehmen müſſe, verſteht ſich von ſelbſt, und wird auch hier bloß der Vollſtändigkeit wegen angeführt. Einige Lebens-Arten erfordern vor andern eine ſtarke, geſunde und dauerhafte Leibes-Beſchaffenheit; andere können recht gut, wenigſtens ohne großen Nachtheil, durch einen ſchwächlichen (aber, wohl verſtanden! nicht durch einen kranken oder kränklichen) Menſchen verſehen werden. Ja, man könnte behaupten, daß gewiſſe Beſchäftigungen, die einen öftern Aufenthalt in der freyen Luft erfordern, der Acker- und Garten-Bau, zur Stärkung einer ſchwachen Leibes-Beſchaffenheit vorzüglich tüchtig wären.

Auch die Bedürfniſſe des Staates können Einfluß auf die Wahl haben. Es giebt Zeit-Perioden, worin zu viele ſich gewiſſen Beſchäftigungen widmen, daß andere darunter leiden müſſen; oder worin die mehreſten jungen Männer dem Geſchmacke des Zeit-Alters nachgeben, die Beſchäftigung mit dem Angenehmen der Beſchäftigung mit dem Nützlichen vorziehen. Beydes iſt von großem Nachtheil für die Geſellſchaft, und beydes muß das rechtſchaffen denkende Mitglied derſelben zu verhindern ſuchen. Daher kann eine klare Einſicht in die Bedürfniſſe des Staates, und die deutliche Ueberzeugung in dieſem beſtimmten Geſchäfte der Geſellſchaft größere Dienſte leiſten zu können, einen großen Einfluß auf die Wahl haben, zu Aufopferungen vermögen, und ſie viel-

vielleicht ganz den Wünſchen des Wählenden entgegen beſtimmen.

Wer ſoll aber den Ausſpruch thun, wer ſoll es beſtimmen, warum gerade dieſe Lebens-Art zu wählen ſey? Der Jüngling ſelbſt, die Aeltern deſſelben und die Geſellſchaft, oder, mit andern Worten, die Obrigkeit, welcher die Geſellſchaft die Beſorgung ihrer Bedürfniſſe übertragen hat; alle dieſe können hierauf Anſpruch machen.

Könnte in jedem Falle ſtets der junge Menſch wählen, ſo würde die Sache ohne Weitläuftigkeit entſchieden werden können. Er müßte es, ſollte man glauben, am beſten wiſſen, wozu er Fähigkeiten in ſich fühlte, und wohin ſeine Neigung ihn triebe. Er hat ja ſeine eigene Art, an den Dingen die um ihn her ſind, Antheil zu nehmen; er hat ſeine eigene Weiſe zu empfinden, zu denken; ſeinen Verſtand, ſeinen Willen, ſein Herz, alles hat er für ſich, und zwar ſo, wie es auf dem ganzen Erdboden vielleicht kein anderer Menſch hat; und daher würde es gewiß billig ſeyn, wenn nun auch er ſeine Lebens-Art wählte. Rathen Andere, und er wählt falſch, ſo haben dieſe für ihren Rath, für ihre Mühe, Undank und Vorwürfe; wählt er unglücklich nach ſeinem eigenen Sinn, ſo muß es ihm ein großer Troſt ſeyn, daß es ſein eigener Wille geweſen iſt.

Allein, da dies eine Sache von der größten Wichtigkeit iſt, da das Glück und die Brauchbarkeit des ganzen künftigen Lebens davon abhängt, und da er gewöhnlich in der Zeit, wann es nützlich wäre, ſich zu beſtimmen, zu wenig Kenntniſſe von den verſchiedenen Beſchäftigungen der bürgerlichen Geſellſchaft hat, oder er unter den wenigen, die ihm bekannt geworden ſind, nicht zu wählen weis, hin und her wankt — er möchte ſie alle wählen, ſie gefallen ihm alle, von der einen dies, von der andern jenes: —

ſo

ſo iſt es nöthig, daß Andere ſeine Wahl leiten, oder ſie gar für ihn beſtimmen. Hätte man hierbey bloß auf die Bedürfniſſe der Geſellſchaft zu ſehen, ſo wäre es freylich am beſten, wenn die Obrigkeit dieſes Amt übernähme. Sie weis es, was die Geſellſchaft bedarf; ſie weis es auch am beſten, oder ſollte es wenigſtens wiſſen, welche Kräfte zu der Befriedigung eines jeden dieſer Bedürfniſſe vorzüglich erfordert werden, und daher könnte ſie am vortheilhafteſten, nach den verſchiedenen Fähigkeiten eines Jeden, die Arbeiten unter Alle vertheilen, und auf dieſe Weiſe für das geſammte Wohl am beſten ſorgen. Da aber, wie wir geſehen haben, noch weit mehr Umſtände bey Beyſtimmung der Wahl in Erwegung zu ziehen ſind, welche die Obrigkeit nicht bewirken, noch wiſſen kann: ſo wird wohl dieſes Geſchäft, wie es bisher geſchehen iſt, den Aeltern überlaſſen bleiben.

Auf die Aeltern alſo kommt es an, ob der junge Menſch durch die beſtimmte Lebens=Art, die er ergreift, ſelbſt glücklich, und für die Geſellſchaft brauchbar werden ſoll, oder nicht; und in Wahrheit, ſie haben es völlig in ihrer Macht, beydes zu bewirken. Den Willen dazu haben wohl alle; ſie wollen gewiß das Glück ihres Kindes durch die Lebens=Art, welcher ſie es widmen, gründen und ſichern, wenn ſie gleich dabey an das Wohl des Staates ſo deutlich nicht denken. Da aber auch die Aeltern ihres beſten Willens ungeachtet, fehlen können, daß ſie ihr Kind unglücklich machen, indem ſie meinen, für ſein Beſtes zu ſorgen, wenn ſie entweder ſeiner Neigung gerade entgegen, ihm eine Lebens=Art durch Zwang aufdringen; wenn ſie aus Vorurtheilen (*), aus fal=

(*) Dahin gehört vornehmlich, daß gemeiniglich der einzige, oder der älteſte Sohn, vielleicht gar ſchon im Mutter=leibe

falſchen Begriffen von Glück, aus Eitelkeit und Ehrſucht den Knaben für Beſchäftigungen, wozu er gar keine Fähigkeiten hat, beſtimmen, oder wenn ſie in der Wahl der Mittel, die ihn zu dieſer Lebens-Art tüchtig machen ſollen, irren: — ſo iſt es gewiß nöthig, hierüber einige Bemerkungen zu machen.

In der erſten Kindheit ſchon, ja, ich mag dreiſt hinzu ſetzen, von dem Tage der Geburt an, müſſen Aeltern dafür ſorgen, daß alle Anlagen und Kräfte des jungen Menſchen ſich frey entwickeln können. Freyheit (†) und eigene Selbſtthätigkeit, bildet und vervollkommnet die Seele. Denn nicht das, was Andere für das Kind denken oder thun, ſondern allein das, was es ſelbſt empfindet und thut, entwickelt ſeine Kräfte. Die Aeltern pflegen ſich gewöhnlich zu viel mit ihren Kindern zu beſchäftigen, wollen ihnen in allen Dingen behülflich ſeyn, kommen ihnen in allen Dingen zuvor, als wenn ſie es wirklich darauf angelegt hätten, ihre Kinder nie zu ſelbſthandelnden Menſchen zu erziehen. Wenn der zehnjährige Sohn des vornehmen Bürgers es auf keine Weiſe anzufangen weis, ſich nur — man lache nicht! — die Haare auszukämmen, fährt der eben ſo alte Sohn des Land-Mannes einen mit vier Pferden beſpannten Wagen allein zur Stadt. Auch iſt es ja allgemein bekannt, daß

leibe (*), dem Herrn geweihet wird, und dann, aller Hinderniſſe ungeachtet, Theologie ſtudieren muß.

(†) Wenn dieſe Freyheit auf den Körper mit ausgedehnt würde, daß man ihn der vielen Feſſeln entledigte, ſo würde es noch beſſer ſeyn. Aber das geben die Tanten und Baſen nicht zu. „Man kann ja das Kind ſonſt nicht anfaſſen.“

(*) *Sam. Theod. Schmidt* diſſ. de Theologis in vtero Deo conſecratis. Lpſ. 1707, 4.

Von Gelehrten, die Gott im Mutterleibe gewidmet worden ſind, ſ. Jo. Ad. Bernhard's curieuſe Hiſtorie der Gelehrten, (Frf. M. 1718, 8.) S. 27, 133.

daß Nichtdenker, Nachbeter, Ja-Herren auf die entgegen geſetzte Weiſe am beſten erzogen werden.

Hierbey müſſen ſie zu verhüten ſuchen, daß dieſe Entwickelung und Bildung der Anlagen und Kräfte ihrer Kinder nicht ſchädlich für ſie werde. Alles hier zu thun, ſteht zwar nicht in der Aeltern Macht; denn kein Sterblicher wird es je dahin bringen können, daß keine Empfindung und Vorſtellung in dem jungen Menſchen erweckt, keine Aeuſſerung ſeiner freyen Selbſtthätigkeit ihm geſtattet wird, als nur die, welche gerade in dieſen Augenblicken zur rechten Bildung und Vervollkommnung ſeiner natürlichen Anlagen erforderlich war. Aber dies muß uns nicht abſchrecken, muß uns vielmehr antreiben, das zu thun, was wir können; und da werden wir geſtehen müſſen, daß es ſehr in unſerer Gewalt ſteht, anerkannt ſchädliche Empfindungen, Vorſtellungen und Aeuſſerungen der Thätigkeit zu verhindern. Nur müſſen verſtändige Aeltern auch hier ſehr behutſam verfahren, daß ſie nicht gerade durch dieſe Verhinderung Nachtheil verurſachen. Wenn ſie nähmlich die Thätigkeit des Kindes auf irgend einen andern Gegenſtand lenken wollen, als worauf das Kind dieſelbe itzt gerichtet hat, ſo muß dieſes Umlenken ſo unmerklich geſchehen, und ſo natürlich zu ſeyn ſcheinen, daß das Kind ihre Abſicht nicht wahrnehme, und keine Störung ſeiner Thätigkeit dabey empfinde.

Endlich müſſen die Aeltern ſich bemühen, dem Kinde die Bildung zu geben, es zu einer ſolchen Aeuſſerung ſeiner Thätigkeit zu gewöhnen, welche ihnen für das Kind ſelbſt die nützlichſte, als auch künftighin für die Geſellſchaft die heilſamſte zu ſeyn ſcheint. Dies iſt der Punct, worauf alles ankommt, wir mögen entweder dem Kinde die Wahl ſeiner Lebens-Art überlaſſen, oder ſie für daſſelbe beſtimmen; nur muß dieſes Leztere ſo geſchehen, daß

das

das Kind feſt glaube ſelbſt zu wählen, daß es ſein freyer Entſchluß ſey, dieſer beſtimmten Beſchäftigung ſich ins künftige zu widmen. Hat man die Fähigkeiten des Kindes erforſcht, und gefunden, wozu ſie tauglich ſeyn könnten; hat man ferner zu erfahren geſucht, auf welche Lebens-Art die Neigung deſſelben gerichtet iſt; ſtimmt dieſe mit dem Vermögen und dem Stande der Aeltern überein, und ſtehen ihr ſonſt keine Hinderniſſe in Rückſicht der körperlichen Beſchaffenheit des Kindes und der beſondern Bedürfniſſe des Staates entgegen: ſo iſt die Sache leicht, man darf nur der Neigung nachgeben, ihr ſtets neue Nahrung verſchaffen, und nur dafür ſorgen, daß ſie nicht unvermuthet, wenn es ſchon zu ſpät iſt, einer andern Lebens-Art ſich zu widmen, abſpringt, oder gar auf eine Beſchäftigung, die man auf keine Weiſe billigen kann, verfällt. Tritt aber der andere Fall ein, daß man nach ſeinem Stande, oder aus andern Rückſichten, auf die beſondere Neigung des Kindes nicht ſehen kann, ſondern, ehe dieſe Neigung ſich beſtimmt äuſſert und feſtſetzt, wählen muß: ſo wird man, vorausgeſetzt, daß das Kind gute natürliche Fähigkeiten hat, nach folgenden Vorſchriften mit Nutzen verfahren können. Man ſuche in dem Kinde Luſt und Neigung zu der Lebens-Art, wozu man es beſtimmt hat, zu erwecken. Dies geſchieht, wenn man irgend eine Vorſtellung, entweder des Angenehmen, oder des Nützlichen, wovon man, nach der individuellen Beſchaffenheit des Kindes, dieſe erwünſchte Folge ſich zu verſprechen hat, mit der zu wählenden Lebens-Art verbindet. Nun verknüpft die Seele des Kindes dieſe beyden Vorſtellungen mit einander, und nach der unläugbaren Wahrheit, daß zwey oder mehrere Vorſtellungen, die auf irgend eine Weiſe mit einander in Verbindung gekommen ſind, ſich wechſelſeitig aufregen, wird das

Kind nie die Vorſtellung von der Lebens-Art faſſen können, daß nicht zu gleicher Zeit die damit verbundene auch in ihm aufſteige. Wenn man dieſe abſichtliche Zuſammenſtellung öfters wiederhohlt, ſo wird die Seele geneigter ſich dieſen Vorſtellungen zu überlaſſen, und zwar ſo ſehr, daß ſie, auch wenn ſie mit andern Gegenſtänden beſchäftigt ſeyn ſollte, wider ihren Willen in eben dieſe Vorſtellung zurück fallen muß. Auf dieſe Weiſe entſtehen in dem Menſchen Neigungen, ſeine natürliche thätige Kraft wird durch eine ihm unbekannte Gewalt getrieben, ſich auf dieſe beſtimmte Weiſe zu äuſſern. Damit nun aber dieſe Neigung noch feſter gegründet, und zur andern Natur bey dem jungen Menſchen werde, muß man ſeine Fähigkeiten üben, und bey dieſer Uebung nur auf ſolche Gegenſtände Rückſicht nehmen, die der individuellen Beſtimmung deſſelben angemeſſen ſind, ſie alſo an keine andere Gegenſtände anſtellen, als an ſolche, welche innerhalb der künftigen Lebens-Art des jungen Menſchen liegen. (*). Hierdurch werden die

(*) Dies iſt gegen die, von mehrern Gelehrten vorgeſchlagene kunſtmäßige Erlernung von Handwerken bey ſolchen Kindern, die dazu nicht beſtimmt ſind, einzuwenden. Es iſt zu befürchten, daß die Neigung zu dem erlernten Handwerke zu groß werde, und die Uebung den Fähigkeiten eine andere Richtung geben möge, als ſie haben ſollen. Man hat Beyſpiele von Predigern, die ſich lieber an ihre Hobel-Bank ſtellten, als die Predigt für den Sonntag ausarbeiteten, und daher nur Schnitzwerk auf die Kanzel bringen konnten. Sonſt mag dies den Nutzen haben, daß ſitzende Gelehrte in dieſen Beſchäftigungen die nöthige Leibes-Bewegung finden, und, falls ihr Amt ſie nicht ernährt, ihren Unterhalt davon haben können, wenn dies die Innungen und Gilden zugeben wollen. — Einen ähnlichen Fehler begeht man in der Erziehung der Bürger-Töchter; dieſe haben zu viel Gelegenheit, jede in ihrer Art, mit vornehmern Demoiſellen und gnädigen Fräulein in Geſellſchaft zu kommen. Hier finden ſie Geſchmack an den Gebräuchen und Sitten dieſer Vornehmern, und verlieren den Sinn für den Stand ihrer Aeltern, daß ſie bey ihrer Verheurathung immer höher zu rücken ſuchen.

die Fähigkeiten ſeiner künftigen Beſtimmung ſo angepaßt, daß ſie beynahe für jede andere verloren ſind.

Beſtimmtere Regeln laſſen ſich hierüber nicht ertheilen, ſie würden ein Buch ausmachen, das noch nicht geſchrieben iſt, und vielleicht in einigen Jahrzehnten nicht geſchrieben werden wird. So viel aber wird ein jeder von ſelbſt einſehen, daß die Fähigkeiten des künftigen Miniſters an ganz andern Gegenſtänden geübet werden müſſen, als die Fähigkeiten des künftigen Landmannes, die Fähigkeiten des Handwerkers an andern, als die Fähigkeiten des ſogenannten Gelehrten. Um alſo nicht in der Wahl der Gegenſtände zu irren; müſſen vernünftige Aeltern lieber ihrem Urtheile allein nicht trauen, ſondern den Rath verſtändiger Männer zu Hülfe nehmen, um wenigſtens ſo viel zu thun, als die Umſtände erlauben (*). Daß dieſer einzuſchlagende Weg ſeine großen Beſchwerlichkeiten habe, daß er die Verbindlichkeit auflege, ſchon von der erſten Kindheit an, auf dieſen beſtimmten Zweck hin zu arbeiten, iſt nicht zu läugnen, und daher zu erwarten, daß es vor der Hand bey dem Alten bleibt, und der Jüngling ſelbſt wählt.

Aus dieſem Grunde aber iſt es nöthig, dem jungen Menſchen, der in der Lage iſt, daß er für ſich ſelbſt wählen muß, wenigſtens einige Puncte anzugeben, wonach er ſich bey der Beſtimmung ſeiner Lebens-Art richten möge.

Wähle diejenige Lebens-Art, wozu du die mehreſten Fähigkeiten und Luſt in dir bemerkſt, wenn nicht andere Umſtände, als: Vermögen und Stand der

(*) Deswegen werden ſie auch gern ihre Eitelkeit, die mit den Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten der Kinder prahlen will, aufgeben. Dieſe zu befriedigen, mußten die armen Geſchöpfe ſich Kenntniſſe erwerben, die ihnen ſehr oft ſchädlich waren. Flößet ihnen dagegen Sinn für Bürger-Glück ein; dann handelt ihr weiſe!

der Aeltern, es verhindern! Aber, wie erlangt der Jüngling die Erfahrung, wozu vorzüglich ſeine Fähigkeiten geſchickt ſind, und wohin ſeine Neigung ſich hauptſächlich lenkt? Eine mäßige, aber aufrichtige und anhaltende Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, wird ſehr leicht zum Ziel führen. Der einfältigſte entdeckt Fehler an Andern, und erſpähet die Schwächen ſeines Charakters. Es iſt wahr, die Kunſt der Verſtellung wird izt ſehr hoch getrieben; allein ſo weit kann ſie nicht gebracht werden, daß nicht diejenigen, welche täglich mit uns umgehen, unſere ſchwachen Seiten nicht erfahren ſollten. Wenn ſie ſich dazu nur die Mühe geben, jede unſerer Handlungen, auch die geringſte, ſorgfältig mit einander zu vergleichen, ſo iſt ihnen unſer ganzer Charakter aufgedeckt, und ſie erfahren die Gründe unſerer Denk- und Handlungs-Art. Und was folgt denn nun hieraus? Daß ſich Jeder ſehr richtig und leicht ſelbſt kennen lernen würde, wenn er die Mühe, die er auf die Erforſchung Anderer anwendet, auf ſich ſelbſt wendete. Dieſe Mühe wird ſehr erleichtert, wenn man ſtets nach den Gründen ſeiner Handlungen forſcht, und mehrere mit einander vergleicht. Dann würde jeder bald erfahren, zu welchen Geſchäften er beſondere Fähigkeiten hätte, da er wahrnehmen müßte, welche er mit größerer Leichtigkeit und mit einem günſtigern Erfolge verrichtete. Jeder würde bald einſehen, woher ſeine Neigung oder Vorliebe zu gewiſſen Arbeiten entſtanden, und ob ſie feſt und unabänderlich ſey, weil die große Beharrlichkeit bey ſeinem Lieblings-Geſchäfte, die Freude, welche ihn beſeelt, wenn er, allen Hinderniſſen entgegen, ſich damit beſchäftigen kann, ihn belehren würden, er ſey auf dem rechten Wege zu ſeiner künftigen Beſtimmung. Aber eben ſo würde er durch dieſe Kenntniß ſeiner ſelbſt im Stande ſeyn, ſeine Neigung früher und leichter zu unterdrücken,

drücken, wenn er ſie auf andere Gegenſtände richten müßte.

Suche dir eine beſtimmte und gründliche Kenntniß von den verſchiedenen Gewerben und Beſchäftigungen, die in der bürgerlichen Geſellſchaft beſtehen, zu erwerben! Dieſe gründliche Kenntniß einer jeden Lebens-Art, wird ungemein dazu beytragen, die Wahl recht zu beſtimmen. Sehr oft lenken ihn falſche und übertriebene Vorſtellungen von irgend einer Beſchäftigung, oder auch zu große Begriffe von ſeinen eigenen Fähigkeiten. Hier aber erfährt er es, was zu einer jeden erforderlich iſt; hier erfährt er es, was ſich von jeder erwarten läßt; und ſeine Neigung, wenn ſie aus unlautern Quellen entſtanden iſt, wird verſchwinden, wenn er findet, daß ſeine Erwartungen nicht erfüllt werden.

Dieſe Kenntniß ſuche dir aber ſo bald, als möglich, zu erwerben, damit du früh dich auf deine künftige Lebens-Art vorbereiten könneſt. Die Erlernung eines jeden Gewerbes, einer jeden Kunſt oder Wiſſenſchaft, erfordert viele Zeit, wenn die Kenntniſſe, die man erlangt, nicht oberflächlich ſeyn ſollen, und man durch die Ausübung derſelben, ſeine Beſtimmung, glücklich zu ſeyn und glücklich zu machen, ernſthaft erreichen will. Die Jahre der Jugend verſchwinden wie ein Schatten, und mit ihnen zugleich die Kräfte, mit ihnen zugleich die Geduld und Luſt, die erſten Anfangsgründe einer Lebens-Art zu erlernen. Nach 20 Jahren kann man ſich kaum dieſer Zeit erinnern; nur das, was man darin gründlich erlernt hat, iſt geblieben. Iſt dies nicht der Fall, auf welche Weiſe kann man den Verluſt erſetzen? In der Zeit der Ausübung des Erlernten, ſchätzt man den Werth der Stunden und Tage, aber niemand weis es, ob derſelben ſo viel ſeyn werden, um das im männlichen Alter nachhohlen zu können, was in der

der Jugend verſäumt iſt, und was man da ſchneller und leichter gefaßt haben würde. Schon viele Männer, die ſich den Wiſſenſchaften gewidmet hatten, äuſſerten mit dem bitterſten Schmerz den innigſten Wunſch, nur ihre akademiſchen Jahre noch ein Mahl erleben zu können; wie viel beſſer wollten ſie dieſelben izt anwenden, da ſie zu ſpät durch die Erfahrung gelernt hatten, was alles zu ihrem jezigen Amte erfordert wurde, und wie wenig ſie von dieſem recht gründlich erlernt hätten. Und ſollte es ſolcher Männer nicht in allen andern Profeſſionen geben, die es zu ſpät bereuen, ihre Lehr-Jahre nicht beſſer angewandt, und dem Meiſter mehr von ſeinem Eigenthümlichen in der Kunſt abgeſehen zu haben?

Wähle aber nie eine Lebens-Art, wodurch du aus dem Stande deiner Aeltern heraus gehoben würdeſt! Es iſt eine unſelige Meinung, daß Jeder ſuchen müſſe höher zu ſteigen, und mehr, wie man zu ſagen pflegt, in der Welt zu werden. Dieſes Vorurtheil iſt ſowohl die Veranlaſſung der vielen Mißgeburten in den geſitteteren Ständen, als auch die Quelle des Uebels, daß ſo wenig Sinn für bürgerliches Glück und Wohlſtand unter den Menſchen zu finden iſt. Jeder, ſo geringe und klein er auch ſeyn mag, ſehnt ſich nach Ehre, denn er hat den ganz natürlichen Glauben, daß er der Ehre werth ſey. Dieſen Glauben ſollen nun andere Menſchen nicht nur mit ihm haben, ſondern ſie ſollen es ihm auch durch äuſſere Zeichen der Achtung zeigen, daß ſie ihn haben. Deswegen drängt man ſich in die höheren Stände hinein; und kann man es nicht durch innern Werth, ſo geſchieht es durch Nachäffung der äuſſern Seite dieſer Stände, weil ſie (ſo kommt es uns vor,) jedem Andern eine gewiſſe Achtung abzuzwingen ſcheinen (*).

Die

(*) Vorzüglich liegt auch hierin, etwas Eitelkeit abgerechnet, der

Die mehreſten würden es geſtehen müſſen, wenn ſie aufrichtig antworten wollten, daß ſie mehr nach dieſen äuſſerlichen Zeichen der Ehre, als nach der Achtung ſelbſt ſtreben, und mehr thun, jene zu erlangen, als dieſe zu verdienen.

Hier muß der Jüngling ſich wohl prüfen, ob er auch aus einer ſolchen unlautern Abſicht den Stand ſeiner Aeltern verlaſſen will, oder ob hier eine bewegende Urſache Statt findet, wo er allerdings den Eintritt in höhere Stände ſuchen kann. Wenn nähmlich große natürliche Anlagen ſich zeigen, und genug Hülfs-Mittel vorhanden ſind, die Ausbildung dieſer Anlagen zu befördern, ſo wäre es unbillig gegen den jungen Menſchen, und nachtheilig für den Staat, ihn zu irgend einem andern Geſchäfte zu verdammen, als wozu die Natur ihn beſtimmt zu haben ſcheint. Beydes kann der Jüngling nicht beurtheilen, und daraus fließt alſo die Regel: Laß dir von verſtändigen Männern bey der Wahl der Lebens-Art rathen! Ich ſage rathen, nicht überreden zu irgend einer Lebens-Art wider die eigene Ueberzeugung. Können Männer, welche die Sache beſſer verſtehen ſollten, als der unerfahrne Jüngling, ihm Ueberzeugung abgewinnen, daß er ſeine Neigung der Vernunft unterwirft, ſo wird er gewiß den Gründen derſelben folgen, und keinen beträchtlichen Nachtheil, vorausgeſetzt daß ſich alles ſo verhält, oder alles ſo kommt, wie jene

der Haupt-Grund von der Kleider-Tracht der jezigen Frauen und Mädchen der niedern bürgerlichen Stände. Sie ſind mit der Achtung, die ihnen der Stand ihrer Männer und Aeltern giebt, nicht zufrieden, ſondern wollen gern für etwas mehr angeſehen werden, welches dann durch einen modiſchen Hut und einige Federn leicht erreicht zu ſeyn ſcheint. Dieſer Aufwand iſt nicht, wie man glaubt, ein Beweis des erhöhten Wohlſtandes; um hiervon überzeugt zu werden, müßte man in das Innere der Haushaltung ſehen können; und was würde man da erblicken!

jene Männer behaupteten, darinn finden, daß er eine andere Lebens-Art ſeiner Neigung entgegen wählte. Aus Ueberredung kann nichts Gutes folgen: die Täuſchung, die ſie hervor bringt, ſchwindet bald, und Unzufriedenheit iſt die unausbleibliche Folge davon. Es müſſen aber auch die Männer, welche in dieſer Hinſicht rathen wollen, ſich wohl vorſehen, daß ſie nicht auf die Ausſichten zur Unterſtützung zu viel rechnen. Wenn nicht die wirkliche Gewißheit da iſt, daß der junge Menſch, bey ſeinen Bemühungen, auf eine höhere Lebens-Art ſich vorzubereiten, vor allem Mangel geſichert iſt, ſo iſt es in Wahrheit beſſer, ihn davon zurück zu halten. In jedem Stande ſind vorzügliche Fähigkeiten von großem Nutzen, und als Handwerker, oder Künſtler, kann er auf jeden Fall ein ausgezeichnetes Glück dadurch machen. Es iſt freylich wahr, daß ſich einige unter den drückendſten Umſtänden empor gearbeitet haben, allein die Anzahl derer, die durch ihre eingeſchränkte nothdürftige Lage aller Kraft beraubt wurden, iſt noch viel größer.

Wähle nie eine Lebens-Art, welche deine Familie beſchimpfen könnte, oder welche die allgemeine Stimme des großen Haufens wider ſich hätte! Solche Lebens-Arten giebt es allerdings; und ich darf daher diejenigen nicht beſonders nahmhaft machen, die nach der allgemeinen Stimme der Menge niemandem Ehre bringen. Allein, dies muß ich hier bemerken, daß, nach den verſchiedenen Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft, und nach der einmahl eingeführten Denkungs-Art über dieſe Stände, ſich wohl Familien für beſchimpft halten können, wenn ihr Sohn eine der Lebens-Arten wählte, wofür nur die niedern Stände, wie man glaubt, beſtimmt ſind. Die Begriffe von den Vorzügen der Geburt, ſind bey den mehreſten, die ſolche Vorzüge beſitzen, die erſten und hauptſächlichſten, worauf ſich alles bey

ihnen

ihnen bezieht, und zugleich der Maßſtab, wonach ſie alles abmeſſen. So übertrieben groß die Anmaßungen auf die Vorzüge der Geburt, oder des, ſeit undenklichen Jahren vom Vater auf den Sohn herab geerbten Ranges, auch ſeyn mögen, und ſo lächerlich der darauf geſetzte übertriebene Werth in den Augen jedes Unbefangenen iſt, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ſie von Nutzen ſind, und gewiß in jeder geſellſchaftlichen Verbindung aufrecht erhalten werden müſſen. Denn ſo viel ſcheint gewiß zu ſeyn, daß, wenn die izt eingeführten Vorzüge auch vernichtet werden, doch andere ſich erzeugen, die vielleicht für den großen Haufen noch drückender ſeyn könnten. Die Ariſtokratie des Ranges und der Geburt, hat nicht ſo viel Widriges, als die Ariſtokratie des Geldes. Hieraus folgt alſo ſo viel, daß Jeder, der ſolche Vorzüge hat, nicht weiſe handelt, wenn er ſich derſelben ganz begiebt; das er thöricht handelt und unrecht thut, wenn er die allgemeine Meinung verachtet, oder ihr Troz biethet, und in der Wahl der Lebens-Art ſeinen ſonderbaren Launen folgt. Er muß bedenken, daß die mehreſten Menſchen einen großen Theil der Verachtung, die er allein tragen ſollte, ſeiner Familie mit auflegen.

Wähle endlich, wenn du freye Wahl haſt, und zu mehreren dich geneigt und geſchickt fühlſt, diejenige Lebens-Art, welche gemeinnützig iſt, und welche noch einen Mangel an Bewerbern hat. Es iſt ja Pflicht, heilige Pflicht eines jeden Mitgliedes der Geſellſchaft, mit der Sorge für ſein eigenes Beſte, die Bemühung für das Wohl der Geſellſchaft zu verbinden. Nun iſt es aber auſſer allem Zweifel, daß eine Beſchäftigung vor der andern gemeinnütziger ſeyn kann; warum ſollte alſo derjenige, der die freye Wahl hat, nicht die ergreifen, worin er dem Staate die größten Dienſte zu leiſten vermögend iſt? Auch iſt es oft bemerkt, daß,

je nach dem der Geſchmack und die allgemeine Neigung ſich auf beſondere Gegenſtände lenkt, der größte Haufe ſich den, man könnte ſagen, izt Mode gewordenen Beſchaftigungen widmet, und andere darüber vernachläßigt. Hier iſt der Ort nicht, die Gründe dieſer Erſcheinung anzugeben, aber das ſcheint doch gewiß zu ſeyn, daß derjenige, der nicht durch einen beſondern Hang ſich hingeriſſen fühlt, der Menge zu folgen, ſehr weiſe handelt, wenn er eine der Lebens-Arten, die einen Mangel an Bewerbern hat, wählt. Sie wird ihn ſicherer und früher zum Ziel bringen, und in den Stand ſetzen, glücklich zu werden und glücklich zu machen. Dies ſind die allgemeinen Regeln, die man dem Jünglinge empfehlen kann, wenn er ſich zur Wahl entſchließen muß. Findet er in ſeiner individuellen Lage noch beſondere Bewegungsgründe, die darauf Einfluß haben können, dann muß er, ehe ſie ihn beſtimmen, ſie einer ernſten Prüfung und freyen Ueberlegung unterwerfen, um mit völliger Ueberzeugung darnach wählen zu können. Es iſt ſein wichtigſtes Geſchäft, welches den größten Einfluß auf das Wohl oder Weh ſeines künftigen Lebens hat.

Wann aber iſt der Zeitpunct, darin man ſich zu der Wahl einer Lebens-Art entſchließen muß? Die Antwort liegt ſchon größten Theils in dem bisher Geſagten, und bedarf bloß einer nähern Beſtimmung. Die allgemeine Entſcheidung, ob der junge Menſch ſich den gewöhnlichen Handwerken, Künſten und bürgerlichen Gewerben, oder ob er ſich den Wiſſenſchaften widmen ſoll, muß früh, wenigſtens ſchon im achten bis zehnten Jahre geſchehen. Der Grund hiervon iſt der allgemein bekannte, daß die Erſteren vieles nicht zu lernen brauchen, was den Leztern überaus nöthig iſt, und dadurch Zeit gewinnen, ſich Kenntniſſe zu erwerben, die ihrem künftigen Stande angemeſſener ſind. In dieſer Zeit aber, bis zum vierzehn-

zehnten Jahre, da gewöhnlich die ſogenannten Lehr-Jahre angefangen werden, muß es entſchieden werden, welches Handwerk, Kunſt oder Gewerbe er ergreifen ſoll. Diejenigen, welche ſich den Wiſſenſchaften widmen, haben einen längern Zeitraum zur Wahl, oder könnten ihn wenigſtens haben, wenn ſie nicht auf irgend eine Art ſchon früh geſtimmt ſind, irgend eins der vielen Fächer der Gelehrſamkeit zu wählen. Iſt dies von Seiten der Aeltern und des Jünglinges geſchehen, ſo iſt da nichts weiter zu thun übrig, als daß beyde ſich nun auch bemühen, dieſen Entſchluß auf jede mögliche Weiſe zu ſichern und zu befeſtigen. Bleibt aber alles dem Jünglinge allein überlaſſen, nachdem er ſich einmahl geäuſſert hat, daß er ſtudieren wolle, ſo ſcheint es am ſicherſten zu ſeyn, daß er die Wahl ſo lange verſchiebe, bis er die Univerſität beſuchen muß. Alles, was er auf Schulen lernen kann, iſt ihm hernach in jedem Fache der Gelehrſamkeit nicht ohne Nutzen, die ſogenannte Dogmatig der Theologen und die Kenntniß der hebräiſchen Sprache etwa ausgenommen. In dieſem langen Zeitraume hat er die beſte Gelegenheit, ſich mit dem Umfange und Inhalte der verſchiedenen Fächer der Gelehrſamkeit bekannt zu machen, und kann alsdann deſto leichter und ſicherer den Entſchluß faſſen, welcher von den Facultäten er ſich ausſchließend widmen will. Hierbey iſt nicht zu befürchten, daß diejenigen, welche ſich etwa der Medicin, oder der Theologie widmen wollen, zu viele Zeit verlieren, da ſie ſchon auf der Schule in einzelnen Theilen ihrer Wiſſenſchaft einen guten Grund legen müſſen, wenn ſie den Unterricht auf der Univerſität recht nutzen wollen. Der beſondere Hang zu dieſen Wiſſenſchaften äuſſert ſich früh. Der junge Mediciner ſammelt Kräuter, und anatomirt Fröſche; und der Theologe macht Predigten, und — hält ſie vom Stuhle. Dies aber iſt zu befürchten, daß der

Leztere, wenn er zu reifern Jahren gekommen iſt, in das innere Heiligthum ſeiner Wiſſenſchaft eingeführt wird, und darüber kaltblütig und mit Ernſt nachdenkt, er nun durch die Wiſſenſchaft ſelbſt zurück geſchreckt werde, und der feurige Wunſch in ihm aufſteige, nicht ſo gewählt zu haben.

Noch weniger iſt dieſer Rath mit dem vorhin angeführten Grundſatze: daß man ſo früh, als möglich, die Lebens-Art beſtimmen müßte, damit die Fähigkeiten des Jünglinges genau nach derſelben ſich bilden könnten, im Widerſpruch. Es iſt nähmlich gar nicht nothwendig, daß die natürlichen Fähigkeiten die Bildung erhalten, welche das beſondere Fach der Gelehrſamkeit, dem der Jüngling ſich widmet, erfordert, ſondern daß ſie nur überhaupt die Richtung bekommen, ſich mit geiſtigen Arbeiten anhaltend beſchäftigen zu können. Hat der Jüngling dies gelernt, dann wird es ihm leicht ſeyn, irgend einer beſtimmten Gattung dieſer geiſtigen Arbeiten ſich zu widmen. Allein bey dieſem ganzen Geſchäfte muß er, und Jeder, der das Geringſte dazu beyträgt, ſeyen es die Aeltern, Vormünder, Lehrer, Freunde und Gönner, die größte Vorſicht, die ſorgfältigſte Ueberlegung anwenden, um hier nicht zu irren, hier nicht unglücklich zu machen, indem ſie glücklich machen wollen. Es iſt ja nicht von einer Unternehmung die Rede, die man aufgeben und mit jeder andern vertauſchen kann, wenn man will; auch nicht von Fertigkeiten, die man ſich wohl erwirbt, ohne beſtimmt zu wiſſen, ob man Gelegenheit haben werde, ſie anzuwenden; oder von einem kurzen vorübergehenden Vergnügen, welches man erreichen will, und deſſen man bald überdrüſſig wird, wenn ſich in der Ferne eine andere Freude zeigt. Nein! das Glück und die Zufriedenheit des ganzen Erden-Lebens ſoll bewirket werden, und zwar durch die feſte unabänderliche Richtung, welche man den natür-

natürlichen Anlagen giebt. Wenn wir nun in dieſer lezten irren, wie kann alsdann das erſtere darauf folgen? Oder, glaubt man etwa; es habe nicht viel zu bedeuten, wenn man auch anfangs einer Lebens = Art ſich widmete, die uns nicht gefällt, daß ſich dieſes hernach leicht ändern laſſe? Ja, es giebt Menſchen, die erſt ſehr ſpät, nachdem ſie ſchon für ganz andere Beſchäftigungen beſtimmt waren, die Lebens = Art erwählten, die ihren Kräften und Neigungen angemeſſen war, und wodurch ſie glücklich wurden.

Es giebt Beyſpiele, daß Männer, die zu Handwerken beſtimmt, oder Bediente waren, nachher ſich den Wiſſenſchaften widmeten, und gelehrt und berühmt wurden (*). Es hat Männer gegeben, die ſich

(*) *Benedictus Balduinus*, war nicht nur eines Schuſters Sohn ſondern hatte auch in ſeiner Jugend ſeines Vaters Handwerk erlernt; brachte es aber hernach im Studieren ſo weit, daß er zu Amiens, in ſeinem Vaterlande, einen berühmten Lehrer abgeben konnte. Seine Herkunft und erſte Erziehung gab ihm Gelegenheit, ſeinen ſchönen Tractat de calceo antiquo et myſtico zu ſchreiben, welcher 1711 zu Leiden wieder aufgelegt worden iſt.

Martinus Chemnitius ſollte, in ſeiner Jugend ſeines Vaters Handwerk lernen, und ein Tuchmacher werden.

Dav. Pareus ſollte anfangs die Apotheker = Kunſt, und hernach das Schuſter = Handwerk lernen.

Der berühmte Schulmann, M. *Andr. Reyher* ſollte anfangs ein Wein = Händler werden.

Der berühmte Theologe, *Frid. Balduinus* wurde anfangs zum Handwerk ſeiner Aeltern, welche Kürſchner waren, gehalten.

Der evangeliſche Theolog, *Jo. Saubertus* ſollte ein Müller werden, mußte auch deshalb zu Hagenhauſen bey Altorf, als Müller = Junge ein halbes Jahr in der Muhle ſtehen.

Der berühmte Schul = Rector zu Meißen, *Ge. Fabricius*, wurde von ſeinem Vater ſtark angehalten, ein Goldſchmied zu werden.

Carl Rollin ſollte die Profeſſion ſeines Vaters, der ein Meſſerſchmied in Paris war, erlernen.

Heinr. Wild, Prof. der morgenländ. Sprachen in London, wurde in der lat. Schule ſeiner Vaterſtadt Norwich erzogen, und zur Univerſität geſchickt gemacht. Seine Freunde aber, indem es ihm an Vermögen fehlte, auf der

ſich von einem noch niedrigern Stande, dem Hirten-Stande, empor gehoben, und großes Anſehen erlangt haben. Man hat Beyſpiele, daß Männer, durch

der Univerſität ihn unterhalten zu können, brachten ihn als Lehr-Jungen bey einem Schneider, bey welchem er 7 Jahr diente, nach welchen er als Handwerks-Geſell noch 7 Jahr ſeine Arbeit trieb. Gegen das Ende der lezten 7 Jahre überfiel ihn ein Fieber, welches über 2 Jahre anhielt, und ihn dermaßen abzehrte, daß er ſein Handwerk zu treiben nicht mehr im Stande war. In dieſem Zuſtande beſchäftigte er ſich mit Leſung einiger alten Bücher von der ſtreitigen Gottesgelahrtheit, worin er verſchiedene Sprüche der heil. Schrift aus der hebr. Grundſprache erklärt fand. Ob er nun gleich ſeine Schul-Gelehrſamkeit beynahe wieder vergeſſen hatte, ſo munterte ihn doch ſeine Wißbegierde auf, einen Verſuch zu thun, um dieſe Sprache verſtehen zu lernen. Er mußte alſo zuerſt ein engliſch-hebräiſches Lexikon und Gramatik gebrauchen, und erlangte nach und nach die Kenntniß der Sprache wieder, welche er in der Schule gelernt hatte. Als ſeine Geſundheit wieder hergeſtellt war, theilte er ſeine Zeit zwiſchen ſeinem Handwerke und dem Studieren, mit welchem leztern er den größten Theil der Nacht zubrachte. Solchergeſtalt lehrte er ſich ſelbſt; ſein eigenes großes Genie unterſtüzte ihn durch ſeine beſtändige Emſigkeit und Fleiß, der faſt nicht ſeines gleichen hatte, daß er die Kenntniß aller, oder des größten Theiles der orientaliſchen Sprachen zu der hebräiſchen hinzu that. Er arbeitete aber noch immer im Dunkeln, bis er endlich zufälliger Weiſe der Welt entdeckt wurde. In Oxford war er unter dem Nahmen des arabiſchen Schneiders bekannt. In ſeinem Anſehen und Gange hatte er alle kleine Beſonderheiten, die Perſonen von ſeiner Profeſſion eigen ſind.

Fr. Taubmann hatte ebenfalls ſchon die Nadel gut verſtanden.

Arminius iſt Aufwärter in einem Gaſthofe geweſen.

Robert Hill, welcher 1699 zu Miswell, einem Dorfe von 3 oder 4 Häuſern, bey Tring in Herfordſhire geboren war, mußte 1710, zu Tringgrove, für ſeinen Oheim den Pflug treiben, und andere Feld-Arbeit verrichten. Weil man aber bemerkte, daß dies für ſeine etwas ſchwächliche Leibes-Beſchaffenheit zu ſchwer war, glaubte man, daß ein gemächlicheres Handwerk ſich beſſer für ihn ſchicken würde, weswegen er 1714 als Lehr-Junge bey ſeinem Stief-Vater, Thomas Robinſon, einem Schneider zu Buckingham, angeſtellt wurde. Als 1717 die Kinder-Blattern in Buckingham einriſſen, und daſelbſt ſtark wüteten, ſchickten ihn ſeine Freunde nach Tringgrove, wo er ſeines Oheims Schafe

durch irgend eine heftige Leidenſchaft angetrieben, ſich erſt ſpät einer Lebens-Art mit Glück widmeten die ihrer vorigen Beſtimmung ganz entgegen war. Aber alle dieſe Beyſpiele werden wir doch nicht zur Regel machen wollen, und darauf den Saz gründen, daß man dieſe ganze Wahl füglich dem Schickſale überlaſſen könne, welches ſtets aus dem Menſchen mache, wozu es ihn beſtimmt habe. Dieſe Idee wäre freylich der herrſchenden Denkungs-Art, und insbeſondre der izt Mode werdenden Erziehungs-Weiſe vollkommen angemeſſen; allein, ſie iſt zu empörend, als daß man ſie mit Recht den geſitteteren Ständen zuſchreiben könnte.

Um uns aber doch von dem Nachtheile einer übereilten Wahl der Lebens-Art zu überzeugen, wollen wir die tägliche Erfahrung zu Rathe ziehen. Bey dem Handwerker oder Künſtler tritt der Fall ſo leicht nicht ein, daß jemand erſt dann ſeine Wahl bereuen ſollte, wann er im Begriff ſteht, Meiſter in ſeiner Profeſſion zu werden. Er hat auch in den Lehr-Jahren früher Gelegenheit, es zu bemerken, ob das gewählte Handwerk ſeinen Neigungen entſpricht, oder nicht; und im leztern Falle kann er leichter zu einem andern übergehen. Auch läßt die gewöhnliche Erziehung bey ihnen nicht leicht das Gefühl aufkommen, daß ihr gewählter Stand ſie unglücklich machen könne.

Schafe hüten mußte. Er lag hinter einer Hecke, und las den ganzen Tag. Er verband 1724, mit dem Schneider einen Schulmeiſter, und war darin ſo glücklich, daß er in den 6 oder 7 erſten Jahren beſtändig über 50 Schüler hatte.

De viris eruditis ab opificiis ad literarum ſtudia revocatis, ſ. *Goezii* Selecta ex hiſtoria literaria, (Lubec. 1709, 4.) Cap. 5.

Von Gelehrten, die zur Erlernung gewiſſer Handwerke ſind deſtinirt geweſen, ſ. Bernhard's curieuſe Hiſt. der Gel. S. 52, fgg.

könne. Endlich zwingt die tägliche Nahrung ſie zur Arbeit, und macht gewöhnlich, wenn nicht andere Leidenſchaften, die ſie dem ungeachtet unglücklich gemacht haben würden, eintreten, daß ſie mit ihrer Profeſſion zufrieden und darin glücklich ſind. Deswegen wird hier nur auf diejenigen, welche ſich den Wiſſenſchaften gewidmet haben, Rückſicht genommen.

Sind die gewählten Geſchäfte, für die Kräfte des Mannes, wie er nun zu ſpät eingeſehen hat, zu ſchwer, was iſt die natürliche Folge davon? Wenn von der glücklichen Ausübung ſeiner Geſchäfte, ſein gutes Fortkommen abhängt, dann treffen ihn hauptſächlich die ſchlimmen Folgen ſeiner übereilten Wahl. In kurzer oder längerer Zeit iſt er gänzlich zu Grunde gerichtet, und glückliche Tage hat er nicht gekannt. Wohl ihm, wenn keine unſchuldige Familie, für ſeinen Mangel an Ueberlegung, mit ihm büßen muß! Steht er aber in einem öffentlichen Amte, daß die Geſellſchaft ihm gab, dann muß dieſe ſchwer die Laſt ſeiner Unwiſſenheit tragen; er leidet weniger, wenn ihn nicht das Gefühl danieder drückt, zum Nachtheil Anderer eine Stelle einzunehmen, der er nicht gewachſen iſt. Und wenn man ſich dieſen Mann nun denkt an einem Platze, wo ihm das Wohl einer großen Anzahl von Menſchen entweder als Arzt, als Prediger, oder als obrigkeitliche Perſon, anvertrauet iſt: ſo iſt hier ſehr oft der Nachtheil, den ein ſolcher Mann ſtiften kann, und gewöhnlich ſtiftet, nicht zu berechnen. Gern wird man mir, wie ich glaube, eine ausführlichere Schilderung erlaſſen; es wäre ein trauriges Gemählde der ausgearteten Menſchheit, das ſich Jeder, der irgend die Fähigkeit hat Menſchen zu beobachten, leicht ſelbſt entwerfen kann.

Dies iſt die eine Seite des Bildes, da der Jüngling, aus einer der oben angeführten Urſachen, eine

Lebens=Art wählt, dazu ihm gänzlich alle Fähigkeiten fehlen, und die er izt, um nicht ſeinen nothdürftigen Unterhalt zu verlieren, nicht mehr verlaſſen kann. Die andere Seite iſt nicht minder abſchreckend; noch mehr, ſie iſt ſo empörend, daß ich Jedem, der den geringſten Einfluß auf die zu wählende Lebens=Art hat, nochmals zurufen muß, ſein Kind oder ſeinen Zögling, wenn er nicht die Luſt und Neigung deſſelben ſeiner Abſicht gemäß lenken kann, nicht zu zwingen, dieſe oder jene Lebens=Art ſeiner Neigung gerade entgegen zu wählen. Mit den ſchönſten Fähigkeiten von der Natur begabt, um in jedem Fache, dem er nur etwas Geſchmack abgewinnen kann, nicht beym Gewöhnlichen ſtehen zu bleiben, muß er ſich einer Wiſſenſchaft widmen, die ihm zuwider iſt. Mit Widerwillen gehorcht er; mit Widerwillen macht er ſich mit den Theilen derſelben bekannt; und mit Widerwillen bemerkt er, daß er ſich Kenntniſſe erwirbt, die ihm zuwider ſind. So arbeitet er fort aus Zwang, geſtärkt durch die Hoffnung, noch ein Mahl die ſehnlichſt gewünſchte Gelegenheit zu erhalten, ſeine Wiſſenſchaft mit einer andern zu vertauſchen. Umſonſt; die Hoffnung täuſcht ihn, und ſeine akademiſchen Jahre ſind geendigt. Nun iſt er in eine Form gedrängt, und muß darin zum Krüppel werden. Er macht eine armſelige Figur, und weis es; und eben dieſes Bewußtſeyn drückt ihn noch mehr nieder, daß er immer tiefer ſinkt, und endlich die Achtung Anderer verliert. Er muß bitter, tückiſch, ein Menſchen=Feind werden. Alles iſt ihm gleichviel; wie er lebt, und was Andere von ſeinem Wandel denken, daß in ihm endlich jede Kraft gelähmt wird, ſich auf irgend eine Weiſe wieder zu heben, und auch nur die geringſte Achtung wieder zu gewinnen. Er leidet, und ſeine Familie leidet; denn die Freude iſt von ihm gewichen. Nur wenigen hat der Kummer ſo viel

Kraft gelaſſen, daß ſie durch irgend eine Neben-Beſchäftigung dem forſchenden Menſchen-Freunde Gelegenheit geben, aufmerkſam auf ſie zu werden, und ihnen die helfende Hand zu reichen. Dies ſagt uns die Erfahrung; und Jeder kann es täglich ſehen, wenn er die Männer betrachtet, die Kraft und Talente haben, die aber, weil ſie nicht an ihrer rechten Stelle ſtehen, beydes nicht anwenden können, und ihrem jezigen Amte Schande machen, da ſie in einem andern ihr eigenes Glück, das Wohl ihrer Familie, und den Nuzen ihrer Mitmenſchen befördert haben würden.

Wird auf dieſem Wege die Beſtimmung des Menſchen „glücklich zu ſeyn und glücklich zu machen,“ erreicht? Und handeln die Aeltern recht, welche ihre Kinder zwingen in der Abſicht ihr Glück zu gründen? Und ſind wir, ich will nicht einmahl ſagen, gerecht, ſondern nur billig, wenn wir über einen ſolchen Unglücklichen, ohne ihn weiter zu kennen, bloß nach dem äuſſern Schein, aburtheilen, und ihn einen ſchlechten Menſchen ſchelten? Ihm eine hülfreiche Hand zu biethen, zu erforſchen, auf welche Art der Mann ſo verſchroben iſt, und wie er vielleicht die verlorne Achtung Anderer, und ſeine eigene Ruhe wieder finden kann, und dann mit Eifer dazu behülflich zu ſeyn — dies geſchieht nicht; Jeder ſchüttelt den Kopf, und geht vorüber.

Aber muß dies ſo ſeyn, iſt es ſchlechterdings die unabänderliche Folge, daß der, welcher entweder aus Uebereilung, oder aus Zwang, eine Lebens-Art gewählt hat, die er in der Folge gern verließe, und nun nicht mehr verlaſſen kann, unglücklich werden muß? Wenn früh bey den erſten Keimen des Mißmuthes ein treuer erfahrner Freund den Unglücklichen unterſtüzt und leitet, dann kann man hoffen, daß er, wo nicht das Glück, welches er in jedem andern Stande ge-

gefunden haben würde, doch wenigſtens Zufrieden=
heit finden werde, die ihn das verlorne größere Glück
bald vergeſſen laſſen wird.

Es giebt aber auch noch einige Vorſchriften de=
ren treue und ſorgfältige Anwendung, das Unange=
nehme der gewählten Lebens=Art mindern, und viel=
leicht ganz vertilgen wird.

Man ſuche nähmlich Neigung zu der aufgedrun=
genen Lebens=Art bey ſich zu erwecken! Dies iſt
nicht unmöglich. Wenn man alle die Obliegenheiten,
welche der gewählte Beruf erfordert, pünctlich, mit
Eifer und Treue verrichtet, und dieſes, ohne müde zu
werden, eine geraume Zeit fortſetzt, ſo wird dadurch
eine Fertigkeit in den Geſchäften des Berufes gegrün=
det. Wenn dieſe Fertigkeit wächſt, wenn ſie ſich der
Vollkommenheit immer mehr nähert, und der junge
Mann dadurch in ſeinen Geſchäften ſich beſonders
auszeichnet, ſo werden ihm eben dieſe Arbeiten, die
ihm anfangs ſo zuwider waren, daß er ſie nur mit
Unluſt verrichten konnte, vermöge der beſondern Ein=
richtung der menſchlichen Natur, daß uns alles lieb
wird, wodurch wir uns auszeichnen, ſo angenehm
werden, daß ſich bald der Gedanke, er ſey zu dieſer
Lebens=Art gezwungen worden, bey ihm verlieren
wird.

Man bemühe ſich das Gute, welches mit dem
gewählten Berufe verbunden iſt, genau kennen zu
lernen, um dadurch die Vortheile anderer Lebens=
Arten bey ſich zu verdunkeln! Jede Lebens=Art
läßt ſich von mehrern Seiten betrachten, und jede hat
ihr eigenthümliches Gute, wie ihre eigenen Laſten.
Da iſt es nun gewöhnlich der Fall, daß der junge
Mann die ihm aufgedrungene Lebens=Art bloß von
der ihm unangenehmen Seite betrachtet, daß er es
gar nich ahndet, ſie könne auch Zufriedenheit gewäh=
ren, und den, der ſich ihr ernſtlich widmete, glücklich

machen. Iſt er nun aber ſo glücklich, auf eine oder die andere Weiſe aufmerkſam darauf zu werden; hat er die Freuden genoſſen, die ſie gewährt, und findet er dann bey dem weitern Forſchen, daß ſie eine unverſiegbare Quelle ſo manches Guten enthält: dann verliert er über den gegenwärtigen Genuß, die entferntern Vortheile anderer Lebens-Arten immer weiter aus den Augen, und iſt zufrieden mit dem, in deſſen ruhigem Beſitze er ſich einmahl befindet. Dies wird ihm ſehr leicht werden, wenn er es früh gelernt hat, genügſam oder zufrieden zu ſeyn, mit dem was er einmahl hat; wenn er die ſchöne Kunſt, ſeine Bedürfniſſe einzuſchränken, ſich früh zu eigen gemacht hat (*), und nie ein größeres Maß von Glückſeligkeit eifrigſt zu wünſchen, als er nach ſeinen Kräften und den vorkommenden Gelegenheiten ſich verſchaffen kann.

Endlich ſuche man die Ueberzeugung ſich zu erwerben, daß jede Lage, worein man entweder freywillig, oder durch die Umſtände gezwungen, verſetzt wird, nach dem weiſen Willen Gottes uns angewieſen iſt, um darin nach unſern Kräften zum allgemeinen Wohl mitzuwirken. Dieſe Ueberzeugung wird ihn beruhigen, ſie wird ihm die unangenehme, ſeinen Wünſchen widerſprechende Lebens-Art in einem minder nachtheiligen Lichte zeigen, und den Gedanken in

(*) Ein berühmter Schriftſteller, macht der neuern Erziehung die dringende Empfehlung, die Bedürfniſſe zu vermindern, zum Vorwurf, weil hieraus, wie er glaubt, die böſe Folge entſtände, daß nun die jungen Männer, die es gelernt haben, mit wenigerm als ſonſt gewöhnlich iſt, zufrieden zu ſeyn, ſich keinen geſellſchaftlichen und bürgerlichen Verfügungen mehr unterwerfen wollen, und zu früh beginnen die Unabhängigen zu ſpielen. Das Unſtatthafte dieſer Schlußfolge zu zeigen, iſt hier der Ort nicht; ſonſt möchte es leicht bewieſen werden können, daß dieſes Uebel ſich aus ganz andern näher liegenden Quellen herleiten laſſe.

in ihm erwecken, daß er auch in dieſer Lage nicht vergeblich arbeite; und ſo wird er endlich dahin kommen, in ſeinem Poſten das Seinige zu thun. Eine weiſe, gütige Vorſehung, die Jeden ſo glücklich macht, als er es werden kann, regiert ja die Schickſale der Menſchen. Wenn gleich einem ſeine Lage mehrere und größere Freuden, wie es ſcheinen mag, gewährt, ſo iſt es auch wahrſcheinlich, daß er größere Laſten und Widerwärtigkeiten, die der andere nicht kennt, zu tragen hat. Ohne dieſen Glauben, — man erlaube mir hier dieſen Ausdruck! — den ein mäßiges Nachdenken über die eigenen ſchon erlebten Schickſale, und eine geringe Aufmerkſamkeit auf den Lauf der Begebenheiten in der Welt, leicht erzeugen werden; ohne geläuterte und richtige Vorſtellungen von Glück und Unglück, und dem weſentlichen Unterſchiede, der zwiſchen Glück und Glückſeligkeit Statt findet; ohne Mäßigung der Wünſche und Begierden, die ausſchweifend und raſtlos bald auf dieſen, bald auf jenen Gegenſtand verfallen, und ſtets, ungeſättigt, neue Nahrung ſuchen; ohne weiſe Benutzung der Zeit, und thätige Ausübung der Verpflichtung zur Arbeitſamkeit, die in der Natur des Menſchen gegründet iſt, und wovon niemand ſich losſagen kann, und ohne eine weiſe Unterwerfung und ſtrenge Befolgung der Vorſchriften der Sittlichkeit und des Gewiſſens, wird niemand, er lebe in dieſem oder jenem Stande, in dieſer oder jener Lebens-Art, er habe ſie freywillig oder gezwungen gewählt, ſo wenig ſelbſt glücklich ſeyn, als zu dem Glücke Anderer beytragen können. Den erhabenen Zweck ſeiner Beſtimmung verfehlt er. Die Welt iſt ihm freudenleer; er iſt ſein eigener Peiniger, und eine Laſt der mit ihm verbundenen Menſchen.

Ueber einige Fehler bey der Wahl einer Lebens-Art. Ich ſtelle mir Aeltern, Rathgeber jun-

ger Leute und weiſe Obrigkeiten vor, indem ſie ſich mit der Frage beſchäftigen: Wozu beſtimmen wir unſere Söhne? In welchem Stande, Amte und Gewerbe können ſie nach ihren Fähigkeiten und Umſtänden, und nach der jezigen Lage des Vaterlandes und der Welt am nüzlichſten und glücklichſten werden? Die Erfahrung lehrt, daß man größten Theils in dieſer Angelegenheit noch nicht ſo verſtändig handelt, als man könnte und als es zu wünſchen wäre. Gleichwohl bleibt es eine ausgemachte Wahrheit, daß ſich eine ſehr reichlich fließende Quelle des menſchlichen Elendes wohl verſtopfen ließe, wenn mehrere Aeltern und junge Perſonen zu bewegen wären, gleich im Anfange des Lebens nicht auf einen Irrweg zu gerathen, von dem ſie nicht wieder kehren können.

Die Fehler, welche ſich am weiteſten ausgebreitet haben, betreffen die Abſicht, warum man einen Beruf wählen muß, die Erforſchung der Fähigkeiten zu denſelben, die Erwägung der äuſſern Umſtände, unter welchen dieſe Fähigkeiten entwickelt und gebildet werden müſſen, und die Rückſicht auf die Zeit-Umſtände. Sehr oft ſind aber auch die Vorſtellungen der Menſchen über die Wichtigkeit dieſer Sache ſehr verworren und ſchief; daher verweile ich mich zuerſt bey dieſem Puncte, ehe ich mich über die andern erkläre.

Wozu beſtimme ich meinen Sohn? Dieſe Frage heißt in dem Munde mancher Menſchen nur ſo viel, als: was laſſe ich ihn lernen, damit er künftig ſeinen ſtandesmäßigen oder wenigſtens ehrlichen Unterhalt finde? Es iſt unläugbar, daß dieſe Rückſicht ſo lange in dem menſchlichen Leben viel zu bedeuten habe, als wir mit einem Magen geboren werden, der nicht, wie jenes fabelhafte Thier in China, von bloßer Luft befriedigt wird. Aber ich geſtehe, daß ich bloß daraus die Wichtigkeit der Wahl einer Lebens-Art noch nicht allein herleiten mag. Mir ſcheint, daß jeder

der Menſch dabey hauptſächlich zu erwegen habe: daß die ganze Zufriedenheit des künftigen Bürgers, und ſelbſt ſeine Sittlichkeit und innere Rechtſchaffenheit vornehmlich von der Wahl ſeiner Lebens-Art abhängt.

Indem über den Knaben feſtgeſetzt wird, was aus ihm werden ſoll, wird auch feſtgeſetzt, welche Dinge nun künftig den wichtigſten Einfluß auf ſeinen Charakter, auf ſein Herz haben werden. Ich ſage: den wichtigſten Einfluß; denn die unaufhörlichen Einwirkungen der äuſſern Umſtände, die der Geiſt des künftigen Berufes mit ſich bringt, werden gewiß der ganzen Art zu denken, der ganzen Seele des Lehrlinges gerade die Falten eindrücken, die er lebenslang behält. Er trinkt nicht bloß den Unterricht ein, ſondern mit demſelben auch die Vorurtheile des gewählten Standes, und ſeine Seele bekommt gerade die Richtung, die der Wind mit ſich bringt, der in den Regionen, die er nun lebenslang durchſegeln will, wehet. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß es Menſchen von ſolcher innern Stärke giebt, welche den Strohm zwingen können, ſich nach ihnen zu richten, wenn er ſie überwältigen will, dahin zu ſchwimmen, wo es ihnen nicht gefällt. Aber ſind deren viele? Aus dieſer Urſache möchte ich wünſchen, daß man überall feſt, als an ſein Daſeyn, an die Wahrheit glaubte: bey der Wahl der Lebens-Art wird zugleich über Tugend und Laſter, Weisheit und Thorheit eines Menſchen für ſeine ganze künftige Fortdauer entſchieden. Eine anſchauende Erkenntniß dieſer Behauptung wird wohl nicht beſſer befördert, als wenn man ſolche Perſonen, die einen gewiſſen Beruf lange abgewartet haben, beobachtet. Bey vielen Fehlern ihres Verſtandes und Herzens wird es einleuchten, daß es Früchte ihres Berufes waren; und wenn man etwas tiefer forſcht, ſo wird nicht minder klar, daß ſich von manchen

Bäumchen hätte vorher ſagen laſſen: gebt ihm nicht dieſe Stellung in dem Erdreiche und in der Verbindung, wenn er nicht ein verkrüppelter Baum werden ſoll. An ſolchen mit Wahrheit und Ausführlichkeit angeſtellten Beobachtungen ſcheint es in dem Gebiethe der praktiſchen Philoſophie ſehr zu fehlen. Indeſſen belehrt uns die Volks-Philoſophie und Menſchen-Kenntniß eines Shakeſpear's, Fielding's, Moliere's Leſſing's, und der kleinen Anzahl von Beobachtern, die ihnen ähnlich iſt, in manchen Zügen ſehr treffend, über die durch das Amt gewirkten Verunſtaltungen des Menſchen. Ihre Thoren und Taugenichts — ihre Gecke und Mißgeſtalten — zeichnen ſie ſehr oft auch in Rückſicht auf das, was bey dem Beruf und Gewerbe ihrer Perſonen nach feinen Beobachtungen ſehr leicht und gewöhnlich eintritt. Die Laune und der Eigennutz der Wirthe, die Pedanterie der verſchiedenen Arten der Gelehrten u. ſ. w. können als warnende Winke für Jeden, der in ähnlichem Verhältniß lebt, betrachtet werden. In dieſer Abſicht habe ich immer die einzelne Zeichnung von dem Genie eines jeden Standes und Gewerbes geleſen, zu deren Entwerfung denkende Köpfe zufälliger Weiſe veranlaßt wurden. Hume ſchildert ſo die Gefahren der Geiſtlichen. v. Dohm hat, in ſeinem Buche über die bürgerliche Verfaſſung der Juden (Berl. und Stett. 1781, 8.) S. 97 — 108, einige ausgeſuchte Bemerkungen über den Einfluß des Handwerkſtandes, des Landbaues und des Handels auf die Denk-Art und ſittlichen Charakter. S. 143 deſſelben Buches wird mit vielem Scharfſinn gezeigt, wie die gewöhnliche Beſchäftigung leicht auch unſere Art, die Religion zu behandeln, beſtimme.

Jede Unter-Abtheilung in den allgemeinen Claſſen bürgerlicher Geſchäfte, dürfte Mitglieder genug enthalten, wo man behaupten kann, ihr Amt gebe ihnen

ihnen nicht bloß ihren Verſtand, ſondern auch ihr Herz mit ſehr vielen ſeiner Neigungen. Wer erleuchtet genug iſt, die Bildungen, welche der Geiſt auf der einen Stufe ſeines Lebens erhielt, immer als die Grundlage des zukünftigen Zuſtandes anzuſehen; oder, wer nur fähig iſt, dieſen Gedanken nach ſeiner überwiegenden Wahrſcheinlichkeit oder richtiger nach ſeiner unumſtößlichen Gewißheit zu faſſen, der erklärt dieſen Grund, die Wahl des Berufes für unendlich wichtig zu halten, zuverläßig für den ſtärkſten, der ſich nur denken läßt. Und ſehen wir dann auf die künftige Zufriedenheit, auf Genuß des Lebens — wie giebt hier wieder die Beſchäftigungs=Art, die uns Pflicht iſt, ganz unverkennbar, den Ausſchlag! Unglücklich gemartert fühlt ſich indeſſen jeder Menſch von einigen Empfindungen, wenn er zu ſpät entdeckt: mir fehlts an dem, was mein Stand und meine Stelle erfordert! Trübſinn von ganz eigener Art umwölkt die Seele manches redlichen Mannes, der aber zu einem Geſchäfte verdammt iſt, welches ſeinem Charakter widerſpricht, welches ihm anekelt, zu dem er nicht taugt. Es ließe ſich ein ganzes Buch über die Leiden der Stümper ſchreiben; und es wäre zu wünſchen, daß es in allen Ständen fleißig geleſen würde, damit man überall dieſen Grund, warum die Wahl unſers Berufes wichtig iſt, mehr und zu rechter Zeit aufkläre, und ihn beherzige! Betrachtungen dieſer Art, können bey den meiſten Jünglingen und deren Freunden ſo viel bewirken, daß ſie mit mehr, als gewöhnlicher, Bedachtſamkeit bey dieſer Gelegenheit verfahren. Der Gedanke, wie ſehr viel der ganzen Geſellſchaft darauf ankomme, daß ſie möglichſt vernünftig wählen, müßte doch aber billig nicht weniger ſeine Kraft äuſſern. Es müßte, wie es ſcheint, von ſehr heilſamen Folgen ſeyn, wenn man das junge Gemüth in einer ſolchen Lage durch die groſſe Vorſtellung zu

erheben ſuchte: auch dein Handſchlag fördert einſt das Wohl der Welt! dir unüberſehbar, aber doch ganz ungezweifelt gewiß wirkt auch deine Kraft auf irgend ein größeres oder kleineres Rad des großen Ganzen! der Tropfen deines künftigen Fleißes, auf den vielleicht kein Sterblicher achtet, ergießt ſich in den wohlthätigen Strohm, dem das menſchliche Geſchlecht ſo unzählige Vortheile verdankt, und der vielleicht dem entlegenſten Theile des Erdkreiſes, dem fernſten Puncte der Zukunft ſegensreich zuſtröhmt! Iſt es gleich nur ein Tropfen, ſo iſt doch dieſer ganze Strohm nur aus Tropfen zuſammengeſetzt, und müßte verſiegen, wenn Jeder den ſeinigen zurück hielte.

Wäre aber auch der Knabe, den wir wecken wollen, für ſich und für die Welt künftig alles zu ſeyn, was er nun ſeyn kann, für dergleichen Begriffe nicht geſtimmt oder organiſirt; giebt es denn nicht auch faßlichere Ideen, die man der gewöhnlichſten Menſchen-Seele verdeutſchen kann? Man bringe es doch nur dem jungen Menſchen, der wie ein Fremdling in die Pforten der geſchäftigen Welt tritt, und nichts weis, welche Rolle ſich am beſten für ihn ſchicken wird, ſo nahe an das Herz als möglich: wie ſehr und herzlich Brüder und Schweſtern, Vater und Mutter, die liebe Obrigkeit und die guten Freunde daran Theil nehmen — ob er aus dem ihm dargebothenen Beſchäftigungs-Verzeichniſſe mit kindiſchem Leichtſinn, oder mit reiferm Verſtande, wählt. Möchte jedes Vaterland, ohne die Privat-Freyheit zu vernichten, auf eine recht eindringende Art, den Aeltern und Jünglingen in dem Zeitpuncte, wo gewählt wird, zeigen, wie wichtig ihm ſelbſt dieſe Entſchließungen ſind!

Vielleicht wären hier einige Feyerlichkeiten zweckmäßig; vielleicht wäre das Confirmations-Geſchäft durch Benutzung dieſer Ideen noch feyerlicher für die Nachwelt, und für den Bürger-Freund noch rüh-

rührender und ehrwürdiger zu machen. Es müßte bey vielen einen bleibenden Eindruck hervorbringen, wenn in jedem Jahre ein Tag wiederkehrte, wo jeder Zweig der Geſchäfte, zu dem irgend ein Knabe Geſchick und Neigung hätte, von den Repräſentanten des Vaterlandes ſelbſt einen neuen Ehren-Schmuck erhielte; wo man die ganze Ton-Leiter des gemeinen Weſens hinauf und hinab, der Jugend durch die That predigte, jedes Glied des großen Ganzen erregt und verdient unſere zärtlichſte Sorgfalt, unſere aufrichtigſte Werthſchätzung.

Wenn ich zu dieſem allen die aus der Religion hergenommenen Gründe für die Erheblichkeit der Wahl einer Lebens-Art hinzu denke, ſo halte ich es nicht für unmöglich, in den meiſten Jünglingen eine Art des vernünftigen Enthuſiasmus für diejenige Anwendung ihrer Kräfte, welche ihnen alsdann die beſte ſcheint, anzufachen. Sie bemerken den Blick des ſie liebenden und aufmunternden Vaterlandes; ſie fühlen den Wink der Vorſehung, die ſie zu einem geſchäftigen Leben hervor rief, und deren Abſichten ſie billig mit heiliger Ehrfurcht erfüllen. Wie könnten ſie dieſen Zuſammenhang, dieſe Abhängigkeit, dieſe Ausſichten überdenken, ohne eine würdige und heilſame Stimmung zu bekommen, die bey dem erſten Schritte auf keiner einzigen Laufbahn fehlen darf, wenn ſie anders muthig und mit Ehren zurück gelegt werden ſoll!

Indem ich mich mit der Vorſtellung beſchäftige, in welchem Lichte die künftige Lebens-Art den Augen der Wählenden erſcheinen ſollte, denke ich mit Bedauern daran, daß man nicht ſelten Menſchen antrifft, welche dieſen Punct ungefähr ſo behandeln, als wenn ſie ein Los in einem Glücks-Spiele nehmen. Bey vielen Perſonen dieſer Gattung rührt das offenbar aus einer Unbeſonnenheit her, worüber ſie keine

Re-

Rechenſchaft geben können. Andere wiſſen ihrer Sorgloſigkeit einen ſcheinbaren Anſtrich zu geben. Sie mißbrauchen einige unvollſtändige gefaßte Ideen von einer überall gebiethenden Vorſehung; darum weil dieſe ſorgt und alles leitet, ſprechen ſie ſich von der Pflicht Ueberlegungen anzuſtellen frey, und halten ſich zu einem blinden Vertrauen berechtigt. Man muß zwar den beruhigenden Satz für wahr annehmen, daß das menſchliche Geſchlecht in dieſer Angelegenheit, von welcher ſo viel abhängt, nicht den Phantaſien ſeiner Mittglieder allein überlaſſen iſt. Es bleibt That-Sache, daß ſich, zufolge unüberſehbarer höherer Veranſtaltungen, zu den verſchiedenen für das menſchliche Geſchlecht wichtigen Beſchäftigungen und Lebens-Arten noch immer Menſchen finden, die gerade zu Fähigkeit und Sinn beſitzen. Es wäre eine merkwürdige Verlängerung der Vernunft, wenn man dies als ein Werk des Zufalles erklären wollte. Auch wird man gern zugeben, es ſey Grund genug vorhanden, zu glauben, daß die Vertheilung der Geiſtes- und Leibes-Kräfte, und der in jedem Zeit-Alter erforderlichen Vernunft-Maſſa auf dem ganzen Erdkreiſe, mit einer Ordnung und Weisheit geſchehen, die demjenigen, der dieſem allen nachſpüret, reichen Stoff zur ſtillen freudenvollen Anbetung dieſer unerſchöpflichen Weisheit geben.

Allein, damit wird nur für den Menſchen der unſchätzbare Satz gewonnen, daß auch in dieſem Stücke eine höhere Macht das Beſte der Welt bedacht habe, in jedem Falle, wo die uns zum Gebrauch verliehenen Kräfte und Einſichten unzureichend ſind, irre führen und uns verlaſſen; keinesweges aber kann aus dieſem Satze ein Schutzbrief für Nachläſſigkeit und Leichtſinn erzwungen werden. Nach allen etwas geläuterten Religionen, und in allen Schulen der Weiſen wird der junge Menſch nebſt ſeinen Rathgebern

gerade zu, oder nach richtigen Folgerungen, zum reiflichen Beſinnen aufgefordert, welchem Stande er ſich künftig widmen wolle. Und ſelbſt die Fataliſten aller Art haben es nicht gewagt, zu behaupten, der Menſch ſolle ohne alle vorher anzuſtellende Ueberlegung ſich durch das eigenſinnige Glück oder blinde Verhängniß in ſeine künftige Lebens-Art ſchleudern laſſen. Dieſe Bemerkung kann demjenigen überflüſſig ſcheinen, der nicht weis, wie ſehr oft der große Haufe bey der Wahl ſeiner Lebens-Art, das Los, das halliſche Schatzkäſtlein, oder ähnliche vernunftloſe, vorbedeutungsreich ſcheinende Umſtände, den Ausſpruch thun läßt. Die auf Eigenſinn und Einfalt der Verwandten und Verwandtinnen gegründeten Rathſchläge und Bitten, wodurch mancher Jüngling beſtürmt wird, liefern dem Staate eben ſo viel bedauernswürdige, als verdienſtloſe, Menſchen. Selbſt in Anſehung des Gebetes ſcheinen hierbey manche irrige und in ihren Folgen nicht gleichgültige Vorſtellungen herrſchend zu ſeyn. Zwar iſt der Gebrauch dieſes dem Menſchen ſo unentbehrlichen Mittels, die Seele zu erheben und zu beruhigen, bey dieſer Ueberlegung an ſeiner rechten Stelle. Wer könnte völliges Zutrauen zu dem Herzen eines Menſchen faſſen, der ſich hier nicht deſſelben bedienen wollte? Aber kein Menſch kann erwarten, daß ihm im Gebet eingegeben werde, was er künftig für eine Lebens-Art ergreifen ſolle. Ob er ſich beſſer zu Leibes- oder zu Kopf-Arbeit, zum Künſtler oder zum Gelehrten ſchicke, das zu entſcheiden empfieng er geſunden Verſtand; ihm werden Erfahrungen bekannt gemacht; er findet, wenn er ſie ſucht, Freunde, die ſeine Anlagen beurtheilen können. Dieſes alles nutze er treu, und mache durch das Gebet ſich dazu deſto geſchickter. Unterläßt er den Gebrauch dieſer Hülfsmittel, ſo würde ihn doch bey allen übrigen Aengſtlichkeiten der Vorwurf treffen,

daß

daß er die Wahl einer Lebens-Art nicht nach der Wichtigkeit behandle, die ſie behalten wird, ſo lange geſunde Vernunft in der Welt iſt.

Auſſer dem Leichtſinn, womit man in manchen Familien und Staaten die Wahl einer Lebens-Art blinden Zufällen und ungereimten Grillen überläßt, ſtößt man hierbey auf ein Heer anderer Fehler, die man in Claſſen eintheilen muß, um ſie einiger Maßen zu überſehen. Unſer erſtes Augenmerk mögen die Abſichten und Beweggründe ſeyn, aus welchen ſich der junge Bürger dieſen oder andern Beſchäftigungen widmet oder widmen muß. Mich dünkt, alle Stimmen verſtändiger Leute ſind leicht mit einander zu vereinigen, wenn man die Frage aufwirft, aus welchen Gründen der Menſch überhaupt jezt angeleitet werden müſſe, ſich auf dem weiten Gebiethe des menſchlichen Wirkens ein eigenes abgeſondertes Feld zu wählen, welches er lebenslang vorzüglich bearbeiten wolle. Bey jedem Jünglinge, der an eine geſunde Denkungs-Art gewöhnt iſt, werden etwa folgende vier Vorſtellungen ſehr viel vermögen.

1. Du kannſt, wenn du für ein gewiſſes Fach brauchbar zu werden ſuchſt, auf eine recht ſichere Art, deinen Mitmenſchen nützlich werden, und zum Beſten des Ganzen mitwirken. Es giebt zwar Beyſpiele, wo Perſonen, die kein beſtimmtes Gewerbe, kein beſonderes Fach wählten, ſich einiges Verdienſt erwerben. Dem Reichen, dem Güter-Beſitzer, der weiter nichts verſteht, als daß er ſein Vermögen verwaltet, und ſein Leben genießt, mag man es immer zugeſtehen, daß er nicht ganz eine unnütze Laſt der Erde ſey; beſonders, wenn er nebenher noch, in Ermangelung anderer Geſchicklichkeiten, gewiſſe Arten der Wohlthätigkeit, wozu es Andern an Zeit und Vermögen fehlt, ſeine Erhohlung ſeyn läßt. Aber ſehr ehrenvoll iſt doch die Beſtimmung nicht, da man nur

lebt um zu verzehren (*), und eben ſo wenig, alle andere Betrachtungen bey Seite geſetzt, thut ſie einem wohlwollenden Herzen Genüge. Auch der Erbe des größten Vermögens, dem man die ſchönſte aller Neigungen, die, Gutes zu thun, beygebracht hat, wird gerade dadurch ſich antreiben laſſen, ſich für ein beſonderes Fach recht mit Ernſt geſchickt zu machen, und in dieſem Fache recht mit Ernſt zu arbeiten. Auf die Art liefert man doch regelmäßig ſeinen Beytrag zum Wohl ſeiner Nebenmenſchen. Man wird ihr täglicher Wohlthäter. Da uns, wenn unſere Thätigkeit bloß von uns abhängt, ſo leicht jede Laune, oder jeder geringe Umſtand, aus der heilſamen Wirkſamkeit bringt, ſo vereinigt ſich in einem ordentlichen Berufe ſehr vieles, welches auch dann den behaglichen Müßiggang unmöglich macht, wenn wir uns gern demſelben überließen. Die Stimme der bürgerlichen Pflicht ruft uns kräftiger, als der Wink des Sitten-Lehrers, von den Tändeleyen des Lebens zurück, ſchränkt uns bey unſern Erhohlungen wohlthätig ein, und manche koſtbare Stunde, die ſonſt verſchwendet ſeyn würde, wird nun zum Dienſt der Welt angewendet. Wie beruhigend wird einſt am Schluſſe aller unſerer Arbeiten, der Gedanke für uns ſeyn, daß auch unſer Leben zur Erhaltung der öffentlichen Wohlfahrt nicht unnütz blieb; daß auch unſere Berufs=Thätigkeit viele wohlthätige Folgen hervorgebracht hat und hervorbringen wird, wenn wir längſt nicht mehr ſind! Bekannter Maßen ſind aber die meiſten Menſchen weder Reiche noch Güter=Beſitzer. Dieſen empfiehlt das Wohlwollen gegen Andere, die Betreibung eines beſtimmten Berufes auch vornehmlich von der Seite, daß ſie ſonſt ſehr leicht dem gemeinen Weſen zur Laſt fallen. Zu welchen ſeltſamen und

(*) Fruges conſumere nati.

und verderblichen Unternehmungen laſſen ſich lebhafte unruhige Köpfe verführen, die zu keinem regelmäßigen, ihre natürliche Thätigkeit beſchäftigenden Berufe erzogen wurden! Tauſend Glücks=Ritter alter und neuer Zeit, von Catilina bis zum Rhein Grafen Salm, von Cartouche bis zum Grafen Cagliostro und Conſorten herab, und eine überſchwengliche Zahl junger und alter Beutelſchneider, Zauberer und Mesmerianer, hatten Eine Krankheit, — die Berufloſigkeit. Es gehört auch nicht ſo ſehr Güte des Herzens, als vielmehr nur einiges Gerechtigkeits=Gefühl dazu, um ſich ſelbſt ſehr verächtlich vorzukommen, wenn der Staat das zu nichts brauchbare Geſchöpf gleichwohl ernähren muß, und demſelben oft um bloßer zufälligen Familien=Verbindungen willen, einen Zweig der öffentlichen Geſchäfte dem Scheine nach anzuvertrauen ſich genöthigt ſieht, indeſſen Andere die eigentlichen Laſten des ſchlecht beſetzten Amtes tragen müſſen. Dieſe Bemerkung betrifft nicht bloß die höhern Stände, ſondern die Grille, daß ein zu keinem Fache und Gewerbe brauchbar gebildeter Menſch doch ein Recht auf einen ſogenannten anſtändigen Unterhalt habe, fällt jeder Menſchen-Claſſe beſchwerlich. Der Berufloſe, oder ſeines Gewerbes nicht recht Tüchtige wird daher überall ſehr leicht ein Gegenſtand des geheimen Unwillens ſeiner Mitbürger, und nicht ſelten des öffentlichen Spottes. Das Bewußtſeyn gar nichts Bedeutendes zu wiſſen, oder vornehmen zu können, was Andern weſentliche Dienſte leiſtet, muß indeſſen, ſo oft noch einige wohlwollende Empfindungen gegen die Menſchen in dem Herzen wiederkehren, höchſt unerträglich ſeyn, und auf mehr als Eine Weiſe Trübſinn und Unmuth veranlaſſen.

2. Du wirſt, dies iſt eine andere Betrachtung, gewiſſe ſehr heilige Verbindlichkeiten nicht recht gut, ohne

ohne einen beſtimmten Beruf erfüllen können. Perſonen, deren Gefühl für Pflicht gehörig geübt iſt, die den Grundſatz tief empfinden, daß der Menſch dankbar gegen die menſchliche Geſellſchaft ſeyn müſſe, die ihn von ſeiner frühen Jugend an Theil nehmen ließ an den mannigfaltigen Vortheilen bürgerlicher Verfaſſung, verſtehen leicht, was man alſo, in Rückſicht auf denſelben, dem Jünglinge beyzubringen und anzugewöhnen habe. Mehr als es gewöhnlich geſchieht, wäre es doch aber auch ins Licht zu ſetzen, daß jeder Menſch ſein Maß von Kräften und Fähigkeiten von der ewigen Weisheit gewiß in der Abſicht empfangen habe, daß er es zum Beſten der Menſchen gebrauchen ſolle. Warum würden denn zu den verſchiedenen Beſchäftigungs-Arten des Lebens die verſchiedenen Fähigkeiten und Talente oft ſo glücklich vereinigt gefunden? Warum wäre denn jedem Menſchen mehr an Kräften gegeben, als er ſelbſt für ſich gebraucht? Warum paßt jenes von den Gliedern des menſchlichen Körpers hergenommene Bild ſo ſchön auf das menſchliche Geſchlecht? Auf die Forderung, welche man daher auch an ihn richten kann; auf die Rechenſchaſt, die auch er deswegen dereinſt abzulegen hat, müßte der zu ſeinem Berufe träge Bürger aufmerkſam gemacht werden, damit er durch höhern, religiöſern Antrieb die Abneigung gegen Anſtrengung und die Liebe zum ungebundenen Leben beſiegen lerne; zum ungebundenen, beruflosen Leben, worin viele ſeiner Kräfte entweder weit weniger, oder gar nicht, genutzet werden können. Durch Pflicht-Gefühle getrieben, aus tief empfundener Ehrfurcht gegen die Anordnung der Vorſehung, müſſe der Beruf gewählt werden, und zwar der, zu deſſen glücklichſter Vollbringung ſich die meiſte Wahrſcheinlichkeit zeigt.

3. Aus dieſen Gedanken fließt die dritte Vorſtellung her, die bey der Wahl der Lebens-Art vom größten Gewichte ſeyn ſollte. Du mußt, um eben ſo ſehr wohlthätig als pflichtmäßig zu handeln, in keinen andern Beruf treten, als in den, wozu du die meiſten natürlichen Fähigkeiten und die meiſte Hoffnung haſt, dieſe gehörig ausbilden zu können. Die Antwort, welche jeder Jüngling auf die Frage: warum haſt du gerade dieſes Fach gewählt? geben müßte, dürfte billig keine andre ſeyn, als die: ich bin nach ſorgfältiger Ueberlegung überzeugt, daß ich mich dazu am beſten ſchicke; dann würde man auch ſicher ſeyn können, daß er darin am meiſten nützen werde. Dieſer Betrachtung müßte man den Vorzug vor allen möglichen übrigen einräumen, worin dieſe auch beſtehen mögen. Künftiger Unterhalt, äuſſere Ehre, Befriedigung gewiſſer Neigungen, und was ſonſt noch Einfluß auf das Gemüth haben kann, mögen als Zugabe betrachtet, allerdings etwas in Anſchlag gebracht werden; allein, entſcheiden muß doch wohl nichts anders, als die rechte Würdigung der Fähigkeit, und die Wahrſcheinlichkeit der Ausbildung derſelben.

Ich glaube, man wird ziemlich allgemein einräumen, daß die Wahl eines Jünglinges, der künftig ein tüchtiger Arbeiter, nicht verdienſtloſer Tagelöhner und Miethling ſeyn ſoll, ſich auf dergleichen Gedanken gründen müſſe. Eben aus dieſem Standtpuncte fallen dann auch die Fehler in die Augen, durch welche ſich ſo manche Familien gegen den Staat, gegen ſich ſelbſt und gegen die Nachwelt verſündigen. Der gemeine Ton, aus dem zu den heranwachſenden Gliedern der Geſellſchaft, über die künftige Lebens-Art geredet wird, iſt größtentheils der: man klagt über ſeine Berufs-Geſchäfte, und ſtellt ſie mithin als ein drückendes Joch vor, unter welches ein eiſerner

Zwang

Zwang den freyen Nacken beuge. Die Reize eines ungebundenen Lebens, wo man bloß von ſich ſelbſt abhängt, wo keine Art von Unterwürfigkeit Statt findet, werden dergeſtalt angeprieſen, daß ein großer Theil der Jünglinge vielleicht tauſend Lobreden auf den Müßiggang und das Bärenhäuter-Leben, und etwa mir eine kalte Empfehlung einer regelmäßigen, dem jezigen bürgerlichen Zuſtande angemeſſenen Thätigkeit, gehört haben mag.

Wenn Aeltern und Lehrer dieſe Sprache wenigſtens im Schooße ihrer Familien führen, und es oft ſo ſehr bemerklich machen, wie ſehr ihnen ihr Beruf anekle, darf man dann etwas anders erwarten, als daß die Herren Söhne und lieben Zöglinge ſämmtlich auf ihre künftigen heiligſten Pflichten, mit Mißvergnügen und Abſcheu hinſehen? Wenn ſie nun auf dieſe Weiſe faſt unfähig geworden ſind, ſich dieſe Sache von einer edlern Seite vorzuſtellen, ſo bleibt dann freylich der erſte und lezte Beweggrund ſich in eine ſolche Sclaverey zu begeben, der: wenigſtens ſo viel mußt du erlernen, damit es dir nicht dereinſt an Brod fehle.

„Vater!“ ſagte der kleine Sohn eines Hof-Rathes zu ſeinem Vater, der mit vielem Eifer die Flöte ſpielte. „giebt man dir viel Geld, wenn du gut „ſpielſt?“ — Nein, war die Antwort; — „ey ſo „wundert es mich, daß du dir die viele Mühe giebſt.“ Dieſe naive Bemerkung erregte Lachen, aber ſie bringt zugleich die ganze väterliche Denkungs-Art vor Augen, welche in den meiſten Seelen herrſchend wird, ſobald man ſich für alles Lernen und Anſtrengen ganz und gar keinen höhern Endzweck denkt, als den: das giebt mir einſt Brod. Ich übergehe alles, was ſich ſagen ließe, um die natürlichen Wirkungen dieſer Denk-Art zu zeigen. Nur den einen Erfahrungs-Satz bringe ich in das Andenken: ſobald die

Menſchen, die unter dieſen Gedanken heran gewachſen ſind, nun wirklich einiger Maßen zu der Sicherheit gelangen, daß ihnen ihr Unterhalt nicht fehlen könne, ſo treiben ſie ihren Beruf mit der unerträglichſten Schläfrigkeit, und werden gerade in den Jahren, wo ſie am meiſten nutzen ſollten, jenem Ungeziefer im Bienen-Korbe gleich, welches das Honig, das die Arbeits-Bienen haben zuſammen ſuchen müſſen, verzehrt. Ihr Zweck iſt, denken ſie, erreicht, ſie haben Nahrung und Kleider, was bekümmert ſie der durch ihr Amt und Gewerbe zu ſtiftende Nutzen; was ihre Fortbildung, es iſt genug, daß ſie leben.

Etwas beſſer, aber doch immer höchſt gefährlich und nachtheilig iſt es, wenn der Ehrtrieb einen allzugroßen Einfluß bey der Wahl einer Lebens-Art bekommt. Gegen den ſehr natürlichen Wunſch, daß unſer künftiger Stand von der Art ſey, daß wir uns wegen deſſelben nicht nur nicht verachtet, ſondern vielmehr geehret, und dann wenn wir uns darin auszeichnen, einiger Maßen vorgezogen ſehen mögen, wird niemand Einwendungen machen, ſo lange derſelbe in gewiſſen Gränzen bleibt; ſtatt deſſen entdecken ſich aber Jedem, der einiger Maßen mit den Menſchen bekannt iſt, die unglücklichſten Ausartungen dieſer an ſich richtigen Empfindungen. Wie oft opfern eitle Aeltern ihre Kinder ihrer Rangſucht auf! Zum Handwerker war der Knabe organiſirt und fähig; aber die Mutter ſchämt ſich, einen Handwerker zum Mann und auch zum Sohn zu haben, daher ſucht ſie es dahin einzuleiten, daß aus den Söhnchen ein Künſtler, ein Kaufmann, oder ein Studierter, und vor allen Dingen ein Prieſter, werde. So fängt die Sucht zu den höhern Ständen, auch ohne alle Fähigkeit dazu hinauf zu klimmen, in den Werkſtätten an, und äuſſert nicht geringere Wirkſamkeit bey Familien von einer etwas feinern Erziehung. Man rathe

rathe dem hirnloſen Sohne eines vornehmen Studierten, eines Rathes oder Secretairs, er möge in die Krambude gehen, und lebenslang nichts thun als Pfeffer verkaufen; oder in die Schreiber=Stube, und lebenslang nichts anders thun als copieren, und man wird es bald bemerken, wie ſchrecklich der bloße Gedanke die Rangſucht der ganzen Familie verwundet. Wenigſtens antwortete die Frau eines Aſſeſſors an einem kleinen Hofe, der man die Unfähigkeit ihres Sohnes zur Arzeney=Wiſſenſchaft und alſo zum Leib=Arzte, erklären mußte: „ſo kann der Tölpel doch werden, was mein Mann iſt;“ und unglücklicher Weiſe geſchah ihr Wille. Für wie manche an ſich ehrbringende Beſchäftigung und Lebens=Art hält man die ſogenannten Familien=Söhne, durchaus zu vornehm! Wenn ſie z. B. auch die vorzüglichſte Neigung und die Fähigkeit zur Land=Wirthſchaft, zum kaufmänniſchen Gewerbe, zur Wundarzney=Kunſt ꝛc. hätten, ſo würde doch zu dieſen und ähnlichen unſtandesmäßigen Lebens=Arten kein Vater von Diſtinction ſeine Einwilligung geben. Lieber nimmt man ſeine Zuflucht zu dem weiten Meere des Militairs, wo dann ſo manchem Unglücklichen, der dafür weder dem Körper noch Geiſte nach geſchaffen war, mit den ſchönſten Talenten für jeden andern Beruf, ſein Leben eine unerträgliche Bürde wird. Wie es immer der Fall iſt, wenn wir den Beruf, wozu wir geboren wurden, verfehlen: ſo iſt auch dieſen erzwungenen Helden die Freude an ihrem eigenen Daſeyn verdorben, und für die Welt gehen ſchätzbare Kräfte verloren, aus bloßer Rangſucht. Und noch glücklich, wenn der Stolz der Aeltern ſich damit begnügt, dem Staate die Verſorgung ihrer Kinder dadurch abzufordern, daß ſie doch irgend etwas vornehmen, das hergebrachter Maßen für nützlich und nöthig geachtet wird. Aber, wenn man ſich nun gerade für dieſe

durch Eitelkeit von jeder andern Art ſich brauchbar zu machen abgehaltene Menſchen ängſtlich verwendet, um ſie aller Unfähigkeit, aller eigenen Abneigung ungeachtet, dennoch zu Amt und Würden, oder eigentlich zur Einnahme, zu bringen, die ſie unmöglich verdienen können, wer fühlt dann nicht, daß ächter Patriotismus, und rechtſchaffene, edle Denkungs-Art durch die kläglichſte Selbſtſucht und Familien-Parteylichkeit bey dieſen Perſonen, gänzlich verdrängt ſey!

Die ehrſüchtigen Plane der Aeltern theilen ſich den Kindern ſehr früh mit. Schnell hält man für Schande, das zu werden, wozu die Natur das Männlein ſtämpelte, ſobald man vorher zu ſehen glaubt, daß die Art Perſonen, mit denen man alsdann in Eine Claſſe gehören würde, nicht ſo viel bedeuten, als andere. Die Gymnaſia und Schulen ſind voll von kleinen ſtolzen Seelen, die ſich quälen, nur ſo weit zu gelangen, daß man ſie dereinſt ihres Standes wegen, wo nicht zu den vollgültigen, doch wenigſtens zu den halb vornehmen Leuten zählen möge. In jugendlicher Unerfahrenheit betrachtet der ſo geſtimmte Knabe die Beſchäftigung, wobey nicht viel Aufſehen gemacht werden kann, oder gegen welche allerley Vorurtheile nach dem herrſchenden Tone verbreitet werden, oder welche der Staat gerade jezt als Stiefkinder behandelt, — als verächtliche Beſchäftigungen, und urtheilt in ſeiner Einfalt oft über den Werth eines Standes und einer Lebens-Art nach den allergeringfügigſten Zufälligkeiten.

Es iſt leicht zu errathen, daß die Eitelkeit der Jünglinge nicht anders aufhören werde, als durch gründliche Belehrung und lebendige Darſtellungen des eigentlichen innern Werthes gerade derjenigen Lebens-Arten, die geringgeſchäzet werden. Ob aber die Rangſucht der Aeltern vor ihrem Tode zu heilen

ſey,

ſey, das wage ich nicht einmahl zu vermuthen. So lange man nicht durch gewiſſe äuſſere Zeichen der Ehre und Hochachtung gewiſſen Lebens=Arten zu Hülfe kommt; ſo lange das Gemeinnützige beynahe in allen Staaten ſo unendlich tief herabgeſetzt wird, gegen das alles, was in barbariſchen Zeiten ungebührlich hochgeachtet wurde, oder was dem Deſpotismus ſchmeichelt: ſo lange wird es ein wahres Meiſter=Stück der Erziehung ſeyn, wenn ſie den Ehrtrieb einzelner junger Bürger hier und dort ſo zu leiten vermag, daß er nicht nach dem greift, was eine glänzende Oberfläche hat, ſondern nach dem, was wahre Verdienſte gründet.

Noch ſchwerer als die Belehrung und Beſſerung deſſen, der bloß aus Eitelkeit und Pracht=Liebe, einer für ihn nicht paſſenden Lebens=Art nacheilt, iſt die Behandlung des Jünglinges, der den Sporn einer tiefen Ehrbegierde unaufhörlich antreibt. Daß dieſe Leidenſchaft manchen zum großen Mann gemacht, und über das menſchliche Geſchlecht die herrlichſten Wohlthaten verbreitet hat, iſt eben ſo gegründet, als daß ein kleines Verſehen in der Leitung ſolcher emporſtrebender Menſchen hinreichend war, der Welt die vollkommenſten Narren, und, was noch trauriger iſt, die verabſcheuungswürdigſten Charaktere zu liefern. Von unbeſchreiblicher Wichtigkeit iſt es daher, daß bey Köpfen von dieſen Anlagen, die Wahl der Lauf=Bahn, auf der ſie der Welt nützen wollen, ſo vorſichtig als möglich geſchehe. Vornehmlich darf die Erfahrung nicht vernachläſſiget werden, daß es bisweilen Menſchen von einer unumſchränkten Ehrliebe giebt, von einem unzwingbaren, auch auf große Dinge gerichteten Stolze, die doch ſehr wenige Fähigkeiten beſitzen. Sind ſie gleich nicht, nach Voltaire's Ausdruck, Zaunkönige mit Adlers=Schwingen, ſo iſt doch ihre Begierde ihren Kräften ſo wenig angemeſ-

meſſen, daß ſie darum durchaus nur auf eine ſolche Lebens-Art zu leiten ſind, wo man mit einem mittelmäßigen Kopfe, doch ſehr nützlich ſeyn kann. Man wählt indeſſen nicht bloß aus eiteln und ehrbegierigen Abſichten. Für gewiſſe Temparamente hat nur der Stand Reize, wo im Hintergrunde die Bequemlichkeiten des Lebens, reichlich beſetzte Tafeln, und der ganze den Gaumen kitzelnde Luxus zu winken ſcheinen. Man wählt, um wenig zu thun, und im Genießen deſto fleißiger zu ſeyn. Aus dieſem Grunde ward die Welt einſt ſo voller Mönche; jezt müſſen andere Wege zu den kleinen irdiſchen Paradieſen genommen werden. Der eine meint es zu treffen, wenn er nur ſtudiert; und vornehmlich ſcheint ſehr vielen der geiſtliche Stand und die gelehrte Laufbahn überhaupt gerade in den Himmel zu führen, von dem man ſo angenehme Träume unterhält. Andere ſind auf dem Gipfel des Glückes des Apicius durch eine Stelle in der Haupt-Stadt. Es giebt Länder, wo der Jüngling mit einem fürſtlichen Bedienten keinen andern Begriff verbindet, als den, daß er ſehr wohlſchmeckende Speiſen genieße, und im Ueberfluſſe leben kann; in Reichs-Städten gebührt dieſe Ehre dem Kaufmanne; und die Vorſtellung, daß dem Adel das Mark des Landes gebühre, erregt auch in dem Knaben den Wunſch, daß ihm ſein Vater doch einen Adels-Brief kommen laſſen möge, damit die ganze Deſcendenz das glänzende Vorrecht, einen Koch halten zu können, beſitzen, und nach Nothdurft gebrauchen möge. Man weis, daß alle dieſe Einbildungen junger verwöhnter Lecker größtentheils zu Waſſer werden müſſen. Aber doch ſchlimm genug, wenn ſie nun ewig dem Braten nachlaufen, der ewig vor ihnen flieht.

Manchmahl beſtimmt ſich auch die ganze künftige Laufbahn eines Jünglinges durch die Wahrheit: auf dieſem Wege haſt du einen Vetter, der dich befördern

kann.

kann. Es iſt überflüſſig zu zeigen, wie ſterblich die Vettern ſind, ſo nützlich ſie auch dann und wann geworden ſeyn mögen. Genug, daß derjenige, der ohne wahre Fähigkeit, für das, wozu er befördert wird, iſt, von mancher Seite der beklagenswürdigſte Menſch bleibt, eben ſo wie einer, der von der Dreſch-Tenne aufgerafft wurde, um zu ſtudieren, bloß aus der Urſache, weil es ſich fand, daß die Familie ein Stipendium von 50 Rthlr. habe.

Herrn M. Jo. Cph. Dommerich, Rector zu Wolfenbüttel, Gedanken von beſſerer Einrichtung der Lebensart junger Leute, zum Nutzen der Republik (*)

Es iſt dem gemeinen Weſen unſtreitig ſehr vortheilhaft, wenn ſich zu allen Ständen, wovon ein Jeder zu dem Beſten der ganzen Republik das Seinige beyträgt, eine hinlängliche Anzahl geſchickter Leute findet. Wenn man den genauen Zuſammenhang bedenkt, worin ſich alle Stände und Lebens-Arten zur Beförderung des allgemeinen Beſten befinden, ſo wird man leicht gewahr werden, daß kein Stand ſo geringe, keine Lebens-Art ſo niedrig ſey, die nicht das Ihrige zu dieſem großen Endzweck beyträgt. Der Nutzen der Republik wird durch unzählig kleine Zuflüſſe erhalten, unter welchen einige ſo unmerklich klein ſind, daß ſie, ein eln betrachtet, kaum wahrzunehmen ſind; wenn ſie ſich aber mit andern vereinigen, ſo ſieht man alsdann erſt ihre Erheblichkeit und merklich große Wirkungen. Hieraus erhellt, wie viel dem gemeinen Weſen daran gelegen ſey, daß alle Stände gehörig beſetzet und mit tüchtigen Leuten verſehen ſeyn. Der Schade, der aus dem Gegentheile entſpringt, iſt ſo einleuchtend, daß es kaum nöthig zu ſeyn ſcheint, ihn weitläuftig aus einander zu ſetzen. Man ſetze, es fehle in einer Republik ein nöthiger Stand, wird derſelbe alsdann nicht alles das Gute entbehren müſſen, das durch denſelben könnte hervorgebracht werden? Oder man nehme

(*) Im 62 St. der Hannov. nützl. Sammlungen v. J. 1757.

an, das zwar der Staat Leute von ſolchem Stande aufweiſen kann, denen es aber an der erforderlichen Geſchicklichkeit fehlt, was wird aus dieſer Quelle für ein mannigfaltiger Schade für das gemeine Beſte entſtehen? Man überlege ferner, wie groß die Unbequemlichkeiten, und wie erheblich der Schade iſt, wenn man Leute zu dieſer oder jenen Lebens-Art mit großen Koſten aus andern Ländern verſchreiben muß! Wie oft hat es nicht eine für das Wohl der Republik ſchädliche Erfahrung gelehrt; daß man von fremden Orten Leute zu gewiſſen Ständen berufen hat, die durch allerley Mittel und Kunſtgriffe ſich einen Nahmen zu machen gewußt haben, und hernach doch ungeſchickt geweſen ſind, dasjenige zu leiſten, was man ſich von ihnen verſprochen hat. Giebt es nicht tauſend Wege, mehr von ſich zu verſprechen, als man auszuführen im Stande iſt? Iſt es nicht ſehr leicht und gewöhnlich, durch parteyiſche Recommendationen, in die Augen fallendes Blendwerk, einnehmende Prahlereyen, unmerkliche Arten des Betruges, und andere krumme Wege, in einem fremden Lande zu einer Bedienung und Lebens-Art zu gelangen? Was wird aber durch dergleichen Leute für ein Nutzen in der Republik geſtiftet? Hat dieſelbe nicht einen weit größern Schaden von ihnen zu befürchten? Hierzu kommt noch, daß die großen und ſchweren Koſten, mit welchen ſie in das Land gezogen werden, weit gemeinnütziger hätten angewendet werden können.

Bey der jetzigen willkürlichen Einrichtung der Lebens-Art junger Leute ſcheint es nicht möglich zu ſeyn, daß alle Stände der Republick mit den erforderlichen tüchtigen Leuten verſehen werden. Man wird davon gar leicht überzeuget werden, wenn man nur bedenkt, wie es mit den zu erwählenden Lebens-Arten junger Leute bisher gehalten worden iſt. Man hat dieſe Sache bisher als etwas angeſehen, das keine vorzügliche Aufmerkſamkeit verdient. Man hat ſich darum wenig bekümmert, was dieſer oder jener junge Menſch für eine Lebens-Art erwählen werde. Es iſt dieß bis jezt von denen, die für das Wohl des gemeinen Weſens ſorgen ſollen, gar nicht als ein Stück ihrer obrigkeitlichen Gewalt angeſehen worden. Und doch beruhet ſo viel darauf; und doch iſt der Vortheil und Schade ſo groß, der dem gemeinen Weſen daher erwächſt.

Ich

Ich kann mich in dieſem Stücke ganz dreiſt auf die Erfahrung berufen. Hat man nicht bisher die Erwählung der Lebens-Art junger Leute lediglich den Aeltern oder Vormündern überlaſſen, ohne ſich im geringſten weiter darum zu bekümmern? Man überlege aber einmahl den großen und mannigfaltigen Schaden, der daher in der Republik entſteht! Der größte Theil der Aeltern beſitzt diejenige Einſicht nicht, die dazu erfordert wird, die Lebens-Art ihrer Kinder zum Nutzen der Republik einzurichten. Es kommt bey denſelben hauptſächlich auf zwey Stücke an. Einmahl: daß ſie eine genaue Erkenntniß ihrer Kinder haben; und hiernächſt, daß ſie im Stande ſeyn, das Beſte der Republik richtig zu beurtheilen. Was die ſorgfältige Erkenntniß ihrer Kinder betrifft, ſo müßten ſie nicht nur ihre Gemüths- und Leibes-Kräfte genau kennen, ſondern auch ihre Neigungen und Triebe aufmerkſam beobachten. Sie müßten zu beurtheilen im Stande ſeyn, zu welcher Lebens-Art ſie ſich am beſten ſchickten, und wozu ſie die mehreſte Neigung hätten. Hierzu würde erfordert, daß ſie die Beſchaffenheit einer ſolchen Lebens-Art ſelbſt einſähen, um ſich darnach in ihrem Urtheile richten zu können. Sie müßten ſich von dem Nutzen der Republik richtige Begriffe machen, und beurtheilen können, wie viel ein jeder Stand dazu beytrage. Allein, wie viel Aeltern giebt es, denen man eine ſolche Einſicht zutrauen kann? und bey wie wenigen iſt dieſelbe nur möglich! Geſetzt aber auch, daß Aeltern alle dieſe erforderliche Einſichten beſitzen, kann man denn wohl glauben, daß ſie ſich derſelben alsdann auch bedienen, wenn ſie die Lebens-Art ihrer Kinder beſtimmen ſollen? Giebt es hier nicht gar zu viele Neben- und Privat-Abſichten, nach welchen ſie in dieſem Stücke zu handeln pflegen? Man iſt nicht im Stande, dieſelben alle zu erzählen. So viel aber iſt gewiß, daß ein jeder ſein eigenes Beſte dem allgemeinen vorzuziehen pflegt. Ein jeder Vater ſieht darauf, daß ſein Sohn eine ſolche Lebens-Art erwähle, die ihm zur Erhaltung und Beförderung ſeines Vermögens, zur Verſorgung ſeiner Familie, und zu andern Neben-Abſichten die bequemſte zu ſeyn ſcheint. Kaum ein einziger wird ſich finden, der bey dieſer Wahl zugleich ſein Augenmerk auf das Beſte der Republik richtet. Vielmehr lehrt die Erfahrung, daß Aeltern aus

über-

übertriebener Liebe ihrer Kinder ſorgfältig zu verhüten pflegen, daß ſie keine Lebens-Art ergreifen, von der ſie zwar erkennen, daß ſie dem gemeinen Weſen nützlich ſey, die ſie aber für viel zu gefährlich halten, als daß ihr lieber Sohn derſelben ſich widmen dürfte. So überwiegt die Liebe der Kinder die Liebe des Vaterlandes, und dieſes muß jener weichen. Hierzu kommt noch, daß faſt jeder Vater die Lebens-Art für die beſte und nützlichſte hält, der er ſelbſt ergeben iſt, und daher ſeine Kinder von allen andern abzuhalten pflegt.

Aeltern, die vor andern vernünftig zu Werke gehen wollen, und die die Wichtigkeit dieſer Sache einzuſehen vorgeben, glauben am beſten zu thun, wenn ſie die Wahl der Lebens-Art dem freyen Willen ihrer Kinder überlaſſen. Alsdann glauben ſie von aller Verantwortung in dieſem Stücke befreyet zu ſeyn. Allein, ich wundre mich, daß man den großen Schaden, der daher für das gemeine Beſte entſteht, nicht hinlänglich einſieht, um ſich eines beſſern belehren zu laſſen. Es iſt nichts leichter, als das Widerſprechende und Höchſtſchädliche vor Augen zu legen, das ſich darin findet, wenn man die Wahl der Lebens-Arten dem Willkür der Kinder überläßt. Kinder, d. i. Menſchen von der allereingeſchränkteſten Erkenntniß, ſollen ſchon viele Einſicht beſitzen, welche Lebens-Art ſich für ſie am beſten ſchickt, und der Republik am nützlichſten iſt. Können ſich die Kinder denn wohl richtige Begriffe von den zu erwählenden Lebens-Arten machen? Wie wenig Erkenntniß haben ſie davon, um ſich nach derſelben prüfen zu können! Gemeiniglich ſtellen ſie ſich eine Lebens-Art auf einer ganz andern Seite vor, als ſie ſollte angeſehen werden. Daher kommt es, daß ſie ihre getroffene Wahl ſchon bereuen, wenn ſie die Lebens-Art ſelbſt kaum angetreten haben. Es iſt alſo nothwendig, daß, da ſie in derſelben mit Verdruß leben, ſie nichts rechts lernen, und alſo der Welt zu dienen, nie geſchickt werden. Man kann dies ſehr deutlich an der Menge derer ſehen, die ſich dem Studieren widmen. Dieſe Lebens-Art ſtellen ſich die mehreſten als eine ſolche vor, wobey ſie nicht nur die wenigſte Arbeit haben, ſondern die auch mit vorzüglichen Freyheiten auf Schulen und Univerſitäten verknüpft ſeyn ſoll. Dies iſt bey den mehreſten Jünglingen die wahre Urſache, warum ſie ſagen, ſie wollen ſtudieren.

dieren. Wenn ſie die Beſchwerlichkeiten, die viele Arbeit, die ſtrenge Zucht und die mancherley Gefahr ſich vorſtellen, die in andern Stücken angetroffen wird, ſo iſt nichts natürlicher, als daß ſie davor einen Abſcheu bekommen. Sie fliehen eine ſolche Lebens-Art, und ſuchen ſich eine andere aus, bey der nach ihrer Meinung dergleichen nicht anzutreffen iſt. Keine ſcheint ihnen dazu bequemer zu ſeyn, als das Studieren; daher kommt es, daß ſich ſo viele demſelben jährlich widmen. So bald ſie aber nur eine gute Anführung zu erlangen das Glück haben, die ihnen gewiſſenhaft zeigt, wie vieler Fleiß, wie viele Arbeit, wie viele Mühe dazu erfordert wird, wenn man was gründliches lernen, und nicht die Anzahl der gelehrten Stümper vermehren will; ſo bald ſie einſehen lernen, wie wenig man bey dem Studieren dem Müßiggange nachgehen, und ſich ſchädlicher Freyheiten bedienen könne, wie man Tag und Nacht die Zeit auskaufen, und ſie zur Erweiterung ſeiner Erkenntniß gebrauchen müſſe: ſo bald fangen ſie auch an, ihre getroffene Wahl zu bereuen, ſie laſſen den Muth ſinken, ſie gebrauchen die gehörigen Mittel nicht, was rechts zu lernen, und bleiben alſo unwiſſend. Sie wollen zwar nachher den Nahmen der Gelehrten führen, in der That aber ſind ſie in der gelehrten Welt ganz unbrauchbare Glieder, die ihr mehr zum Schimpf und zur Verſpottung, als zur Ehre, gereichen. So wie es aber bey dem Studieren zu gehen pflegt, ſo geht es eben auch bey andern Lebens-Arten. Der Mangel der vorläufigen gehörigen Erkenntniß derſelben iſt Urſache, daß ſo viele unnütze Menſchen in derſelben angetroffen werden. Ueberdies iſt ein junger Menſch am wenigſten im Stande, von ſeinen eigenen Fähigkeiten ein gegründetes Urtheil zu fällen. Er ſieht die Kräfte ſeiner Seele und ſeines Leibes allezeit durch ein Vergrößerungs-Glas an, und ſeine Eigenliebe ſtellt ſie ihm jederzeit auf der beſten Seite dar. Wie kann er nun urtheilen, ob ſie ſich zu dieſer oder jener Lebens-Art ſchicken, oder nicht? Findet er alſo bey der nachfolgenden Erfahrung, daß er eine Laſt auf ſeine Schultern genommen hat, die er zu tragen nicht im Stande iſt, ſo wird er kleinmüthig. Er empfindet allen Verdruß desjenigen, der gerne etwas ausrichten will, aber wegen Mangel der dazu nöthigen Kräfte es zu thun nicht vermag. Sieht er endlich, daß ſich ihm

unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legen, ſo wird er vollends muthlos; und da iſt dann das die natürliche Folge, daß er ein Stümper iſt, und beſtändig bleibt. Was kann ſich aber das gemeine Weſen von dergleichen Leuten für Vortheile verſprechen? Bedenkt man endlich, wie der Trieb junger Leute einzig und allein auf dasjenige geht, was ihren Sinnen angenehm iſt, und ſie beluſtigt; wie ſie alles dasjenige ſorgfältig meiden, was ihnen mühſam, beſchwerlich, sauer und gefährlich zu ſeyn ſcheint, ſo kann man ſich nicht vorſtellen, daß ſie ſolche Lebens-Arten erwählen ſollten, von denen ſie zum voraus wiſſen, daß ſie dergleichen Ungemach bey ſich führen. Dem ungeachtet ſind ſolche Stände dem gemeinen Weſen höchſt nöthig und nützlich; und woher ſoll daſſelbe die dazu erforderlichen Menſchen nehmen? Man gebe einmahl Acht wie viele junge Leute, in deren Belieben es ſteht, eine Lebens-Art zu erwählen, welche ſie wollen, ſich dem Kriege, der Schiffahrt, dem Ackerbau, u.ſ.w. widmen werden. Ein jeder wird ſich davor hüten, und dennoch müſſen dergleichen Leute in der Welt ſeyn. Woher ſollen ſie alſo genommen werden?

Aus dem, was ich bisher vorgetragen habe, erhellet alſo, daß, wenn die jezige Einrichtung der Lebens-Art junger Leute, die entweder auf dem Willen der Aeltern, oder der jungen Leute ſelbſt, beruhet, beybehalten wird, die Republik unmöglich den Nutzen davon haben kann, den ſie mit Recht verlanget. Aber, nun entſteht die Frage: **iſt denn eine beſſere Einrichtung der Lebens-Art junger Leute zum Nutzen der Republik möglich, und kann dieſelbe wirklich gemacht werden?** Ich getraue mir dieſe beyden Fragen mit Ja zu beantworten. Nur kommt es darauf an, wie die Sache am bequemſten anzugreifen ſey. An der Möglichkeit einer beſſern Einrichtung wird wohl niemand zweifeln, der da bedenkt, daß jene nicht nothwendig, und einer großen Verbeſſerung fähig ſey. Nichts iſt in dieſer Welt ſchlechterdings nothwendig, und nichts iſt ſo vollkommen, daß es keine Verbeſſerung leiden könnte. Warum ſollte dieſe bisher ſo willkürliche Sache davon ausgenommen ſeyn? Ich glaube nicht, daß jemand ſolches behaupten wird. Anſtatt deſſen aber wird man begierig ſeyn, die Art und Weiſe zu hören, wie hierin eine Verbeſſerung könne getroffen werden.

den. Ich glaube wohl, daß dazu noch andere Vorſchläge könnten gethan werden; ich will aber für diesmahl nur meine ohnmaßgebliche Gedanken hierüber bekannt machen. Man prüfe dieſelben, und unterſuche, ob ſie ſich in der Republik anwenden laſſen, oder nicht.

Keine Privat-Perſon iſt im Stande, hierunter eine Anordnung zu treffen. Alles was in ihrem Vermögen iſt, beſteht darin, daß ſie Vorſchläge thut, deren Ausübung und Anwendung ſie der Obrigkeit überläßt. Zu dieſen Vorſchlägen gehört nun auch dasjenige, was ich vorzutragen gewilligt bin.

Ich halte dafür, daß ein Fürſt das Recht habe, die Lebens-Art ſeiner Landes-Kinder durch gewiſſe Geſetze zu beſtimmen. Wer im Stande iſt, ſich von der Perſon eines Fürſten einen rechten Begriff zu machen, der wird mit demſelben zugleich dieſes Recht nothwendig verbinden müſſen. Iſt ein Fürſt derjenige, der für die Sicherheit und das Wohl des Staates ſorgt, ſo muß er auch ein Recht beſitzen, alles dasjenige durch Geſetze zu beſtimmen, was zu dieſem Endzweck erforderlich iſt. Niemand wird daran zweifeln, daß die Einrichtung der Lebens-Art der Landes-Kinder zur Sicherheit und zum Wohl des Landes ein Großes beytrage.

Wie können beyde Abſichten erreicht werden, wenn ſie nicht zu allen Ständen des gemeinen Weſens die nöthigen Menſchen finden? Es ſind alſo dieſe Dinge ſo genau mit einander verbunden, daß ſie auch nicht einmahl in Gedanken von einander können getrennt werden. So wenig ich alſo glaube, daß jemand einem Fürſten das Recht abſprechen wird, die Lebens-Art ſeiner Landes-Kinder durch Geſetze zu beſtimmen, ſo ſchwer ſcheint die Beantwortung der Frage zu ſeyn, wie ein Fürſt ſich dieſes Rechts am nützlichſten bedienen könne, und wie die Geſetze beſchaffen ſeyn müſſen, durch welche er daſſelbe ausübt?

Ich will meine Gedanken hierüber freymüthig eröffnen, und ſie anderer Beurtheilung getroſt unterwerfen. Ich halte dafür, ein Fürſt müſſe zuerſt gewiſſe allgemeine Geſetze von dieſer Sache geben, und hiernächſt eine beſondere Obrigkeit dazu beſtellen, die die Anwendung derſelben in einzeln Fällen beſorgte. Es ſey mir erlaubt, mich über dieſe Sache deutlicher, doch ſo kurz, als möglich iſt,

zu erklären. Was erſtlich die allgemeinen Geſetze eines Fürſten wegen der Einrichtung der Lebens-Art ſeiner Landes-Kinder betrifft, ſo hielte ich hauptſächlich für nöthig: daß 1) durch ein Geſetz feſtgeſetzt würde, daß niemand ohne vorhergegangene obrigkeitliche Einwilligung ſich einer Lebens-Art widmen ſolle. Man darf nicht denken, daß dergleichen Geſetz zu hart oder zu ſtreng ſey, und den Aeltern der Kinder alle Freyheit bey der Erwählung einer Lebens-Art benehme. Man kann ſich auch nicht beſchweren, daß durch daſſelbe das Recht der Aeltern über ihre Kinder verletzt werde, noch auch, daß die Landes-Kinder dadurch zu Sclaven oder Leibeigenen des Landes-Herrn gemacht werden. Denn was den erſten Einwurf betrifft, ſo wird ihnen durch dieſe obrigkeitliche Einwilligung ganz und gar nicht ihre Freyheit genommen; nur wird dieſelbe auf das Wohl der Republik gelenket, und eben dadurch verdient ſie erſt den Nahmen einer ächten Freyheit. Eben ſo wenig leidet das Recht der Aeltern über ihre Kinder darunter, wenn man ſich von demſelben einen richtigen Begriff macht. Niemand wird behaupten, daß daſſelbe in einer unumſchränkten Gewalt über die Kinder beſtehe; vielmehr wird ein jeder rechtſchaffener Unterthan geſtehen, daß der Landes-Herr ebenfalls ein Recht an ſeinen Landes-Kindern habe. Sollen ſich alſo dieſe beyden Rechte nicht widerſprechen, ſo müſſen ſie ihre gehörige Schranken haben; und dieſe beſtehen bey dem Rechte der Aeltern über ihre Kinder darin, daß ſie ſich zugleich mit nach den Geſetzen richten, welche die Obrigkeit in Abſicht der Kinder zum Beſten des gemeinen Weſens zu geben, für gut befunden hat. Eben ſo wenig läßt ſich auch nur mit einigem Scheine der Wahrheit behaupten, daß die Kinder dadurch zu Leibeigenen der Obrigkeit gemacht würden; dieſe verlangt ſie nicht zu ihrem Dienſte, ſondern zum Dienſte des Vaterlandes, ſie ſucht nicht ihr eigenes Beſtes, ſondern das Wohl ihrer Unterthanen, ja eines jeden jungen Menſchen insbeſondere. 2) Wäre nöthig, daß durch ein Geſetz beſtimmet würde: daß zu einer gewiſſen Lebens-Art ſich nicht mehr junge Leute widmeten, als dazu nöthig ſind, damit andern Ständen auf die Art nicht die nöthigen Menſchen entzogen würden. Denn ſo ſchädlich es dem gemeinen Weſen iſt, wenn ſich zu gewiſſen Ständen gar keine oder zu

we-

wenige Leute finden, eben ſo ſchädlich iſt es demſelben auch, wenn ein Stand mit Leuten gar zu ſehr überhäuft iſt. Denn da dieſe nicht alle ihren Unterhalt davon haben können, ſo iſt es nothwendig, daß die Republik nicht nur viele Müßiggänger ernähren müſſe, ſondern daß auch die Armuth darin überhand nehme, da doch alle dieſe Leute in andern Ständen ihr reichliches Auskommen würden gehabt haben. 3) Müßte durch ein Geſetz befohlen werden: daß ſich niemand einer Lebens-Art widmen dürfe, wozu er nicht die gehörige Fähigkeit und die nöthigen Hülfsmittel beſäße. Woher entſtehen in der Republik ſo viele unbrauchbare Menſchen anders, als eben daher, weil ſie eine Lebens-Art erwählt haben, zu der ſie nicht die nöthige Fähigkeit beſaßen! 4) Müßte durch ein Geſetz dafür geſorget werden: daß auch diejenigen Stände, welche von den wenigſten jungen Leuten, wegen ihrer Gefährlichkeit und großen Beſchwerden, erwählet werden, die nöthigen Leute hätten. Man könnte entweder auf die Erwählung derſelben eine Belohnung ſetzen, oder diejenigen, die ſich zu einer andern nicht ſchicken, und zu dieſer vorzügliche Erforderniſſe haben, dazu mit Gewalt anhalten, oder die, welche ſich in andern Ständen nicht fleißig und rechtſchaffen verhalten, zu ihrer verdienten Strafe zu ſolchen Lebens-Arten zwingen. Auf dieſe Weiſe würde es gewiß auch ſolchen Ständen nicht an nöthigen Leuten fehlen.

So leicht es aber zu ſeyn ſcheint, dergleichen Geſetze zu geben, ſo ſchwer ſcheint ihre Anwendung zu ſeyn. Was würden freylich dergleichen Geſetze helfen, wenn nicht über ihre Beobachtung gehalten würde? Damit alſo dieſes geſchehe, ſo halte ich dafür, ſey es nöthig, daß ein gewiſſes Collegium, oder eine gewiſſe Obrigkeit beſtellet werde, die, dieſe Geſetze auszuüben, ſich angelegen ſeyn laſſe. Ich bekümmere mich darum wenig, was man einem ſolchen Collegio für einen Nahmen geben ſollte, und ob dergleichen Nahme eben ſo nöthig ſey, ob man ein beſonderes Gericht dazu anordnen ſolle, oder ob man es mit einem andern füglich verbinden könne. Dies alles ſind Neben-Dinge, die zur Haupt-Sache wenig oder gar nichts beytragen. Dieſe beſteht darin, daß eine ſolche Obrigkeit auf das ſorgfältigſte darüber hielte, daß dieſen Geſetzen in allen Stücken gehörig nachgelebet würde.

Und damit ſie, ſolches zu thun, deſto beſſer im Stande wäre, ſo müßte ſie ſich nicht nur eine bequeme Kenntniß von dem Zuſtande des Landes, der Menge der darin befindlichen jungen Leute, den verſchiedenen Ständen der Republik, und der dazu erforderlichen Anzahl von Menſchen, und dergleichen Landes-Bedürfniſſen, ſondern auch von der Fähigkeit, Beſchaffenheit und den Umſtänden junger Leute zu erwerben, beſtändig beſchäftigt ſeyn. Dies letzte ſcheint das beſchwerlichſte, ja beynahe etwas Unmögliches zu ſeyn. Allein, ich will verſuchen, ob ich auch dieſe Sache durch meine geringen Gedanken erleichtern könne. Da ſchwerlich ein junger Menſch in einem wohleingerichteten Lande wird anzutreffen ſeyn, der nicht entweder eine Schule beſucht hat, oder noch beſucht: ſo deucht mich, könnte die Sache auf die Art möglich gemacht werden, wenn dergleichen Obrigkeit nicht nur die öffentlichen Schul-Examina fleißig beſuchte, ſondern auch von den Lehrern jedesmahl ein Verzeichniß der Fähigkeit, des Verhaltens, des Fleißes und übriger Lebens-Umſtände der jungen Leute ſich geben ließe. Dieſe Verzeichniſſe müßten in einem ſolchen Collegio aufgehoben werden, und nach denſelben, mit Zuziehung der Aeltern und jungen Leute, ihre Lebens-Art beſtimmet werden. Man könnte dies in den Official-Eid der Schul-Lehrer mit einrücken, daß ſie dergleichen Verzeichniſſe allezeit nach beſtem Gewiſſen, ohne Neben-Abſichten und Intereſſe abzufaſſen, ſich verpflichten müßten. Denn da dieſe Männer täglich mit Ausarbeitung der Gemüths- und Leibes-Kräfte junger Leute ſich beſchäftigen, ſo ſind ſie im Stande, die Geiſter zu prüfen, und von dieſer Prüfung ein richtiges Zeugniß abzulegen. Sollte man ihnen durchgehends dieſe Geſchicklichkeit nicht zutrauen, ſo wird doch wenigſtens einer an einer Schule ſeyn, der dazu geſchickt iſt. Auf dieſe Art würden die Aeltern auch genöthiget, ihre Kinder in öffentliche Schulen, wenigſtens eine Zeitlang, zu ſchicken, damit die Obrigkeit von ihnen den nöthigen Bericht erhalten könnte. Dieſer bleibt es bey dem allen unverwehrt, wenn ſie aus Leuten beſteht, die dazu die nöthige Geſchicklichkeit haben, welches aber billig ſeyn muß, wenn die ganze Anſtalt nicht vergeblich ſeyn ſoll, überdies noch eine eigene Prüfung der Jugend vorher anzuſtellen, ehe dieſelbe ſich einer Lebens-Art widmet, be-

ſon-

ſonders wenn ſie merken ſollte, daß bey dem Berichte der Lehrer Privat-Abſichten die Feder geführt hätten. Man könnte bey dieſer ganzen Einrichtung dennoch jederzeit noch ein Augenmerk auf den Trieb junger Leute und den Willen der Aeltern richten, und ſo viel davon beybehalten, als thunlich wäre.

Es würde zu weitläuftig werden, wenn ich alle Vortheile, die aus einer ſolchen Einrichtung entſtehen, hier anführen wollte. Ein Jeder ſieht ſogleich von ſelbſt, daß auf dieſe Weiſe die Welt nicht mit Halbgelehrten, damit ich nur dieſen einen Stand nahmhaft mache, wo jezt, würde überſchwemmet ſeyn. Unbrauchbare Mitglieder würden in der Republik alsdann ein ſeltner Vogel ſeyn. Ein Jeder würde ſich ſeinen Unterhalt ſelbſt verſchaffen können. Handlung und Handwerke würden in dem Lande blühen; und ſelbſt dem ſo nöthigen Soldaten-Stande würde es nicht an bewaffneten Männern fehlen, die für die Sicherheit des Landes und der Gränzen ſtritten. Kurz, der Nuzen würde unausſprechlich ſeyn, der aus einer ſolchen Einrichtung flöſſe."

Im allgemeinen Landrecht für die preuſſiſchen Staaten, iſt, in Anſehung der Rechte und Pflichten der Aeltern bey der Wahl einer Lebens-Art für die Kinder, in Anſehung der Wahl der Lebens-Art bey Pflegebefohlnen, und in wie fern die Wahl der Lebens-Art bey Kindern der Guts-Unterthanen von der Herrſchaft abhange, Folgendes verordnet.

Rechte und Pflichten der Aeltern bey der Wahl einer Lebens-Art für die Kinder, Th. II, Tit. 2, §. 109, fgg.

§. 109. Die Beſtimmung der künftigen Lebens-Art der Söhne hängt zunächſt von dem Ermeſſen des Vaters ab.

§. 110. Er muß aber dabey auf die Neigung, Fähigkeiten und körperlichen Umſtände des Sohnes vorzügliche Rückſicht nehmen.

§. 111. Bis nach zurückgelegtem 14ten Jahre, muß ſich der Sohn der Anordnung des Vaters ſchlechterdings unterwerfen.

§. 112. Bey alsdann fortdauernder gänzlicher Abneigung des Sohnes gegen die von dem Vater gewählte Lebensart, muß das vormundſchaftliche Gericht, mit Zuziehung eines oder zweyer am Orte befindlichen nächſten Verwandten, und der Lehrer des Sohnes, die beiderſeitigen Gründe prüfen.

§. 113. Das Gericht muß ſolche Einrichtungen zu treffen bemüht ſeyn, daß die der Neigung und Fähigkeit des Sohnes, ſo wie dem Stande und Vermögen des Vaters gemäßeſte Lebensart gewählt werde.

§. 114. In zweifelhaften Fällen iſt diejenige Einrichtung, welche der Vater treffen will, zu genehmigen; und von dieſer kann nur alsdann abgegangen werden, wenn auf eine überzeugende Art erhellet, daß dieſelbe zu einem erheblichen und dauernden Nachtheile für den Sohn ausſchlagen möchte.

§. 115. Doch ſoll der Sohn wider ſeinen Willen zum Studieren niemahls angehalten, noch der Vater die Koſten des Studierens für den Sohn herzugeben, wider ſeinen Willen jemahls genöthiget werden.

§. 116. Will der Sohn von der einmahl mit Zuſtimmung des Vaters, oder ſonſt, freywillig gewählten Lebensart zu einer andern übergehen, ſo iſt der Vater, die durch eine ſolche Veränderung entſtehenden größern Koſten herzugeben, in der Regel nicht ſchuldig.

§. 117. Kann jedoch der Sohn erhebliche Gründe dazu anführen, ſo muß nach der Vorſchrift §. 112 — 115 verfahren werden.

§. 118. In wie fern nach des Vaters Tod der Mutter ein Einfluß auf die Wahl der Lebensart der Kinder gebühre, wird in dem Titel von Vormundſchaften verordnet.

In Anſehung der Wahl der Lebensart bey Pflegebefohlnen, Th. 2, Tit. 18, §. 329, fgg.

§. 329. Die Lebensart, welcher die Kinder gewidmet, und wozu ſie vorbereitet werden ſollen, kann nicht

nicht anders, als unter Genehmigung der Obrigkeit, feſtgeſetzt werden.

§. 330. Hat der Vater etwas darüber beſtimmt, ſo finden, wegen einer darin zu treffenden Veränderung, die Vorſchriften §. 312 — 314 Statt (*).

§. 331. Hat der Vater nichts beſtimmt, ſo muß ſich das vormundſchaftliche Gericht nach den Anweiſungen des 2ten Titels, §. 109, fgg. (**) lediglich achten.

§. 332. Doch ſollen in allen Fällen der Vormund und die Mutter, oder die Großältern, mit ihrem Gutachten darüber vernommen werden.

§. 333. Bey Kindern von Zunftgenoſſen ſind die Zunftälteſten ſchuldig, dem Richter, auf Erfordern, mit ihrem Rathe und Gutachten an die Hand zu gehen.

§. 334. Wenn der Pflegebefohlne zum Studieren gewidmet werden ſoll, ſo muß das vormundſchaftliche Gericht die Vorſchriften des 12ten Titels, §. 62, 63, 64 (***) genau beobachten.

(*) §. 312. Haben die Aeltern beſondere Verfügungen deswegen (wegen der Erziehung) getroffen, ſo dienen dieſe dem Vormunde und vormundſchaftlichen Gerichte zur Maßregel.

§. 313. Glaubt jedoch der Vormund, daß der von den Aeltern bey der vorgeſchriebenen Erziehung beabſichtigte Zweck, wegen Mangel an Fähigkeiten oder Vermögen bey dem Pflegebefohlnen, oder wegen gänzlicher Abneigung deſſelben, nicht zu erreichen ſey; oder daß der Pflegebefohlne, wegen ſeiner vorzüglichen Fähigkeit, noch zu einem beſſern Zwecke erzogen werden könne: ſo liegt ihm ob, dem vormundſchaftlichen Gerichte davon Anzeige zu machen.

§. 314. Dieſes muß alsdann, mit Zuziehung eines oder des andern der nächſten, am Orte oder in der Provinz ſich aufhaltenden Verwandten, die Umſtände ſorgfältig prüfen, und gewiſſenhaft feſtſetzen: welche Abänderungen in den von den Aeltern vorgeſchriebenen Maßregeln gemacht werden können.

(**) Siehe auf der vorhergeh. 99 und folg. Seite.

(***) §. 62. Dieſe (die Lehrer und Schul = Aufſeher) müſſen junge Leute, welche ſich einer Lebensart, die gelehrte

In wiefern die Wahl der Lebensart bey Kindern der Guts-Unterthanen von der Herrſchaft abhängt; Th. 2, Tit. 7, §. 171, fgg.

§. 171. Kinder der Unterthanen müſſen, in der Regel, dem Bauernſtande und dem Gewerbe der Aeltern ſich widmen.

§. 172. Ohne ausdrückliche Erlaubniß der Guts-Herrſchaft können ſie zur Erlernung eines bürgerlichen Gewerbes, oder zum Studieren, nicht gelaſſen werden.

§. 173. Dagegen kann auch die Herrſchaft die Kinder der Unterthanen zur Wahl einer andern Lebens-Art, wider den Willen der Aeltern oder Vormünder, nicht nöthigen.

§. 174. Aeltern, welche ein erlaubtes Handwerk auf dem Lande treiben, können Einen ihrer Söhne, nach ihrer eigenen Wahl, zu dieſem Gewerbe beſtimmen.

§. 175. Kindern, welche nach ihrer körperlichen Beſchaffenheit zu ſchwerer Handarbeit nicht tauglich ſind, darf die Herrſchaft die Erlaubniß, ein leichteres Gewerbe zu erlernen, nicht verſagen.

§. 176. Wenn ein Kind nach dem Befunde ſachkundiger Männer, zu einer Kunſt oder Wiſſenſchaft

lehrte Kenntniſſe erfordert, widmen, und zu dem Ende die Univerſität beziehen wollen, gleichwohl aber ſich durch Geiſtes-Fähigkeiten und Anlagen zu einer gründlichen Gelehrſamkeit nicht auszeichnen, vom Studieren ernſtlich abmahnen, und deren Aeltern oder Vormünder dahin zu vermögen ſuchen, daß ſie dergleichen mittelmäßige Subjecte zu andern nützlichen Gewerben in Zeiten anhalten.

§. 63. Dagegen ſollen junge Leute, welche vorzügliche Fähigkeiten und Anlagen zeigen, zur Fortſetzung ihrer Studien aufgemuntert und unterſtützet werden.

§. 64. Kein Landeseingeborner, welcher eine öffentliche Schule beſucht hat, ſoll ohne ein von den Lehrern und Schul-Aufſehern unterſchriebenes Zeugniß über die Beſchaffenheit der ſich erworbenen Kenntniſſe, und ſeines ſittlichen Verhaltens, von der Schule entlaſſen werden.

ſchaft vorzügliche Talente, und die erforderlichen Hülfsmittel zu deren Erlernung beſitzt, ſo darf ihm auch dazu die Erlaubniß nicht verweigert werden.

§. 177. Hat ein Unterthan eine Kunſt oder ein Handwerk, womit er der Herrſchaft perſönlich oder in ihrer Wirthſchaft Dienſte leiſten kann, auf Koſten derſelben erlernt, ſo muß er ihr damit, gegen den gewöhnlichen Lohn, ſo lange dienen, bis durch verhältnißmäßige Abzüge von dieſem Lohne, die für ihn gemachten Auslagen erſtattet ſind.

§. 178. Will die Herrſchaft an dem, einem ſolchen Unterthan zu gebenden fremden Lohne keine Abzüge machen, ſo muß Lezterer derſelben ſo lange dienen, als er bey der auf ihre Koſten erlernten Kunſt oder Profeſſion bleiben will.

§. 179. Kann oder will die Herrſchaft einen ſolchen Unterthan, der auf ihre Koſten eine Kunſt oder ein Handwerk gelernt hat, nicht ſelbſt ſolchergeſtalt in ihre Dienſte nehmen; oder iſt die erlernte Kunſt oder Profeſſion von der Art, daß dieſelbe bey der Perſon der Herrſchaft, oder in ihrer Wirthſchaft gewöhnlich nicht gebraucht wird: ſo kann die Herrſchaft einem ſolchen Unterthan die Erlaubniß, ſich damit ſein Brod anderwärts zu erwerben, nicht verſagen.

§. 180. Doch muß auch ein ſolcher Unterthan, wenn er hiernächſt auf dieſe ſeine Kunſt oder Profeſſion ſich niederlaſſen will, die Herrſchaft wegen der auf ihn verwendeten Koſten baldmöglichſt entſchädigen.

§. 181. Die zur Landwirthſchaft erzogenen Söhne der Unterthanen können, nach zurückgelegtem 24ſten Jahre, angehalten werden, ledige Stellen in den Gütern. wozu ſie gehören, anzunehmen.

§. 182. Guteeinwohner, die ſich als Tagelöhner nähren, müſſen, wenn ſie auch nicht dienſtpflichtig ſind, der Gutsherrſchaft vor andern, gegen den geſetzmäßigen Tagelohn arbeiten.

§. 183. Hat ein angeſeſſener Wirth dergleichen Tagelöhner mit Bewilligung der Herrſchaft zu ſich genommen, ſo gebührt dieſem, noch vor der

Herrſchaft, auf die Hülfe des Tagelöhners ein vorzüglicher Anſpruch.

§. 184. Genießt ein Tagelöhner an Hütung, Holz, oder ſonſt, Vortheile von der Gemeine, ſo muß er dieſer vorzüglich vor fremden dienen.

Lebens ⸗ Art, in Anſehung des Betragens gegen Andere im geſellſchaftlichen Leben und geſelligen Umgange, oder ſogenannte feine Lebens ⸗ Art.

Eine der guten Eigenſchaften, die ein Mann von Bildung haben muß, iſt **Lebens ⸗ Art.** Der Mangel derſelben äuſſert ſich auf zweyerley Weiſe, nähmlich: durch einfältige Verſchämtheit, und durch ungeziemende Nachläſſigkeit und Unachtſamkeit im Betragen. Beydes wird vermieden, wenn man folgende Regel gehörig beobachtet: Habe Achtung für dich ſelbſt, und habe Achtung für Andere! Die Beobachtung der erſten Hälfte dieſer Regel ſoll nicht der Demuth und Beſcheidenheit, ſondern einer unrecht verſtandenen Dreiſtigkeit, entgegen wirken. Wir müſſen nicht aus Achtung gegen uns ſelbſt auf unſern eigenen Werth trotzen, uns Vorrechte vor Andern anmaßen, wenn wir etwan einige Vorzüge vor ihnen zu haben glauben, ſondern wir müſſen mit Beſcheidenheit annehmen, was uns gebothen wird, wofern es uns wirklich zukommt. So weit hingegen ſoll die Achtung gegen uns ſelbſt allerdings gehen, daß wir diejenigen Handlungen, die uns obliegen, und die man von uns erwartet, allezeit ohne Verwirrung und Unordnung auszuüben im Stande ſeyn, es ſey gegenwärtig wer da wolle, wofern wir uns nur in derjenigen ehrerbiethigen Entfernung halten, die eines Jeden Rang und Stand erfordert.

Man

Man findet oft bey Leuten, und vornehmlich bey Kindern, eine tölpiſche Schüchternheit in Gegenwart fremder oder vornehmer Leute; ſie ſind verwirrt in ihren Gedanken, Worten und Blicken, und in dieſer Verwirrung ihrer ſelbſt ſich ſo wenig bewußt, daß ſie nicht im Stande ſind, die kleinſte Handlung mit derjenigen Freiheit und Grazie zu verrichten, welche unfehlbar gefällt und uns beliebt macht. Die einzige Heilungs=Art für dieſen, ſo wie für andere Fehler der äuſſern Sitten, iſt: daß man die Gewohnheit des Gegentheiles einführe. Weil wir uns aber nicht an den Umgang mit Fremden und Standes=Perſonen gewöhnen, ohne wirklich in ihrer Geſellſchaft zu ſeyn, ſo giebt es hier kein anderes Mittel, als Mannigfaltigkeit und öftere Veränderung der Geſellſchaft und vornehmlich von höhern Perſonen.

So wie nun der erſte Fehler der Sitten in einer zu ängſtlichen Sorge für unſer Betragen gegen die Menſchen beſteht, ſo liegt der andre darin, daß wir zu wenig Beſtreben zu gefallen, und denenjenigen, mit denen wir zu thun haben, Merkmahle der Achtung zu geben, blicken laſſen. Zur Vermeidung beider Abwege gehört erſtlich: daß der Wille niemand zu beleidigen in der Seelle da ſey; und zweytens: daß wir dieſen Willen auf die gefälligſte Weiſe zu erkennen geben. Das erſte macht den höflichen, das andere den wohlgezogenen Mann. Das Leztere iſt nichts anders, als diejenige Wohlanſtändigkeit und Grazie in dem Blicke, in der Stimme, in Worten, Bewegungen, Geberden, und dem ganzen äuſſern Betragen, welches in Geſellſchaft allemahl willkommen iſt, und macht, daß die Leute ſich in unſerm Umgange gefallen. Sie iſt gleichſam die Sprache, in welcher die innere Höflichkeit der Seele ſich ausdrückt; und weil dieſe Sprache, ſo wie jede andere, durch die Gewohnheiten und Gebräuche eines jeden Landes

beſonders gemodelt wird, ſo muß ſowohl der theoretiſche als der praktiſche Theil derſelben vornehmlich durch Beobachtung an dem Betragen ſolcher Perſonen erlernet werden, denen man die Eigenſchaft, wohlgezogen zu ſeyn, zugeſteht. Das Erſte hingegen, welches in der Seele ſeinen Sitz hat, beſteht in allgemeinem Wohlwollen und Achtung gegen alle Menſchen, welche uns ſorgfältig macht, niemahls in unſerm Betragen gegen ſie, Verachtung, Geringſchätzung oder Vernachläßigung zu zeigen, ſondern, den jedesmahligen Gewohnheiten des Landes gemäß, ihnen ſo viel Achtung und Werthſchätzung zu bezeigen, als ihr Rang und Stand erfordert.

Es giebt noch einen andern Fehler gegen die guten Sitten, und dieſer beſteht in einem Uebermaß von Ceremonie, und in einer hartnäckigen Beharrlichkeit, jemanden etwas aufzudringen, was ihm nicht zukommt, und was er nicht ohne Thorheit oder ohne Schamröthe annehmen kann. Dies erweckt nicht ſowohl die Vermuthung, man wolle verbindlich ſeyn, als vielmehr den Verdacht, man wolle ihn zum Beſten haben; oder wenigſtens ſieht es aus wie Herrſchſucht, und iſt, aufs gelindeſte genommen, nur beſchwerlich, und kann alſo nicht zur feinen Lebens-Art gehören, die keinen andern Zweck hat, als den Umgang mit uns, den Leuten leicht und angenehm zu machen. Dies iſt ein Fehler, in welchen junge Leute nicht leicht verfallen; findet es ſich aber, daß ſie deſſen ſchuldig werden, oder doch dazu geneigt ſind, ſo muß man es ihnen ſagen, und ſie vor dieſer unrecht verſtandenen Höflichkeit warnen. Alles, worauf ſie in Geſellſchaft ihr Augenmerk richten ſollten, iſt, daß ſie den Leuten Ehrerbiethung, Achtung und Wohlwollen erweiſen, dadurch, daß ſie ihnen diejenigen gebräuchlichen Merkmahle davon zeigen, welche einem Jeden nach den Regeln der Höflichkeit zukommen. Dieſes zu thun,

ohne

ohne irgend einen Verdacht von Schmeicheley, Verſtellung oder Niederträchtigkeit zu erwecken, erfordert viel Geſchicklichkeit; und nur durch geſunden Verſtand, durch den Gebrauch der Vernunft, und durch gute Geſellſchaft, kann man ſich dieſelbe erwerben; dagegen aber gewährt ſie auch im täglichen Leben ſo viel Nutzen, daß ſie des Fleißes und der Anſtrengung wohl werth iſt.

Obgleich die Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt und auf unſer Betragen, von dieſer Seite den Nahmen der Wohlgezogenheit führt, als wenn ſie ganz eigentlich die Wirkung der Erziehung wäre, ſo muß man doch die Kinder nicht viel damit martern, ich meine: mit der Kunſt, recht modiſch den Hut abzunehmen und ſich zu verbeugen. Man lehre ihnen Beſcheidenheit und Wohlwollen, wenn man kann, und es wird ihren Sitten an dieſer Ausbildung nicht fehlen; denn Höflichkeit iſt im Grunde nichts anders, als die Sorgfalt gegen niemand in der Geſellſchaft einige Verachtung oder Geringſchätzung zu äuſſern. Die Arten dieſes auszudrücken, ſind in den verſchiedenen Ländern eben ſo von einander verſchieden, als die Sprachen. Daher iſt es, alles wohl überlegt, eben ſo unnütz und zweckwidrig, den Kindern Regeln und Vorſchriften darüber zu geben, als es ſeyn würde, einem, der bloß mit Deutſchen umgeht, dann und wann eine oder ein Paar Regeln der ſpaniſchen Sprache vorzuſagen. Man ſpreche ſeinem Sohne ſo viel von Höflichkeit vor, als man will; wie ſeine Geſellſchaft iſt, ſo werden ſeine Sitten ſeyn. Man nehme einen Bauer aus der Nachbarſchaft, der nie aus ſeinem Kirchſpiele gekommen iſt, und halte ihm ſo viel Vorleſungen als man will: er wird ſo bald Hof = Sitten als Hof = Sprache annehmen, d. i. er wird in keinem von beiden mehr verfeinert ſeyn, als diejenigen, mit welchen er alle Tage umgeht.

Es läßt ſich alſo hierin nichts weiter thun, bis der Sohn das Alter erreicht hat, wo man ihm einen Erzieher zugeſellen kann, welcher dann nothwendig ein Mann von Lebens-Art ſeyn muß. Und es iſt wirklich bey Kindern, wofern ſie nur nicht Widerſpenſtigkeit, Stolz, oder Liebloſigkeit blicken laſſen, noch keine Sache von Wichtigkeit, wie ſie den Hut abnehmen, oder ihre Verbeugung machen. Wenn man ſie dahin bringen kann, andere Menſchen zu lieben und zu ehren, ſo werden ſie in dem Maße, als ihr Alter es erfordert, ſchon Mittel finden, es zu jedermanns Zufriedenheit und auf ſolche Weiſe auszudrücken, wie ſie es von Andern zu ſehen gewohnt ſind. Was die Bewegungen und Stellungen ihres Körpers betrifft, ſo wird der Tanz-Meiſter zu ſeiner Zeit ſie ſchon lehren, was hierin ſchicklich iſt. Unterdeſſen muß man von Kindern in frühern Jahren, keine ängſtliche Genauigkeit in dieſen Ceremonien erwarten. Sorgloſigkeit iſt dieſem Alter erlaubt, und ſteht ihm an, ſo wie Complimente den Erwachſenen. Oder wenn ja einige allzu pünctliche Leute das für einen Fehler anrechnen wollen, ſo iſt es wenigſtens ein Fehler, mit welchem man Nachſicht haben, und deſſen Heilung man der Zeit, dem Erzieher und dem Umgange überlaſſen muß.

Ungeachtet man aber Kinder, ſo lange ſie klein ſind, nicht mit Regeln über feine Lebens-Art, und mit Beobachtung aller Ceremonien, welche dazu gerechnet werden, plagen muß, ſo giebt es doch eine Art Unmanierlichkeit, welche ſehr leicht mit jungen Leuten heran wächſt, wenn ſie nicht bey Zeiten zurück gehalten wird; ſie beſteht nähmlich in der voreiligen Begierde, andere Redende zu unterbrechen, und ihnen mit irgend einem Widerſpruche in den Weg zu laufen. Ich weis nicht, ob die Gewohnheit zu diſputiren, und der Ruhm vorzüglicher Talente und Wiſ-

ſenſchaft

ſenſchaft, den ſie wohl zu erwecken pflegt, als wäre ſie das einzige Merkmahl und der einzige Beweis für wirkliche Kenntniſſe, junge Leute ſo begierig macht, auf Gelegenheiten zu lauern, wo ſie andere zurecht weiſen können, und keine Veranlaſſung, ihre Talente zu zeigen, ſich entwiſchen zu laſſen; man wird aber bemerken, daß Schul=Knaben ſich dieſes Fehlers am leichteſten ſchuldig machen (*). Es kann keine Unhöflichkeit größer ſeyn, als jemand während ſeiner Rede zu unterbrechen; denn wenn es gleich nicht Unvernunft und Thorheit iſt, zu antworten ehe wir wiſſen, was einer ſagen will, ſo iſt es doch offenbar eine Erklärung, daß wir es müde ſind, ihn länger ſprechen zu hören; daß wir das, was er geſagt hat, unbedeutend und nicht würdig finden, die Geſellſchaft zu unterhalten; daß wir wünſchen, man möge uns anhören, weil wir etwas zu ſagen hätten, was Aufmerkſamkeit verdient (**). Das verräth einen gänzlichen Mangel an Achtung, und kann nicht anders als beleidigend ſeyn. Und doch läuft beinahe jede Unterbrechung darauf hinaus. Wenn hierzu, wie gewöhnlich geſchieht, noch eine Zurechtweiſung über einen Irrthum kommt, oder ein Widerſpruch gegen das, was geſagt worden iſt, ſo geben wir einen Beweis von noch größerm Stolz und eingebildetem Werth, wenn wir uns ſo unberufener Weiſe zu Lehrern aufwerfen, und

(*) Doch iſt dies in den meiſten Fällen auch wohl nur Drang einer lebhaften Idee, die ſich nicht will zurückhalten laſſen. Man ſieht dieſes beſonders dann ſehr deutlich, wenn in Geſellſchaft von Kindern eine ihnen ſchon bekannte Geſchichte erzählt, und hier und da etwan ein kleiner Neben=Umſtand ausgelaſſen oder verändert wird; mit welcher Hitze ſie dann dem Erzählenden ins Wort fallen!

(**) Nur iſt dies bey Kindern nicht der Fall. Sie poltern mit ihren jedesmahligen Ideen heraus, weil ſie, ihrer auſſerordentlichen Lebhaftigkeit wegen, dieſelben zurückzuhalten nicht vermögend ſind. Es geht ihnen alle Augenblicke, wie es uns andern geht, wenn wir im Affect ſind.

und Andere in ihrer Erzählung zurecht weiſen, oder ihnen das Unrichtige in ihren Urtheilen zeigen wollen. Ich ſage das nicht, als wenn ich glaube, es müßte in Geſellſchaft durchaus keine Verſchiedenheit der Meinungen Statt finden, oder man dürfte nie das Gegentheil ſagen, von dem, was ein Anderer geſagt hat. Damit würden wir uns des größten Nutzens der Geſellſchaft, und aller der Vortheile berauben, welche unſerer Erkenntniß aus einem freymüthigen Umgange erwachſen, wo uns gerade dadurch ein Licht über eine Sache aufgeht, daß Leute von Einſicht Gründe für die gegenſeitige Meinung vortragen, und unſern Blick auf die verſchiedenen Seiten der Sache lenken. Dieſer Vortheil alſo, einerley Sache aus mehrern Geſichtspuncten betrachten, und die Gründe für und wider gehörig abwägen zu lernen, würde gänzlich verlohren gehen, wenn Jeder verbunden wäre, dem Erſten, der jedes Mahl ſpricht, beyzupflichten und nachzuſprechen. Auch tadle ich hier gar nicht die Aeuſſerung an ſich, daß man von der Meinung eines Andern abgehe, ſondern die Art und Weiſe dieſer Aeuſſerung. Junge Leute müſſen darüber belehret werden, daß ſie nicht voreilig mit ihrer Meinung einfallen dürfen, bevor ſie nicht gefragt werden, oder ehe Andere fertig ſind und ſchweigen, und daß ſie dieſelbe dann nicht als Belehrung für Andere, ſondern als Frage, vorlegen müſſen. Zuverſichtliche Behauptungen und den Docenten-Ton müſſen ſie durchaus vermeiden. Wenn eine allgemeine Pauſe in Geſellſchaft ihnen Gelegenheit macht, alsdann iſt es ihnen geſtattet, als Lernbegierige mit einer beſcheidenen Frage hervorzutreten. Eine ſolche anſtändige Beſcheidenheit wird nicht ihre Talente den Augen der Leute verdecken, noch die Stärke ihrer Gründe ſchwächen; vielmehr wird ſie ihnen ein geneigtes Gehör verſchaffen, und das, was ſie ſagen, in ein vortheil-

haf-

haftere Licht ſtellen. Ein unbedeutender Grund, oder eine ganz gewöhnliche Bemerkung, auf dieſe Weiſe, mit einer höflichen Einleitung, mit dem Ausdrucke der Beſcheidenheit und Achtung für die Meinung Anderer vorgetragen, wird ihnen mehr Vertrauen erwecken, als der ſchärfſte Witz oder die tiefſte Kenntniß, die ſich mit rauhem, ſtolzem, lärmendem Tone ankündigt, und die gewiß allemahl die Zuhörer vor den Kopf ſtößt, und eine ſchlechte Meinung von dem Redenden zurückläßt, wäre das, was er ſagt, auch noch ſo gegründet.

Darüber muß man alſo bey jungen Leuten ſorgfältig wachen, ihnen darin gleich anfangs Einhalt thun, und ſie in ihrem ganzen Umgange zu dem entgegengeſetzten Betragen gewöhnen; und zwar um ſo viel mehr, da dieſe Vorſchnelligkeit zu reden und öftere Unterbrechungen im Disputiren mit Geſchrey und Lärm, nur zu oft bey Erwachſenen, und ſelbſt bey Leuten von Stande, angetroffen werden.

Das gefällige Betragen gegen Andere im geſellſchaftlichen Leben, oder die Gabe, in den mannigfaltigen Vorfällen des Lebens die Art des Betragens zu treffen, durch welche man gefällt und einnimmt, iſt dasjenige, was die Franzoſen Politeſſe nennen, und was man im Deutſchen auch eigentlich Lebens-Art nennen ſollte, da man dann, zur Verhütung der Mißdeutung, die Weiſe, in welcher ein Menſch für ſeine natürlichen Bedürfniſſe ſorgt, und ſein Leben zubringt, die auf die Sitten keine Rückſicht hat, in der Analogie mit dem franzöſiſchen Ausdrucke, Maniere de vivre, Art zu leben, oder Lebens-Weiſe, nennen müßte. Dadurch käme eine Zweydeutigkeit aus der Sprache heraus, die ſonſt ſo oft entſteht, wenn wir z. B. von einem Manne ſagen: ſeine Lebens-Art taugt nicht, iſt ſehr ſchlecht, iſt ſeltſam; mit einer

ſolchen Lebens-Art wird es ihm ſchlecht ergehen; bey welchen Ausdrücken der uns hörende fragen oder errathen muß, ob wir von Sitten, oder von Eſſen und Trinken, ſprechen. Auch darin iſt der Sprach-Gebrauch bey denen, die der Unterſchied zwiſchen Manieren und Sitten nur dunkel fühlen, ſchon feſt genug, daß man von dem bloß Höflichen nicht gern ſagt: er habe Lebens-Art, viel Lebens-Art, eine feine Lebens-Art.

Man bedient ſich auch der Ausdrücke: guter Ton, feiner Ton, Welt, Ton der großen Welt, Amoenität ꝛc. und beym Gegentheil, ſchlechter Ton, Ton bourgeois ꝛc. die aber im gemeinen Leben keine ſehr beſtimmte Bedeutung haben; doch läßt ſich zeigen, daß ſie ſich auf ganz verſchiedene Eigenſchaften beziehen, die man im geſelligen Umgange theils für gut, theils für ſchön, theils ſehr übel und häßlich, hält. Der Umgang mit Menſchen führt uns bald zu einer weitern, und bald zu einer nähern Vereinigung mit ihnen. Selbſt dann, wann wir ſie bloß zur angenehmen Unterhaltung des Augenblickes aufſuchen, betrachten wir entweder als unentbehrliche Mittel, einen Genuß einzunehmen, der uns nur durch Vereinigung mit mehrern Weſen unſerer Art bereitet werden kann, z. B. bey Bällen, Spiel-Geſellſchaften, u. ſ. w., oder wir verlangen von ihnen einen perſönlichen Beytrag zu der Freude, woran wir mit ihnen Theil nehmen wollen, z. B. durch Talente, beſonders in der Unterredung.

Der gute Ton, der feine Ton, das was man Welt, große Welt, Amoenität nennt, ſind nützliche und wohlgefällige Vorzüge, die ſich auf die weiteren, laxeren Verbindungen mit Menſchen im geſelligen Umgange beziehen. Der gute Ton iſt nähmlich weiter nichts, als die Vermeidung alles deſſen, wodurch die allgemeinen Begriffe von Sittlichkeit, Anſtand,

Sicher-

Sicherheit in weiterer Vereinigung mit Menſchen beleidigt werden können, und die Beobachtung alles deſſen, was erfordert wird, um in eben dieſen weitern Verhältniſſen das ſittliche Wohlwollen Anderer für ſich zu erwecken. Vermöge des guten Tones werden alle Aeuſſerungen einer rohen Sinnlichkeit, eines ungebändigten Stolzes, einer vorgreifenden Eitelkeit, und einer widerlichen Gewinnſucht, aus der Geſellſchaft verbannet. Vermöge deſſelben wird alles vermieden, wodurch auf die Länge, und ohne hinreichende Kenntniß der Perſonen, mit denen man zu thun hat, die Achtung, die ein jeder ſich wechſelſeitig als wohlerzogener Menſch, und beſonders dem Frauenzimmer, dem Alter und den Großen ſchuldig zu ſeyn glaubt, gekränkt werden könnte. Vermöge deſſelben ſucht man den Ausbruch ſeiner eigenen Leidenſchaft zu unterdrücken, um die Leidenſchaften Anderer nicht aufzuwiegeln; ſich zu gewiſſen Gefälligkeiten und Aufmerkſamkeiten zu verſtehen, um eben dieſe Dinge von Andern zu erwarten; in ſeine Worte, in ſeine Handlungen den Ausdruck von allgemeinem Wohlwollen zu legen, und dabey weder durch ein gezwungenes Weſen Zwang, noch durch zu große Ungebundenheit den Verdacht der Vernachläſſigung zu erwecken.

Wer auf eine ſolche Art in der weitern Vereinigung mit Menſchen und in ihren größeren geſelligern Zuſammenkünften für Sicherheit und bequemes Nebeneinanderſeyn ſorget, der hat guten Ton, der hat Sitten. Il a le ton mauvais, ſagt man von dem Praler, von dem Zotenreiſſer, von dem Zänker. Il a un fort bon ton, ſagt man ſchon von dem wohlerzogenen Jünglinge, der mit freymüthigem Anſtande in einem geſelligen Zirkel auftritt; und eine Geſellſchaft, welche jene Regel beobachtet, iſt auf einen guten Ton geſtimmet.

Von dem guten Ton iſt der feine Ton, den man auch feine Lebens-Art, Urbanität, zu nennen pflegt, verſchieden, obgleich dieſe Worte, ſo wie das Wort Höflichkeit, eine noch unbeſtimmtere Bedeutung haben. Durch jenen, den guten Ton, erwecken wir ſittliches Wohlwollen, wir gewinnen das Herz; durch dieſe ſchmeicheln wir auch dem Sinne des Schönen. Man hat uns nicht allein gern bey ſich; man ſchaut uns auch mit Vergnügen an. Kurz, der feine Ton iſt die Form, die Hülle, wodurch das Gute, Wohlthuende in unſerm geſelligen Betragen nun auch zur Schönheit, zum Wohlgefälligen wird.

Unſtreitig liegt bey allen den Formen, denen wir die Auswechſelung von Gefälligkeits- und Achtungs-Bezeigungen im gemeinen Leben unterworfen haben, urſprünglich das Gefühl und die Abſicht zum Grunde, den Werth desjenigen was wir mittheilen, durch die Art wie es dargebothen wird, noch zu erhöhen. Daß wir uns dabey durch Nachahmung und ſtillſchweigende Annahme der Geſeze, welche ein wegen ſeiner geſelligen Talente allgemein geſchäztes Volk, die Franzoſen, über die feine Lebens-Art feſtgeſetzt hatte, leiten laſſen, das iſt nicht zu läugnen; aber daß wir ihre Geſetze angenommen haben, und daß wir in ihrer Befolgung einen Vorzug ſuchen, dabey liegt die jedem Menſchen angeborne Neigung, das Gute zu verſchönern, unter. Es ſcheint auch nothwendiger geweſen zu ſeyn, daß man in demjenigen, was für gut und ſchön im geſelligen Umgange gehalten werden ſollte, einer allgemeinen Beſtimmung folgte, als in jeder andern Kunſt, die zum Vergnügen der Menſchen abzielt. Die Kunſt mit Menſchen, wäre es auch nur zur Unterhaltung, umzugehen, iſt diejenige, die am ausgebreitetſten gebraucht, und gleichſam zum Bedürfniß wird. Da nun nicht alle Menſchen eine gleiche Fähigkeit haben, das Gute und Schöne auszufinden, und

noch

noch weniger eine gleiche Gewalt über ſich ſelbſt; um es in jedem vorkommenden Falle anzuwenden: ſo war es natürlich, daß gewiſſe Regeln durch eine ſtillſchweigende Uebereinkunft feſtgeſetzt wurden, deren Kenntniß man dem Kinde früh beybrachte, und an deren Beobachtung man es früh genug gewöhnte, um bey zunehmendem Alter ihm allmählich zur Fertigkeit zu werden. Ob man gut gethan habe, darunter gerade den Franzoſen zu folgen, iſt eine Frage, zu deren Beantwortung ich ein ganzes Buch ſchreiben müßte, und in deren Erörterung ich mich hier gar nicht einlaſſen kann. Genug, mehr oder weniger, ſind die Franzoſen die neueſten Lehrer des übrigen Europa im guten und feinen Tone geworden, oder waren es wenigſtens vor der jezigen Revolution geweſen; und da dieſe wieder ihre Hofleute in dieſen Stücken zum Muſter genommen hatten, ſo konnte man ſagen: der gute Ton und der feine Ton beſtehen in der fertigen Beobachtung der nach den Begriffen des franzöſiſchen Hofes modificirten Regeln des Guten und Schönen in den ausgebreiteteren Verhältniſſen des geſelligen Umganges.

Der Ausdruck Welt haben, umfaßt noch mehr, und bezeichnet die Kunſt, welche Pouſſin für die ſchwerſte von allen hielt, nähmlich die: ſich in den Ton aller Leute, mithin auch in den ſchlechten, ſchicken zu können. Der Mann von feinem Tone ſchickt ſich ſelten in einen andern Ton, als in den ſeinigen. Der Ton der großen Welt, iſt eine Modification des guten und des feinen Tones nach den Bedürfniſſen und nach der Lage der Großen eingerichtet und gebildet. Ich weis, daß man ſich von dem, oft übertriebenen, Zwange des leztern hat losmachen, und im geſelligen Umgange alles auf das Nothdürftige der Sicherheit für grobe Beleidigungen bey dem Genuſſe gemeinſchaftlicher Beluſtigungen hat reduciren wollen;

man iſt aber auf der andern Seite ausgeſchweift, und hat Grobheit mit edler Ungezwungenheit verwechſelt. Seit dieſer Zeit iſt es hin und wieder Ton geworden, ein Tölpel zu ſeyn, dem Frauenzimmer Zweydeutigkeiten vorzuſagen, und den Kopf über alle Männer wegzuſtrecken, die zu viel Sinn des Schönen und zu viel Beſcheidenheit haben, ſich dem allgemeinen Strohme zu überlaſſen. Weil nun dieſer Ton, der im Ganzen und auf die Länge nicht gefallen kann, eigentlich nur für ſolche Perſonen paßt, die ſich vieles erlauben zu können glauben, für die Vornehmen und Großen, ſo iſt er oft *Ton der großen Welt* genannt worden. Allein, zur Ehre des Standes, der dieſem Tone den erſten Nahmen gegeben hat, muß bemerkt werden, daß die größten und wegen ihrer geſelligen Liebenswürdigkeit bekannteſten Souverains, die **Joſeph, Franz, Friederich Wilhelm,** u. ſ. w., die höflichſten zuvorkommendſten Männer in ihren Staaten waren und ſind; und daß die Großen am Hofe zu Verſailles, bis auf die Zeit da ſie durch die ſchlechten Sitten einiger Prinzen vom Geblüt verdorben wurden, ſich durch die aufmerkſamſte Beobachtung der Regeln der feinen Lebens-Art ausgezeichnet haben. Und gewiß, das Weſen des Tones der großen Welt beſteht bloß in derjenigen Veredlung des guten und feinen Tones, die eine frühere und fertigere Anwendung natürlicher oder conventioneller Grundſätze unter beſonders günſtigen Lagen jeder Kunſt zu geben pflegt. Der Große nähmlich, der von früher Jugend an, mit dem Bewußtſeyn aufwächſt, daß er eine wichtige Rolle in den geſelligen Zirkeln ſeiner Mittbürger ſpielen ſoll, früh mit den Grundſätzen, wodurch man gefällt, bekannt wird, und ſich dieſe früh durch wirkliche Ausübung zu eigen zu machen weis, erhält dadurch eine Zuverläſſigkeit und Gewandtheit, die ſich in ſpätern Jahren vielleicht nie, oder nur bey ſehr ausgezeich-

gezeichneten Anlagen und unter ſehr günſtigen Verhältniſſen, erlangen läßt. Vermöge dieſer Vorzüge wird er nun durch keinen Vorfall im geſelligen Leben in eine Verlegenheit geſetzt, die ihn um den freyen Gebrauch ſeiner Kräfte brächte. Er ſtellt ſich allenthalben mit dem Bewußtſeyn ſeiner Würde dar, ohne Uebermuth, und bezeigt Jedem die gehörige Achtung und Aufmerkſamkeit, ohne ſich etwas zu vergeben. Er lernt durch ſeinen häufigen und frühen Umgang mit Menſchen dergeſtalt die Gränzen des Schicklichen und Unſchicklichen, des Gefälligen und Ungefälligen kennen, daß er ſich nicht allein keines unnöthigen Aufwandes, oder einer auffallenden Vernachläßigung von Höflichkeit ſchuldig macht, ſondern daß er ſich ſogar gewiſſe Ausſchweifungen über die äuſſerſten Linien der conventionellen und allgemeinen Regelmäßigkeit erlauben darf, die mit den Vortheilen, die er daraus für das Ganze der Kunſt zieht, compenſirt werden; das iſt der Ton eines Mannes aus der großen Welt; und eine Geſellſchaft, in welcher dieſer Ton der herrſchende iſt, iſt auf den Ton der großen Welt geſtimmt.

Wer nicht die Anlagen zu dieſem Tone hat, und ſich auch nicht in den Verhältniſſen befindet, ihn auszubilden, der ſuche ſich, wenn er doch durch feinen Ton hervorſtechen will, die Amoenität im geſelligen Umgange zu eigen zu machen. Sie ſteht zum Tone der großen Welt, wie die Miniatur- oder Paſtell-Mahlerey zur Fresco-Mahlerey. Es kann ſie derjenige ausüben, der aus dem geſelligen Umgange nicht ſein Haupt-Geſchäft macht, und ſie iſt vorzüglich bey dem Stande zunächſt an dem Hof-Manne anzutreffen. Sie gehört beſonders der katholiſchen Geiſtlichkeit, der ehemaligen Robe in Frankreich eigen, und man trifft ſie auch oft bey auswärtigen Miniſtern vom dritten Range an einigen Höfen an. Sie unterſchei-

det ſich von dem Tone der großen Welt durch eine größere Beſcheidenheit, und eine höhere Aufmerkſamkeit auf das, was im geſelligen Umgange dem Sinne des ſittlich Schönen wohlthun kann. Man darf dieſer Art ſich zu betragen, zwar keine Steifigkeit, wohl aber die beſorgtere Ausführung anmerken, zwar keine Süßlichkiet, aber doch einen höhern Grad von Biegſamkeit und Freundlichkeit. Ueberhaupt iſt der Charakter des amoenen Tones mehr reizend, ſo wie der des Tones der großen Welt mehr erhaben.

Den Ausdruck Ton bourgeois nimmt man für den Inbegriff von Fehlern, denen diejenige Claſſe von Menſchen in ihrem geſelligen Betragen hauptſächlich ausgeſetzt iſt, welchen Erziehung und Lage die gehörige Ausbildung für den geſelligen Umgang verſagt haben. Wollte man durch das Wort bourgeois den ganzen Stand von Menſchen bezeichnen, welche an einem Orte nicht zur erſten Claſſe der Einwohner gehören, ſo würde dies eine grobe, unverdiente Beleidigung für einen Haufen von Menſchen enthalten, unter denen gewiß viele ſind, die mehr feinen Ton beſitzen, als mancher Hof-Mann. Er wäre alsdann allein auf Rechnung des gränzenloſen Stolzes einiger Ariſtokraten zu ſetzen. Aber gewiß, in einer ſo gehäßigen Bedeutung iſt er unter der guten Geſellſchaft nicht gebräuchlich. Man bezeichnet mit dem Ausdrucke Ton bourgeois denjenigen Ton, der Perſonen eigen zu ſeyn pflegt, die, vermöge ihres Gewerbes oder ihrer beſchränkten Vermögens-Umſtände, nur ſelten zu Einnehmung geſelliger Unterhaltung auſſer mit ſehr genauen Freunden und Verwandten zuſammenkommen, und deren Erziehung auch gar nicht die Richtung erhält, ihnen die Vorzüge zu geben, mit denen man auf eine vortheilhafte Weiſe in häufigen und zahlreichen Zuſammenkünften auftritt. Wenn Menſchen dieſer Art etwan an Sonn- und Feſt-Tagen ſich in zahlrei-

cheren Zirkeln mit ihren Mitbürgern vereinigen, ſo wiſſen ſie entweder beym Einnehmen und Auslaſſen der Freude gar kein Maß zu halten, oder ſie verfallen in ſteife Beobachtung unnützer Formen, welche alle Freude verſcheucht. Zuweilen, wenn ſie in ſpätern Jahren zu einem gewiſſen Grad von Wohlſtand gelangen, maßen ſie ſich an, den Ton der Großen nachzuahmen, den ſie völlig verfehlen. Allein dies beleidigt den guten und feinen Ton, die eben ſo weit von unnützem Zwange, als gefährlicher Ungebundenheit und lächerlicher Anmaßung entfernt ſind. So rechnet man zum Ton bourgeois: manche an ſich unſchuldige, aber lärmende Aeuſſerung von Frohſinn, deren ſich die gute Geſellſchaft aus dem gültigen Grunde enthält, weil ſie auf die Länge leicht Unannehmlichkeiten mit ſich führt; gewiſſe Handlungen, die leicht in Familiaritäten ausarten, oder Neben=Begriffe von bäuriſchem Anſtande und roher Ausgelaſſenheit herbeyführen. So rechnet man zum Ton bourgeois die ängſtliche Sorgſamkeit, mit der man über die Beobachtung auswendig gelernter Höflichkeits= und Achtungs=Bezeigungen wacht, und denjenigen, dem ſie wiederfahren, und denjenigen, der ſie erweiſet, in eine gleich gezwungene Lage ſetzen. Endlich aber und beſonders rechnet man zum Ton bourgeois die verfehlten Anmaßungen gewiſſer ſpät zu Ehren und Reichthümern gekommener Menſchen auf den Ton der großen Welt. Denn da bey dieſem, wenn er wohlgefällig ſeyn ſoll, beynahe alles auf das feine Gefühl und die fertige Anwendung des un poco di piu un poco meno (des ein wenig mehr, ein wenig weniger) des Schicklichen und Schönen im geſelligen Leben ankommt, und beydes ſich ſchwerlich erlangen läßt, wenn nicht frühe Lagen und Erziehung es begünſtigen, ſo tritt derjenige, der in ſpäteren Jahren ſich dieſen Ton zu eigen machen will, beynahe immer um ein Par Schritte

über die Gränze. Will er leicht ſeyn, ſo wird er unbeſonnen; will er feyerlich ſeyn, ſo wird er abenteuerlich; will er ungezwungen ſeyn, ſo wird er familiär.

In welchem Verhältniſſe ſteht nun aber der gute und feine Ton zum geſelligen Vergnügen, zur geſelligen Liebenswürdigkeit, zur eigentlichen Unterhaltung? Da der gute und der feine Ton auf gewiſſen allgemeinen Regeln beruhen, die ungefähr auf alle wohlerzogene Menſchen und ihre Lagen im geſelligen Umgange überhaupt zutreffen, ſo können ſie auch auf alle beſondere Verhältniſſe, die durch einen längern Umgang und individuelle Neigung entſtehen, nicht in dem Maße angewandt werden, daß ſie unbedingte Erforderniſſe zum Glück ſolcher näheren Verbindungen ſeyn ſollten. Nein! der Vortheil des guten und des feinen Tones beſteht darin, daß man vor Bekannte und Unbekannte, Kluge und Dumme, Brey- und Starr-Köpfe, unbefangen hintritt, ihnen Merkmahle von Achtung und Aufmerkſamkeit bezeigt, mit ihnen geht, ißt, trinkt, ſpielt, tanzt, Unterredungen über alltägliche Vorfälle führt, und ſie endlich verläßt; alles auf eine Weiſe, wobey man nicht nur ſicher iſt, die Gefälligkeiten, ohne welche man nicht gut neben einander ſeyn kann, wechſelſeitig erwiedert zu ſehen, ſondern auch durch die Formen, unter denen man ſich geberdet, und ſpricht, ein wohlgefälliges Gefühl von Ungezwungenheit und Schönheit zu erhalten und zu erwecken. Alles dieſes iſt weſentlicher Vortheil bey allen Verhandlungen von Geſchäften, welche oft ganz unbekannte, oder gar einander abgeneigte Menſchen zuſammenbringen; es iſt ferner weſentlicher Vortheil bey allen größeren geſelligen Zuſammenkünften zum Schmaus, Spiel, Ball, u. ſ. w. Denn vermöge dieſes allgemeinen Anſtriches wird niemand dem Andern, er mag von Natur

zank-

zankſüchtig oder verträglich, dumm oder klug, bekannt oder unbekannt ſeyn, beleidigend, anſtößig, oder auſſer ſeiner Stelle, erſcheinen. Man hat daher ſehr unrecht, gegen dieſe Abgeſchliffenheit zu eifern, denn ſie iſt nach unſerer ganzen geſelligen Einrichtung unumgänglich nothwendig. In allen Fällen alſo, wo man die Menſchen, ungefähr wie im Evangelio von dem Ausbleiben der geladenen Gäſte, zuſammen roffet, um viele zuſammen zu haben, oder, wo man mit ihnen zuſammenkommt, ohne zu wiſſen, was man von ihrem moraliſchen und geſelligen Charakter erwarten kann; kurz, in allen Vorfällen des geſelligen Lebens, wo man keinen Beytrag eigenthümlicher individueller Kräfte zum Vergnügen des Umganges fordert, da iſt der gute Ton ein nothwendiges Gut; und wenn er bis zum feinen Ton gehoben wird, ſo iſt er ſogar ein ſchöner Vorzug. Hingegen beweiſet weder der gute Ton, noch der feine Ton, etwas für den Ton der guten Unterhaltung im engern Zirkel, oder für die Liebenswürdigkeit des Herzens im genauern Umgange. Man kann bey allen jenen Vorzügen weder die Gabe im Geſpräch, oder durch die Ausübung einer ſchönen Kunſt zu intereſſiren, noch die Egalität des Humors, die Biegſamkeit und Sicherheit des Charakters beſitzen, um deren willen man ſich gern mit andern Menſchen zu öftern Zuſammenkünften in kleineren Zirkeln, oder gar zum ungetrennten Beyſammenſeyn verbindet. Es iſt vielmehr gewiß, daß mancher Gelehrte, mancher Künſtler, von den roheſten Sitten, auf die Länge unterhaltender iſt, als der erſte Hof=Mann mit ſeinen ſchönen Formen; und daß eine kleine Geſellſchaft, die ſich ohne Tafel, ohne Spiel und ohne Ball unterhalten will, höchſt inſipide werden müſſe, wenn die Perſonen, die ſie ausmachen, keinen andern Beytrag, als ihren feinern Ton, hinein zu bringen im Stande ſind. Ich kann indeſſen hierbey nicht un-

merkt laſſen, daß die Beobachtung des guten und des feinen Tones geſelliger Freude und Unterhaltung eben ſo wenig weſentlich entgegenſtehe, als die Beobachtung vernünftiger Regeln einer jeden Kunſt der Verfertigung ihrer Meiſter=Werke. Wer guten Ton, feinen Ton, und dabey Stoff zur Unterhaltung und Liebenswürdigkeit des Charakters beſitzt, wird durch jene Vorzüge die lezteren noch heben. Man wird es ſeinen Erzählungen, ſeinem Witze, ſeinen Rathgebungen, ſeinen Vertraulichkeiten, ja, ſogar ſeinen Schriften und den Werken ſeines Talentes anmerken, daß er im geſelligen Umgange den Sinn des Schönen ausgebildet hat.

Ich ziehe alſo das Reſultat meiner bisherigen Betrachtungen dahin: der gute Ton und der feine Ton, oder die feine Lebens=Art, ſind nothwendig und ſchön in allen Fällen, wo man keinen individuellen Beytrag zur geſelligen Freude und Unterhaltung von dem Menſchen fordert. Da, wo man dieſen fordert, ſind ſie keineswegs weſentlich, können auch dieſen allein nicht erſetzen, aber in manchen Fällen verſchönern und erhöhen.

„Wer in den Sitten es zur Fertigkeit bringen will," ſagt der berühmte Hr. Prof. Büſch (*): muß beydes Kopf und Herz haben. Doch kommt es gewiſſer Maßen mehr auf das Herz, als auf den Verſtand, an. Der Mann guten Herzens, der Menſchenfreund, dem jeder Menſch in gewiſſer Rückſicht der Bemühung werth iſt, ſich ihm angenehm zu machen, wird bey einem mittelmäßigen Verſtande es beſſer in dieſen Sitten treffen, als der feinſte Kopf, wenn tiefer hinab in der Bruſt ihm kein lauteres Herz ſchlägt. Dem, der beydes beſitzt, gelingt es gewiß damit, wenn er auf ſein Betragen gehörig Acht hat, und nicht leicht bey irgend einem Vorfall des Lebens im Handeln und Reden ſich glaubt vernachläſſigen zu dürfen. Es

(*) Im 1 B. der Erfahrungen, (Hamb. 1790, 8.) S. 252, fgg.

Es iſt eine groſse praktiſche Wahrheit: **Es iſt nichts leichter, als ſich allgemein beliebt zu machen, wenn man nur geſunden Menſchen · Verſtand und ein reines Herz hat.**

Aber hier kommt ein wichtiger Umſtand in Betrachtung: Um dieſe Sitten zu üben, muſs man viel mit ſolchen Menſchen umgeben, denen unſer Betragen wirklich Vergnügen machen kann, die es merken, daſs wir nicht bloſs ihren Beyfall gewinnen, ſondern ihr Herz für uns einnehmen wollen; mit Einem Worte, daſs wir mehr auf ſie, als auf uns, dabey ſehen. Dies aber hat eigentlich nur in dem Umgange mit Perſonen Statt, die ſich ſelbſt unter uns herab rechnen, und uns Vorzüge des Standes, der Einſichten, oder den ſo allgemein geltenden Vorzug des Reichthums einräumen. Der Mann, der ſich ſeiner Vorzüge vor mir bewuſst iſt, wird nicht annehmen, daſs ich in meinem Betragen gegen ihn mehr auf ihn, als auf mich, ſehe. Wenn ich die Kunſt feiner Lebens = Art aufs ſorgfältigſte gegen ihn übe, ſo wird er es bloſs als eine Bemühung ihm zu gefallen, und ſeinen Beyfall zur Beförderung meiner Abſichten zu gewinnen, auslegen. Ich ſelbſt werde bey dem Eindrucke, den ſeine Vorzüge auf mich machen, ſo handeln, als wenn ich nur um meinetwillen ſeine Zufriedenheit, ſein Wohlwollen, und, wenn es möglich iſt, Liebe, nicht als ob ich ihm ſelbſt durch meinen Umgang Vergnügen zu erwecken ſuchte. Dies iſt vollends unvermeidlich, wenn ich mit einem Manne zu ſchaffen habe, der, nach der Weiſe voriger Zeiten, in unaufhörlicher Wiederhohlung der Wörter: Gnade, Unterthänigkeit, u. d. gl. den Beweis zu hören erwartet, wie ſehr ich mich unter ihn herab würdige.

Man kann daher dieſe Sitten nicht eher zu üben anfangen, als bis man einen gewiſſen Standpunct in der bürgerlichen Geſellſchaft erlangt hat, in welchem, wiewohl ohne Stolz, man weis, was man unter ſeinen Mit-Menſchen gelte, und alſo öfter, als es ſonſt ſeyn kann, mit ſolchen Menſchen zuſammen trifft, die etwas dabey fühlen, wenn wir ſie durch unſer Betragen vergnügt zu machen ſuchen. Darin liegt eine Haupt · Urſache, warum dieſe Sitten auch bey Perſonen von reinem Herzen und Verſtande ſo ſelten ſind. Sie zu erlangen, wird inſonderheit dem Jüngling ſchwer, der ſeine Jugend in eingeſchränk-

ſchränkten Umſtänden zubringen muß, und mit wenig andern Menſchen als ſolchen umgeht, denen er entſchiedene Vorzüge vor ſich einräumen muß. Wenn er dann nachher zu einem ſolchen Standpunct gelangt, der ihn über einen Theil ſeiner Mitmenſchen hinausrückt, ſo iſt es zu ſpät, ſich in dieſen Sitten eine ſolche Fertigkeit zu erwerben, als er nun noch wünſcht.

Bey vielen Menſchen dieſer Art wirkt eben dieſe Verſetzung aus eingeſchränkten Umſtänden in eine ſolche Lage, in der ſie den ſie umgebundenen Menſchen wichtiger werden, ein falſches Urtheil über ihre Verhältniſſe zu denſelben, und über den Standpunct, welchen ſie nunmehr in der bürgerlichen Geſellſchaft einnehmen. Leben ſie den Großen der Erde fortdauernd nahe, inſonderheit denen, welche ihnen zu ihrem Glücke verholfen haben, ſo können ſie ſich nicht leicht von denjenigen Manieren und Ausdrücken entwöhnen, unter deren Schutze ſie in früheren Jahren ihr Glück zu erwerben ſtrebten. Daneben lernen ſie ſchwerlich oder gar nimmer gegen andere, die wirklich unter ihnen oder ihnen gleich ſind, den Werth gehörig behaupten, der ihnen unter denſelben wirklich zukommt. Immer bleiben ſie bloß höfliche, übertrieben höfliche Menſchen, und wundern ſich ihr Leben durch, wie es ihnen ſo gar nicht gelingt, Achtung bey den wohlgemeinten Aeuſſerungen ihrer Thätigkeit, Liebe und Wohlwollen bey aller ihrer Gutmüthigkeit zu erlangen. Von ſolchen, welche das Glück ihrer ſpätern Jahre verleitet, ſich deſſelben zu überheben, und ihre Mitmenſchen zu verachten, mag ich nicht reden. Denn ich ſchreibe nur von ſolchen, und für ſolche, welchen ihr Verſtand und das Gefühl ihres Herzens, die Kunſt Menſchen zu gewinnen werth und ſchätzbar macht; und in ſolche Herzen muß der Hochmuth auch bey dem glänzendſten Glücks-Wechſel nimmer Eingang finden.

Freylich liegt vieles an dieſen Sitten ſelbſt. Ich habe ſo manches Beyſpiel junger Männer unter Augen gehabt, die, bey ſehr eingeſchränkten Glücks-Umſtänden, aber durch die Natur begünſtigt, die ihnen nicht nur Kopf und Herz, ſondern auch eine gefallende Bildung gegeben hatte, ſich ſehr früh Liebe, ja ſelbſt Achtung erwarben. Dadurch gewannen ſie ſehr bald ſo viel, daß man des niedrigen Standpunctes vergaß, in welchen das Glück vorjetzt ſie geſtellt hätte, und daß man in ihren Sitten manches für

wahre

wahre Lebens-Art oder Politeſſe aufnahm, was man, unter eben denſelben Ausdrücken und mit den conventionellen Geberden begleitet, bey andern für bloße Aeuſſerungen der Höflichkeit, und der ſchuldigen aus dem Erkenntniß fremder Vorzüge entſpringenden Erg benheit, annahm. Dies geht durch das ganze ſpätere Leben fort. Der Mann von wahrer Lebens-Art, der feine Mann, welcher in dieſen Herzen-gewinnenden Sitten Meiſter iſt, mag ſtehen, auf welcher Stuffe des Glücks oder der Ehre es auch ſeyn mag, wenn ſie nur nicht gar zu niedrig iſt. Durch dieſe Sitten allein wird er einen beſondern Stand-Punct in der menſchlichen Geſellſchaft gewinnen, bey welchem man es ganz vergißt, auf jene ihm vom Glück angewieſene Stuffe zu ſehen. Jedermann wird in ſeinem Betragen eben ſo gut, als bey den Größten der Erde, Manieren und Sitten unterſcheiden, und nichts für bloße Höflichkeit nehmen, was er in dem Vorſatz, das Herz Anderer zu gewinnen, redet und thut.

Merke dir dies, guter Jüngling! der du wahre Kraft beydes in deinem Verſtande und in deinem Herzen fühlſt. Laß dich nicht in den n Jahren, wenn deine Sitten ſich ausbilden ſollen, durch zu öftere Erinnerung an deine eingeſchränkte Glücks-Umſtände niederſchlagen. Beachte dieſe Sitten an Männern, die ihr Verdienſt mehr, als das Glück, über dich bereits hinausgeſetzt hat. Mache ſie dir eigen, ſo gut du kannſt, nnd ſo gut es ſich für deine Lage ſchickt. Du wirſt bald einzelne finden, die alles Stolzes, der ihnen ſonſt aus dem Bewußtſeyn ihrer Vorzüge entſtehen möchte, gegen dich vergeſſen. Du wirſt andre finden, die deinen Umgang nicht bloß ſich gefallen laſſen, ſondern ihn ſich zu einiger Ehre rechnen. Da kannſt du ſchon mit gutem Erfolge dieſe Sitten üben. Aber vor zwey Dingen hüte dich: Dränge dich an niemanden an, und ſage niemanden etwas Angenehmes, wenn dein Herz nicht damit einſtimmt.

Freilich hat es der Jüngling weit leichter, den ein angeborner Rang, oder der doch auch ſo ſehr als Vorzug geltende Reichthum ſo früh in eine ſolche Lage ſetzt, daß er bey vielen Menſchen, mit welchen er zuſammentritt, annehmen kann, daß er eine gewiſſe Wichtigkeit in ihren Augen habe, und daß folglich ſein Betragen und ſeine Sitten auf ihr Herz wirken. Aber eben hier iſt eine gefähr-

fährliche Klippe für ſolche junge Herzen. Sie werden oft zu früh und zu weit in die Vorausſetzung geleitet, daß ſie andern Menſchen wichtig vorkommen müſſen; ſie treffen aber oft mit Perſonen zuſammen, die auch ihre großen Vorzüge vor ihnen, wenn gleich Vorzüge anderer Art, haben. Sie ſollten mit Höflichkeit anfangen, geben aber ihrem Betragen eine Wendung, die zu klar als eine Herablaſſung erſcheint, und dem, der keine Herablaſſung von ihnen verlangt oder erwartet, anſtößig wird. Durch ſolche Vorfälle, wenn ſie oft kommen, werden ſie irre in ihrem Betragen, und gewinnen nie das Natürliche, Gefallende und Einnehmende, was ihnen ſo leicht werden müßte, weil ſie ſo früh und ſo oft es zu üben Gelegenheit haben.

Ich ſchreibe nicht hier für die Pädagogik. Sonſt wäre hier der Ort zu zeigen, wie in dieſem Umſtande eine Haupt-Urſache liege, warum es für die Großen der Welt, inſonderheit für vornehme Frauenzimmer, ſo ſchwer mit dieſen Sitten hält. Aber eins will ich doch als eine Haupt-Urſache anführen: Perſonen von hohem Range und Stande bedürfen es nicht, ſo ängſtlich über ihr Verhältniß zu denjenigen Perſonen zu ſeyn, mit denen ſie ſich unterhalten, wenn ſie nur ſich die Fähigkeit nnd Fertigkeit eigen machen, natürlich über eine jede Sache zu reden. Um es ohne Verlegenheit thun zu können, müſſen ſie freylich nicht ganz ohne Kenntniſſe ſeyn, und die Fähigkeit haben, eine jede Sache ohne Schwierigkeit von der rechten Seite anzuſehen. Aber ohne den geſunden Verſtand, welcher dazu hinreicht, wird ein Fürſt ſo wenig wie ein Bürger, dieſe Sitten erlangen. Alle die Fürſten, welche uns die Geſchichte als ſo liebenswürdig darſtellt, alle die Anekdoten, in deren Erzählung ſie der Nachwelt immer ſo ſehr gefallen, zeigten dieſe Gabe des leichten natürlichen Umganges. Haben ſie dieſe, ſo haben ſie es unendlich weniger, als andere Menſchen, nöthig, ihre Verhältniſſe zu denen, mit welchen ſie ſich unterhalten, zu überlegen und abzumeſſen. Denn überhaupt befinden ſie ſich doch in dem Verhältniſſe des Höhern zu dem Niedrigern. Den Abſtand genau abzumeſſen, iſt für ſie überflüſſig. Der größere Mann macht aber gewiß jeden geringern völlig mit ſich zufrieden, wenn er ſo mit ihm redet, wie es die Sache mit ſich bringt. Herablaſſung liegt nicht

nicht darin, vielweniger eine dem großen Mann unanſtändige Vertraulichkeit. Aber der Geringere nimmt ſchon das für Herablaſſung, daß jener mit ihm ſo redet, wie es die Sache mit ſich bringt; kurz, daß er die menſchliche Sprache dazu braucht, wozu ſie gut iſt. Es wird ſein Herz mehr rühren, als wenn der große Mann die Ausdrücke ängſtlich einſchiebt, wodurch er ihn merken läßt, daß er mit Gnade und mit Herablaſſung zu ihm rede. Der große Mann kann ſich auch deswegen die Gabe der leichten Unterhaltung mit minderer Schwierigkeit eigen machen, weil er faſt immer ohne Leidenſchaft reden kann, auch nie mit der Abſicht, ſich wichtig zu machen, reden darf. Zwey Veranlaſſungen, die den guten Ton der Unterhaltung bey andern Perſonen ſo oft ſtören!

Dies hat ebenfalls noch in dem Umgange unter Perſonen Statt, zwiſchen welchen der Abſtand nicht ſo ſehr groß iſt. Der Vornehmere gewinnt ſicher das Herz des Geringern in dieſem Wege, ohne im übrigen ſein Betragen ſehr ſtudieren zu dürfen. Aber je mehr man ſich der Gleichheit nähert, oder wenn man mit Perſonen umgeht, die denen Vorzügen, welche auf unſerer Seite entſcheiden, andere Vorzüge entgegen ſetzen, die auch ſie uns wichtig machen können, deſto mehr Ueberlegung gehört dazu, durch unſer Betragen ſie einzunehmen.

Moncrif ſagt in ſeiner Art de plaire (*): es ſey eine große und ſeltne Kunſt, die Kunſt gut zu hören; und er hat Recht. Sie will inſonderheit in dem Umgange mit Perſonen geübt ſeyn, die ſich uns gleich achten, oder über die wir uns wenigſtens nicht hinaus ſetzen können. Der Mann, mit welchem wir uns unterhalten, will nicht nur gehört ſeyn, ſondern er wird auch ſehr die Art beachten, mit welcher wir ihn hören. Glaubt er uns durch ſeine Reden zu unterhalten, ſo muß er es merken, daß wir ſie für Unterhaltung nehmen. Glaubt er uns zu belehren, ſo muß er in den Glauben geſetzt werden, daß wir ſeine Belehrung nicht verſchmähen. Bemerkt er ein anders, ſo wird er zwar nur beſchämt werden. Aber beſchämen! wer wird das thun wollen, der nur einigen Anſpruch auf die

(*) Eine deutſche Ueberſetzung davon, von mir, u. d. T. Moncrif's Kunſt zu gefallen, iſt zu Frf. a. d. O. 1752, auf 14 Octavb. herausgekommen. K.

die Kunſt zu gefallen und auf Lebens=Art und Sitten macht? Der Beſchämte iſt gewiß nahe daran, erbittert zu werden; und ich rede hier von Sitten, welche die Erregung von Liebe und Wohlwollen zum Zweck haben.

Je höher der Standpunct einer Perſon iſt, deſto mehr muß ſie ſich vor allen dem hüten, was auf Beſchämung andrer abzielt, oder ſie zufällig veranlaſſen kann. Sie erniedrigt ihre Würde dadurch, und handelt ihrem hohen Range unanſtändig. Ludwig XIV., der die Würde und den Ernſt eines Regenten ſo ſehr zu behaupten wußte, und von dieſer Seite am größten erſcheint, da ihm die Gabe eines leichten Umganges wirklich fehlte, ſagte faſt niemahls jemanden etwas Hartes und Beſchämendes. Dies beſtätigt auch *St. Simon* (*): „Nie,“ ſagt er: „entfuhr es ihm, jemanden Unannehmlichkeiten zu ſagen, „und wenn er etwas zu mißbilligen, oder zu beſſern hatte, „welches höchſt ſelten geſchah, ſo that er es immer mit einem ſtärkern oder ſchwächern Anſchein von Güte, faſt „nie mit Trockenheit, ſelten mit Unwillen.“ Doch iſt es ihm Einmahl und vielleicht nur dies eine Mahl entfahren, etwas ſehr Hartes einem gewiſſermaßen ſchuldloſen Manne zu ſagen. Ein alter Officier befand ſich in dem königlichen Vorzimmer; der König gieng, und der Officier drehte ſich ſo unglücklich, daß die Spitze ſeines Degens, die durch die alte Scheide nicht wohl gedeckt war, dem Könige das Bein leicht verwundete. Je crois, ſagte er, que je ſuis le prémier, à qui votre epée ait fait du mal. Selbſt das Gefühl des Schmerzens machte dieſen bitter beſchämenden Verweis des zufällig verwundeten Königs unverzeihlich.

Aber eben deswegen iſt die Gabe gut zu hören, eine wichtige Gabe für alle Große der Welt. Allen denen, welche ſich ihnen nähern, iſt ihre Aufmerkſamkeit auf das, was ſie ihnen zu ſagen haben, äuſſerſt wichtig; und der erſte Eindruck, wenn ſie dieſe fehlen ſehen, iſt empfindliche Beſchämung. Ein Fürſt, der Liebe erwecken will, muß ſich mehr Geduld im Anhören gebiethen, und ſelbſt gegen manchen Schwätzer nachſichtiger ſeyn, als faſt jeder andre. Bey einem Spaziergange auf der Höh; zwiſchen Ham-

(*) S. 29 des deutſchen Auszuges von deſſen Memoiren.

Hamburg und Altona, traf in den nun vereiwigten Herzog von Meklenburg, bey deſſen leztem Aufenthalt in Hamburg, der ſchönen Ausſicht der Elbe genießend, an, auf welcher große See=Schiffe hinab ſegelten. Ein Seefahrer ſtand neben Deſſen Phaeton. Der Herzog mogte dem Manne eine Frage über dieſe Schiffe gethan haben Nun aber hatte dieſer ſo vieles zu ſagen und zu erklären, daß dem Herzog freylich die Zeit ſehr lang werden mogte. Er kehrte ſich nicht an das Abnehmen des Huts und den Abſchiedsgruß des Herzogs, ſondern legte die Hand an den Wagen, als wenn er ihn feſthalten wollte, ſprach immer fort, bis er ſelbſt es ſatt haben mogte, und endigte mit der Bitte, der Herzog mögte doch auch an de leven Sienigen grüßen. So wie der Herzog fort fuhr, wandte er ſich mit einem fröhlichen Geſichte zu uns Umſtehenden: Dat is mal een Herzog, ſagte er, da man noch en Wort mit ſnacken kann. Ich möchte dem menſchenfreundlichen Fürſten, dem ich damahls noch nicht das Glück hatte, bekannt zu ſeyn, dies erzählt haben; Er würde ſich für ſeine Geduld, die ihm gewiß etwas koſtete, ſehr belohn gefühlt haben.

Witz iſt eine für den Umgang ſehr wichtige Gabe. Aber ſie iſt in Abſicht auf Lebens=Art und feine Sitten ſo bedenklich, daß ich behaupten mögte, der Mann bringe es gewiß höher in der ächten Kunſt zu gefallen, der nie im Umgange Witz gegen andre äuſſert, als der denſelben überflüſſig hat, und ihn gern zeigt. Qui fait rire, ne ſe fait pas eſtimer; ſagt ein gewiſſer franzöſiſcher Schriftſteller mit großem Grunde. Der Witz muß wenigſtens niemahls perſönlich werden, und, wenn er es wird, muß er es nur in der Veranlaſſung werden, einem andern etwas Angenehmes und Verbindliches zu ſagen; dann aber iſt der vortheilhafte Eindruck davon deſto größer. Wenigſtens muß der Mann, der ſich bewußt iſt, daß es ihm an Witz nicht fehle, in dem Gebrauche deſſelben äuſſerſt behutſam ſeyn, wenn es ihm mehr darum zu thun iſt, geliebt und geachtet zu werden, als Gelegenheit zum Reden geben, und andere von ſich erzählen zu machen, daß er dieſen oder jenen luſtigen Einfall gehabt, und ſelbſt, daß er den treffendſten Witz angebracht habe. Schön iſt es, mit dem Finger auf ſich zeigen laſſen, und von ſich ſagen hören:

das iſt der Mann (*)! Dies Vergnügen, dieſen Lohn hatte Demoſthenes von einem alten Weibe zu Athen für ſeine Reden, durch welche er der Revolution, die Philipp von Macedonien dem ganzen Griechenland drohte, wiewohl vergebens, entgegen zu wirken ſuchte. — —

Höflichkeit macht dem, der bloß ſie im Umgange übt, kein wahres Vergnügen. Mann kann ſich, auch wenn man ſie mit der größten Aengſtlichkeit übt, eigentlich nicht mehr Wirkung davon verſprechen, als daß man nicht mißfallen habe. Herzen gewinnt man nie durch bloße Höflichkeit. Ich will von der Perſon, der ich Wohlwollen und Liebe zuwenden ſoll, mehr wiſſen, als daß ſie eine Fertigkeit in der Aeuſſerung dieſer volksüblichen Manieren habe. Ich will überzeugt ſeyn, daß es auch ihr darum zu thun ſey, mich mit ihr zufrieden zu machen. Ich muß dies in ihrem Betragen, in ihren Aeuſſerungen über die Gegenſtände meiner Unterhaltung mit ihr erkennen, und ſehen, daß ihr Herz auf dieſelben mit einwirke. Wie ſehr ſind doch die Großen dieſer Welt deswegen zu beneiden, daß ſie ſich in ihrem Umgange mit Menſchen faſt immer in dem Falle befinden, dies äuſſern zu können, weil ſie mit wenig andern Perſonen, als ſolchen, umgeben, die dies von ihnen wünſchen, und nichts von dem unbemerkt laſſen, was ſie in dieſer guten Abſicht thun! Wie leicht muß es ihnen eben deswegen werden, dieſe Sitten zu der größten Fertigkeit zu bringen!

Aber auch dem Geſchäfts-Mann geringern Ranges ſind dieſe Sitten leicht und vortheilhaft. Leicht fallen ſie ihm, wenn ihn ſein Herz dazu treibt, und ſein Verſtand ihn leitet, weil er als Geſchäfts-Mann vielen ſolchen Perſonen wichtig wird, welche ſonſt nach den übrigen bürgerlichen Verhältniſſen, worin ſie gegen ihn ſtehen, nicht geneigt ſeyn mögten, ihm erhebliche Vorzüge vor ſich einzuräumen. Er hat alſo vorzüglich oft Gelegenheit, ſie zu üben. Auch das erleichtert ihm die Sache, daß er in ſeinen Unterhaltungen nach Gegenſtänden und Inhalt nicht ſuchen darf. Er darf nur über ſeine Geſchäfte natürlich reden

(*) At pulchrum eſt digito monſtrari et dicier: Hic eſt. *Horat.*

reden, und die Ausdrücke, welche von ſeiner Fähigkeit und ſeinem guten Herzen zeugen, werden, wenn er beyde beſitzt, ihm ungeſucht zuflieſſen. Vortheilhaft werden ihm dieſe Sitten, weil gewiß einem jeden ſeine Geſchäfte beſſer gelingen, der jede vorkommende Gelegenheit zu benutzen weis, um ſich das Wohlwollen und die Liebe andrer zu erwerben. Aber deſto trauriger und wiederlicher iſt es, einen Mann in hohem Rang oder in vielen Geſchäften zu ſehen, welcher dieſe Sitten nicht hat; und keinen Trieb ſie ſich eigen zu machen fühlt. Traurig mag es für einen ſolchen Mann ſelbſt ſeyn; denn der Gegenſtand und die einwirkenden Werkzeuge großer Geſchäfte ſind doch Menſchen; und wie unangenehm und läſtig müſſen nicht dem die Geſchäfte werden, der die Menſchen überhaupt nicht liebt, und dem es nicht der Mühe werth iſt, die Liebe und das Wohlwollen derjenigen Menſchen, mit denen er zu ſchaffen hat, zu erwerben! Traurig aber iſt es auch für diejenigen, welche ſich einem ſolchen Geſchäfts-Mann nähern, aber befürchten müſſen, auf ſeine Launen, Leidenſchaften oder vorgefaßte Meinungen zu ſtoßen, und ihre eigene Thätigkeit und gute Abſichten übel aufgenommen zu ſehen. Bloß dadurch muß manches Geſchäft ſtocken, weil diejenigen, welche in daſſelbe einwirken müſſen, ängſtlich nur darauf ſehen werden, dem Manne, der keine Menſchen liebt, und keines Menſchen Liebe ſich werth ſeyn läßt, nicht verantwortlich zu werden. Diejenigen aber, die in daſſelbe einwirken können, ohne dazu verpflichtet zu ſeyn, werden lieber ferne von dem Manne bleiben, deſſen Umgang, auch ſelbſt in Geſchäften, ſchon bedenklich iſt.

Wir haben noch einen Ausdruck, **Welt** oder **Welt-Gebrauch**, wenn wir von Sitten eines Mannes reden, der ſich in der Bekanntſchaft mit der großen Welt ausgebildet hat. Machen denn dieſe etwa eine dritte Claſſe von Sitten aus? Oder, wenn das nicht iſt, gehören ſie zu den Manieren, oder zu den Sitten? Zu jenen gehören ſie, wenn ſie bloß ein Werk und Geſchäft des Verſtandes ſind; zu dieſen, wenn das Herz mit einwirkt. Ich will mich näher erklären. Die Benennung ſelbſt zeigt nichts mehr an, als eine Fertigkeit in der Nachahmung volksüblicher Sitten, und zwar derjenigen, die unter den beſſern Volks-Claſſen inſonderheit üblich ſind, die man unter der Benennung: **Welt, große Welt**, verſteht. Ohne

ein groſses Maſs des Verſtandes, erwirbt ſich dieſe niemand. Durch ſie allein wird ein jeder gefallen, und ein vortheilhaftes Urtheil von ſich erwecken. Aber es ſind doch immer nur Manieren, Arten zu handeln und zu reden, die auf das Herz anderer nicht wirken, wenn das Herz des handelnden ſich nicht darin zeigt. Wenn dies aber mitwirkt, dann werden es Sitten, wahre Lebens-Art oder Politeſſe. Dann gelingt es auch dem Mann, der Welt-Gebrauch hat, unendlich leichter darin, als dem, welchem dieſer fehlt. Er wird auf denen Wegen, wo er den Welt-Gebrauch lernte, auch Welt- und Menſchen-Kenntniſs erlangt haben, und beſſer als andre wiſſen, wie Menſchen zu gewinnen ſind. Er wird die feinen Manieren ſeines Welt-Gebrauchs zu benutzen wiſſen, um ſein Betragen äuſſerlich noch angenehmer zu machen. Er wird ſeinen Worten und Handlungen eine Wendung zu geben wiſſen, die derjenige nicht trifft, der nur immer geradezu, wenn gleich mit dem beſten Herzen, handelt. Welt-Klugheit wird bey ihm das vollenden, was der gerade, lautere, bloſs auf ſeine guten Abſichten und Menſchenfreundlichkeit ſich verlaſſende Mann nicht allerdings erreichen kann. Er wird ſich in mancher Schwierigkeit beſſer zu helfen wiſſen, wo dieſer verlegen ſeyn mögte, wie er ſeinen Charakter behaupten, und nicht entweder zu ſchwach oder zu lebhaft handeln möge.

Indeſſen iſt die Verbindung dieſer drey, den menſchlichen Umgang zierenden Fähigkeiten ſo enge, daſs die eine der andern ohne Unterlaſs zu Hülfe kommen muſs. Es iſt leicht, in jedem Falle zu ſagen: das war unhöflich; das wider den Welt-Gebrauch; das wider die gute Lebens-Art, als in dem Betragen eines Mannes, der ſie alle in hohem Maſse beſitzt, anzugeben, was bey ihm bloſse Höflichkeit oder Welt-Gebrauch oder Lebens-Art ſey. Oft liegt in einer bloſsen Manier, unter den rechten Umſtänden angewandt, eine Herzen gewinnende Politeſſe.

Unter meinen Leſern werden wenige ſeyn, die nicht ein Gemählde des groſsen Königs geſehen haben, vielleicht es ſelbſt beſitzen, auf welchem er in der ihm ſo gewöhnlichen Stellung abgebildet iſt, wie er, den Hut neben dem Kopfe haltend, zu jedem Menſchen, der ſich an ihn wandte, zu reden gewohnt war. Fig. 3977. Ich werde fragen dürfen: deutete dieſe Stellung auf Höflichkeit? war ſie Befolgung des

Welt-

Welt-Gebrauchs? oder ſollen wir ſie für Ausdruck der Lebens-Art oder Politeſſe nehmen? Man kann jedes von dieſen dreyen dabey denken. Man kann ſagen: es war Herzen gewinnende Herablaſſung des großen Königs. Wer unter uns macht ſich ein Bedenken daraus, den Hut wieder aufzuſetzen, wenn wir mit Menſchen reden, die es wiſſen können, oder erkennen müſſen, daß ſie unter uns ſind, nachdem wir ihre erſte Begrüßung durch Abziehen des Huts erwiedert haben? Mann kann auch ſagen: es war Welt-Gebrauch, mit welchem der große König bekannt genug war. Denn ſelbſt in dieſer Stellung verblieb doch noch immer ein Zeichen des Abſtandes zwiſchen ihm und den mit ihm redenden, deren gewiß keiner den Hut ſo hoch neben dem Kopfe als der König, ſondern ſo tief als möglich neben den Knien gehalten hat. Ich aber ſage kühnlich, und der Zuſtimmung vieler meiner Leſer gewiß: es war nichts mehr als Höflichkeit, bloße Manier, die der große König erwählt hatte, nicht mehr und nicht weniger, als das geſchwinde Hutabziehen, mit welchem er jeden am Wege ſtehenden begrüßte. So den Hut neben dem Kopfe haltend, hat er manchem Menſchen gewiß viel Verbindliches, aber auch andern viel Unangenehmes geſagt, nachdem es die Umſtände, und auch wohl zuweilen ſeine Laune ihm angaben. Daneben war es aber auch die beſte Stellung, die er wählen konnte, um langweilige Schwätzer von ſich abzuhalten, da er es einmahl zur Regel gemacht hatte, einen jeden wenigſtens eine Weile anzuhören, der ſich an ihn drängte. Mit bedecktem Haupt ſtehend, mögte er an viele gerathen ſeyn, die nun gedacht hätten: der König hat nun ſo viel Zeit zu hören, als ich, zu reden. Aber da er den Hut ſo nahe neben dem Kopfe hielt, ſo war dies ſo viel, als wenn er deutlich geſagt hätte: Ich mögte ihn gern bald wieder aufſetzen; und da ihr nun einmahl wißt, daß ich das nicht thue, ſo lange ich mit euch ſpreche, ſo macht des Sprechens bald ein Ende. Wer denn dies nicht verſtand, dem ſagte er bald das lezte Wort, nach welchem er ſeinen Hut wieder aufſetzen und von ihm ſcheiden konnte (*).

(*) Der Hut des Königs iſt auch als Reliquie merkwürdig geworden, da nähmlich Germaniens Tyrtäus, Hr. Canon. Gleim in Halberſtadt, den Hut des großen Monar-

Ludwig XIV. hatte dieſe Manier der Höflichkeit noch viel mehr ſtudiert, als Friedrich, und nach dem Geſchlecht und dem Range derer Perſonen, die ihm vorkamen, abgemeſſen. *St. Simon* giebt (*) die Stuffen ſehr pünktlich an, welche er im Abnehmen und Halten des Huts, auch in den Manieren der Begrüßung beobachtete. Auf eben der Seite heißt es: „Nie hat es einen Mann gegeben, der von Natur ſo höflich, und zwar von einer ſo „abgemeſſenen ſtuffenweiſen Höflichkeit war!“ Ganz recht! denn für mehr als Höflichkeit kann es nicht gelten; wiewohl ich nicht weis, ob das Original nicht vielleicht es politeſſe nennt.

Oft bleibt die aufs weiteſte getriebene durch einigen Welt-Gebrauch erlernte Höflichkeit fern von guter Lebens-Art, oder wird wohl gar zur Impoliteſſe. Es giebt Menſchen, die von Manier zu Manier, von einem Compliment zum andern übergehen, und es doch immer ſo ſchlecht treffen, wie jener Poſthalter, bey dem ſein Landesherr unerwartet abtrat, und ihn im Schlafrock antraf. Der Poſthalter that ſehr beſchämt darüber, ſich von ſeinem Landesherrn in dieſer Kleidung überraſcht zu ſehen. Der Fürſt mogte ſagen, was er wollte, ſo entfernte er ſich, und erſchien nach einer Weile wieder — in einem ſeidenen Schlafrock. Es ſind wirklich viele Menſchen, die ſich recht ſehr beſtreben, ſo höflich zu ſeyn, als möglich. Aber ſie wechſeln in ihren Höflichkeitsbezeugungen, wie der Poſthalter mit ſeinen Schlafröcken, ab, und treffen es ſo ſelten recht, handeln ſo ſelten den Verhältniſſen gemäß, in welchen ſie ſich befinden. König Georg I. hatte einem durch Erbſchaft reich gewordenen Apotheker den Titel eines hanöveriſchen Reſidenten in einer deutſchen Reichsſtadt auf deſſen unterthänigſtes Anſuchen ertheilt. Dieſer machte ſich auf den Weg nach Hanover, um ſich für die hohe Gnade demüthigſt zu bedanken. Nun ward er dem Könige in dem Garten zu Herrenhauſen vorgeſtellt, der

narchen, mit welchem er ſich zu unterreden die Gnade und das Glück hatte, nach deſſen Tode, im J. 1786, ſich zum unſchätzbarſten Eigenthum erbat; von welcher Anekdote ich noch nähere Nachricht am Schluſſe gegenwärtigen Bandes ertheilen zu können hoffe. R.

(*) S. 29 des deutſchen Auszugs.

der wegen der heißen Luft den Hut in der Hand hielt. Der neue Reſident verſchluckte ſein ſchon angefangenes Compliment, um Se. Majeſtät unterthänigſt zu bitten, ſich doch vorher zu bedecken. Der König ſagte ihm lächelnd, er mögte es doch nur gut ſeyn laſſen. Aber dieſer bat bis zum Ungeſtüm ebendaſſelbe, erklärte auch, daß es ihm unmöglich fiele zu reden, ſo lange er Se. Maj. mit unbedecktem Haupte ſähe. Wollte denn der König ſeines Herrn Reſidenten Compliment haben, ſo mußte er vorher ſeinen Willen thun.

Und eben mit dieſer Bitte ſich zu bedecken, wird es unter Leuten, die von einander nur wenig abſtehen, ſo oft verſehen. Was iſt unbedeutender in unſern Manieren, als die Begrüßung mit Abnehmung des Huts? Aber, wenn ein Mann, der ſich mir einigermaßen gleich achten kann, mir, ohne vorgängige Bekanntſchaft, dieſe kleine Höflichkeit erweiſet, da muß ſie mir wichtig werden. Sie iſt ein Beweis ſeiner für mich zunehmenden Achtung, und ſeiner auf mich gerichteten Aufmerkſamkeit. Ich bin ihm den Beweis ſchuldig, daß ich mir dieſe Achtung und Aufmerkſamkeit angenehm ſeyn laſſe. Dieſe gebe ich ihm noch nicht, wenn ich ſein Compliment jedesmahl erwiedere, und mit mehreren Scharrfüßen begleite. Will ich den Mann mit mir zufrieden machen, ſo muß ich ihn bemerken, wo er mir begegnet, ihm zuvorzukommen ſuchen, und ihm zeigen, daß auch er meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen habe. Noch beſſer aber, wenn ich die erſte ſich mir darbiethende Gelegenheit ergreiſe, um mit dieſem Mann zu einer, wenn gleich noch ſo gleichgültigen, Unterredung zu gelangen, und an das bisherige Hut-Commerz eine perſönliche Bekanntſchaft zu knüpfen. Dann wird auch das gleichgültigſte, was ich ſagen mag, dem Mann angenehmer, als ein Schwall von Complimenten, ſeyn. Denn es iſt Sitte, Lebens-Art, und nicht mehr leere Höflichkeit.

Sarpedon hat eine große Geſellſchaft bey ſich. Ein wohlgekleideter Mann kommt, mit ihm zu reden. Ein Bedienter des Hauſes hält ihn für eingeladen, und führt ihn in den Saal, wo die Geſellſchaft verſammelt und ins Spiel tief verwickelt iſt. Die Angelegenheit iſt kurz, und in einem Winkel des Saales bald abgeſprochen. Der Fremde empfiehlt ſich. Saperdon begleitet ihn mit vielen

Scharrfüßen bis faſt zum Zimmer hinaus. Doch jezt glaubt er ein Ehrenwort ihm ſagen zu müſſen, daß er den Abend bey ihm zubringen möge. Der Fremde hat Weltgebrauch genug, um es nicht ſogleich anzunehmen. „Ich „fürchte,“ ſagt er: „beſchwerlich zu fallen; und dann —— „dann habe ich doch auch noch ein Geſchäft zu Hauſe ver„laſſen.“ Sarpedon merkt wohl, daß eine wiederhohlte Bitte ganz willkommen ſeyn werde. Aber er weicht aus, in Furcht vor der Verlegenheit, wenn der Mann nicht ſpielt, ihm Unterhaltung, oder, wenn er ſpielt, ihm noch eine Partie zu verſchaffen. „Das iſt mir ja recht leicht,“ ſagt er: „daß wir der Ehre, Sie zu ſehen, diesmahl nicht „länger genießen ſollen. Wenn Sie ein andermahl mich „beſuchen, da will ich bitten, ſich vorher ſo ganz von Ge„ſchäften frey zu machen, daß ich ja nicht wieder eine ſo „unangenehme Fehlbitte thue.“ Nun begleitet er ihn mit unzählbaren Scharrfüßen und unter einem Schwall von Complimenten bis an die unterſte Stuffe ſeiner Haus-Treppe, ſo ſehr auch der Fremde ihn bittet, ſich doch nicht ſo lange von der Geſellſchaft zu entfernen. Drey Scharrfüße folgen noch auf die Gaſſe nach; auch Handküſſe werden dem Fremden nachgeworfen, der nun freylich nicht anders ſagen kann, als Sarpedon ſey ſehr höflich gegen ihn geweſen.

Eben dies begegnete Ariſt mit einem jungen Manne von guter Erziehung und Anlage, der die ihm noch fehlende Ausbildung durch eine eben angefangene Reiſe zu erlangen ſucht, aber doch zu ſehr fühlt, daß er nicht wohl in einer Geſellſchaft bleiben könne, zu der er nicht eingeladen war. Ariſt thut ihm eine freundſchaftliche Gewalt an, ehe er einwilligt zu bleiben. Aber der junge Mann iſt verlegen; denn er kennt niemanden in der Geſellſchaft, und ihn kennt niemand. Schon iſt das Spiel angeordnet; Ariſt aber wehrt ab, daß man ſich noch nicht ſetze, um eine Viertelſtunde zu gewinnen, in der er den jungen Mann einem jeden bekannt macht, und mit einzelnen in kurze Unterredung bringt. Nach einiger Ueberlegung gelingt es ihm, ihn zu einem Spiel zu bringen, das er mäßig zu verſtehen verſichert, und wobey er nicht Gefahr läuft, viel zu verlieren. Da man ſich zu Tiſche ſezt, hat ſich Ariſt ſehr wohl gemerkt, welche Perſonen die meiſte und gefälligſte Aufmerkſamkeit auf den jungen Mann ge-

wandt

wandt haben. Dieſe giebt er ihm zu ſeinen nächſten Nachbarn, ſetzt aber ſich ſelbſt ihm ſo nahe, daß er ihn immer beachten, und, wenn die Unterhaltung ſtocken will, etwas in dieſelbe hinein bringen kann, woran der junge Mann nach denen Kenntniſſen, die er bey ihm wahrnimmt, und nach ſeiner bisherigen Lage und Aufenthalt Antheil nehmen kann. Nicht wahr? Ariſt iſt doch auch ſehr höflich?“

Lebens=Balſam, L. Balſamus vitae, Fr. Baume de vie, ein künſtlicher Balſam, welcher eine ſchnelle und ſehr merkliche Wirkung auf die Nerven oder Lebens=Geiſter hat, und aus wohlriechenden ſtärkenden Oehlen verfertiget wird.

Die Aerzte nennen alles das, was einen ſtarken Geruch hat, balſamiſch und einen Balſam. Iſt nun der Geruch angenehm oder unangenehm, ſo iſt es entweder ein wohlriechender oder ein ſtinkender Balſam. Ferner ſind die Balſame entweder natürliche, oder künſtliche. Natürliche Balſame, welche die Natur hervorbringt, ſind: der Balſam von Mecca, welcher der ſeltenſte und koſtbarſte unter allen iſt, der Balſam von Tolu, der Balſam von Copaiba, (von welchen ich im III Th. S. 453, fgg. gehandelt habe,) und die Terpenthin=Arten. Künſtliche Balſame ſind diejenigen, welche durch die Kunſt gemacht werden, und ſind entweder flüſſige mit Weingeiſt und deſtillirten Oehlen verfertigte, oder oehlige oder ſalbenmäßige oder uneigentliche Balſame. Zu der erſten Claſſe gehört der Teichmeyeriſche und der Hoffmanniſche Lebens=Balſam.

Man findet von dem Hoffmanniſchen Lebens=Balſam verſchiedene Beſchreibungen hin und wieder; aber nach der Verſicherung des Hrn Hofr. Nicolai (*), welcher ein Schüler des geh. R. Hoffmann, und lange bey

(*) Recepte und Kurarten, mit theoretiſch=praktiſchen Anmerkungen von D. Ernſt Anton Nicolai, 1 B. (2te Ausgabe. Jena, 1788, 8.) S. 165, fgg.

bey ihm im Hauſe geweſen iſt, und das Glück eines genauen Umganges mit demſelben genoſſen hat, iſt die Beſchreibung dieſes Lebens = Balſames, die in Hoffmann's Notis ad poterium (*) ſteht, die aufrichtige. Sie iſt dieſe: Man nehme von deſtillirtem Lavendel-Oehl, Majoran = Oehl, Nelken = Oehl, Kubeben-Oehl, Cardomom-Oehl, friſchen Citronſchalen-Oehl, von jedem 1 Scrupel; Muskatenblumen = Oehl, 2 Scrupel; Zimmet = Oehl, 24 Tropfen; Rauten-Oehl, und weißes Agtſtein = Oehl, von jedem ½ Scrupel; miſche alle dieſe Oehle zuſammen, und laße ſie etliche Wochen ſtehen. Will man nun gleich einen Lebens - Balſam machen, ſo tröpfle man von dieſer Oehl-Miſchung 10 Tropfen in 2 Loth des allerhöchſt rectificirten Weingeiſtes. Will man dieſen Lebens-Balſam noch angenehmer haben, ſo löſe man Ambra, und zwar ½ Scrupel davon, in vorgedachter Oehl = Miſchung auf: und wenn man ihn noch kräftiger haben will, ſo thue man noch peruvianiſchen Balſam, und zwar ½ Quent davon zu 2 Loth des bereits gemiſchten Balſames hinzu. Es kommt bey der Verfertigung dieſes Balſames das Vornehmſte auf reine, gute, aufrichtige, nicht alte Oehle, wie auch auf einen recht guten höchſtrectificirten Weingeiſt, und auf eine in gehörigem Verhältniß geſchehende Vermiſchung dieſer Oehle, an, daß keins vor dem andern die Oberhand habe und nicht vorrieche, ſondern ein lieblicher, angenehmer Geruch heraus komme. Die gelbe Farbe hat und bekommt der Hoffmanniſche Lebens-Balſam von dem beygemiſchten peruvianiſchen Balſam, und muß man den Balſam, nachdem man ihm den peruv. Balſam beygemiſcht und alles unter einander gerüttelt hat, eine Zeitlang ruhig ſtehen laſſen, damit er ſich ſetze, und alles

(*) *Poterii* Opera omnia, cum annotationibus Frid. Hoffmanni, (Frf. M. 1718.) p. 693.

alles recht klar und hell werde. **Hoffmann** nahm allemahl gute, aufrichtige, nicht alte und nicht verfälſchte Oehle zu ſeinem Balſam, und ließ die Oehle alle ſelbſt deſtilliren, wodurch er von ihrer Aufrichtigkeit verſichert war. Kauft man aber die Oehle dazu, ſo bekommt man ſie ſelten aufrichtig, ſondern verfälſcht. Es nahm auch **Hoffmann** nicht allein einen aufs höchſte rectificirten Weingeiſt, ſondern ließ auch denſelben ein halb Jahr lang über friſche Roſen und Mayblumen ſtehen, und zog ihn hierüber ab, ließ ihn wieder auf friſche Roſen und Mayblumen gießen und davon abziehen, bis er endlich ſtark genug mit dem angenehmen Roſen- und Mayblumen-Geruche angefüllt war; und hierin löſete er hernach die Oehle in gehörigem Verhältniß auf. Will man dieſen Balſam mit Ambra und Moſchus haben, ſo löſet man etwas weniges von beyden darin auf.

Weil das Zimmet-Oehl zu koſtbar iſt, ſo hat man hernach ſolches und noch einige andere Oehle weggelaſſen, und den Lebens-Balſam alſo gemacht. Man nehme: deſtillirtes Nelken-Oehl, Citronen-Oehl, und Lavendel-Oehl, von jedem 20 Tropfen; Majoran-Oehl, Krauſemünz-Oehl und Rauten-Oehl, von jedem 10 Tropfen, miſche ſolches unter einander, tröpfle von dieſer Oehl-Miſchung 10 Tropfen in 2 Loth über Roſen und May-Blumen abgezogenen höchſtrectificirten Weingeiſt, und thue noch zu 2 Loth dieſer Miſchung ½ Quent peruvianiſchen Balſam.

Den **Teichmeyeriſchen Balſam** hat Hr. Hofr. **Nicolai** folgender Maßen nachzumachen geſucht. Er nahm über Roſen und Mayblumen abgezogenen höchſtrectificirten Weingeiſt, und ließ ihn über klein geſchnittenem Sandel-Holz ſo lange ſtehen, bis er eine ſchöne rothe Farbe erhielt; alsdann miſchte er von Citronſchalen-, Krauſemünz-, Lavendel-, Majoran-, Rosmarin- und Nelken-Oehl ſo viel darunter, bis der Geruch des **Teichmeyeriſchen** Balſames heraus-

kam. Wenn er Andern ein Glas von dem Teichm. Balſam, und ein Glas von ſeinem nachgemachten Teichm. Balſam gab, konnten ſie zwiſchen beyden keinen Unterſchied bemerken, und zogen allemahl ſeinen nachgemachten Balſam dem andern vor.

Folgendes Recept ſoll das ächte des Teichmeyeriſchen Balſames ſeyn:

R. Ambrae gryſeae,
Moſchi veri,
Ol. cinam.
caryophyll. āā ʒ ß.
macis ʒ j.
Balſ. Peruv. ʒ iij.
Ol. de cedro ʒ vj.
Bergam. ʒ ij.
thymi veri ʒ j.
menthae,
ſalviae,
rutae,
lavend.
anthos, āā gtt. IV.
Spirit. citri
roſar. āā ℥ xvj.
Digere per XIV horas.
Tingitur nonnunquam cum pulvere ligni ſantali rubri.

In Teichmeyer's Inſtit. Chemiae, S. 256, findet man auch einen Lebens-Balſam, und in dem brandenburgiſchen Diſpenſatorio (*) den Hoffmanniſchen Lebens-Balſam beſchrieben; es ſind aber dieſe Beſchreibungen von obigen verſchieden. Es kommt bey Verfertigung dieſer beyden Lebens-Balſame alles darauf an, was für Oehle man nimmt, gekaufte, welche gemeiniglich ver-

(*) Im Diſpenſatorio Regio et Electorali Brandenburgico, (Be-

verfälſcht ſind, oder ſelbſtgemachte, alte lange geſtandene Oehle, welche ihre ſubtilen, flüchtigen, beſten, kräftigſten, ätheriſchen Theile verloren haben, oder friſch deſtillirte, wenigſtens nicht ſehr alte, Oehle; ingleichem, daß man einen über Roſen und Mayblumen öfters abgezogenen und höchſtreetificirten Weingeiſt nimmt, und die Oehle in ſolchem Verhältniſſe mit einander vermiſcht, daß ein lieblicher und angenehmer Geruch heraus kommt, und kein Oehl vor dem andern die Oberhand hat, oder vorriecht. Alles das, was ich hier geſagt habe, hat auch, in Anſehung des Hoffmanniſchen Lebens=Balſames, ein Mann, der allen Glauben verdient, beſtätigt, nähmlich der Prof. *Schulze*, in ſeinen Praelectionibus in Diſpenſat. Brandenb. 2te Ausgabe, S. 94, welcher auch ein Schüler Hoffmann's, und bey ihm im Hauſe geweſen iſt.

Die flüſſigen Lebens=Balſame werden auf zweyerley Art gemacht: entweder durch die Deſtillation

tion

(Berol. 1781, gr. 4.) S. 16, befindet ſich folgende Vorſchrift:

R. Ol. ſtillatitii Lavendulae,
Maioranae,
Caryophyllorum,
Macis,
Cinnamomi,
de Cedro, āā ℈j.
Succin. alb.
Rutae. āā gtt. X.
Balſ. peruv. ʒ ß.
Spir. roſar. rectificatiſſ. ℥x.
Mixta committantur frigidae digeſtioni et filtrentur per goſſypium.
Nota. Quibus *cum Ambra* placet, addere poſſunt
Ambrae gryſeae, gr. XV.
Moſchi, gr. X.

tion, oder durch bloße Auflöſung deſtillirter Oehle in höchſtrecitificirtem Weingeiſt. Zu der erſten Claſſe gehört derjenige flüſſige Lebens = Balſam, welchen Cartheuſer in ſeinen Elementis Chemiae, der erſten Ausgabe, 1746, S, 94, folgender Maßen beſchrieben hat:

R. Salis tartari puriſſimi & ſicciſſimi ℥ ij.
Olei lavendulae,
rorismarini,
meliſſae,
ligni rhodii,
de cedro ital. āā ʒ iß.
cinamomi,
maioranae,
Eſſentiae ambrae verae, āā ℥ ß.

Mixta inſtillantur ſali tartari pulveriſato. Mixtio agitatione cum bacillo ligneo adiuuetur, & praemiſſa duodecim horarum digeſtione leniſſima ſpiritus vini dephlegmatiſſimi, ſuper ſpecies balſamicas rectificati, vnciae decem ſuperfundatur, digerantur moderato calore, donec omne oleum ſolutum ſit, & deinde vel vna deſtillatione vel reiterata cohobatione peracta liquor balſamicus capiti mortuo reaffuſus addita ſufficienti quantitate moſchi ſoluti & balſami peruuiani denuo digeratur, donec ſatis tinctus fragrans & ſaturatus euadat.

Weil aber durch dieſes öftere Digeriren und Deſtilliren, die deſtillirten aetheriſchen Oehle vieles von ihrer Annehmlichkeit und Kraft verlieren, und merklich verändert werden, ſo hat dieſe Methode, Lebens-Balſame zu machen, wenig Beyfall gefunden, und ſie ſcheint ſelbſt hernach ihrem Urheber nicht mehr gefallen zu haben, weil Derſelbe, in der 2ten Ausgabe ſeiner Element. Chemiae 1753, die Lebens-Balſame zu den Auflöſungen und Extractionen gerechnet, und von der Deſtillation dabey nichts gedacht hat. Es iſt auch allerdings die Methode, die Lebens-Balſame

bloß

bloß durch Auflöſung aetheriſcher Oehle in höchſtrec-tificirtem Weingeiſt zu bereiten, der erſtern Metho-de weit vorzuziehen. Der Schaueriſche Balſam wird zwar auch durch die Deſtillation gemacht, allein nicht aus ſolchen Ingredientien, wie die bisher ange-führten Lebens = Balſame, als welche aus aetheriſchen Oehlen bereitet werden, ſondern aus folgenden alſo verfertiget:

R. Herb. ſcordii,
absinth. āā. Mij.
anthos,
cochlear.
menth. criſp.
rutae,
hyperici,
Flor. lavend.
lilior. convall.
cham. rom. āā. Mj.
Rad. ariſtoloch. rot. et long.
zedoar.
angel.
oſtrutii,
Cardamom.
Cinamomi,
Zingiberis,
Caryophyll. āā. ℥ j.
Gummi benzoes,
Styrac. calamit. āā. ℥ iij.
Gummi elemi ℥ ß.
Cubeb. ʒ iij.
Sem. foenic.
aniſi,
Rad. irid. florent.
Nucis moſchatae,

Succin.

Succin. alb. āā. ℥ iij.
Maſtichis,
Myrrhae,
Olibani,
Aloes ſuccotr. āā ℥ j.
Gummi hederae ℥ ij.
Galban. ℥ xij.
Tereb. venet. ℔j.
Olei laurin. ℔ ß.

Conc. cont. infundatur ſpiritus vini ad eminentiam trium digitorum, deſtilletur atque ter denuo cohobetur.

Die künſtlichen Balſame waren am ſtärkſten in der Mode, als es den Aerzten darauf ankam, ſich durch lange Manſchetten, lange Recepte und lange Bratſpieße an der Seite, Anſehen und Zutrauen zu verſchaffen, und als die Apempolesis (der Arzney-Kram) für ſie noch ein ſehr einträgliches Neben-Gewerbe war. Allein, da heut zu Tag mit allen dieſen Dingen ſchwerlich ein Arzt ſein Glück macht, ſo iſt eines mit dem andern aus der Mode gekommen. Daß ich dieſen künſtlichen Balſamen hiermit nicht zu nahe trete, beweiſe ich mit dem Zuſatze, den der gelehrte Hr. g. R. **Baldinger** (*) zu der Mittheilung der oben angeführten Formel des **Teichmeyeriſchen** Lebens-Balſames macht: „Alle dergleichen Balſame „haben jezt einen geringen Werth; aber vor wenig „Jahren noch war die Erfindung eines ſolchen Bal„ſams für nicht viel geringer angeſehen, als die Er„findung des Steins der Weiſen.“

Lebens-Baum, Baum des Lebens, ein immer grüner harziger Baum, welcher zu den Pflanzen mit halb getrennten Geſchlechtern und verwachſenen Staubfäden gehört; Thuia, Thuja, Thuya *Linn.* Arbor vitae;

(*) Im Magazin für Aerzte, St. 8, S. 753.

tae; Fr. Arbre de vie; Engl. Tree of Life. Das Holz dieſes Baumes ſoll unter allen Holz-Arten ſehr dauerhaft und faſt unverweslich ſeyn, daher auch der Baum ſeinen deutſchen Nahmen erhalten hat.

Der Lebens-Baum trägt männliche und weibliche Blumen auf Einem Stamme. Die erſtern ſtellen unter ſich ein kleines Käzchen vor, und jede beſteht aus einer ovalen, vertieften Schuppe, an deren Boden vier Staubbeutel, ohne merkliche Staubfäden, ſitzen. Die weiblichen ſtellen unter ſich einen ovalen Zapfen vor, welcher aus eyförmigen, erhabenen, und der Länge nach an einander paſſenden Schuppen beſteht. Unter jeder Schuppe ſtehen zwey kleine Frucht-Keime, deren jeder ſeinen pfriemenförmigen Griffel mit einem einfachen Staubwege trägt. Der Fruchtzapfen iſt länglich, ſtumpf, ſpringt der Länge nach auf, und theilt ſich in längliche, einander ähnliche, auswärts erhabene, ſtumpfe Schuppen, unter welchen jedesmahl zwey braungelbliche, längliche, mit einem häutigen, eingekerbten Rande der Länge nach eingefaßte Samen liegen. Man kennt bisher nur drey wahre Arten dieſer Gattung.

1. **Gemeiner Lebens-Baum** mit geflügelten Samen, **abendländiſcher** oder **weſtindiſcher Lebens-Baum**, die canadiſche weiße Ceder, Arbor filici ſimilis *Ovied.* Arbor paradiſaea Lutetianorum *Dalech.* Cedrus lycia *Lobel.* ? Cedrus maior Dioſcoridis Thya Theophraſti et Abhel *Guilandin.* Thuja ſive Thya vulgo *Camer.* Thuya Theophraſti *C. B.* Thuia occidentalis, ſtrobilis laeuibus, ſquamis obtuſis *Linn.* Fr. Arbre de vie de Canada; Engl. The common oder American Arbor vitae, the white Cedar of Canada. Er wächſt in dem nördlichen Amerika, inſonderheit in Canada, wie auch in Sibirien, in Sümpfen und Moräſten, doch auch auf ſteinigen Anhöhen. In Canada gelangt er zu einer

ziemlichen Höhe und Dicke, wächſt aber ſehr langſam. Die größten Stämme, die Hr. Prof. Kalm (*) daſelbſt angetroffen hat, waren ungefähr 5 bis 6 Klafter hoch; und in Anſehung des Alters macht er die Bemerkung, daß einer von $\frac{1}{2}$ Elle im Durchſchnitt 92 Saftringe hatte, da ein anderer von $\frac{1}{2}$ Elle und 3 Zoll im Durchſchnitt, 136, und noch ein anderer von $\frac{1}{2}$ Elle und 4 Zoll im Durchſchnitt, 142 dergleichen Saftringe zählen ließ. Auch bey uns wird der Baum ziemlich hoch, und man findet ihn hin und wieder in Gärten; doch erreicht er ſelten über 6 bis 8 Ellen Höhe. Die dunkelgrünen Blätter bedecken die Zweige gänzlich; ſie ſind klein, ſtehen aber an breit gedrückten Stielen dicht bey oder vielmehr über einander gleichſam eins über das andere in einander geſchoben, und würden den Zweigen ein förmliches Cypreſſen-ähnliches Anſehen geben, wenn ſie nicht ausgebreiteter wüchſen. Sie bleiben beſtändig grün; nur wird die Farbe im Winter ſchmutziger, als ſie im Sommer war. Die Zapfen mit ihren Körnern werden gegen den Winter reif, und alsdann eingeſammelt. Die Rinde der Zweige iſt braunroth, ungleich mit Riſſen verſehen. Das Holz iſt weißröthlich, leicht und locker. Der Baum, inſonderheit die Blätter, riechen ſtark, aber unangenehm.

Es giebt zwey Varietäten:

a) Mit ſcheckigen Blättern, Thuia occidentalis variegata *Weſt.* Variegated-leaved Arbor vitae *Maw.*

b) Amerikaniſcher wohlriechender Lebens-Baum, Thuia occidentalis odorata *Weſt.* American ſweet-ſcented Arbor vitae *Maw. Hanb.* Dieſe lezte Varietät iſt Hrn. Hanbury, zufälliger Weiſe, in einem ihm aus Penſylvanien überſandten Kaſten entſprungen, auf welchen von ungefähr einige Samen-Kör-

(*) S. Deſſen Reiſen, 3 Th., S. 473.

Körner derſelben gefallen ſeyn mochten. Sie ſcheint die Höhe der gemeinen Sorte erreichen zu wollen. Im Winter haben ihre Blätter eben dieſelbe Farbe; ſie iſt hingegen beſſer mit Zweigen verſehen, die jedoch nicht ſo wagerecht ſtehen, noch niederhangen. Was dieſelbe vorzüglich ſchätzbar macht, iſt die Eigenſchaft ihrer Blätter, daß ſie, gerieben, einen ſehr erquickenden Geruch von ſich geben, welcher von Einigen für ſo vortrefflich gewürzhaft gehalten wird, wie er irgend bey andern Pflanzen ſeyn mag, da hingegen die Blätter der übrigen Sorten, gerieben, einen ſolchen Geruch von ſich geben, den die Mehreſten für ſtinkend und widrig halten. Ob dieſe Eigenſchaft ſich durch Samen fortpflanzen laſſe, war im J. 1770, in welchem ſie in England noch ſehr ſelten war, noch nicht bekannt.

Dieſer Baum könnte auf verſchiedene Art nützlich ſeyn, wenn wir die Amerikaner nachahmen wollten. Man glaubt nähmlich in Amerika, daß das Holz der Fäulniß lange widerſtehe, und unter freyem Himmel länger, als Manns-Alter, ohne Schaden zu leiden, ausdaure. Aus dieſer Urſache wird es zu Pfählen, Palliſaden und Zäunen genommen; auch bedient man ſich deſſelben zu den ſchmahlen dünnen Schienen, welche die Seiten und den mittlern Boden der nordamerikaniſchen Boote von Baum=Rinde ausmachen, indem es friſch ſowohl biegſam als leicht bleibt. Aus den Reiſern werden in ganz Canada die Beſen gemacht. Bey den Alten war der Gebrauch des Holzes noch viel beſſer bekannt; denn Cäſalpin rühmt von ihm, daß man von demſelben getäfelte Zimmer antreffe, die höchſt alt wären; vorzüglich preiſet er das Holz der Wurzeln, aus welchen man die koſtbarſten Arbeiten verfertigen könnte.

Der ſtarke harzige Geruch der friſchen Blätter, und die unten an den Blättern befindlichen, mit einem bal-

balſamiſchen Safte angefüllten Blaſen beweiſen, daß es dieſem Baume nicht ganz an Arzeney-Kräften fehle; wiewohl er bey uns faſt gar nicht gebraucht wird. Nach **Parkinſon** eſſen einige die zarten Blätter dieſes Baumes roh auf Butterbrod, um den Auswurf des zähen Schleimes von der Bruſt zu befördern. **Hermann** (*) merkt an, daß ſie eine auflöſende, austrocknende, Blähungen und Schweiß treibende Kraft haben. Damit ſtimmt auch der Gebrauch überein, den man in Canada davon macht, wo man die friſchen Blätter quetſcht, mit Schwein-Schmalz oder Fett eine Salbe daraus kocht, und dieſe bey rheumatiſchen Schmerzen auflegt. Auch gegen den Huſten und gegen kalte Fieber, iſt das von den Blättern mit den Samen-Kapſeln gekochte Waſſer dienlich. Das von den Zweigen abgezogene Waſſer iſt bey der Waſſerſucht wirkſam.

Das Holz beſitzt ähnliche Eigenſchaften. Ich mag die Wunder-Dinge nicht nachſchreiben, welche **Hermann** davon erzählt. Derſelbe führt auch, vermuthlich aus dem **Camerarius**, an, daß man aus den Blättern ein Waſſer und ein Oehl bereiten könne, welches bey podagriſchen Schmerzen gute Dienſte thue.

2. **Chineſiſcher Lebens-Baum** mit ungeflügelten Samen, **morgenländiſcher** oder **orientaliſcher Lebens-Baum**, Thuia orientalis, ſtrobilis ſquarroſis, ſquamis acutis *Linn.* Thuya ſtrobilis vncinatis, ſquamis reflexo-acuminatis *Royen.* Fr. L'Arbre de vie de la Chine; Engl. The China oder Chineſe Arbor vitae *Hanb.* iſt in dem nördlichen Theile des chineſiſchen Reiches zu Hauſe. Dü Roi giebt folgende Unterſcheidungs-Zeichen an, die Blätter ſind zwar

(*) Mat. med. To. 2, p. 565.
(**) *Boerhaave*, Chem. To. 2, p. 68.

zwar in einander geſchoben, aber feiner und hellgrü-ner, ſie ſind breiter und ſtehen weniger herabhangend an den ſteifen und mehr aufgerichteten Zweigen; ſie werden im Winter braun; überhaupt iſt der Stamm blätterreicher, die Rinde des Holzes hellbraun, der Fruchtzapfen Cypreſſen-artig, und die Samen ſind nicht geflügelt. Er iſt zuerſt in Samen durch die Miſſionarien aus China nach Frankreich geſchickt worden, von da er nach gerade in die übrigen Länder von Europa eingeführt iſt. Er hat einen weit regelmäßigern Wuchs, und überdem wegen der vortrefflich lichtgrünen Farbe ſeiner Blätter einen großen Werth, obgleich die erſte Art deswegen aus den Luſt-Pflanzungen nicht zu verbannen iſt, weil ſie dort mit der Art ihres Wuchſes und der Farbe ihrer Blätter eine Mannigfaltigkeit macht.

Da der chineſiſche Lebens-Baum, mit dem gemeinen einen gleich ſtarken Geruch hat, ſo iſt zu vermuthen, daß das Holz mit jenem von eben der Güte iſt, und auf ähnliche Weiſe genutzet werden könnte. In Gärten und Pflanzungen giebt er aber offenbar ein ſchöneres Anſehen, und wird daher von Liebhabern mehr geſucht.

Dieſe vortrefflichen immergrünen Bäume, die ſich an der Farbe ihrer Blätter ſehr leicht von einander unterſcheiden laſſen, haben zur Verſchönerung immergrüner Pflanzungen aller Art, und zur Verzierung der Luſt-Gebüſche und der Wildniſſe einen ſehr hohen Werth, und machen auch iſolirt auf freyen Gras-Stücken in Luſt-Gebüſchen und Wildniſſen einen herrlichen Effect; man muß ſie aber in allen Fällen wild fortwachſen laſſen, und ſie beynahe ihrem natürlichen Wuchſe überlaſſen, und höchſtens nur etwanige ſehr umherſchweifende Zweige mit dem Meſſer in Ordnung bringen. Sie ſind bey allen Pflanzſchul-Gärtnern zu bekommen, und können vom Oct. bis in den März

oder April, am beſten aber im October, gepflanzt, und auf folgende dreyfache Art vermehrt werden.

1) Durch Samen. Dieſen ſäe man, ſobald er im Anfange des Octobers völlig reif iſt, oder ſobald man ihn im Herbſte oder im Frühlinge zu bekommen Gelegenheit hat, in Töpfe oder Kaſten in feine leichte Erde, und bedecke ihn etwan $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ Zoll hoch, mit Erde; ſtelle die beſäeten Gefäße, wenn die Ausſaat im Herbſte gemacht wird, in eine warme und gut geſchützte Lage, oder in einen Miſtbeet-Kaſten, und ſchütze ſie im Winter gegen ſtarken Froſt, damit die Keime der Samen in ihrer Entwickelung nicht durch Froſt geſtöret werden mögen; im Febr. aber ſtelle man ſie, damit die Erde in den Gefäßen von der Sonne erwärmet werde, und die Keime Kraft bekommen, ſich aufzuſchließen, vor eine ſüdliche Mauer; bringe ſie jedoch, wenn abermahl ſtrenge Witterung eintreten zu wollen ſcheinen ſollte, ſofort wieder an ihre vorige Stelle unter das Verdeck; ſtelle ſie aber, ſobald wieder gute Frühlings-Wrtterung eintritt, ſogleich wieder auf jene Stelle, weil die jungen Pflanzen nur bey einer ſolchen Wartung im erſten Frühjahre, ſonſt aber erſt im zweyten Frühjahre hervor zu ſprießen pflegen, und dann ein ganzes Jahr verloren geht; ſtelle ſie, wenn die Pflanzen aufgegangen ſind, und nun kein Froſt mehr zu befürchten iſt, auf eine ſchattige, doch völlig luftige Stelle, in eine öſtliche Lage, wo ſie nur die Morgen-Sonne haben, und warte ſie hier den ganzen Sommer über gehörig mit Gäten, und öfterm, aber doch allezeit ſehr mäßigem Begießen, bey welcher Wartung ſie in dieſem Sommer gleichwohl nur erſt einen dürftigen Schuß zu thun pflegen; bringe ſie durch den folgenden Winter eben ſo, wie durch den vorhergehenden Winter; ſtelle ſie im Frühjahre, wofern ſie alsdann noch gar zu klein und zu ſchwach ſeyn ſollten, und dann alſo noch nicht

ver-

verſetzt werden könnten, wieder an eine ſonnige Stelle, damit ſie des wohlthätigen Einfluſſes der Sonne theilhaftig werden, im Anfange des May aber auf eine ſchattige Stelle, auf welcher ſie den ganzen Sommer bleiben müſſen, und wo ſie dann im Wachsthume beſſer fortkommen werden, gleichwie in dem darauf folgenden Winter abermahl auf eine geſchützte Stelle; pflanze ſie alsdann im folgenden dritten Frühjahre, da ſie 2 Jahr alt ſind, nach Mawe Vorſchrift, in die Pflanzſchule in 1 bis 2 Fuß weit von einander entfernte Reihen, wo ſie bis zur förmlichen Verpflanzung bleiben müſſen; nach Hanbury aber erſt 9 Zoll weit von einander, und nach abermahl 2 Jahreu bey feuchter Witterung, 1½ Fuß weit von einander, in 2¼ F. weit von einander entfernte Reihen.

2) Durch Abſenker. Man grabe die Erde um die Abſenker-Stühle um, harke dieſelbe rings umher eben, und beuge zeitig im Herbſte ein- oder zweyjährige Zweige, denen man aber, weil ſie ſonſt nicht leicht Wurzeln treiben, zuvor einen gelinden Nelken-Ableger-Einſchnitt geben muß, ſo tief in die Erde, daß nur ihre Spitzen ſo eben über der Erde hervor ragen; wenn aber dieſe Zweige ſchon mit lebhaften Seiten-Zweigen verſehen ſind, ſo lege man dieſe alle, um deſto mehr Pflanzen zu bekommen, nachdem man ihnen einen gelinden Einſchnitt gegeben hat, ſo in die Erde, daß nur ihre Spitzen ſo eben über der Erde hervorragen, und verkürze die etwannigen längern Seiten-Zweige, daß dieſelben gleichfalls nur aus der Erde, und mit den übrigen Abſenkern deſſelben Zweiges gleich hoch hervor ragen. Sie pflegen dann im Herbſte des folgenden Jahres, auſſer nur in ſtarkem und ſchwerem Boden nicht leicht, größten Theils ſchon bewurzelt zu ſeyn, und mögen entweder ſchon alsdann, oder auch erſt im folgenden Frühjahre, wenn alle Gefahr des Froſtes vorüber iſt, von dem Mutterſtocke

abgenommen, und auf 2 bis 3 Jahr, oder bis ſie zur lezten Verpflanzung groß genug ſind, in die Pflanz-Schule gepflanzt werden.

3) Durch abgeſchnittene Zweige. Sobald es im August geregnet hat, ſonſt aber erſt ſpäter, weil die Erde durch einen frühen Herbſt-Regen zuvor erſt abgekühlt und angefeuchtet ſeyn muß, ſtecke man junge, beſonders aber ſtarke diesjährige Schüſſe, die um ſo viel gewiſſer anſchlagen, wenn ſich an ihrem untern Ende noch ein wenig altes Holz befindet, auf eine ſchattige und gut geſchützte Rabatte, und zwar, um eines guten Erfolges deſto gewiſſer zu ſeyn, in rothe Lehm-Erde, reihenweiſe 1 F. weit von einander, drücke ſie recht feſt an, und pflanze ſie im folgenden Jahre, da ſie bewurzelt zu ſeyn pflegen, in weiter von einander entfernte Pflanzſchul-Reihen. Oder, nach Hanbury: man ſtecke ſie ganz nahe, doch nicht näher neben einander her, als 4 bis 5 Z. weit, in 1½ F. weit von einander entfernte Reihen; lege zwiſchen dieſelben ein wenig kurzen Pferd-Miſt, damit im Winter der Froſt nicht eindringe, und im Sommer die Sonne die Erde nicht ſo ſehr austrockne, das Unkraut auch zurückhalten werde, und man die Stecklinge nicht ſo oft begießen dürfe, welches ihnen weit zuträglicher iſt, indem ſie zu der Zeit, da ſie eben Wurzeln treiben wollen, kein vieles, wenigſtens kein ſtarkes Begießen lieben, weil ihre ſo eben hervortreibenden noch zarten Wurzelfaſern davon leicht in Fäulniß gerathen, und dann der Steckling fehlſchlägt; nehme im folgenden Jahre, da ſie bewurzelt zu ſeyn pflegen, das Geſtröhde wieder weg; lockere die Erde im folgenden Frühlinge auf, weil ſie dann im Sommer deſto ſtärker zu ſchießen pflegen, und pflanze ſie im folgenden Herbſte, da ſie 2 Jahr alt ſind, in die Pflanzſchule, in welcher ſie bis zur förmlichen Verpflanzung allezeit rein gehalten werden müſſen, und

der

der Boden zwiſchen den Reihen in jedem Winter mit dem Spaden aufgelockert werden muß. Die Weite, in welcher ſie zu einer Plantage gepflanzt werden müſſen, iſt 3 Fuß; hernach müſſen ſie, wie andere ſolche Bäume, nach und nach verdünnet werden.

Man erzieht den Lebens-Baum zwar am gewöhnlichſten aus Abſenkern und Stecklingen; Saamen-Pflanzen aber geben allezeit die beſten Bäume. In Deutſchland erträgt er die Winter-Kälte ohne Schaden. Nur die zweyte Art ſcheint in Nieder-Sachſen nach einem ſtrengen Winter das Abſterben einzelner Zweige zu befürchten zu haben.

Die Bewegungsgründe, die Thuya in Deutſchland wild anzupflanzen, ſind, nach dem Urtheile des Hrn. Ober-Forſtmeiſter v. Wangenheim (*), die auſſer allen Zweifel geſetzte Güte, der mannigfaltige Verbrauch und die vorzügliche Dauer des Holzes, das, ſo wie bey der Eiche, den langſamen Wuchs dereinſt erſetzt, und deswegen unter den Schwarz-Hölzern eben den Platz, den jene bey den Laub-Hölzern im Beſitz hat, verdient. In den nördlichen Gegenden von Amerika, wo die Thuya zu Hauſe gehört, ſteht ſie an den Abhängen der Berge, und an den Ufern der Flüſſe und Wald-Waſſer, mehrentheils auf einem lehmigen, mit guter Erde, Sand oder auch kleinen Steinen gemiſchten, ſchweren und feuchten Boden; ſie wurzelt in den Gebirgen gern zwiſchen Steinen und Felſenſtücken, die vom Waſſer geriſſen werden, und die Anzeige eines feuchten, ſäuerlichen Bodens ſind, ein, und erhält ſich mit ihrer kleinen Pfahl-Wurzel an ſolchen ſteilen Wänden. Bey einer Anpflanzung in Deutſchland, wenn ſie in das Große unternommen werden ſoll, räth Hr. v. Wangen-

(*) S. Deſſen Beytrag zur teutſchen holzgerechten Forſt-Wiſſenſchaft ꝛc. Gött. 1787. gr. 8. S. 7.

heim, den Samen aus Neu-York oder Neu-England, von ſolchen Oertern, die zwiſchen dem 42 und 44ſten Grad nördlicher Breite zu liegen, kommen zu laſſen, weil die Thuya in dieſen Gegenden am vollkommenſten wächſt. Den Samen verſchickt man in verpichten Fäſſern entweder in Zapfen, oder wenn der Same ausgeklengt iſt, ſo vermiſcht man ihn mit trockenem Sand. Die Koſten der Anſäung werden bey der Thuya noch geringer zu ſtehen kommen, als bey der Weymouth-Kiefer, und der weißen nordamerikaniſchen Spruce-Fichte, weil der Same ſehr klein iſt, wenig Raum einnimmt, und höchſtens nur $1\frac{1}{2}$ Pf. zur Anſäung eines aus 160, ſechzehnſchuhigen Quadrat-Ruthen beſtehenden Ackers, gebraucht wird. Die kalten gebirgigen Gegenden Deutſchlandes haben eine angemeſſene Lage zum Anbau der Thuya. Man erwähle hierzu die ſteilen Seiten dieſer Gebirge, und laſſe den Boden kurz vor der Saat, damit das Schmelzen des Schnees an ſolchen Orten ihn nicht wegwaſche, ganz flach aufhauen, oder nur wund machen. Die Ausſaat geſchieht im April an einem ſtillen feuchten Tage, oben auf, und wird nicht gedeckt; der leichte Same, damit er leichter ausgeſtreuet werden kann, wird mit Sand vermiſcht. Der Abtrieb richtet ſich nach dem Verbrauche, wozu dieſe Holz-Gattung beſtimmt iſt; und die Anpflanzung wird jederzeit durch die Saat wieder bewerkſtelligt.

3. **Blattloſer Lebens-Baum**, deſſen Zapfen aus vier Stücken beſtehen, und deſſen Blätter die Geſtalt einer umgekehrten Birn haben, die Zweige wie eine Scheide einhüllen, und ſich auf einer Seite in eine ſteife Spitze endigen, Thuja aphylla, ſtrobilis quadeivalvibus, foliis turbinatis vaginantibus, ſine mucronatis *Linn.* Er iſt in Aegypten zu Hauſe. Seine Zweige liegen wie Hohlziegel auf einander, und ſind, wie bey dem Kannenkraute, gegliedert.

Lebens-

Lebens-Bedürfniſſe, ſiehe **Lebens-Mittel**.

Lebens-Beſchreibung, Gr. und Lat. Biographia, Biographie, derjenige Theil der Geſchicht-Kunde, der ſich mit der Erzählung der merkwürdigſten Begebenheiten einzelner Perſonen beſchäftigt; die Beſchreibung des Lebens einer einzelnen Perſon; die **Lebens-Geſchichte**, der **Lebens-Lauf**; Lat. Vitae curriculum. deſcriptum Fr. Hiſtoire de la vie.

Der Biograph hat mit dem Geſchichtſchreiber in ſo fern einerley Pflicht, daß er ſeinen Erzählungen den größten Grad der Glaubwürdigkeit geben muß, als ihm möglich iſt; doch hat er noch einige beſondere Regeln zu beobachten, die ihm allein eigen ſind.

Lebens-Beſchreibungen haben vor andern Geſchicht-Büchern ſowohl in Anſehung des Angenehmen, als auch des Nützlichen, vieles voraus. Erſtlich trifft man in denſelben beſonders diejenigen gleichlaufenden Umſtände an, die ſich unſre Seelen ſo gern zueignen. Man ſieht hier das menſchliche Leben, wie es in tauſend Abänderungen wirklich iſt; und nicht ſelten ſehen wir unſre eigenen Züge in der Schilderung anderer Perſonen. Keine Art von Geſchichten iſt angenehmer und nützlicher; keine feſſelt das Herz mit ſtärkerm Antheil, keine ergießt lehrreichern Unterricht auf alle Stände, als dieſe. Die allgemeinen und hinreiſſenden Erzählungen der Geſchichte, die ein tauſend Schickſale in dem Verlaufe eines einzigen Tages einſchließen, und mit großem Unternehmen unzählbarer Zwiſchenvorfälle verwickeln, biethen dem Privat-Leben weit weniger Unterricht dar, als dieſe. Das einförmigſte Leben eines Menſchen, der nur etwas mehr that, als lebte, ein Weib nahm, und ſtarb, kann durch eine reife und getreue Erzählung nützlich werden. Unter der großen Menge der Menſchen treffen wir gewiß einige, und vielleicht viele, an, die mit uns in gleicher Verfaſſung ſind, und deren gute und

böſe Seite, glückliche Unternehmungen und Fehl-Tritte, Schlupfwinkel, und Retrungs-Mittel uns von großem Nutzen ſind. Ein großer Theil des Lebens derjenigen, die Glück oder Gemüths-Art am weiteſten von einander geſtellt hat, verfließt auf einerley Art; dieſelben Urſachen bringen dieſelben Wirkungen hervor. So verſchieden auch die Verhältniſſe, Aenderungen, Schickſale einzelner Perſonen ſind, ſo haben ſie doch auch eine gewiſſe Einheit, daß ſie gar leicht ein Ganzes ausmachen, und zum Vergnügen des Leſers dargeſtellet werden können. Daher ſind auch ferner die Lebens-Beſchreibungen zum ſittlichen Gebrauch viel bequemer, als jede andere Art der Geſchichte. Es iſt ungläugbar, daß die Geſinnungen der Menſchen, die Miſchung der guten und böſen Eigenſchaften, der Gebrauch und Mißbrauch ihrer Fähigkeiten, die Stärke und Schwäche ihrer Grund-Sätze, die Verſchiedenheit der Triebfedern der menſchlichen Handlungen, in einzelnen Lebens-Beſchreibungen weit beſſer erkannt werden kann, als in ganzen fortlaufenden Geſchichten. Es können auch die Leidenſchaften durch den lebhaften Anblick des rühmlichen oder tadelnswürdigen Verhaltens eines Menſchen, und ſeiner guten oder ſchlechten Eigenſchaften in einzelnen Begebenheiten leichter erreget, und dadurch gute und dauerhafte Entſchließungen gefaßt werden. Aus dieſen Gründen treffen wir bey allen Völkern, wo nur die Cultur des Geiſtes zu einiger Vollkommenheit gekommen iſt, Schriftſteller an, die durch Lebens-Beſchreibungen, Lehrer ihrer Nation geworden ſind. Die Geſchichte zeigt uns den großen Mann in die Begebenheiten ſeiner Zeiten eingeflochten; aber der Biograph läßt uns ihn in ſeinen innern Verhältniſſen ſehen. Es giebt gewiſſe unſcheinbare Umſtände im Privat-Leben, die uns zur Erweiterung unſerer Kenntniſſe und Tugenden weit nützlicher ſind, als öffentliche

Vor-

Vorfälle. Der Biograph muß ſolche nutzen, und in ihr gehöriges Verhältniß ſetzen. Daß ein Menſch in ſeinem Gange bald geſchwinde, und dann wieder langſam ſey, iſt, an ſich betrachtet, eine Kleinigkeit; aber Salluſtius bemerkt ſie vom Catilina, als ein Merkmahl einer Seele, die bey ſich etwas mit heftigen Bewegungen überlegt. Es iſt deswegen die Verfertigung einer guten Lebens = Beſchreibung, wenn ſie ſich von den Perſonalien eines Leichen = Bitters unterſcheiden ſoll, keine ſo leichte Arbeit, als wohl mancher ſich einbildet. Unter der Menge von Lebens-Beſchreibungen, die wir haben, ſind ihrer eben ſo gar viele nicht, welche die Probe aushalten. Viele haben dergleichen geſchrieben, die mit der Beſchaffenheit ihrer Arbeit nicht bekannt genug waren; ſie enthalten Nachrichten, die man eben ſo gut aus Zeitungen ſammeln könnte; ſie ſetzen ſie zuſammen, wie das gute Glück ſie ihnen in die Hände liefert; wenn es hoch kommt, ſo legen ſie eine chronologiſche Reihe von Thaten vor, ohne daß ſie ſich um den wahren Charakter desjenigen, deſſen Leben ſie ſchildern wollen, im geringſten bekümmern. Sie fehlen auch in der Wahl der Vorfälle, und bringen oft Dinge in ihre Erzählungen, die der Welt ohne Schaden und Nachtheil verborgen bleiben könnten; oder wenn ſie auch wichtige Begebenheiten erzählen, ſo machen ſie nicht den gehörigen Gebrauch davon. Der Biograph muß alſo aus den vor ihm liegenden Nachrichten nur Begebenheiten heraus ſuchen, die des Aufbehaltens würdig ſind; er muß ſie ſo erzählen, daß dadurch der Charakter der Perſon geſchildert werde; er muß alle Züge ſo ſetzen, daß ſie kein falſches Licht auf Charakter werf ; er muß von dem Verdachte der Parteylichkeit und der Schmeicheley entfernt ſeyn, und ſich hüten, daß er nicht in den Ton eines Lob = Redners falle; er kann mehr moraliſche Betrachtungen einmiſchen,

ſchen, als der Geſchichtſchreiber, aber es müſſen ſolche Anmerkungen ſeyn, die nicht einem jeden Leſer von ſelbſt einfallen, oder wenn es auch gewöhnliche und bekannte ſind, ſo muß er ſie ſo vortragen, wie ſie auf den vorliegenden Fall allein zu paſſen ſcheinen. Bloße Loci communes ſind noch keine Betrachtungen, die aus einzelnen Begebenheiten entſtehen. Es muß ſich alſo der Biograph einen gewiſſen Stand-Ort wählen, aus welchem er die Perſon, deren Leben er beſchreibt, anſieht. Er beſchreibt nicht die Geſchichte der Zeiten, ſondern der Perſonen. Manche, die z. B. Cäſar's, des Cicero und Anderer Leben beſchrieben haben, haben zugleich die Geſchichte des römiſchen Reiches in dieſem Zeitraume beſchrieben. Der Biograph liefert nicht die Geſchichte, ſondern nur gleichſam Zuſätze, die in den Plan der großen Geſchichte nicht konnten gebracht werden; er ſetzt alſo die Geſchichte als bekannt voraus. Und hieraus läßt ſich auch der Stil des Biographen beſtimmen. Sind die Begebenheiten, die er erzählt, mit den großen Begebenheiten verknüpft, ſo kann er das Feyerliche des großen hiſtoriſchen Stiles haben; befindet er ſich in der niedern Sphäre, ſo muß auch ſein Stil ſich darnach richten, aber nur nicht in das Kriechende und ſchulmäßig-Pedantiſche fallen. Gottſched's Lebens-Beſchreibung ſeiner verſtorbenen Gattin, iſt ein Muſter, wovon man, auf gut Swiftiſch, die Regeln abſtrahiren kann, wie eine Lebens-Beſchreibung nicht beſchaffen ſeyn müſſe.

Lebens-Dauer, Lebens-Alter, oder Lebens-Länge, im Anfange der **Welt** und nach der Sündfluth; ſ. im LXVI Th., S. 712, fgg.

Vergleichung der menſchlichen Lebens-Dauer mit der Lebens-Dauer einiger Thiere, ſ. eb. daſ. S. 734, fgg.

Nach-

Nachricht von einigen Perſonen, die ein auſſerordentlich hohes Alter erreicht haben, ſ. eb. daſ. S. 756, fgg.

Vom langen Leben der Philoſophen, ſ. eb. daſ. S. 786, fgg.

Siehe auch **Lebens-Verlängerung, Lebens-Ziel.**

Lebens-Elixir Caglioſtro's, ſiehe im LXVI Th., S. 785.

Lebens-Faden, eine figürliche, nur in der höhern Schreib-Art übliche Benennung des Lebens in Anſehung ſeiner Dauer.

Die Gewohnheit, ſich das menſchliche Leben als ein Gewebe vorzuſtellen, deſſen Faden der Werk-Meiſter abſchneidet, wenn wir ſterben, iſt ſehr alt, und findet ſich lange vor der griechiſchen und römiſchen Mythologie bey den Morgenländern.

Lebens-Flamme, bey einigen ältern Aerzten, ein Feuer höherer Art, welches ſich in dem Herzen des Menſchen befinden, und die wirkende Urſache der Verfertigung des Blutes, und folglich auch der Lebens-Kraft ſeyn ſoll. Siehe auch **Lebens-Kerze**, im LIX Th. S. 273, f. und **Lebens-Licht.**

Figürlich, in der höhern Schreib-Art, auch wohl das Leben, ſo fern es den Grund der eigenen Veränderungen bezeichnet.

Lebens-Flüchtigkeit und Kürze, Ungerechtigkeit der Klage darüber; ſ. im LXVI Th., S. 795, fgg. und 799, fgg.

Lebens-Gefahr, die Gefahr, nahe Möglichkeit, das Leben zu verlieren. In Lebens-Gefahr gerathen.

Lebens-Geiſter, L. Spiritus vitales oder animales, eine höchſt feine flüſſige Materie, welche in dem Gehirne erzeugt wird, und ſich vermittelſt der Nerven durch den ganzen Leib vertheilt, um ihm Empfindung und Bewegung zu ertheilen. Der Nerven-Saft,

ſo

ſo fern derſelbe von Einigen mit dieſen Lebens-Geiſtern für einerley gehalten wird; das allerſubtilſte Weſen in den Nerven, welches, wegen ſeiner Flüchtigkeit, in der größten Geſchwindigkeit Bewegung zu erregen, und faſt in demſelben Augenblicke auch wieder Ruhe herzuſtellen vermag. Siehe **Nerv.**

Lebens-Geſchichte, ſ. **Lebens-Beſchreibung**, oben S. 155.

Lebens-Handlungen des menſchlichen Körpers, ſiehe **Lebens-Kraft.**

Lebens-Holz, ſ. Th. XIV, S. 782.

Lebens-Jahre, deren Wahrſcheinlichkeit; ſ. im LXVI Th., S. 737.

Lebens-Kerze, Gr. und Lat. Biolychnium; ſ. im LIX Th., S. 273, ſ. und **Lebens-Licht.**

Lebens-Kraft des menſchlichen Körpers. Der Bau des menſchlichen Körpers iſt ſo künſtlich und zuſammengeſetzt; die Reihe der in ihm ſich eräugnenden Begebenheiten ſo groß und mannigfaltig, und der innern und äuſſern Urſachen, die jenen zu zerſtören, dieſe zu verändern ſuchen, ſind ſo viele, daß nicht leicht ein Menſch ein halbes Jahrhundert hindurch, oder noch länger, eine unverdorbene Geſundheit genießt. Wenn aber dies, wie die Erfahrung lehrt, doch je zuweilen geſchieht, was iſt der Grund dieſer Erſcheinung? Worin beſteht jene Kraft, die unter dem Zuſammenfluſſe ſo vieler und großer verderbenden Urſachen die Maſchine in ihrem Lauf erhält? Iſt ſie dem Körper, oder der Seele, oder beyden zu zuſchreiben? Oder befindet ſie ſich auſſer dem Menſchen? — Der Nutzen dieſer Unterſuchung iſt groß. Aus ihr entſpringt eine Quelle der wichtigſten Wahrheiten. Sie unterſtützt die Theorie der Arzeney-Wiſſenſchaft, und leitet den Arzt in der Anwendung. Sie erhöhet unſern Begriff von der Natur, die auch bey ihren hinfälligen und dem Untergange unterworfenen Werken, Spuren der

der Weisheit, Güte und Vollkommenheit zeigt. Sie giebt uns endlich einen deutlichen Begriff von uns ſelbſt, indem ſie einen Theil von uns angeht.

Die Vollkommenheit der Handlungen unſers Körpers gründet ſich auf die gleichmäßige Wirkung ſeiner Theile. So lange dieſe gleichmäßige Wirkung und Gegenwirkung der feſten und flüſſigen Theile Statt findet, ſo lange übt der Körper unzählige Verrichtungen aus, deren Uibereinſtimmung Leben und Geſundheit beſtimmt. Man ſagt nähmlich, daß der menſchliche Körper lebe, wenn entweder alle, oder nur einige ſeiner Handlungen vorhanden ſind; er iſt hingegen todt, wenn keine ſeiner Handlungen mehr gegenwärtig iſt; geſund, wenn der Zuſtand ſeiner feſten und flüſſigen Theile ſo beſchaffen iſt, daß ſie durch ihre Wirkung ſo vieles, als ſie nur können, zu der innern Vollkommenheit des Körpers beytragen; krank, unter der entgegengeſetzten Bedingung. So gründet ſich Leben und Geſundheit auf die Vollkommenheit; Tod und Krankheit auf die Unvollkommenheit der Handlungen des Körpers. Was das Leben beſtimmt, beſtimmt auch die Geſundheit, und was dieſe hervorbringt, iſt die Quelle des Lebens; daher, wie **Swieten** ſagt: die vollkommenſte Geſundheit das vollkommenſte Leben, das vollkommenſte Leben die vollkommenſte Geſundheit.

Die Handlungen des Körpers beſtimmen entweder zunächſt das Leben, oder ſie fließen auf eine nähere Art aus der genauen Verbindung des Körpers mit der Seele, oder zielen zunächſt auf die Verwandlung der Speiſen und Getränke in die Natur unſers Körpers ab, oder beziehen ſich zunächſt auf die Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechtes. Dies iſt die gewöhnliche Eintheilung der Handlungen des menſchlichen Körpers, welche die Aerzte feſtgeſetzt haben, und ſie iſt allerdings hinlänglich.

Der menſchliche Körper hat ein Leben, und dies wird einige Zeit erhalten; alſo muß ein Grund vorhanden ſeyn, der das Leben des Körpers beſtimmt und erhält, folglich eine Kraft, von welcher das Leben und ſeine Erhaltung abhängt. Dieſe, oder ein Theil derſelben, nennt man die **Lebens-Kraft**, im weitern Verſtande. Aus dieſer Erklärung ergeben ſich die Theile und Eigenſchaften der Lebens-Kraft, wenn wir ſie auf den menſchlichen Körper anwenden: 1. Sie muß zuerſt das Leben des menſchlichen Körpers hervorbringen; 2. den Grund der Fortdauer deſſelben enthalten; alſo 3. allen Dingen, welche das Leben zu zerſtören drohen, widerſtehen. Ich will dieſe drey Stücke genauer aus einander ſetzen.

Um von der **Kraft**, welche das **Leben** hervorbringt, richtig zu urtheilen, müſſen die Lebens-Handlungen des Körper feſtgeſetzt werden. Um dieſe feſtzuſetzen, dürfen wir nur auf diejenigen Stücke Acht haben, aus welchen die Aerzte das Leben zu beſtimmen pflegen. Hierbey ſind zwey Fälle zu unterſcheiden: Der Menſch, deſſen Leben man durch Zeichen erkennen will, iſt entweder geboren, oder ungeboren. In jenem Falle werden die Bewegungen des Herzens, der Lungen, und die daher rührenden Bewegungen der flüſſigen Theile, ſo geringe ſie auch ſeyn mögen, die Zeichen eines noch fortdauernden Lebens ſeyn. In dieſem Falle wird der Arzt aus der Bewegung des Kindes in der Gebärmutter, und aus der Abweſenheit der Fäulniß der mütterlichen Säfte, auf das Leben des Kindes ſchließen. Beyde Dinge gründen ſich aber wieder auf die Bewegung der Säfte, in ſo fern ſie mit einem Fortgange der ganzen Maſſe verbunden iſt (Motus progreſſivus). Da nun dieſe von der Bewegung des Herzens und der Gefäße abhängt, ſo müſſen ſich auch Herz und Gefäße bey einem lebenden ungebor-

gebornen Kinde bewegen. Hieraus folgt, daß das körperliche Leben durch die Bewegung 1. der Gefäße, 2. des Herzens, 3. der Lungen, 4. des Blutes und der übrigen Säfte, in ſofern dieſe mit einem Fortgange verbunden iſt, zunächſt beſtimmet werde. Dies werden alſo die **Lebens-Handlungen des Körpers** ſeyn; die Kraft, welche ſie hervorbringt, wird das Leben beſtimmen, folglich als ein Theil der Lebens-Kraft betrachtet werden müſſen.

Die Kräfte, welche jene Bewegungen hervorbringen, ſind: 1) die Schnell-Kraft. Alle Gefäße haben eine Kraft, vermittelſt welcher ſie ſich nach vorhergegangener Ausdehnung in ihren vorigen Zuſtand zurückſetzen. Dies kann nicht ohne Bewegung geſchehen; daher werden alle Gefäße von dieſer Kraft in Bewegung geſetzt werden müſſen, folglich muß die Schnell-Kraft ein Grund der Bewegung der Gefäße ſeyn. 2) Die Kraft des Zuſammenhanges. Alle Gefäße ſind feſte Theile, die aus kleinern, welche ſich anziehen, zuſammengeſetzt ſind. Alſo wird in jedem Gefäße die Kraft des Zuſammenhanges Statt haben. Da nun dieſe, folglich das Anziehen der Theilchen unter einander beſtändig fortdauert, und überdies die Schnell-Kraft von dem Zuſammenhange beſtimmt wird, ſo folgt, daß die Kraft des Zuſammenhanges eine Urſache der Bewegung in den Gefäßen ſey. 3) Die Muskel-Kraft. Sie äuſſert ſich offenbar genug in den Schlag-Adern; folglich wird durch die Wirkung der Muskel-Kraft eine Zuſammenziehung, die eine Bewegung voraus ſetzt, erfolgen können. 4) Senſibilität. Die Gefäße ſind mit Nerven durchflochten, welche das Vermögen, Empfindungen zu erwecken, hervorbringen. Dieſe Kraft hat einen ſehr großen Einfluß in die Muskel-Kraft, wie uns Fieber und Zuckungen lehren, welche von einem Schmerz erfolgen; daher muß auch dieſe Kraft unter

die bewegenden Urſachen der Gefäße gezählt werden. 5) Der Druck der Theile, welche den Gefäßen nahe liegen. So befördert der Druck der Muskeln, Schlag-Adern ꝛc. Die Bewegung der Blut=Adern. 6) Die Kraft, mit welcher die flüſſigen Theile in die Seiten ihrer Gefäße wirken; denn durch dieſe werden die übrigen Kräfte gleichſam erweckt.

Das Herz wird durch zwey Urſachen in Bewegung geſetzt: 1) durch die Muskel=Kraft, welche unter allen Theilen des Körpers in dem Herzen am lebhafteſten wirkt; 2) durch die Bewegung des Blutes, denn die Muskel=Kraft iſt nur ein Vermögen, wodurch ein Theil vermittelſt ſeines angebrachten Reizes ſich zuſammenzieht, daher die Muskel=Kraft die Bewegung des Herzens nicht hervorbringt, wenn nicht ein Körper, welcher die Stelle des Reizes vertritt, an daſſelbe gebracht wird. Dieſer Körper iſt das Blut, welches durch ſeine Gewalt und Wärme das Herz reizt.

Die Bewegung der Lungen hängt überhaupt von der Erweiterung und der darauf folgenden Verengerung der Bruſt ab. Jene geſchieht durch die Muskeln, welche die Höhle der Bruſt erweitern. Da der Grund der Wirkung der Muskeln in der Muskelkraft liegt: ſo folgt, daß die Muskel=Kraft der Grund der Erweiterung der Bruſt ſey; dieſe erfolgt, theils durch die Kraft gewiſſer Muskeln, wodurch die Höhle der Bruſt verringert wird, theils durch die Schwere der Theile, woraus die Bruſt und die Lungen beſtehen, theils durch den verminderten Widerſtand derjenigen Kräfte, wodurch die Bruſt vorher erweitert worden iſt. Hierbey wirken alſo ſehr viele Kräfte: die Kraft des Zuſammenhanges, die Schnell=Kraft, die Schwere, die Muskel=Kraft, das Empfindungs=Vermögen, die Bewegung der Säfte durch die Lungen, und der Druck der in den Lungen enthaltenen feſten und flüſſigen Theile.

Was endlich die Bewegung der Säfte, in ſofern ſie mit einem Fortgange der ganzen Maſſe verbunden iſt, oder den Motum progreſſivum der flüſſigen Theile betrifft, ſo wird dieſe Bewegung beſtimmet: 1) durch die Kräfte der feſten Theile, der Gefäße, des Herzens, der Lungen; 2) durch den Druck nahe liegender Theile; 3) durch die Kräfte der flüſſigen Theile, welche die Bewegung erleichtern, z. B. ihre Schwere; 4) durch die Bau-Art und Lage der Gefäße, z. B. die Valveln, Winkel der Gefäße, u. ſ. w.

Alle die izt betrachteten Kräfte beſtimmen das Leben des Körpers; ſie ſind daher als Theile der Lebens-Kraft anzuſehen. Da aber die Wirkung derſelben ohne den gehörigen Bau des Körpers und ſeiner Theile nicht erfolgen kann, ſo wird dieſer vorausgeſetzt, und bey der Wirkung jener Kräfte eingeſchloſſen; folglich beſtimmen jene Kräfte alsdann Gründe des Lebens, wenn zugleich der Bau des Körpers ſo beſchaffen iſt, daß der Körper des Eindruckes jener Kräfte fähig werde.

Aber dies iſt noch nicht genug. Das Leben fängt von einem gewiſſen Zeitpuncte an, und dann geſchieht die Empfängniß deſſelben. Wie dieſe beſtimmt und hervorgebracht werde, iſt eine zwar unergründliche Tiefe, die aber nicht alle Muthmaßung ausſchließt. Die Vernunft-Lehre billigt dieſelbe bey ähnlicher Gelegenheit; und die Natur-Lehre muthmaßet, wo die Natur die Entſtehungs-Art der Veränderungen in der Körper-Welt verborgen hat. Ich will daher verſuchen, wie weit dieſe ſchwierige Sache aufgekläret werden könne.

Unter den Erklärungen der Zeugung ſind beſonders zwey merkwürdig, allgemein angenommene. Einige leiten den Urſprung der Menſchen von den Samen-Thierchen, Andere von gewiſſen Körpern her, welche in den Eyerſtöcken gefunden, und wegen der

Aehnlichkeit, Eyer genannt werden. Es iſt deutlich genug, daß man bey beyden Erklärungs-Arten annehmen müſſe: der künftige menſchliche Körper ſey entweder ganz, oder eines Theils, abgebildet; denn läugnet man dies, ſo widerſpricht man ſich ſelbſt, und die angenommene Meinung hört auf wahrſcheinlich zu ſeyn; folglich iſt man genöthigt, zu geſtehen, daß das Zeugungs-Geſchäft bloß in einer mehrern Auswickelung desjenigen Körpers beſtehe, welcher den Stoff des werdenden menſchlichen Körpers vorſtellt. Nun kann dieſe Auswickelung nicht anders erfolgen, als wenn die feſtweichen und zarten Theile durch die Bewegung der flüſſigen ausgedehnet und ausgefüllet werden. Könnte man daher die Kraft ausfündig machen, wodurch die Bewegung der flüſſigen hervorgebracht würde, ſo würde ſich ein weit helleres Licht über die Theorie der Erzeugung verbreiten; und da die Bewegung der flüſſigen Theile nicht nur ein Theil des Lebens, ſondern auch der Grund iſt, wodurch die Bewegung des Herzens und der Gefäße beſtimmt wird, ſo würde zugleich die Urſache entdecket werden, wodurch das Leben in dem werdenden Menſchen angefachet wird.

Da man annehmen muß, daß in dem Grund-Stoffe des künftigen Menſchen ſchon vor der Empfängniß flüſſige Theile enthalten ſind, (denn ſonſt würden die Gefäße zuſammenwachſen,) und zugeben, daß ſich dieſe durch die Gefäße, obgleich ſehr langſam, bewegen, (denn bewegten ſie ſich nicht, ſo würden ſie faulen; und giengen ſie nicht langſam durch die vorhandenen Röhren hindurch, ſo würden ſie die Auswickelung ſogleich hervorbringen,): ſo folgt, daß die bey der Empfängniß wirkende Kraft den ſchon vorhandenen flüſſigen Theilen den Trieb einer ſtärkern und lebhaftern Bewegung eindrücken müſſe. Dieſe Bewegung der flüſſigen Theile wird entweder un-

mit-

mittelbar, oder mittelbar, durch die Dazwiſchenkunft der feſten, erreget. Das erſte iſt unwahrſcheinlich, weil diejenigen Dinge, welche die Bewegung der flüſſigen Theile, in ſo fern ſie mit einem Fortgange der ganzen Maſſe verbunden iſt, vermehren, dies nur vermittelſt der feſten Theile, und keinesweges in den flüſſigen Theilen, wenn ſie auſſer dem Körper ſind, bewirken. Folglich geſchieht die Empfängniß, indem die feſten Theile den gehörigen Trieb bekommen, um den flüſſigen die zur Entwickelung der feſten Theile nöthige Bewegung mitzutheilen. Aber durch welche Kraft wird dieſer Trieb hervorgebracht? Die Kraft des Zuſammenhanges und die Schnellkraft können unmöglich der Grund ſeyn; denn ſie wirken nicht eher, bis die feſten Theile durch die flüſſigen bereits bewegt und verändert worden ſind, welches wir hier nicht annehmen dürfen. Der Druck der den Gefäßen nahe liegenden Theile kann auch nicht angeführt werden, denn dieſe Theile wirken noch nicht; eben ſo wenig die Kraft, wodurch Empfindungen erzeuget werden; eben ſo wenig die Kräfte der flüſſigen Theile. Folglich bleibt keine Kraft übrig, als die Reizbarkeit. Erweget man zugleich, daß der Grund dieſer Kraft in dem Leime liegt (*), und daß dieſer in dem Grund = Stoffe des künftigen Menſchen nicht mangelt; daß der Same eine die Stelle eines Reizes vertretende Kraft beſitzt, wodurch die Reizbarkeit gleichſam erweckt wird; und vergleicht man hiermit den ſtarken Trieb, in welchen die umfaßten Theile geſetzt werden, wenn die umfaſſenden vermöge der Reizbarkeit wirken, ſo wird man höchſt geneigt, die Wirkung der Reizbarkeit als den Grund der Empfängniß und des Lebens = Anfanges zu betrachten. Hr. v. **Haller** ſcheint eben dieſer Mei

(*) *Haller* Elem. phyſiolog. To. IV. p. 464.

nung zu ſeyn, indem er am ang. O. ſagt: „Uebrigens „ſcheint die Reizbarkeit in dem Embryo, der in dem müt„terlichen Ey enthalten iſt, gleichſam zu ſchlafen; bey „der Empfängniß aber, gereizt durch den männlichen „Samen, in Bewegung geſetzt und erweckt zu werden.“

Sind die flüſſigen Theile einmahl in Bewegung geſetzt, ſo wirken ſie nicht allein in die feſten zurück, ſondern verurſachen auch die Entwickelung der Theile, deren Kräfte immer mehrern Zuwachs, beſonders auch durch den Zufluß der nährenden Feuchtigkeit, gewinnen. So werden mehrere und mehrere Theile, folglich auch das Herz, entwickelt. Die Theile bekommen ihre beſtimmte Lage und Einrichtung, und ihre Kräfte nehmen zu. Endlich beſtimmen Gefäße, Herz und Feuchtigkeiten zuſammengenommen das Leben, bis bey der Geburt des Menſchen auch die Lungen zu wirken anfangen.

Geſetzt nun, daß dieſe Dinge zu wirken fortfahren, ſo wird in jedem Augenblicke das Leben beſtimmt. Folglich iſt der allgemeine Grund der Fortdauer des Lebens, der fortdauernden Wirkung der Gefäße, des Herzens, der Feuchtigkeiten und der Lungen, bey dem gebornen Menſchen zu zuſchreiben. Da aus dem Vorigen erhellet, daß, wenn einmahl das Leben durch ſeine Kräfte beſtimmt worden iſt, eine Kraft immer die andere erwecke, ſo muß das Leben fortdauern, ſo lange man den Menſchen und ſeine Kräfte bloß an ſich, ohne Rückſicht auf andere Dinge, die in ihn wirken, betrachtet. Folglich erhält ſich das Leben unſers Körpers ſelbſt. Der Erhaltung des Lebens widerſtreiten die Krankheiten und der Tod. Sie können alſo nicht von dem Leben hervorgebracht werden, und überhaupt ſo lange nicht Statt finden, als das Leben des Körpers und ſeine Kräfte allein wirken. Da aber die Erfahrung die Unvermeidlichkeit der Krankheiten und des Todes beſtätigt, ſo müſſen auſſer dem Leben

und

und ſeinen Beſtimmungs-Gründen noch andere Dinge vorhanden ſeyn, die 1) in den menſchlichen Körper wirken; 2) dem Leben und ſeinen Kräften widerſtreiten; 3) wenn ſie immer fortwirken, von dem Leben und ſeinen Kräften überwunden werden; 4) durch ihre ſtärkere Wirkung, Krankheiten und den Tod verurſachen; 5) bey Krankheiten, welche ſich mit der Rückkehr der Geſundheit endigen, von dem Leben geſchwächt und aufgehoben werden. Folglich iſt das Leben eine Kraft, wodurch der Körper den Dingen, die ihn zu vernichten ſuchen, Widerſtand leiſtet.

Will man aber beſtimmen, wie die ſchädliche Wirkung gewiſſer Dinge in den Körper vermittelſt der Lebens-Kraft überwunden werde, ſo muß man dieſe Dinge ſelbſt nach ihrer Verſchiedenheit betrachten.

Erſtens giebt es Dinge, die, ob ſie gleich wirklich ſchädlich ſind, wenigſtens in der Folge es werden können, dem menſchlichen Körper ſelbſt in ſeinem vollkommenſten Zuſtande zugeſchrieben werden müſſen. 1) Das Losreiſſen der Theile von den Seiten der Gefäße und anderer feſten Theile. Die flüſſigen Theile werden vermittelſt der Lebens=Kraft bewegt; ſie reiben ſich aber mit den feſten, und dieſe reiben ſich unter einander bey ihrer Bewegung; folglich müſſen beſtändig Theilchen von den feſten Theilen verloren gehen, hierdurch aber die Schnell=Kraft, die Kraft des Zuſammenhanges, und ſelbſt die Muskel=Kraft, vermindert werden, indem dieſe ſich auf den Zuſammenhang der Elemente, folglich auch auf ihre Menge, gründen. Dieſes Losreiſſen muß daher mit einem Nachtheile des Lebens und der Geſundheit verbunden ſeyn. Aber die Lebens=Kraft hindert dieſe ſchädlichen Folgen; ſie bereitet den Nahrungs=Saft, führt ihn zu den feſten Theilen, und erſetzt den durch das Losreiſſen der Theilchen entſtandenen Verluſt. Da aber nur eine eingeſchränkte Menge des Nahrungs=

Saftes in einem Körper vorhanden iſt, ſo würde die Lebens ⸗ Kraft durch jene Wirkung nur auf eine kurze Zeit den Schaden verhindern, welchen der Verluſt der Theile verurſachet. Sie wirkt daher noch auf eine andere Art. Sie veranſtaltet Abſonderungen der Feuchtigkeiten an verſchiedenen Orten des Körpers, auch in dem Magen. Die dahin geführten Säfte werden durch die Ruhe ſcharf, und reizen die Nerven; daher erwecken ſie die Muskel ⸗ Kraft, vermittelſt deren die innere Haut des Magens ſich zu reiben anfängt, folglich auf die Nerven dieſer Theile zurückwirkt. So erfolgt die unangenehme Empfindung des Hungers; durch dieſe zwingt die Lebens ⸗ Kraft den Menſchen, Speiſe zu ſich zu nehmen; und indem ſie daraus den Milch ⸗ Saft und aus dem Milch ⸗ Safte das Blut und den Nahrungs ⸗ Saft bereitet, ſo hindert ſie, daß kein Mangel dieſes zur Ernährung des Körpers unentbehrlichen Beſtand ⸗ Theiles erfolge. 2) Der zu ſtarke Zuſammenhang der feſten Theile. Die Lebens ⸗ Kraft kann nicht gehörig wirken, wenn nicht die feſten Theile zuſammen gezogen werden. Durch eine öftere Zuſammenziehung wird der Zuſammenhang der feſten Theile zu ſehr verſtärkt, wie wir vielfältig an Muskeln ꝛc. ſehen. Indem alſo die Lebens ⸗ Kraft beſtändig fort wirkt, ſo müßte endlich der Zuſammenhang der feſten Theile zu groß, und dies eine Quelle wichtiger ſchädlicher Folgen werden. Die feſten Theile würden den flüſſigen zu ſehr widerſtehen; folglich müßte die Gegenwirkung derſelben ebenfalls geſchwächt werden, und ein Theil von der Lebens ⸗ Kraft verloren gehen. Dieſem Nachtheile wehrt die Lebens ⸗ Kraft; ſie vermindert nähmlich den Zuſammenhang der Theile durch das Reiben, und die beſtändige Ausdehnung der feſten Theile; indem ſie die flüſſigen beſtändig zu den feſten hinleitet, ſo werden dieſe durch jene erweicht, und indem ſie durch

den Durſt den Menſchen zwingt, Flüſſigkeiten zu ſich zu nehmen, ſo kann es ihr nie an Stoff zur Erweichung der Theile mangeln. 3) Die Schärfe der flüſſigen Theile. Die Säfte des Körpers haben eine Neigung leicht ſcharf zu werden, beſonders wenn ſie ſtark bewegt oder der Wärme lange ausgeſetzt werden. Beydes erfolgt bey der fortdauernden Wirkung der Lebens=Kraft. Muß alſo nicht endlich eine Schärfe in den Säften des Körpers beſtimmt werden? Und was wird häufiger, als dies, durch die Erfahrung beſtätiget? Da aber die meiſten flüſſigen Theile im natürlichen Zuſtande ohne Schärfe ſind, ſo kann eine Schärfe derſelben ohne Nachtheil der Geſundheit nicht Statt finden. Auch hierbey ſorgt die wohlthätige Lebens=Kraft; ſie verurſachet den Auswurf der Unreinigkeiten, vermiſcht die Salz=Theile mit den wäſſerigen und oehligen, verbindet das Scharfe mit der Erde und dem Schleime, und hindert ſeine ſchädlichen Wirkungen, wozu auch der Zufluß des Milch=Saftes dient. 4) Der Mangel der wäſſerigen Theile. Da die Auswürfe, welche von der Lebens=Kraft abhangen, beſtändig fortdauern; da durch dieſelbe eine große Menge wäſſeriger Theile aus dem Körper getrieben wird; da der Mangel derſelben nicht nur die Flüſſigkeit unſerer Säfte hemmt, ſondern auch Schärfe hervorbringt, ſo ſind die daher entſtehenden Nachtheile einleuchtend. Indeſſen veranſtaltet die Lebens=Kraft durch Trockenheit und Reiz der Theile des Mundes und Schlundes den Durſt. Dieſe unangenehme Empfindung nöthigt den Menſchen zu trinken, den Verluſt der wäſſerigen Theile zu erſetzen, u. ſ. w.

Zweytens, giebt es Dinge, die in den menſchlichen Körper wirken, die aber, allgemein betrachtet, weder ſchädlich noch nützlich ſind, und deren nützliche oder ſchädliche Wirkung durch die Verſchiedenheit der Umſtände beſtimmt wird. Hierher gehören die ſogenann=

nannten nicht-natürlichen Dinge: Luft, Speiſe und Trank, Wachen und Schlaf, Ruhe und Bewegung, die ausgeſonderten und zurückgehaltenen Dinge, die Gemüths-Bewegungen. Man ſetze den Fall, daß dieſe Dinge ſchädliche Wirkungen in dem Körper hervorbringen, ſo muß die Lebens-Kraft denſelben widerſtehen. Wenn aber zwey Kräfte gegenſeitig in einander wirken, ſo wird entweder die eine oder die andere überwunden, oder es erfolgt Ruhe, indem ſich die gegen einander wirkenden Kräfte zernichten. Das leztere iſt nicht möglich, wenn die Lebens-Kraft den angeführten Dingen und ihren Wirkungen widerſteht; ſonſt würde kein Leben in dem Körper, auch nicht der Tod vorhanden ſeyn, welches widerſprechend iſt. Widerſteht alſo die Lebens-Kraft den Wirkungen der angeführten Dinge, ſo muß ſie entweder dieſe überwinden, oder durch dieſe überwunden werden. In dem erſten Falle dauert Leben und Geſundheit fort; in dem zweyten werden Krankheiten beſtimmt; beyde Fälle erfolgen wirklich. Hier betrachten wir nur den erſten Fall, um zu ſehen, wie die Lebens-Kraft wirke, um den Schaden des fehlerhaften Gebrauches der nicht-natürlichen Dinge abzuwenden. Dieſe Dinge ſchaden, indem ſie 1. die feſten Theile ſchwächen. Die warme und feuchte Luft, die Menge wäſſeriger, beſonders warmer Getränke, die zu ſtarke Bewegung, die lange Ruhe, der Mangel der Ausführungen, die Ausführung nicht auszuführender Dinge, z. B. der Lymphe, ſtarke Gemüths-Bewegungen, und dgl. müſſen hierher gerechnet werden. Alle dieſe Dinge beſtimmen die Schwäche auf eine verſchiedene Art, und ſo widerſteht ihnen auch die Lebens-Kraft. Dieß geſchieht nähmlich: a) durch die beſtändige Ernährung; b) durch die Ausleerungen, welche die Menge der wäſſerigen Theile vermindern; c) durch das Zuſammenziehen der Gefäße und übrigen feſten Theile; d) durch die in dem Ge-

Gehirne beſtimmte Abſonderung des Nerven = Saftes; e) durch den Hunger; f) durch die eigene Schwäche, welche auf ſtarke Bewegung erfolgt; ſo zwingt ſie den Menſchen zur Ruhe und zum Schlaf, unter welchem nicht nur wenigere Theile verloren gehen, ſondern auch mehrere erſetzt werden. 2. Indem ſie die feſten Theile zuſammenziehen: kalte und ſcharfe Luft, harte Speiſen, Mangel des Getränkes, heftige Bewegungen. Dieſem widerſteht die Lebens = Kraft: a) durch die natürliche Wärme, welche ſie hervorbringt; b) durch den Durſt; c) durch die Ausleerungen; d) durch die ſtarke Wirkung der feſten Theile, wodurch die härtern zertheilet werden. 3. Indem ſie die Dichte der flüſſigen Theile vermindern. Hierher gehören: die feuchte und warme Luft, die vielen und wäſſerigen warmen Getränke ꝛc. Die Lebens = Kraft widerſteht ihnen theils durch die Ausleerungen, wodurch die Menge der wäſſerigen Theile vermindert wird, theils durch die ſtärkere Bewegung der feſten Theile, wodurch die flüſſigen zuſammengedrückt werden. 4. Indem ſie den Zuſammenhang der flüſſigen Theile vermehren, wie z. B. die zu ſtarke Bewegung. Die Lebens = Kraft erweckt dagegen a) den Durſt, um die aus dem Körper zerſtreueten flüſſigen Theile wieder zu erſetzen; b) die Bewegung der feſten Theile, um die flüſſigen mit den weniger flüſſigen zu vermiſchen, und dieſen ihre beſtimmte Flüſſigkeit wieder zu geben. 5. Indem ſie die flüſſigen Theile zu ſcharf machen: warme Luft, heftige Bewegung ꝛc. Wie die Lebens = Kraft den Nachtheil der Schärfe abwendet, erhellet aus dem Vorhergehenden deutlich genug.

Die dritte Art der Dinge, wider welche die Lebens = Kraft ſtreiten muß, ſind die Krankheiten. Die Wirkungs = Art der Lebens = Kraft bey denſelben läßt ſich zum Theil aus den obigen Geſetzen erkennen; doch verdient ſie noch genauer erörtert zu werden. Die

Krank=

Krankheiten des Körpers laſſen ſich füglich in drey Claſſen eintheilen, je nach dem ſie nähmlich in den feſten Theilen, oder in den flüſſigen Theilen, oder in beyden Theilen zugleich, ihren Sitz haben. Zur erſten Claſſe gehört: 1. die Schwäche der feſten Theile; entweder verminderter Zuſammenhang der Elemente, oder ſchwächere Reizbarkeit und Empfindlichkeit des Theiles. Iſt das erſte, ſo widerſteht die Lebens⸗Kraft der Schwäche vermittelſt der Gründe, die bey dem Losreiſſen der Theile von den Seiten der Gefäße ꝛc. angezeigt worden ſind. Iſt das zweyte, ſo wirkt ſie auf eine verſchiedene Art. Die Reizbarkeit der Theile gründet ſich auf den beſtimmten Zuſammenhang des Leimes, welcher in den feſten Theilen angetroffen wird. Die Urſachen, welche die Reizbarkeit vermindern, müſſen daher entweder in dem Mangel des Leimes, oder in einem zu ſtarken, oder zu ſchwachen Zuſammenhange deſſelben, oder in dem Mangel der Ernährung der Theile, geſucht werden. Dem Mangel des Leimes widerſteht die Lebens⸗Kraft durch den Hunger, und durch die Bereitung des Leimes aus dem Milch⸗Safte. Den zu ſtarken und zu ſchwachen Zuſammenhang verbeſſert ſie durch die oben angeführten Hülfs⸗Mittel: Durſt, Ausleerungen, Bewegungen der feſten Theile; und den Mangel der Ernährung durch die Bewegung der flüſſigen Theile gegen die feſten. Wie die Lebens⸗Kraft Urſachen der Krankheit überhaupt widerſteht, ſo widerſteht ſie auch den Urſachen der verminderten Reizbarkeit. Eben dies gilt von der verminderten Empfindlichkeit. 2. Die zu große Stärke der feſten Theile. Die Urſachen derſelben ſind die entgegengeſetzten der Schwäche. Iſt der Zuſammenhang der feſten Theile zu ſehr vermehrt, ſo ſchwächt ihn die Lebens⸗Kraft. Iſt die Reizbarkeit zu ſehr vermehrt, ſo hebt ſie oder ſucht wenigſtens die Urſachen der vermehrten Reizbarkeit zu heben,

in⸗

indem ſie den Zuſammenhang vermindert oder vermehrt, und die Ernährung der Theile ſchwächt. Alles dies wirkt ſie durch die ſtärkern Bewegungen, die von der vermehrten Reizbarkeit ſelbſt abhangen. Der vermehrten Empfindlichkeit endlich, hilft ſie durch den zulezt erfolgenden Mangel des Nerven-Saftes, und durch die Gegen-Wirkung gegen die Urſachen derſelben ab. 3. Die Trennung des Zuſammenhanges der feſten Theile. Indem ſie die Ernährung der Theile beſtimmt, ſo ſucht ſie den aufgehobenen Zuſammenhang der feſten herzuſtellen; und indem ſie ein Zuſammenziehen der feſten Theile bey der Trennung ihrer Theilchen bewirkt, ſo beugt ſie dem Schaden vor, der aus dem Ausfluſſe der Feuchtigkeiten entſpringen könnte.

Was die Krankheiten der flüſſigen Theile betrifft, ſo können ſie entweder zu dem allzu ſtarken oder allzu ſchwachen Zuſammenhange, oder zu der Schärfe der Säfte, gerechnet werden. Von allem dieſen iſt bereits gehandelt worden. Es folgen daher diejenigen Krankheiten, welche ihren Siz in den feſten und flüſſigen Theilen zugleich haben. Dahin gehören auſſer denen, die aus dem Zuſammenfluſſe der izt erwähnten Krankheiten der feſten und flüſſigen Theile erfolgen, inſonderheit die Beziehungs-Krankheiten (morbi relatiui), d. i. diejenigen, welche nicht gedacht werden können, ohne auf beyderley Theile zugleich Rückſicht zu nehmen. Man rechnet dahin: die zu ſehr vermehrte oder zu ſehr verminderte Quantität der Feuchtigkeiten, die Verirrung derſelben in Abſicht des Ortes (error loci), und die verminderte oder zu ſehr vermehrte Bewegung. Der zu großen Menge der Feuchtigkeiten widerſteht die Lebens-Kraft durch die Ausleerung des Blutes und anderer Feuchtigkeiten, und durch die ſtärkere Ausdehnung der feſten Theile, wodurch ſie den Schaden, den eine überhäufte

Men-

Menge der flüſſigen Theile nach ſich ziehen könnte, vermindert. Dem Mangel der Säfte widerſteht ſie durch den Hunger, durch die Bereitung der Säfte aus den Speiſen und Getränken, durch die verminderte Bewegung, und durch das Zuſammenziehen der Gefäße, wodurch ſie den ſtarken Ausfluß hindert. Die Verirrung des Ortes erfolgt, wenn ein flüſſiger Theil nicht in dem Behältniſſe iſt, worin er natürlicher Weiſe enthalten ſeyn ſollte. Da hierbey ſehr viele beſondere Fälle vorkommen, ſo laſſe ich es bey einer allgemeinen Beurtheilung bewenden. Die Lebens=Kraft widerſteht dem hieraus entſpringenden Schaden: 1. durch das ſtärkere Zuſammenziehen, vermittelſt deſſen ſie den verirrten flüſſigen Körper theilt, und durch kleinere Gefäße fortteibt. 2. Durch die Kraft der einſaugenden Gefäße. So wird das Blut, wenn es in das zellige Gewebe ausgetreten iſt, oft ohne Schaden des Körpers zurückgeführt. 3. Durch die Ausſonderung. So wird das Blut, wenn es in die kleinen Abſonderungs=Gefäße übergegangen iſt, bis zu den Ausſonderungs=Gefäßen getrieben, und dadurch der Nachtheil, welchen die Verirrung des Blutes nach ſich zieht, gehoben. 4. Durch die Verminderung der Urſachen, welche eine Verirrung veranlaſſen. Der verminderten Bewegung der flüſſigen Theile widerſteht die Lebens=Kraft durch die Verminderung ihrer Urſachen. Iſt die Urſache eine verminderte Stärke der feſten Theile, ſo hebt ſie dieſelbe; iſt der Zuſammenhang der feſten Theile zu ſtark, ſo vermindert ſie denſelben; iſt die Menge der Feuchtigkeiten zu groß oder zu klein, oder hangen die Theile der Feuchtigkeiten ſtärker, als ſie ſollten, zuſammen, ſo widerſteht ſie auch dieſen durch die oben angeführten Hülfs=Mittel. Was endlich die zu ſtarke Bewegung der flüſſigen Theile betrifft, ſo vermindert theils die Lebens=Kraft die Urſachen derſelben, theils

ſchwächt

ſchwächt ſie die Stärke der feſten Theile, theils veranſtaltet ſie Abſonderungen und Ausleerungen, welche die Bewegung in einigen Fällen, z. B. der Plethora commota, zu vermindern im Stande ſind. Die innere Bewegung der Säfte gehört eigentlich nicht hierher, indem ſie ohne Dazwiſchenkunft der feſten Theile vorhanden ſeyn kann. Die Lebens-Kraft widerſteht ihr, indem ſie der Schärfe oder Fäulniß der ſauern oder andern Salz-Theile Einhalt thut.

Aus dem Geſagten läßt ſich die Wirkung der Lebens-Kraft beſtimmen, in ſo fern ſie den Schaden verhütet, der von gewiſſen Dingen entſpringen könnte. Indeſſen ſind hierbey noch einige Stücke zu bemerken. Zuerſt lehrt die Erfahrung, daß die Lebens-Kraft noch gewiſſe andere Mittel beſitzt, um den Schaden, welchen der Körper von gewiſſen Dingen leiden könnte, abzuwenden. Ich rechne dahin: 1. die Gewohnheit. Selbſt Gifte ſchaden denen nicht, die ihrer gewohnt ſind; und es iſt eine gewöhnliche Regel der praktiſchen Arzeney-Wiſſenſchaft, daß man ſelbſt fehlerhafte Gewohnheiten der Kranken nicht ſtöre. Da alſo angewöhnte ſchädliche Dinge dem Körper nicht ſchaden, ſo iſt die Gewohnheit gleichſam als ein Theil der Lebens-Kraft zu betrachten, wodurch der Einfluß ſchädlicher Dinge in den Körper verhindert wird. 2. Der Abſcheu und das Verlangen. Beyde wirken als Theile der Lebens-Kraft; denn wie oft bezeigen die Kranken ein Verlangen nach nützlichen, einen Abſcheu vor ſchädlichen Gegenſtänden! 3. Die Kraft, wodurch ſchädlichen Dingen der Eingang in den Körper gleichſam verſperrt wird. Dies iſt die Reizbarkeit nnd Empfindlichkeit. So erregen ſchädliche Speiſen ein Brechen; Dinge, die in die Luft-Röhre fallen, verurſachen Huſten; ſcharfe Sachen, die in die Augen fallen, ſpühlen ſich durch den vermehrten Zufluß der Feuchtigkeiten aus.

4. Die Krankheit ſelbſt, wovon ich ſogleich reden werde. Vielleicht ließen ſich der Mittel noch mehrere auffinden.

Zweytens muß die Lebens-Kraft ſchädlichen Dingen, die in den menſchlichen Körper wirken, widerſtehen, und ſie leiſtet dieſen Nutzen wirklich. Wenn daher ſchädliche Dinge in den Körper wirken, ſo können ſie eine ſo ſtarke Gegenwirkung der Lebens-Kraft erwecken, daß dieſelbe als eine wahre Krankheit anzuſehen iſt. Was ſind Fieber, Ausſchläge, Blutflüſſe, und mehrere Krankheiten, oft anders, als die heilſamen Bemühungen der Lebens-Kraft, oder, wenn man lieber will, der Natur? Krankheiten ſind daher ebenfalls ein Mittel, deſſen die Lebens-Kraft ſich bedient, um den Schaden gewiſſer Dinge von dem Körper abzuwenden.

Aber wie? könnte man fragen, wenn die Lebens-Kraft eine ſo mächtige, allen nur möglichen Krankheiten widerſtehende Kraft iſt, woher der Tod, welchem der Menſch als Embryo, als Kind, Jüngling, Mann und Greis, unterworfen iſt? Warum iſt das jugendliche Alter, in welchem die Lebens-Kraft am ſtärkſten wirkt, wenn man die Sache allgemein beurtheilt, der Gefahr zu ſterben am häufigſten ausgeſetzt? Warum tödten hitzige Krankheiten, in welchen die Lebens-Kraft thätig genug iſt, ſo oft und ſo ſchnell, da im Gegentheil langwierige Krankheiten, in welchen die Lebens-Kraft nur ſchwach wirkt, einen langſamen Tod verurſachen? Um dieſe Zweifel zu heben, die vielleicht natürlich genug ſind, bemerke man Folgendes: 1. Die Lebens-Kraft, ſo ſtark ſie auch iſt, bleibt endlich und eingeſchränkt, und iſt daher nicht unüberwindlich. 2. Die Lebens-Kraft ſelbſt kann erkranken, z. B. bey dem Faul-Fieber. 3. Sie kann zu ſtark werden, z. B. wenn eine vollblütige Perſon eine Erhitzung zuläßt, und augenblicklich

lich an einem Schlagfluſſe ſtirbt. 4. Sie kann unregelmäßig wirken. Gereizt durch die in der Maſſe des Blutes bey dem Faul-Fieber verborgene Schärfe, treiben die Gefäße und das Herz dieſelbe mit einer ſchnellen Bewegung fort. Dies iſt eine Bemühung der Lebens-Kraft, und in ſofern heilſam. Geſetzt aber, daß die Lebens-Kraft die Krankheit-Materie nach dem Gehirne, den Lungen ꝛc. nicht nach den äuſſern Theilen, führe, ſo wird ſie dem Körper einen Schaden zufügen, dem insgemein keine Kunſt abzuhelfen vermag. Eine gemäßigte Kälte tödtet die zartern Früchte der Bäume; der Stamm kann eine größere ohne Schaden ertragen. Man wende dieſe Grundſätze auf die vorgetragenen oder ähnliche Zweifel an, und ihre Beantwortung ergiebt ſich von ſelbſt.

Lebens-Kürze, ſ. **Lebens-Flüchtigkeit.**

Lebenslang, ſo lange man lebt, ſo lange das Leben dauert. Das werde ich lebenslang nicht vergeſſen.

Lebens-Länge, ſiehe **Lebens-Dauer.**

Lebens-Lauf, L. Vitae curriculum; Fr. Cours de la vie. 1. Das Leben unter dem Bilde eines Laufes betrachtet. Seinen Lebens-Lauf vollenden, ſterben.

2. Die Beſchreibung des Lebens einer einzelnen Perſon, am häufigſten im gem. Leben; in der anſtändigern Sprech-Art die Lebens-Beſchreibung, die Lebens-Geſchichte; ſ. oben S. 155.

Siehe auch im LXVI Th., S. 689.

Lebens-Licht. Verſchiedene Philoſophen haben, ſeit einer ſehr geraumen Zeit, die Quelle des Lebens (principium vitae oder vitale), den erſten Grund der Bewegung der thieriſchen Maſchine, für eine Art von Feuer oder feuriger Materie angeſehen. Dieſer Gedanke hat ohne Zweifel Gelegenheit zu der Fabel von dem Prometheus gegeben, welcher das Feuer vom Himmel geſtohlen haben ſollte, (ſ. Th. XIII, S. 4, f.)

um den erſten Menſchen zu beſeelen, oder, wenn man ſo ſagen kann, gleichſam anzuzünden; und er hat ferner den Nahmen: **Lebens-Licht, Lebens-Flamme**, oder **Lebens-Wärme**, L. Calor nativus, Calidum innatum, Flamma ſ. Flammula vitalis, welchen man der Ur-Quelle des Lebens beygelegt hat, und die von je her gewöhnliche Vergleichung des Endes oder Todes eines Menſchen mit der Auslöſchung eines Lichtes veranlaſſet. Wir haben in der That zu wenig Hülfsmittel, zur Erkenntniß der erſten materiellen Triebfeder der thieriſchen Einrichtung zu gelangen, als daß wir entſcheiden könnten, ob dieſer Gedanke einigen Grund habe. So viel aber iſt gewiß, daß man bey Beobachtung und Vergleichung der Erſcheinungen von der Verbrennung mit den Erſcheinungen des Athemhohlens, was vornehmlich die Nothwendigkeit des Zutrittes der Luft zu dieſen beyden Geſchäften anbelangt, eine ſehr auffallende Aehnlichkeit von derſelben nicht verkennen kann. Beyde erzeugen Bewegung und Wärme. Die eine von dieſen Verrichtungen kann eben ſo wenig, als die andere, ohne die Beyhülfe, den unmittelbaren Zutritt und die Erneuerung der wirklichen Luft, beſtehen. Sie gehen gut von Statten, ſo lange dieſes Wirkungs-Mittel dieſelben begünſtigt. Sie hören augenblicklich auf, und verlöſchen, ſobald die Luft dabey mitzuwirken aufhört. Die elaſtiſche flüſſige Materie endlich, welche zurückbleibt, nachdem die Luft zur Unterhaltung des Athemhohlens und des Verbrennens tauglich zu ſeyn aufgehört hat, iſt genau eben dieſelbe; es mag nun dieſelbe, ohne erneuert worden zu ſeyn, zum Einathmen oder zur Verbrennung gedient haben. Es iſt das mephitiſche Gas, welches fixe Luft, Kreiden-Säure u. ſ. w. genannt wird. In dieſem elaſtiſchen Luftförmigen Ueberbleibſel iſt einige fixe Luft enthalten, der größte Theil aber davon iſt phlogiſti-

ſirte

ſirte Luft, wovon im Art. Luft ein Mehreres vorkommen wird.

Von dem aus Menſchen-Blut verfertigte Lebens-Licht, ſiehe im LIX Th. S. 274.

Lebens-Linie, Herz-Linie, L. Linea vitalis, in der Chiromantie, eine Linie oder ein Strich in der Hand, aus deſſen Beſchoffenheit vornehmlich von der Kürze oder Länge des Lebens eines Menſchen geurtheilt wird. Sie nimmt zwiſchen dem Daumen und Zeige-Finger ihren Anfang, gehet um den Ballen des Daumes, oder um den ſogenannten Venus-Berg, und endigt ſich mehrentheils in den Raſcetten oder gezwungenen Linien. Wenn ſie lang, nicht gebrochen, noch von andern Linien durchſchnitten, und einer friſchen Farbe iſt, ſoll ſie gute Geſundheit und ein langes Leben bedeuten. Siehe Linie in der Phyſiognomie und Chiromantie.

Lebens-Luft, ſiehe Luft.

Lebens-Mittel, Lebens-Bedürfniſſe, Nahrungs-Bedürfniſſe, Körper, welche zum Unterhalte des natürlichen menſchlichen Lebens dienen; Nahrungs-Mittel, Victualien, aus dem mittlern Lat. Victualia; im Schwabenſp. Lipnar; Lat. Alimenta, Victus, im Kriege Commeatus; Fr. Denrées, Munition de bouche, Proviſion, Vivres. Die Lebens-Mittel werden theuer, wenn Brod, Fleiſch, Gemüſe, u. ſ. f. theuer werden. Einer Armee die Lebens-Mittel abſchneiden, die Zufuhre derſelben. Von den Nahrungs-Mitteln für Thiere iſt dieſes Wort nicht üblich.

Von den Lebens-Mitteln, phyſiſch und diätetiſch betrachtet, werde ich im Art. Nahrungs-Mittel handeln. Hier brachte ich die Lebens-Mittel und Victualien kameraliſtiſch und polizeymäßig.

Die Vorſorge für die Lebens-Mittel iſt einer der wichtigſten Gegenſtände der Polizey. So wie der Mangel der Lebens-Mittel eine Theurung nach ſich zieht, die allen Gewerben und dem ganzen Nahrungs-

Stande höchſt ſchädlich iſt, und inſonderheit den arbeitenden Theil der Einwohner und die Armen drückt, ſo hat hingegen eine vorhandene Menge der Lebens-Mittel die natürliche Folge, daß dieſelben einen wohlfeilen Preis erlangen, dieſer aber befördert die Commercien und Gewerbe, und bringt den Nahrungs-Stand überhaupt in Flor und Aufnahme, und hat auch eine ſehr vortheilhafte Wirkung auf das Wachsthum der Bevölkerung. Denn blühende und dauerhafte auswärtige Commercien müſſen auf die Ausfuhre der Landes-Producte gegründet werden; folglich iſt der Debit derſelben nöthig. Dieſer Abſatz aber beruhet hauptſächlich auf dem wohlfeilen Preiſe der Landes-Waren. Sollen aber die Landes-Waren einen wohlfeilen Preis erhalten, ſo muß auch der Arbeits-Lohn wohlfeil ſeyn; der Lohn der Arbeiter aber kann niemahls wohlfeil werden, wenn nicht auch die Lebens-Mittel wohlfeil ſind. Und da bey einem wohlfeilen Preiſe der Lebens-Mittel, der nicht aus einem großen Mangel von Nahrung und Gewerbe, ſondern vielmehr bey einem guten Nahrungs-Stande aus der weiſen Vorſorge der Landes-Polizey entſteht, die Menſchen keine Schwierigkeit finden, ſich zu ernähren, ſo werden ſie deſto häufiger heurathen und Kinder zeugen, auch Fremde durch den mäßigen Preis der Lebens-Mittel, und anderer unentbehrlichen Dinge, viel eher und leichter bewogen werden, ihren Aufenthalt in einem ſolchen Lande zu nehmen; und auf beyderley Art erlangt die Bevölkerung ein Wachsthum. Es müſſen aber auch die Lebens-Mittel keinen allzu wohlfeilen Preis haben, und gar in Unwerth ſtehen, weil ſolches die Cultur des Bodens verhindert, und die Land-Wirthſchaft in keinen Flor und Aufnahme kommen läßt; ſ. im LXIII Th., S. 697, f. Wenn aber die Land-Wirthſchaft darnieder liegt, ſo kann man ſchwerlich auf einen blühenden Nahrungs-Stand,

Stand, noch auf eine große Bevölkerung, einige Rechnung machen. Und da die Geſundheit der Bürger in die Bevölkerung gleichfalls einen großen Einfluß hat, ſo muß auch die Polizey auf die geſunde Beſchaffenheit der Lebens⸗Mittel eine große Aufmerkſamkeit haben. Die Vorſorge für die Lebens⸗Mittel iſt demnach ein ſehr wichtiger Gegenſtand der Polizey.

Bey dieſer Vorſorge für die Lebens⸗Mittel hat die Landes⸗Polizey, in Anſehung des ganzen Staates überhaupt, ihre Maßregeln und Anſtalten dahin zu richten: daß Theurung abgewendet werde, daß die zum Unterhalt des Volkes erforderlichen Lebens⸗Mittel zu allen Zeiten vorhanden ſeyn, und daß dieſelben beſtändig in einem mäßigen Preiſe erhalten werden. Die Maßregeln und Anſtalten zu dieſen Endzwecken beſtehen in Folgendem.

1. Vor allen Dingen muß die Polizey für die Verbeſſerung und Aufnahme der Land⸗Wirthſchaft ſorgen. Dieſe iſt das beſte und ſicherſte Mittel wider die Theurung des Getreides. In dieſer Abſicht muß die Polizey eine vollkommene Kenntniß der Land⸗Wirthſchaft im Lande haben. Sie muß wiſſen, wie viel cultivirte Aecker im Lande ſind, und ob die Quantität des Getreides, welche im Lande in gewöhnlichen Jahren erzeugt wird, für die Anzahl des Volkes, welches ihr aus den Todten⸗Regiſtern und aus der wirklichen Zählung deſſelben bekannt ſeyn muß, zureichend iſt, oder nicht. Findet ſie dieſelbe nicht zureichend, ſo muß ſie die Urſachen davon ausforſchen, und dasjenige was daran Schuld iſt, aus dem Wege zu räumen ſuchen. Sie muß wenigſtens die Cultur des Bodens erſt allemahl ſo weit treiben, daß das nöthige Getreide im Lande erzeuget werde; ſie muß den Weinbau, den Wieſenbau zur Schafzucht, und andere Arten von Nutzungen des Bodens ungeacht

tet ſie an ſich ſelbſt einträglicher ſind, als der Getreidebau, dennoch einſchränken, wenn ſie verhindern, daß das Land nicht ſo viel Getreide bauet, als zum Unterhalte des Volkes erfordert wird.

Weil aber auch da, wo die Land = Wirthſchaft in Flor ſteht, und wo für die Einwohner hinlängliches Getreide erzeugt wird, nicht allein durch Mißwachs, Heuſchrecken, Ueberſchwemmungen, und andere allgemeine Unglücksfälle, wodurch die Feld = Früchte verdorben werden, ſondern auch durch das häufige Aufkaufen des Getreides von Fremden, welches inſonderheit in Kriegs = Zeiten zur Unterhaltung der Krieges = Heere von den angenommenen Entrepreneurs geſchieht, gar leicht eine Theurung entſtehen kann, ſo ſind anſehnliche Magazine und Vorraths = Häuſer die beſten Mittel wider die Theurung, wenn man dieſelben in fruchtbaren Jahren mit Getreide anfüllet, und dahin bedacht iſt, daß ſie allemahl dergeſtalt angefüllt bleiben, daß beſtändig ein auf ein Par Jahre hinreichender Vorrath Getreide für das Land aufbehalten werde, wovon im Art. Magazin = Anſtalten ausführlicher gehandelt werden wird.

Ferner muß die Polizey diejenigen Privatperſonen, welche anſehnlichen Getreide = Vorrath auf ihren Korn = Böden aufbewahren, und ihren Korn = Handel, den ſie treiben, nach guten und vernünftigen Grundſätzen dirigiren. Dieſe Getreide = Vorräthe ſind als kleine Magazine anzuſehen, und keinesweges dem gemeinen Weſen ſchädlich, ob ſie gleich vor ſich allein nicht hinreichend ſind, die Theurung abzuwenden. Man hat ſonſt dafür gehalten, daß dieſe Leute von dem Nachtheile des gemeinen Weſens, den es bey einer Theurung allemahl leidet, ihren Vortheil zu ziehen bedacht ſeyn, und daß ſie allerley Mittel und Künſte anwenden, einen erhöheten Getreide = Preis zu veranlaſſen. Man hat ſie deswegen mit aller=

lerley verhaßten Nahmen belegt, welche man im XLV Th. S. 417, f. angeführt findet; ja, man hat wohl gar in den Polizey=Geſetzen wider dergleichen Leute Verfügungen gemacht, und den Korn=Handel dem gemeinen Weſen als ſchädlich angeſehen; allein dieſen Vorurtheilen wird kein gründlicher Polizey=Verſtändiger, der eine Einſicht in den Zuſammenhang des Nahrungs=Standes hat, beytreten können, obgleich nicht geläugnet werden kann, daß dieſe Leute, ſobald ſie einen Aufſchlag des Getreides merken, ſehr geneigt ſind, mit ihren Vorräthen zurückzuhalten, und dadurch den Preis immer höher zu ſteigern. Aber eben deswegen muß die Polizey die Korn=Händler, die an ſich allemahl dem Lande nützlich ſind, nach vernünftigen und guten Grundſätzen dirigiren. Diejenigen, welche dergleichen Getreide=Vorräthe beſitzen, ſind entweder Land=Wirthe, die ihre erzeugten Früchte aufſchütten, oder es ſind Leute, die ſich mit dem Korn=Handel abgeben. Beyde unternehmen nichts, was dem Lande ſchädlich wäre. Von jenen habe ich dieſes im XLV Th. S. 245, f., und von Leztern eb. daſ. S. 413, fgg. dargethan. Indeſſen muß die Polizey doch auch auf die Korn=Händler ein wachſames Auge haben, daß ſie durch beſondere Ränke und Wege nicht muthwillig Theurung veranlaſſen, noch ſonſt die übrigen Einwohner drücken. Sie muß, in dieſer Abſicht, die Vor= und Aufkäuferey des Getreides auf dem Lande durchaus nicht geſtatten, ſondern alles Getreide muß in die Städte gebracht, und daſelbſt auf dem Markte verkauft werden. Aber auch alsdann muß den Korn=Händlern nicht verſtattet ſeyn, das Getreide zu kaufen, wann ſie wollen, ſondern die Polizey muß eine gewiſſe Zeit beſtimmen, z. B. vormittags 10 Uhr, vor welcher die Korn=Händler nicht kaufen dürfen, damit diejenigen, welche das Getreide zu ihrem eige=

nen Bedürfniß nöthig haben, ſich vorher damit verſorgen können. Was die Polizey alsdann zu thun habe, wann ein Mangel an Getreide iſt, und man merkt, daß die Korn=Händler mit dem Verkaufe an ſich halten, um noch einen höhern Preis abzuwarten, habe ich im XLV Th., S. 420, gezeigt.

Einige ſind der Meinung, daß die Polizey, um alle Theurung zu verhüten, das Getreide mit Polizey=Taxen belegen ſollte, und daß dieſe Taxen eben ſo gut Statt finden könnten, als die von Brod, Bier und Fleiſch (*); ja, man hat ſogar ehedem in Polizey=Collegiis dieſe Meinung gehäget, wie die davon noch vorhandenen Geſetze (**) bezeugen. Allein, dieſes Principium iſt höchſt ungegründet. Die Polizey kann niemahls die Materialien zu den Lebens=Mitteln und unentbehrlichen Dingen mit Taxen belegen. Sobald die Polizey dieſes thut, wird ſie ſofort allen Handel hemmen; ſie wird die Theurung weit mehr vergrößern; denn da niemand dieſe Dinge entbehren kann, diejenigen aber, die dergleichen beſitzen, mit deren Verkaufe, wegen der Polizey=Taxen, an ſich halten werden: ſo werden alle Käufer, die dieſe Waren unumgänglich nöthig haben, den Verkäufern aus eigener Bewegung einen enormen Preis biethen, und dabey im voraus die theure Verſicherung geben müſſen, daß ſie ſolches bey der Polizey nicht anzeigen wollen; denn ſie werden ſonſt dieſe unentbehrlichen Dinge nicht erhalten, und die Noth, auf Seiten der Käu=

(*) Wie ſolches ein gewiſſer C. B. v. L., in ſeinen, im J. 1739 herausgegebenen Vorſchlägen zu Einrichtung einer guten Polizey, behauptet hat.

(**) Kön. preuß. Patent wegen Setzung des Getreides auf einen beſtimmten Preis, d. d. 27 Nov. 1719, ſt. in Mylii Corp. Conſt. March. 5 Th. 5 Abth. 4 Cap. No. 9, S. 218.
Ingl. v. 12 Sept. 1725, eb. daſ. No. 14, S. 222.
Und v. 23. Aug. 1727, eb. daſ. No. 16. S. 223.

Käufer; zwingt ſie, ſich allen Bedingungen der Verkäufer zu unterwerfen. Dieſe Polizey-Taxen werden alſo, an ſtatt einen wohlfeilen Preis zu wirken, die Theurung doppelt vergrößern, und viele andere unglückliche Folgen nach ſich ziehen. Der Handel leidet, ſeinem urſprünglichen Weſen nach, gar keine Taxen: die Freyheit iſt ſein weſentlicher Charakter. Eigentlich beruht der Preis einer jeden Ware auf zweyerley Umſtänden: auf ihrer Unentbehrlichkeit, und auf ihrer Seltenheit. Die Unentbehrlichkeit nöthigt die Menſchen zum Kaufe; und die Seltenheit verurſachet eine große Concurrenz von Käufern, deren einer immer mehr zu geben bereit iſt, als der andere, um den Vorzug zu haben. Wenn alſo die Polizey den Materialien mit Grunde Taxen geben wollte, ſo müßte ſie im Stande ſeyn, von einer jeden Art der Materialien beſtändig einerley Quantität im Staate zu erhalten, und zu verhüten, daß ſie zu einer Zeit niemahls ſeltener würden, als zu einer andern. Allein, daß iſt ganz unmöglich. Alle Materialien werden entweder durch die Cultur des Bodens gewonnen, oder durch den auswärtigen Handel erlanget; bey beyden aber eräugnen ſich tauſenderley Umſtände und Zufälle, welche eine Ware zu einer Zeit ſeltener machen, als zu einer andern. Alles alſo, was in der Macht der Polizey ſteht, iſt, daß ſie den vollkommenen unentbehrlichen Waren, die aus den Materialien gearbeitet und zubereitet ſind, und alſo auch dem Brod und Bier, Taxen ſezt. Und auch hier kann ſie gar nicht willkürlich verfahren, ſondern ſie muß den Preis der Materialien, den ſie in dem ordentlichen Handel haben, und alſo bey dem Brod und Bier den Handels-Preis des Getreides; dabey zum Grunde legen; und eben dieſer Preis muß auch der Grund von denjenigen Taxen ſeyn, die man den Gewerben mit den Lebens-Mitteln, oder den ſogenannten Hökern, ſezt;

denn

denn da dieſe das Getreide nur im Kleinen öffentlich verkaufen, ſo müſſen ihnen Taxen vorgeſchrieben werden, damit ſie die armen Leute nicht überſetzen.

Ferner, muß die Polizey die Ausfuhre des Getreides nach guten Grundſätzen dirigiren. Denn ob man gleich heut zu Tage das alte Vorurtheil, daß man die Ausfuhre des Getreides überhaupt niemahls geſtatten müſſe, abgelegt hat, da man eingeſehen hat, daß ein ſolches beſtändiges Verboth weder das Aufnehmen der Land-Wirthſchaft befördern, noch ein Mittel, die Theurung zu verhindern, abgeben kann, ſo kann man doch nicht behaupten, daß man das Verboth der Ausfuhre des Getreides gar nicht gebrauchen müſſe. Die Umſtände der Zeit, und eine anfangende Theurung, machen dieſes Verboth zuweilen allerdings nothwendig; doch muß es niemahls ohne zureichenden Grund gebraucht werden. Es iſt davon bereits im XLV Th., S. 266, fgg. ausführlich gehandelt worden.

Bey zu vermuthender Theurung, muß die Polizey ſolche Gewerbe und Nahrungs-Arten einſchränken, welche die Theurung noch mehr befördern und vergrößern können. Sie muß, in dieſer Abſicht, das Stärke- und Pudermachen zum Handel, die Blech-Hämmer, wo viel Getreide zur Beize conſumirt wird, beſonders aber das Branntweinbrennen, einſchränken. Auch muß die Polizey nicht ſelbſt durch ihre eigene Veranſtaltung, wegen Erſparung der Koſten, den Getreide-Mangel vergrößern helfen. Wenn ſie z. B. zu Kriegs-Zeiten, oder ſonſt zu Bedürfniſſen für die Armee, Getreide aufzukaufen nöthig hat, und der bevorſtehende Mangel des Getreides im Lande voraus zu ſehen iſt, ſo muß ſie nie das benöthigte Getreide im Lande aufkaufen, wenn ſie es auch gleich zur Zeit wohlfeiler erhalten könnte, als auswärts. Dieſe elende Erſparung einiger Ko-

ſten

ſten muß nothwendig die Vergrößerung des baldigen Getreide = Mangels wirken. Es ſind ſchlechte Grundſätze, wenn die Regierung den Vortheil ihrer Caſſen gegen den Vortheil des geſammten Landes ſucht, oder wenn ſie ſolcher Geſtalt verfährt, als wenn ſie ein, von der Wohlfahrt des Volkes abgeſondertes, Intereſſe hätte; Grundſätze, die nicht allein ſchlecht, ſondern auch überaus einfältig ſind, weil leicht zu beweiſen iſt, daß der Schade des Volkes allemahl zugleich auch auf die Regierung fällt.

Wenn nun aber die Polizey für die Aufnahme der Land = Wirthſchaft, und daß wenigſtens das benöthigte Getreide im Lande erzeuget werde, nicht geſorget hat, oder bey einer in Flor ſtehenden Land-Wirthſchaft die Anlegung offentlicher Magazine unterlaſſen, und noch wohl dazu durch verbothenen Korn = Handel die Getreide = Vorräthe der Privat-Perſonen verhindert hat; wenn ſie die Ausfuhre des Getreides nicht weiſe derigirt, und auch wohl ſelbſt durch ihre eigene Schuld den Getreide = Mangel befördert hat, ſo bleibt der Polizey alsdann kein anderes Mittel übrig, als: in fremden Landen Getreide aufkaufen, und ſolches zu Verhütung der Theuerung, im Lande wieder um einen mäßigen Preis verkaufen zu laſſen, wenn ſie auch an dieſem Handel eine beträchtliche Summe zubüßen ſollte. Es erfordert dieſes ſogar die Schuldigkeit der Regierung, weil ſie eines Theils die zur Abwendung des Getreide = Mangels dienlichen Veranſtaltungen ſelbſt unterlaſſen hat, andern theils aber, wenn ſie izt noch weiſe verfahren will, aus zwey Uebeln allemahl das kleinſte erwählen, und alſo lieber eine Summe Geldes aufwenden, als den Nahrungs = Stand den nachtheiligen Folgen, welche eine Theurung allemahl nach ſich zieht, ausſetzen muß. Wiewohl nicht zu läugnen iſt, daß der Regent auf ſolche Art die Fehler der Finanziers bezah-

zahlen muß; es müßte denn der Regent an ſolchen Fehlern ſelbſt einen großen Antheil haben. So wie die Polizey den Mangel des Getreides und die daraus entſtehende Theurung verhüten muß, eben ſo muß ſie auf der andern Seite ihre Sorgfalt und Aufmerkſamkeit dahin richten, daß das Getreide auch keinen allzu wohlfeilen Preis erhalte, oder gar unwerth werde; ſie muß vielmehr alle Mittel anwenden, um dem Getreide einen hohen Preis zu verſchaffen, und dabey nur den allzu hohen Preis zu verhindern ſuchen. Hierüber habe ich mich bereits im XLVI Th., S. 2, fgg. und S. 46, f. umſtändlich erklärt.

Nun muß ich auch noch diejenige Vorſorge für die Lebens-Mittel, welche die Polizey beſonders in den Städten anzuwenden hat, erörtern. Dieſe Vorſorge kommt hauptſächlich auf vier Stücke an, nähmlich: daß die Lebens-Mittel ſowohl allemahl zureichend in den Städten vorhanden, und mäßigen Preiſes ſeyn, als auch, daß ſie gut und ſchmackhaft, und der Geſundheit nicht nachtheilig ſeyn. In dem Vorhergehenden habe ich die Polizey-Anſtalten wegen der Lebens-Mittel in Anſehung des geſammten Staates abgehandelt, und da hat bloß und allein das Getreide, als die allervornehmſte und nöthigſte Gattung der Lebens-Mittel, den Gegenſtand ausgemacht; hier aber, und in Anſehung der Städte, muß die Vorſorge der Polizey ſich zugleich auch auf die übrigen nothwendigen Lebens-Mittel erſtrecken.

1. Sollen die Lebens-Mittel in einer jeden Stadt allemahl zureichend vorhanden ſeyn, ſo hat die Polizey ihre Aufmerkſamkeit auf zwey Stücke zu richten. Sie muß erſtens für die Zufuhre aus dem umliegenden platten Lande ſorgen; und zweytens veranſtalten, daß die Handwerker, die mit den Lebens-Mitteln zu thun haben, zu allen Zeiten mit allen Gattungen derſelben verſehen ſeyn.

2) Die

a) Die Zufuhre aus dem platten Lande wird die Polizey allemahl ohne Schwierigkeit befördern, wenn ſie gute Markt- und andere Ordnungen in der Stadt einrichtet, und dienliche Mittel vorkehrt, damit die Landleute allemahl Abnehmer in der Stadt finden; denn auf dieſe zwey Puncte kommt die ganze Zufuhre an. Eine jede mittelmäßige Stadt muß daher ihre Wochenmarkt-Tage haben, auf welche die umliegenden Landleute ihr Getreide und ihre Victualien zum Verkauf bringen. Auf dieſen Markt-Tagen müſſen gerechte und billige Ordnungen eingerichtet ſeyn, die den Landleuten zur Bequemlichkeit, nicht aber zur Beſchwerde, gereichen. Man muß ſie zu rechtem Maß und Gewicht anhalten; allein man muß darin nichts verfügen, was allein den Bürgern zum Vortheil, den Landleuten aber zum Nachtheil gereicht. Dieſes iſt eine ſehr ſchlecht erſonnene Vorſorge für die Stadt, welche derſelben gar bald nachtheilig wird, weil die Landleute dadurch abgeſchrecket werden, ihre Producte dahin zu führen; vielmehr müſſen dieſe Ordnungen hauptſächlich die Bequemlichkeit der Landleute, und daß ſie mit dem Verkaufe nicht aufgehalten werden, zur Abſicht haben. Denn an einem baldigen Verkaufe liegt jedem Land-Manne; und je mehr man durch Ordnungen, die den Landmann anreizen, die Zufuhr dahin zieht, deſto vortheilhafter iſt es für die Stadt. Allein, alle dieſe guten Ordnungen helfen nichts, wenn der Landmann nicht gewiß verſichert iſt, daß er ſeine Producte allemahl in der Stadt abſetzen wird. Es darf ſich nur ein oder zwey Mahl eräugnen, daß ein Landmann ſein Getreide und andere Victualien nicht verkaufen kann, ſondern entweder wieder mit zurücknehmen, oder bey jemand in der Stadt einſetzen muß, ſo wird er ſich ſehr hüten, in eine ſolche Stadt wieder zu Markt zu fahren; er wird lieber 2 und 3 Meilen weiter fahren, wo er allemahl des

Abſa-

Abſatzes verſichert iſt; denn die Verſäumniß und vergebliche Fuhren ſind eine wichtige Sache für den Land-Mann. In dieſer Rückſicht ſind die Korn-Händler, und diejenigen, welche Getreide aufſchütten, inglei-chem ſtarke Brantweinbrennereyen, Bierbrauereyen, das Stärkemachen, u. dgl. einer Stadt allemahl nützlich, und verdienen daher auf alle Art befördert zu werden. Denn da ſie allezeit Getreides benöthigt ſind, und mithin ſelten etwas ungekauft von dem Markte zurück fahren laſſen, ſo verſchaffen ſie der Stadt eine ſtarke Zufuhr, und mithin einen beſſern Getreide-Preis; denn wo ein großer Zuſammenfluß von Verkäufern iſt, da zieht ſolches allemahl einen mäßigen Preis nach ſich.

b) Die Polizey muß diejenigen Handwerker und Gewerbe, welche Lebens-Mittel zubereiten, oder damit handeln, anhalten, daß ſolche zu allen Zeiten zureichend vorhanden ſeyn, und daß es nicht öfters an dieſen oder jenen Gattungen mangle. Es muß in keiner anſehnlichen Stadt bald dieſe, bald jene Art von Fleiſch fehlen. Die Polizey muß die Anordnung treffen, daß eine gewiſſe Anzahl Fleiſcher, jede Woche, die vorgeſchriebene Fleiſch-Sorte gewiß haben müſſen, und muß ſich an keine Einwendungen kehren, ſondern diejenigen allemahl beſtrafen, welche die Fleiſch-Sorte, die ſie in dieſer Woche nach ihrer Reihe führen ſollten, nicht haben. Eben ſo wenig muß das Bier in einer Stadt ausgehen, wenn ſich auch gleich ein unvermutheter Vorfall eräugnet, wobey mehr, als gewöhnlich, conſumirt worden iſt; es muß allemahl Bier bey Bier ſeyn, d. h. der Brauer, den die Reihe trifft, muß brauen, ſobald ſein Vorgänger anfängt ſein Bier anzuſtechen und zu verzapfen; ſ. Th. V, S. 215, fgg. Die Polizey muß Gewalt haben und befugt ſeyn, die Handwerker durch Zwangs-Mittel anzuhalten, daß ſie von allen Gattungen der Lebens-Mittel Vorräthe haben. Bey allen Gewerben, die mit

mit Lebens = Mitteln zu thun haben und in Zünfte geſchloſſen ſind, iſt dieſer Zwang höchſt billig. Denn wenn ſie, durch die Verfaſſung der Zünfte, Andere von dieſer Nahrungs = Art ausſchließen wollen, ſo iſt nichts der Vernunft gemäßer, als daß ſie niemahls in irgend einer Gattung der Lebens = Mittel, deren Beſorgung ſie ſich unterzogen haben, einigen Mangel einreiſſen laſſen müſſen; oder daß ſie widrigenfalls durch alle nöthige Zwangs = Mittel dazu angehalten werden können. Auch dafür muß die Polizey ſorgen, daß die Lebens = Mittel, inſonderheit aber das Brod, zu rechter früher Zeit fertig und in Bereitſchaft ſeyn müſſen, weil vielen, die früh an ihre Geſchäfte gehen, daran liegt, dergleichen zu haben.

2. **Die Polizey hat für den mäßigen Preis der Lebens = Mittel zu ſorgen.** Worin dieſer mäßige Preis beſtehe, iſt im XLVI Th., S. 2, fgg. gezeigt worden, wo ich auch die Mittel, wodurch derſelbe befördert wird, angezeigt habe. Um die Lebens = Mittel in einem ſolchen mäßigen Preiſe zu erhalten, liegen der Polizey inſonderheit zweyerley Anſtalten und Maßregeln ob. Die erſten ſind die Polizey = Taxen; und die andern beſtehen in den Anordnungen und Maß = Regeln der Polizey wider Vor = und Aufkäuferey. Da leztere, wegen ihrer Wichtigkeit, eine eigene Abhandlung verdienen, und im Art. **Vorkäufer** und **Vorkauf** erhalten ſollen, ſo will ich hier nur das Nöthige von Polizey = Taxen beybringen.

Die Polizey bedient ſich der **Polizey = Taxen**, um Lebens = Mittel und andere unentbehrliche Dinge in einem mäßigen, billigen und dem Staate unſchädlichen Preiſe zu erhalten; und die allzugroße Gewinnſucht derjenigen Handwerker und Hanthierungen, die ſich mit deren Bearbeitung und Verkauf beſchäftigen, in Schranken zu halten.

Die Polizey=Taxen über Lebens=Mittel müſſen mit der größten Behutſamkeit angefertiget werden, wenn ſie billig und gerecht ſeyn, und nicht eher einen Mangel, als einen gewünſchten Ueberfluß, verurſachen ſollen. Es iſt ſchon oben, S. 186, f. erwähnt worden, daß, nach der Regel der Polizey, das Getreide, womit ein anſehnliches Gewerbe und Handel getrieben wird, mit keinen Polizey=Taxen beleget werden könne, weil die Materialien zu den Lebens=Mitteln und unentbehrlichen Dingen gar keine Taxe vertragen können, und daß man nur und allein den vollkommenen unentbehrlichen Waren, die aus den Materialien gearbeitet und zubereitet ſind, Taxen ſetzen könne. Man kann alſo den Mehl=Hökern, und denen Bäckern, die Mehl verkaufen, Taxen geben, aber keinem Mehl=Händ er, der ein anſehnliches Gewerbe damit treibt, und nicht metzenweiſe verkauft. Sie kann denen Fiſchern, die auf dem Markte feil haben, aber keinem Fiſch=Händler, Taxen verordnen. Sie ſchreibt den Bäckern (*) und Bier=Brauern (**) Taxen vor, weil das Brod und Bier bereits vollkommene Waren ſind, welche aus dem Material des Getreides gearbeitet und zubereitet ſind, und weil bey denſelben der Preis des Getreides zum Grunde der Taxe genommen wird. Den Fleiſchern ſchreibt man ebenfalls Taxen vor, und ſolches kann auch gar wohl geſchehen, weil ſie das geſchlachtete Vieh aushauen, und hernach in den Scharren oder auf dem Laden öffentlich pfundweiſe verkaufen. Allein, die Fleiſch=Taxen ſind weit mehrern Schwierigkeiten unterworfen, als die vorerwähnten. Soll die Fleiſch=Taxe billig und gerecht ſeyn, ſo muß ſie eben ſowohl auf den Preis des geſchlachteten Viehes gegründet werden, als das Brod und Bier auf den

(*) Siehe Brod=Taxe, im VI Th., S. 768, fgg.

(**) Siehe Bier=Taxe, im V Th., S. 278. fgg.

den Preis des Getreides. Da aber der Preis des Viehes ſehr ungewiß und unbeſtändig, und bei dem Landmanne niemahls übereinſtimmend iſt, bey dem ausländiſchen Viehe aber die Transport-Koſten nicht wohl überſehen werden können, ſo machen dieſe Umſtände die Anfertigung der Fleiſch-Taxen ſehr beſchwerlich, und man wird in den meiſten Ländern wahrnehmen, daß ſie eben nicht nach der Billigkeit und Gerechtigkeit eingerichtet ſind, weil allemahl das nöthige Principium, was das Vieh gekoſtet hat, fehlt. Auch wird die Fleiſch-Taxe dadurch unbillig, daß, nach dem bey uns eingeführten Gebrauche, alles Scharren-Fleiſch pfundweiſe gekauft wird. Der Kauf nach der Hand, welcher in einigen Ländern, wie z. B. in Frankreich, Statt findet, iſt viel billiger, und für die verſchiedenen Käufer weit angenehmer, weil ſonſt bey dem Verkaufe nach dem Gewichte, die lockern und ganz fleiſchigen Stücke mit den ſchlechtern und Knochen-Stücken zu gleichen Preiſen gehen, wobey die geringeren Käufer allemahl leiden müſſen (*).

Da aber alle Polizey-Taxen, wenn ſie noch ſo gerecht und billig ſind, keine Wirkung haben, wenn ſie nicht auf das genaueſte befolget werden, ſo iſt dieſe Befolgung eine Sache, welche alle Aufmerkſamkeit eines Polizey-Directors erfordert. Die Handwerker, denen die Polizey-Taxen gegeben ſind; die Polizey-Diener, die ſich von dieſen Handwerkern beſtechen laſſen; die Polizey-Inſpectores und andere Polizey-Bediente und Beyſitzer, die, um eines Polizey-Bratens oder eines mürben Kuchens halber, nicht ſelten ein Auge zuthun; das Geſinde und andere Leute, die ſich von den Handwerkern gleichfalls beſtechen laſſen, um ſie nicht zu verrathen; kurz, alles arbeitet, um die Polizey-Taxen zu vereiteln. Der Polizey-

(*) Siehe Fleiſch-Taxe, im XIV Th., S. 141, fgg.

Director muß daher ein ehrlicher, rechtſchaffener, und ſelbſt von allen Beſtechungen entfernter Mann ſeyn, zugleich aber auch alle Aufmerkſamkeit anwenden, und ſich niemahls auf andere verlaſſen, ſondern ſelbſt ganz beſondere Wege ausfündig machen, um gründlich zu erfahren, wie die Polizey-Taxen beobachtet werden, und die Handwerker auf der Entgegenhandlung zu ertappen. Ein Bäcker, Brauer, Fleiſcher, und dergleichen Handwerker aber muß die drey erſten Mahle, da er die Taxe übertritt, mit einer jedes Mahl zu verdoppelnden Geld-Strafe beleget, oder mit Confiscation aller ſeiner feilhabenden Ware, und das vierte Mahl mit Niederlegung und Entziehung ſeines Gewerbes und ſeiner Gerechtigkeit, beſtrafet werden.

3. Die Vorſorge der Polizey muß ſich auch auf die Güte und den Wohlgeſchmack der Lebens-Mittel erſtrecken. Jemehr eine Stadt die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens genießt, deſto glücklicher iſt ſie; und die Fremden finden eine beſondere Anreizung, in einer Stadt, wo die Lebens-Mittel in vorzüglicher Güte und Wohlgeſchmack angetroffen werden, ſich aufzuhalten, oder mit weſentlicher Wohnung dahin zu begeben. Es gereicht der Polizey in einer Stadt gewiß zu beſonderm Ruhm, wenn ſchönes, weißes, wohlſchmeckendes Brod und anderes Backwerk, ſchönes genugſam fettes Fleiſch von allerley Arten, gutes und wohlſchmeckendes Bier, u. dgl., darin gefunden werden. Wenn es alſo hier und da an der Güte und dem Wohlgeſchmacke ein und anderer Lebens-Mittel fehlt, wenn z. B. noch ſchlechtes und elendes Bier gebrauet wird, ſo muß die Polizey den Bürgern mit gutem Rath und Anweiſung an die Hand gehen, und ſie auf alle Art und Weiſe aufzumuntern, inſonderheit aber den alten Schlendrian und die eingewurzelten Vorurtheile auszurotten ſuchen.

4. End-

4. Endlich muß auch die Polizey auf die Geſundheit der Lebens-Mittel eine große Aufmerkſamkeit haben. In dieſer Abſicht muß ſie die Feilhabung ſolcher Früchte und Obſt-Gattungen, die gegründeter Weiſe für ungeſund gehalten werden, gar nicht geſtatten (*). Hauptſächlich aber muß ſie die betriegeriſche Verfälſchung der Lebens-Mittel mit unreinen und ungeſunden Dingen, mit den härteſten Strafen belegen. Die der Geſundheit nachtheiligſten Verfälſchungen gehen bey den Getränken vor, indem man unter das Bier (**) und den Brandtwein (***) allerley ſchädliche Dinge thut, um ſie ſtark zu machen, die Weine aber mit Dingen künſtelt, die ein wahres Gift für den menſchlichen Körper ſind. Auf die Verfälſchungen der Weine ſollte die Polizey vorzüglich aufmerkſam ſeyn, die Wein-Keller unvermuthet viſitiren, oder durch die dritte Hand in geheim Weine hohlen laſſen, und ſolche probieren. Solche ſchädliche Verfälſchungen und wahre Giftmiſchereyen werden billig mit Lebens-Strafe belegt, die Denuncianten aber verdienen belohnet zu werden. Was, in Anſehung der geſunden Beſchaffenheit der Lebens-Mittel im kön. preuß. Land-Rechte verordnet iſt, wird am Ende gegenwärtigen Artikels vorkommen.

Die Lebens-Mittel und Victualien waren vormahls wohlfeil. Fragt man, warum dieſelben theils

(*) Aus dieſem Grunde, darf, z. B. nach einer in Berlin, d. 18 Jun. 1780, ergangenen Polizey-Verordnung, ſich niemand unterſtehen, Sommer-Kartoffeln früher, als den lezten Jul., und Winter-Kartoffeln früher, als den lezten Aug., zu Markte zu bringen und zu verkaufen.

(**) In allen königl. preußiſchen Bau-Reglements, wird die Verfälſchung des Bieres mit Poſt und andern Dingen, bey ſchwerer Strafe verbothen. Siehe Th. V, S. 228.

(***) S. churf. braunſchw. lüneburgiſches Edict gegen das Branntewein-geſöff und Verfälſchung des Brannteweins, vom 5 Dec. 1736.

nicht auf den alten ehemahligen wohlfeilen Preis zurück kommen, theils auch viele noch höher ſteigen werden, ſo muß man die Haupt-Urſache wohl in dem zunehmenden Luxus der Nation ſuchen, ſo wie auch die von Jahr zu Jahr zunehmende Volks-Menge eine mehrere Conſumtion der gemeinſten Speiſe-Materialien natürlicher Weiſe hervorbringen muß.

Beyſpiele vom niedrigen Preiſe der Lebens-Mittel in vorigen Zeiten.

Victualien-Preiſe, in Nürnberg, aus dem 14ten Jahrhunderte.

Im J. 1299 galt das Viertel Bier 3 Heller.
1330 bis 1350, galt das Bund Heu 1 Heller.
1340 bis 1350, galt das ℔. Rindfleiſch)
— — — Schafsfleiſch) 2 Heller.
— — — Kalbfleiſch)
Das ℔. Schweinfleiſch, 2½ Heller.
Ein ℔. Schmalz, 4 Heller.
Das Viertel Bier, 2 Heller im Winter und Frühling; im Sommer aber galt es 3 Heller, wie im J. 1299.
Der Eimer Bier galt 64 Heller.
Neuer Wein das Viertel 3 Heller.
Fränkiſcher Wein, das Viertel 4 Heller.
Ehe der Wein geleſen wird, ½ Pfund Heller.
Der Eicherlohn vom Faß Wein, war im J. 1299, 4 Heller.
Der Mülner bekam vom Simra einen Metzen, oder 4 bis 5 Heller.
Zween Säcke Kohlen, jeder 1¾ Heller.
Tauſend Mauerziegel koſteten, in den Jahren 1330 bis 1350, 1 Pfund Heller.
Tauſend Dachziegel, 9 ſol. Heller.
Steinmetzen, Zimmerleute, Dachdecker bekamen Tage-Lohn 18 bis 20 Heller, und zweymahl Käſe und Brod. Ohne Eſſen bekamen ſie 26 Heller.
Der Meiſter bekam 26 Heller; ohne Eſſen, 32 Heller.
Der Handlanger bekam 14 bis 16 Heller.

Cöln.

Söldner, oder Lohnſoldaten, bekamen, im J. 1354, auf die Hand, wenn ſie gedungen wurden, 2 Pfund Heller. Kam es zu einem feindlichen Zug, ſo bekamen ſie noch 3 Pfund Heller, alſo 5 Conventions-Thaler jezigen Geldes. Zuvor bekamen ſie nur 4 Pfund Heller in allem.

Zu den Zeiten Königs Heinrich V († 1421) in England, war der Lohn der Arbeiter folgender:

Ein Zimmermann bekam täglich 6 Pfenn., oder 18 Kreuzer unſers Geldes.
Ein Steinmetz, 8 Pfenn., oder 24 Kreuzer.
Ein Handlanger, 4½ Pfenn., oder 13½ Kreuzer.
Ein Tiſchler, 6 Pfenn., oder 18 Kreuzer.
Ein Tüncher, 5 Pfenn., oder 15 Kreuzer.
Der Zimmermeiſter bekam wöchentlich, nebſt Eſſen 3 Schill. und 4 Pfenn., oder 2 Fl.
Bildhauer und Bildſchnitzer wöchentlich, nebſt der Koſt, 4 Schill. und 8 Pfenn., oder 2 Fl. 48 Kreuzer.
Eine Tagelöhnerinn bekam täglich 3 Pfenn., oder 9 Kreuzer.
Die Fenſter mit Gläſern zu verſehen, wurde für den Schuh 1 Schilling, oder 36 Kreuzer, bezahlet.

Aus dem auf Pergament geſchriebenen Bürger-Buche in Nürnberg, Litt. E. fol. CLXXXIX.

1350. *Ez iſt geſetzt worden. Swer gült kauft oder verkauft nach Herren gült daz man di rechen ſol als hernach geſchriben ſtet.*

Des erſten, ij. Sümer korn gült. für ein pfunt Herren gelts.
Item ij Sümer weitzs für viiij. Schill. Herren gelts.
Item ij. Sümer Gerſten für j Lib. (libra) *Herren gelts.*
Item iij Sümer Habern für j. lib. Herren gelts.
Item ein Sümer arbeizz. Ein Sümer kichern. Ein Sümer Hanfes. Ein Sümer Mahen. Ein Sümer Leins. Ein Sümer Pon vnd ein Sümer Hirſes genawen mit ſlehtem moz gemezzen. Vngenawen mit rauhem moz gemezzen. der icleichs ij. Sümer für viiij. Schill. Herren gelts.
Item ij Sümer Wikken, vnd ij. Sümer Linſen iegleichs für j. pfunt Herren gelts.
Item j. Sümer Hopfen für LX. haller Herren gelts.

Item Ein klob flahſes für ij. Schill.
Item Ein fuder Holzes für xvj. haller. (1 Fl.)
Item Ein fuder Stros für ij. Schill.
Item Ein lib. wahſe (1 Pfund Wachs) *für xvj. haller.*
Item Ein Virteil Honges (Honig) *für xvj. haller.*
Item Ein Sümer Zwifeln für LX. hall.
Item Ein fuder abgeſnitener Ruben für ij. Schill.
Item Ein fuder vnabgeſchnitener Ruben pro xvj. hall.
Item Einen Eymer krauts pro vj. hall.
Item Ein Scheiben ſaltzes ein reichew für iij. Schill.
Item Ein arme Scheiben ſaltzes für LXXX. haller.
Item Rauhes korn als habern.
Item Pfeffer. Ein lib. für iiij. Schill.
Item Ein lib. Ingbers für iij. Schill.
Item Ein lib. Saffrans für ½ lib.
Item Ein Weihenaht keſe für iiij. hall. (15 Kreuzer)
Item Ein Vaſnaht Hun für iiij. hall.
Item Einen Oſter keſe. Einen Pfingſt keſe. Vnd ein Herbſt Hun iegleichs für ij. hall.
Item X. air für j. haller.
Item Ein gemeſtew Gans für j. Schill.
Item Ein vngemeſtew Gans für vj. haller.

Hrn. v. Murr Journal zur Kunſtgeſchichte :c. 15 Th. (Nürnb. 1787, 8.) S. 94, fgg.

Kurze Beſchreibung der guten Zeit, die im Jahr 1463 zu Cölln geweſen iſt.

Hört zu von Wunder will ich ſagen,
Was ſich vor Zeiten hat zugetragen
Zu Cölln in der berühmten Stadt
Als man 1463 zehlet hat.
Zu der Zeit war ein ſolch Jahr
Daß man am Mark john alle Gefahr!
Hat kauft der Stück umb Geld ſo viel
Wie ich jetzt erzehlen will.
Ein Malter Weitz gemeßen recht
Wie mans allda zu meſſen pflegt,
Darzu ein Malter Gerſten gut
Als man jetzt kaum erkaufen thut,
Ein Malter Korn auch mit darbey
Ein Malter Haber ſag ich frey
Ein Thon Hering, ein friſch Faß Weins
So gut mans kauft am Strom des Rheins.
Auch ein Pfund Fleiſch und fettes Hun
Ein ganz Rey Brod gar weiß und ſchon
Umb drey Gülden (*) am Cöllniſchen Gelt
Hat man gekauft die Stück gemelt.

Auf

(*) Ein Gülden iſt jetzt zu Cölln 18 Stüber.

Auf daß ihrs aber recht vernembt
Wie thewer ein jedes Stück da kömbt:
Erſtlich ein Malter Korn allein
Umb viertzen Albus (*) man kauft gemein.
Darnach vom Weitz vor drey Real
Kauft man das Malter in der Zahl,
Der Gerſt war auch da nit ſehr thewr,
Wie man am Mark auch in der Schewr
Vor dreizehn Albus kaufen kundt.
Wo thut mans jezt zu dieſer Stund (**).
Den Habern gut für acht Weiß-Pfenning
Für fünf Real ein Thonne Hering.
Ein gut Maß Weins ein Albus galt
Ein fettes Hun in gleicher Gſtalt.
Ein Röcklein Brod wiege da ein Pfund
Man für ein Haller (***) kaufen kundt
Ein Semmel oder ein Weißbrod
Hat auf der Waq neuntzen Loth,
Kaufft man auch nur ein Haller klein
Da war gut Wirt und gut Gaſt ſeyn.
Die Butter kaufft man auß dem Faß,
Für vier Heller ein Pfund glaubt mir das,
Wer aber wollte die beſte han
Für ſieben Heller ſie bekam.
Nun iſt die Zeit verlauffen ſchon,
Wiewohl wär mehr zu ſchreiben davon
Welches jezt nicht leyden will
Darumb ich auch will ſchweigen ſtill.
Wünſch allen Frommen ein gutes Jahr
An Leib und Seel zugleich fürwahr.
Das verſeyhe uns Herr Jeſu Chriſt
Der aller Ding ein Geber iſt. Amen.

Gedruckt im Jahr 1619.

Journal von und für Deutſchland, 1786, 4tes Stück, S. 371, f.

In einem cultivirten und eingerichteten Staate hat eine jede Sache allmählich einen gewiſſen Preis an Gelde erhalten. Dieſer Preis iſt durch die Bedürfniſſe beſtimmt, und wird durch dieſelben erhalten, wenn der Gehalt der Münze einerley bleibt. Die Erfahrung lehrt, daß mit dem allgemeinen Wachsthume und der Vermehrung der Menſchen auch die Bedürfniſſe der zum Leben gehörigen Dinge, und mit denſelben auch die Preiſe der Lebens-Mittel zugenommen

(*) Ein Albus iſt 3 cöllniſche Pfennige oder ſogenannte Füchſe.

(**) Was würde der Verf. dieſer Reime, der ſchon über ſeine Zeiten dieſen Ausruf thut, erſt jetzt ſagen, wenn er auf den Mark und in die Schewr käme.

(***) Vier Haller geben auf 1 cöllniſchen Pfennig oder ſogenannten Fuchs. Von dieſer kleinen, wohl der kleinſten Kupfer-Münze, die je in Deutſchland geweſen iſt, werden jezt keine mehr gemünzt.

men haben, und geſtiegen ſind. Dieſe Preiſe ſind der Grund zu den Auflagen des Staates, und zur Beſtimmung des Werthes der Güter, die eine jede Privatperſon beſitzt. Ein Gut wird höher verkauft und verpachtet, wenn der Scheffel Rocken 16 Gr., als wenn er nur 8 Gr. gilt, und auch nach einer Mittel-Zahl von 10 bis 12 Jahren gegolten hat; ſ. Th. XLVI, S. 45. Wenn nun durch Krieg oder Peſt ein Drittel Menſchen plötzlich weggeraffet wird, wie im Jahr 1709 und 1710 in Preuſſen geſchehen iſt, und es wird eine gleiche Anzahl Morgen Ackers, wie vorher, gebauet, ſo muß, natürlicher Weiſe, mehr Korn und auch mehr Vieh vorhanden ſeyn, als im Lande gebraucht und verzehrt wird. Das Bedürfniß iſt alſo nicht mehr ſo groß, und um ein Drittel geringer, als vorher. Was wird daraus erfolgen? Der wohlfeilere Preis iſt eine nothwendige Folge. Der Particulier verliert alſo an ſeinen Einkünften. Da auch die Conſumtion nicht ſo groß iſt, ſo verliert der Staat ein Drittel an der Acciſe. Dieſer verliert auch an Einkünften von den liegenden Gründen der Landleute, indem dieſe nicht mehr ſo viel Abgaben davon entrichten können, weil ihre Einnahme von verkauftem Getreide und Vieh geringer geworden iſt, zumahl wenn die Laſten dem Landmanne ſchon vorher ſo zugemeſſen ſind, daß er bey den ſonſt gewöhnlichen Preiſen nicht eben viel hat erübrigen können. Hieraus erhellet, wie die Einkünfte des Staates und der Unterthanen von dem Preiſe der Bedürfniſſe, und dieſe ſowohl als jene von der Menge der Menſchen abhangen.

Ein wohlfeiler Preis der zum Unterhalt unentbehrlichſten Lebens=Mittel, hat einen großen Einfluß in den Entſchluß zu heurathen, wie auch in die beſondere Fruchtbarkeit der Ehen. Dies iſt der Grund, daß die Ehen in großen Städten, in Vergleichung mit der Zahl der Einwohner ſo ſehr abnehmen. In

vie-

vielen Provinzen und Städten von Deutſchland, ſind die Lebens=Mittel ſeit 50 und mehr Jahren ſchnell geſtiegen, in vielen auf mehr als das Doppelte. Wenn nun der Lohn der Arbeiter nicht in eben der Proportion ſteigt, wenn inſonderheit die Salarien der Civil=Bedienten in einerley Größe bleiben, indem deren proportionirliche Vermehrung ſchwer zu halten pflegt, wird ſich ſodann nicht mancher vom Heurathen abſchrecken laſſen; und muß er es nicht thun, wenn er vorher ſieht, daß ſein Lohn oder Gehalt nicht zum Unterhalt einer Familie zureicht? Verliert aber ein Regent nicht an Menſchen, die nicht zur Exiſtenz kommen, eben ſo viel, ja noch mehr, als er durch die verweigerte Erhöhung des Gehaltes zu erſparen meint, wenn man auch der Billigkeit nicht einmahl gedenken wollte? Es iſt wahr, es gefällt dem Landmanne, dem Bauer, dem Edelmanne, und auch dem Fürſten, wenn er viele Domainen hat, wenn er ſeine Victualien noch einmahl ſo hoch verſilbern, und ſeine Einkünfte verdoppeln kann. Iſt es aber billig, daß es mit Bedrückung des Andern geſchieht? Wird er nicht allmählich ſeine Bedürfniſſe, die er von den Einwohnern der Städte kaufen muß, auch noch einmahl ſo hoch bezahlen müſſen? Wird alſo am Ende, wenn ein Saldo gemacht werden ſollte, der Vortheil ſo groß ſeyn, als es wohl im Anfange ſchien? Muß man ein ſchnelles Steigen der Lebens=Mittel nicht auch als ein Zeichen eines baldigen Stillſtandes der Manufacturen, Fabriken und des Handels anſehen, weil man dadurch endlich dahin kommt, daß man nicht mehr mit andern Nationen Markt halten, und ſeine Producte abſetzen kann? Bey dem Stillſtande bleibt es aber nicht, ſondern der Verfall pflegt gemeiniglich auf dem Fuß zu folgen, wenn man von andern Nationen, die wohlfeiler arbeiten können, verdrängt wird. Nachher hält es ſchwer, wieder empor zu kommen.

Durch

Durch den Verfall der Manufacturen, Fabriken und des Handels wird alsdann die Anzahl der Conſumenten verringert, und folglich muß der ſchleunig geſtiegene Preis wieder fallen; der Schade aber bleibt alsdann, der durch die Erhöhung iſt angerichtet worden. Hat nun der Edelmann und Landmann überhaupt in der Zeit ſeine Ausgaben der Einnahme proportionirt, und ſich zu einem großen Aufwand gewöhnet; hat man ſich nicht nur zur Pracht in Kleidung, ſondern auch zu Delicateſſen gewöhnet, wie gemeiniglich bey Vermehrung des Reichthums zu geſchehen pflegt, ſo wird der Schade deſto größer und empfindlicher. Man ſieht alſo hieraus, welche Sorgfalt nöthig ſey, um ein ſchnelles Steigen der Lebens-Mittel zu verhüten, und einen wohlfeilen Preis zu erhalten. Wenn die Maſſe des Goldes und Silbers überall in ganz Europa in der Folge der Zeit vergrößert wird, und der Preis überall in gleicher Proportion ſteigt, ſo hat man keinen ſolchen Schaden davon zu befürchten.

Dieſes Steigen und dieſe Theurung kann inſonderheit durch große Städte, und vornehmlich durch das zu ſchnelle Wachsthum derſelben, verurſachet werden, zumahl wenn ſie in einer unfruchtbaren Gegend, und nicht an ſchiffbaren Ströhmen liegen, auf welchen die Victualien von allen Seiten für einen geringen Preis können zugeführt werden. Wenn eine Gegend nicht die Einwohner der Stadt aus einem nahen Umfange ernähren kann, und wenn das Meiſte auf der Axe herbey geſchaffet werden muß, und noch dazu von weitem, ſo verurſachen die Transport-Koſten nothwendig einen höhern Preis, und es wird, in Proportion, der Unterhalt und mithin das Heurathen, ſchwerer. Je mehr die Zahl der Einwohner in Städten wächſt, deſto theurer muß alles werden, und deſto größer werden die ſchädlichen Folgen. Allzu große Städte ſind alſo auch in dieſem Geſichtspuncte gefährlich; und es iſt un-

unſtreitig beſſer, wenn deren Einwohner in mehreren Städten vertheilt bleiben, wo der Unterhalt wohlfeiler iſt. Es wird auch der erworbene Reichthum auf eine gleichere Weiſe im Lande vertheilet, woran ſehr viel gelegen iſt. Auf ſolche Weiſe profitirt das Ganze, da ſonſt bey einer allzu großen Menge der Einwohner einer Stadt nur ein Theil zur Ungebühr, und endlich zum wirklichen Schaden aller andern Theile Vortheile zieht, die ihm aber in der Folge ſelbſt ſchädlich werden.

Daß erhöhete Preiſe größtentheils Folgen der vermehrten Conſumtion ſeyn, erörtert Hr. Prof. Titius (*) in folgendem Aufſatz.

„Man hat längſt erwieſen, daß ſich die Preiſe nach dem wechſelſeitigen Verhältniſſe der Waren und der Bedürfniſſe richten, und daß auſſer dieſen zwo Grund-Urſachen, alle übrigen Umſtände, welche einen Einfluß auf den Werth der Dinge haben, nur zufällig ſind. Indeſſen ſind doch auch dieſe lezten nicht ganz aus der Acht zu laſſen; vornehmlich darum, weil ihre Wirkung nur eine gewiſſe Zeit dauert, nach deren Verlauf die Sachen wieder auf den vorigen Fuß kommen. Aber das Verhältniß der Waren oder der Feilſchaften zu den Bedürfniſſen, oder der Nachfrage, iſt ſo etwas Weſentliches, daß, ſo lange dieſes beſteht, an eine Aenderung des Preiſes nicht zu gedenken iſt. Vielmehr iſt vorher zu ſagen, daß, wenn die Waren nicht in gleichem Verhältniſſe mit der Nachfrage, oder der Conſumtion, zunehmen, alsdann die Preiſe noch immer mehr hinan ſteigen müſſen. Die Betrachtung, welche ich ſchon lange darüber angeſtellt habe, daß unſere Bedürfniſſe ſo ſehr zunehmen, und in aller Art ſo ſehr vervielfältiget werden, hat mir den Satz immer mehr beſtätigt: es ſey nicht abzuſehen, daß die Preiſe der meiſten, ſogar der gemeinſten und nöthigſten Lebens-Bedürfniſſe, jemahls wieder etwas herunter kommen werden, ſo lange der Hang zum Wohlleben, oder, welches einerley iſt, die Menge der Bedürfniſſe, und die vergrößerte Conſumtion, in der Maße bleibt, oder noch höher ſteigt, als ſie gegenwär-

(*) Im 11 und 12ten St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1788.

wärtig iſt; wobey ich den Preis durchgehends, nach dem gemeinen Begriffe, als ein Maß in Gelde betrachte, nicht aber als das Aequivalent für den Werth der Dinge annehme. Und über dieſen Satz habe ich hier Gelegenheit, einige mir beyfallende Gedanken mitzutheilen, und ſie durch ein paar Verhältniß-Beyſpiele der vorigen, mit dem itzigen, Menſchen-Alter, zu erläutern, da mir eine Erinnerung, welche Hr. Paſtor Germershauſen unter den Schluß-Betrachtungen des vorigen Jahres, wegen des fortdauernden hohen Preiſes der Butter, äußerte, dazu Anlaß giebt. „Die ſämmtliche Viehzucht,“ dies war die Bemerkung des Hrn. Paſtors, „unſerer Gegenden befand „ſich im vorigen Jahre auf einem ſo guten Fuße, daß ihre „Vermehrung, beſonders der Woll-Thiere, überall er„wünſchten Fortgang hatte. Blieb aber die Butter, vom „Anfang bis zu Ende des Jahres, in dem mehr höhern „Preiſe, als ſonſt, ſo kam die Klage darüber noch aus dem „Jahre 1786 her. Es war für den vergangenen Winter, „im Herbſte des gedachten Jahres, zu wenig, und über„dem noch mehr ſchlechtes, als gutes, Rauchfutter, und „dies betraf vornehmlich auch den Klee, eingewonnen „worden, weshalb von den Milchkühen weniger Butter „erhalten ward. Und da auch die Kühe ſchlecht aus dem „Winter kamen, ſo gieng noch eine ziemliche Zeit hin, be„vor ſie ſich auf der Weide wieder recht erhohlen konnten. „Hierzu iſt noch der bekannte Obſtmangel, beſonders des „Pflaumenmußes, zu rechnen. Fehlt es am leztern, ſo „kann der Landmann keine Butter ſonderlich zu Markte „bringen, und muß ſie als ſeine tägliche Zukoſt, oder Zu„brod, wie man es hier herum provinzialiſch nennt, ver„ſpeiſen. Bringt aber der Bauer keine Butter zu Markte, „ſo ſind die ſogenannten Holländereyen und Vehmel„kereyen der Güterbeſitzer für ſich nicht allein hinreichend, „die Städte ſo mit Butter zu verſorgen, daß ſie in leid„lichem Preiſe ſtehen könne. Dieweil es demnach dem „ganzen nördlichen Deutſchlande an Baumfrüchten, wenn „man etwas Kirſchen, Johannis- und Stachelbeeren „ausnimmt, gefehlt hat, welches vom Verderben der „Blühten durch Froſt, und von der grünen Wickelraupe „herkam: ſo fehlte dem geringen Mann ein Großes, da „er keine Pflaumen hatte, um davon Muß zu kochen, und „hiermit den faſt durchgängigen Abgang der Butter zu er-

„ſetzen.

„ſetzen. Da die Flieder- oder Hollunderbeeren gewöhn„lichermaßen mit den Pflaumen in Verbindung gekochet „werden, um dem Muße theils ein beſſeres Anſehen und „Geſchmack, theils mehr Dauerhaftigkeit, zu geben, ſo „blieben das vergangene Jahr die Hollunderbeeren allein, „zum Mußkochen übrig, um ſolches Muß, ſtatt der But„ter, aufs Brod zu ſtreichen, und alſo zu verſpeiſen. „Man pflegt gemeiniglich zu ſolchem Gebrauche die Hol„lunderbeeren auszupreſſen, und den Saft zu einem Sy„rup einkochen zu laſſen. Es iſt aber zu dieſem Behuf ſo„wohl beſſer, als auch zur Erſparung der Mühe leichter, „die von den Stängeln abgeräufelten Beeren unausgepreſ„ſet zu verkochen. Das Hollundermuß nach dieſer Be„reitungsart ſchmeckt theils annehmlicher, theils veran„laſſet es auch, wenn es tagtäglich mehrmahlen genoſſen „wird, keinen Bauchfluß. In dieſer Abſicht nur verdiente „der Hollunderbaum, der überall, nur nicht im naſſen „Boden, gut fortkommt, eine mehrere Anpflanzung, und „dieſes um deſto mehr, da die Hollunderbeeren jährlich „wohl gerathen, und keinem Mißwachſe, wie unſre übrige „Baumfrüchte, unterworfen ſind.“

Dies von einer der zufälligen Urſachen des erhöheten Victualpreiſes. Es giebt aber eine andere, nicht zufällige, ſondern anhaltend wirkende, Urſache, welche dieſes, und andere menſchliche Bedürfniſſe zu unſern Zeiten in etwas höhern Preiſen erhält, als ſie jemahls vorher geweſen, und das iſt die vermehrte Conſumtion aller Lebens-Erforderniſſe, von der ſich aber nicht ſagen läßt, ob und wiefern ſie für den Staat im Ganzen ſchädlich, oder nützlich, ſey, wenn gleich ſicherlich von ihr zu behaupten ſteht, daß dadurch die Preiſe in Zukunft immer in nähmlicher Höhe dürften gehalten werden, wenn nicht allgemeines Verderben die Zahl der Menſchen, und ihre itzige Art zu leben, unglücklicher Weiſe wiederum herunter bringen wird. Es iſt weder nöthig, noch meiner Abſicht gemäß, mich hierüber ins Einzelne einzulaſſen. Ich darf mich aufs Total aller zum Leben gehörigen Stücke beziehen, um zu beweiſen, daß alle und jede Preiſe derſelben itzt weit höher, als vor 20 bis 30 Jahren, ſtehen. Wenn ich nun auch alle übrige zur Erhöhung mitwirkende Urſachen gelten laſſe, wohin Mißrathen, Unglücksfälle, politiſche und Gewerbe-Revolutionen, Geldverringerungen, u. ſ. w.

u. ſ. w. gehören: ſo tragen ſie doch insgeſammt dasjenige zur Erhöhung der Preiſe nicht bey, was die vermehrte Conſumtion allein thut. Die Waren würden auch völlig im genauen Maße der Nachfrage, oder des Verbrauches, ſteigen, wenn nicht die ſtets zunehmende Vervielfältigung der Waren den Kaufpreis etwas herunter hielte. Man betrachte die vornehmſten Artikel aller Nahrungsbedürfniſſe; man wird ſogleich zugeben, daß alle Woll- und Leinwand-Waren, alle Fabrikate aus Leder und Fett, aus Holz und Metalle, aus Getreide und Früchten, u. ſ. f. ſeit etlichen 20 Jahren ungemein aufgeſchlagen ſind. Sie würden es aber weit mehr, vielleicht um die Hälfte mehr, ſeyn, wenn nicht alle dieſe Producte, im Verhältniſſe ſo viel mehr wären vervielfältiget worden, als der Begehr und die Conſumtion derſelben häufiger geworden iſt. Butter und Fleiſch, Fett und Leder, Wolle und andere dergleichen Thierproducte, würden noch mehr im Preiſe hoch ſeyn, wenn nicht der große Viehſtand aller Orten, wo nicht überflüſſigen, doch ziemlich hinlänglichen Vorrath zur Befriedigung der Conſumenten, hergäbe. Setzet, der Viehſtand ſey in dem Mittelmaße, wie er vor einem Menſchenalter war, wie viel weniger würde er von den Bedürfniſſen dieſer Art darreichen, und wie viel mehr würde der Kaufwerth davon hinan gerücket ſeyn. Ich weis wohl, daß die vermehrte Quantität des Geldes, und deſſen größerer Umlauf, beſonders aber deſſen geringhaltige Ausprägung, in die Preiſe der Waren einen weſentlichen Einfluß haben, und ſie bald erhöhen, bald erniedrigen. Aber alle dieſe politiſche Hülfsmittel, ſofern man ſie zur Erniedrigung der Preiſe anwendet, können ſelbige proportionirlich nicht ſo viel, und ſo für beſtändig vermindern, als die vermehrte Conſumtion ſie erhöhen wird. Und dieſe letzte hängt nur von zwo Urſachen ab: von der größern Bevölkerung, und von den größern Bedürfniſſen der Menſchen, ſie mögen wahr, oder eingebildet ſeyn. Beyderley Urſachen ſind vorhanden. Die Bevölkerung wächſt, zu Folge der Moralitätstabellen, zuſehens in den Ländern. Aber weit mehr wächſt der allgemeine Hang zum Wohlleben, zur Bequemlichkeit, folglich der ſtärkere Begehr, und die Conſumtion. Und auf Rechnung dieſer ſchreibe ich meiſt alle weſentliche Erhöhung unſerer Victualienpreiſe, und aller unſerer Lebensbedürfniſſe. Ein

Be-

Beweis von dieſem wachſenden Hange zum Wohlleben ſind die mancherlei vermehrten Handwerker und Künſtler, die für den Luxus arbeiten. Wer einige 20 oder 30 Jahre zurück geht, wird inne werden, daß damahls von demſelben Handwerke, z. B. der Schneider, der Schuhmacher, der Friſirer, der Barretkrämer, der Putzmacher, u. d. gl. wenig mehr, und nicht einmahl die Hälfte ſo viel geweſen, als ihrer izt ſind. Alle dieſe Leute wollen doch leben, und Arbeit haben. Um dieſe bewerben ſie ſich auf sehr mannigfaltige Weiſe, und finden ſie auch durch ganz unterſchiedliche Mittel. Was iſt alſo gewiſſer, als daß die Bedürfniſſe dieſer Art unter den Menſchen, in den verſchiedenen Ständen, müſſen ſeyn vermehret worden. Freylich könnte man wohl ſagen, die Arbeit, welche ſonſt etliche wenige hatten, vertheile ſich izt unter viele. Aber die Erfahrung lehrt doch, daß dieſe vervielfältigten Künſtler und Arbeiter insgeſammt zu thun haben, und als Meiſter und Herren, immerzu ihre Geſellen und Gehülfen halten. In der That hat ſich alſo der Verbrauch der Dinge, welche ſie verarbeiten, mehr gehäufet. Und da die Zahl der Verarbeiter größer geworden iſt, ſo muß man bedenken, daß auch durch ſie, die Conſumtion anſehnlich vermehrt wird. Denn eine Anzahl Meiſter werden, an dem nähmlichen Orte, ſchon etwas beſſer leben, und mehr verthun, als eine doppelt ſo große Anzahl von Geſellen und Lehrlingen. Folglich, wenn von der Conſumtion die Rede iſt, ſo kann es nicht gleichviel ſeyn, auf welcher Stufe ein Profeſſioniſt im Staate erſcheint: ob er Herr oder Diener, Meiſter oder Geſelle ſey. Und es leuchtet die Richtigkeit des ſtatiſtiſchen Satzes ein, daß man Profeſſioniſten, ſobald möglich, zu Familien und Meiſtern anſtelle, und alles aus dem Wege räume, wodurch ihr Anſetzen verhindert werden kann.

Wenn ich zu dieſem nun noch die große Neigung zum bequemen und beſſern Leben hinzufüge, die bey dem mittlern und niedern Stande, ſeit wenig Jahren eingeriſſen iſt, ſo gewinnt die Conſumtion der Lebensbedürfniſſe ein gar Großes. Nicht nur der Herr und Meiſter hält ſich ſchon beſſer in Eſſen und Trinken, in Kleidern und Wohnung, in Geſellſchaft und häuslichem Umgange, in Aufwartung und Bedienung, ſondern ſeine Leute, Geſellen, Lehrlinge und Dienſtbothen, wollen bey ihm auch ſchon

beſſer gehalten ſeyn, und nehmen mit dem nicht mehr vorlieb, womit ſie zur Zeit des Vaters und Großvaters abgefertiget wurden. Damahls ward z. B. die Woche ein bis zweymahl Fleiſch auf den Tiſch gebracht; izt müſſen ſie wenigſtens viermahl, wo nicht alle Tage, welches aufgeſezt bekommen. Man nehme in einer Mittelſtadt 300 ſolcher Profeſſioniſten aller Art, deren jeder ſeine Leute wöchentlich mit zwey Mahlzeiten mehr Fleiſch regaliren muß, und gebe auf jede Mahlzeit nur 2 Pfund, ſo beträgt dies die Woche 1200 Pf. mehr verzehrtes Fleiſch, weswegen der Fleiſchbauer die Woche 3 bis 4 Rinder, und das Jahr hindurch wenigſtens 150 Stück mehr, als ehemahls, ſchlachten muß. Könnte dies Uebermaß Fleiſch nicht aus dem Viehſtande des Landes genommen werden, ſo würde der Fleiſchpreis weit höher ſtehen, als er gegenwärtig iſt; und ſo geht es mit den übrigen Bedürfniſſen, mit den Producten und Fabrikaten, insgeſammt. Je mehr begehrt wird, deſto mehr wird gearbeitet. Abnahme und Zubereitung balanciren ſich gewiſſermaßen immer, verurſachen aber doch, daß die Preiſe mit der Zeit ſtets etwas weniges hinauf rücken, weil das Begehr gegen die Menge Waren nach und nach um ein Unmerkliches zunimmt. Ich zweifle; ob das Stiefeltragen jemahls häufiger geweſen, als izt. Unter zehnen trug vormahls kaum einer Stiefel; anizt unter zehnen wohl nicht einer Schuhe. Eine wie große Quantität Leder wird hierbey nicht mehr verbrauchet! Und wie viel mehr Verdienſt wirft es für den Schuhmacher ab! Setzet man hinzu, daß beſonders bey Fabrikaten, die Moden und Zubereitungsarten unaufhörlich abändern, daß ſie hiernächſt durchgehends leichter, d. i. weniger dauerhaft, gemacht werden, ſo wird das öftere Begehr um ſo viel nothwendiger, da das Fabrikat in kurzer Zeit verbraucht iſt, und ein neues der Art angeſchaffet werden muß. Einen Beweis davon hat man an den heutigen leichten Zeugen, an den Floren, an allerley Gewebe und Band-Waren. Mancher wollte ſein Begehr gern einſchränken, und mit einem dauerhaftern Zeuge länger wirthſchaften, auch willig mehr bezahlen; aber es wird nicht mehr gearbeitet, und er iſt genöthigt, nach Verbrauch des vorigen, in Kurzem ein neues dergleichen Fabrikat anzuſchaffen. Freylich dauerhafteres Fabrikat koſtet mehr, und das behaget nicht allen, man will den

Preis

Preis geringer haben, und lieber öfterer kaufen. Zwar der öftere Kauf frißt mehr Geld; er befördert aber das Gewerbe, das Umwenden der Ware und des Geldes. Und das verlangt der Negociant, der Financier und der Volksberechner. Ich habe nichts dawider; bloß die folgenden Menschenalter müſſen lehren, wiefern das Syſtem des vergröſſerten Aufwandes der Staaten vortheilhaft, oder nachtheilig ſeyn könne. Der Zunahme von Menſchen, und der gleichförmigern Vertheilung des Geldes, iſt es allemahl zuträglich, und wenn der Reichthum einer Nation nur nach Verhältniß der Arbeit geſchätzet wird, ſo begünſtigt es auch dieſes. Es iſt ſogar ein Beweis des inländiſchen ſtarken Kunſtfleißes, des auswärtigen Handels, und der zunehmenden Volksmenge. Wenn der Trieb der Induſtrie, oder zum Kunſtfleiße, ein Land auf einen größern Grad der Bevölkerung gebracht hat, ſo kann auch ein Mangel an Bedürfniß, die Nachfrage, und folglich die höhern Preiſe nicht aufhalten. Dies Verlangte muß alsdann aus andern Ländern herbeygeſchaffet werden, und dadurch in dieſen Nachfrage, Preis und Arbeit vermehren. So iſt es mit der Conſumtion, mit dem Luxus, neuerer Zeiten. Bey den älteſten Völkern, wo noch etwas vom Wohlleben vorkommt, war es anders. Hier gründete ſich der Reichthum der Regenten auf Eroberung und Raub. In heutigen gut eingerichteten Ländern gründet er ſich auf Fleiß, auf Verarbeitung der Producte. Bey uns kommt er durch den Frieden in Umlauf, da er bey den Alten bloß durch Krieg in Vertheilung kam. Es wurde zwar bey den Alten bisweilen großer Aufwand gemacht, aber dieſer gab keinen Beweis vom Umlaufe ihres Reichthums. Beyſpiele, die näher an uns reichen, zeugen von den großen Summen, die bisweilen von Fürſten und Regenten ſind aufgewendet worden. Ich leſe in einer alten Nachricht, daß auf dem Beylager, welches Herzog Johann Friedrich, Kurfürſt Johannſen Prinz, mit Sybillen, Herzog Johann III. zu Jülich und Cleve, Fräulein Tochter, A. 1527 zu Torgau gefeyert, gedachter Kurfürſt eine ſehr ſtattliche Ausrichtung veranſtaltet habe, dergleichen damahliger Zeit ſehr gebräuchlich, anitzt aber ſelten mehr geſchehen. Es waren dabey 16 fürſtliche Perſonen, Herzoge und Pfalzgrafen, 15 Grafen, 10 Freyherren, und eine groſſe Menge vom Adel und Rit-

Rittern, wie auch die Abgeordneten der Univerſität Wittenberg, und der eingeladenen Städte, ohne die vielen fürſtlichen und andern vornehmen Frauenzimmer; ſo daß, nach Ausweiſung der Küchenregiſter, 31688 Perſonen, ganze 9 Tage nach einander, zu Hofe geſpeiſet, und die große Anzahl Pferde, welche ſie bey ſich gehabt, zugleich mit unterhalten, darneben, zur Vermehrung der Pracht, allerley fürſtliche Luſtbarkeiten mit Thurnieren, Rennen, Stechen, Maskeraden, Jagen und andern Freudenſpielen, angeſtellet worden. Allein ſolcher außerordentliche Aufwand iſt gar kein Beweis, daß dadurch ein verhältnißmäßiges Aequivalent, zum Beſten der Induſtrie, im Staate ſey in Umlauf geſetzt worden. Dadurch ward weder dem armen, arbeitenden Theile Brod verſchaffet, noch das Vermögen der Reichen gemindert. Es war dies eine Art Luxus, wodurch die Geringern in noch größere Noth geriethen, und der Große immer groß blieb. Das, wodurch der Luxus ſich damahls empfahl, war gerade dasjenige, wodurch er neuerer Zeit eigentlich gemißbrauchet wird; nähmlich bloß ſeiner Leidenſchaft Genüge zu thun. Oefters hatte dies bey den Großen das völlige Verderbniß ihrer Sitten, ſo wie der Einwohner ihres, zur Folge. Von dieſer Seite kann daher der große Aufwand niemahls gute Wirkung haben. Wenige alte Städte und Republiken bedienten ſich des Luxus, des vermehrten Vertriebes, zu der Abſicht, wozu wir ſie heutiges Tages nutzen: zur Veräuſſerung ihrer Producte und Arbeiten, folglich zur Beförderung der Induſtrie. Dergleichen waren Athen, Karthago, Alexandrien, Tyrus, u. ſ. w. Es geht dies ſo weit, daß ein Land, deſſen Regent zwiſchen ſeinen Unterthanen keine wechſelſeitige Bedürfniſſe, keine Abhänglichkeiten von einander veranſtalten, und die Preiſe der Dinge in keiner erheblichen Balanz erhalten kann, ſich in wahrer Unmöglichkeit befindet, an Volkszahl zuzunehmen. Zu allen Zeiten haben indeſſen die mittlern und niedern Stände die Neigung zum Aufwande von den höhern angenommen, und wenn ein Land an Pracht und Wohlleben hat ſollen gewöhnet werden, ſo haben zuerſt der Hof und der Adel den Anfang gemacht. Dadurch ſind mehr Bedürfniſſe erwachſen; und wie es der Bürger und Mittelmann dieſen nachgethan, ſo iſt zulezt die Kauf-Begierde oder Concurrenz ſo groß geworden, daß die

Märkte

Märkte kaum Feilſchaften genug für die Käufer geliefert haben. Das hat denn freylich viele tauſend Hände in Thätigkeit geſetzt. Denn weil man zu keinem einzigen Bedürfniſſe umſonſt gelangen kann, ſo muß man es durch Gegenwerthe verſchaffen, die wiederum durch mancherley Art von Arbeit zu erwerben ſind. Itzt, und vielleicht in künftiger Zeit, wenn Pracht und ſtattliche Lebensart noch höher ſteigen, fangen die Regenten, Hofleute, der erhabenſte Theil der Nation, vieler Orten bereits an, ſich einzuſchränken, und den niedern Claſſen eben ſo bereitwillige Beyſpiele der Sparſamkeit, der Mäßigung, des Erwerbes, als vormahls des Aufwandes und des Uebermaßes, zu geben. Es iſt nicht zu hoffen, daß dadurch aller Luxus unterbleiben werde; er muß vielmehr, bey einer guten Lenkung, immer aufrecht erhalten werden. Aber die Beyſpiele der Großen können dem Volke zum Unterricht dienen, nicht in wahre Verſchwendung hinab zu ſinken, und auf diejenige Stufe des Unvermögens zu kommen, wo Verbrauch und Nachfrage, zur Geſchäftigkeit der induſtriöſen Volksclaſſe, nicht mehr wirkſam genug ſind. Die mit den Jahrhunderten nach und nach bis zur Uebertreibung angewachſenen Bedürfniſſe der Monarchen, wozu vornehmlich die Unterhaltung der großen Kriegsheere, und die geführten Kriege ſelbſt, gehören, ſind Urſache, warum die Einkünfte derſelben ſo ungemein haben müſſen erhöhet, mithin Auflagen und Taxen angeleget, zuletzt Eroberungen angeſtellet werden. Ich weiß nicht, daß Jemand die Einkünfte der vornehmſten Länder und Reiche in Europa vor 200 bis 300 Jahren mit den itzigen zuſammengehalten hat, da doch die Statiſtik eine Seuche der heutigen Schriftſteller iſt. Man würde erſtaunen, wenn einer dies, mit guten Nachrichten verſehen, bewerkſtelligte, wie gewaltig die Revenüen aller Staaten durchgängig, gegen eine vorige Zeit von 200 Jahren, gewachſen ſind. Und das würde uns von der Geringfügigkeit der damahligen Bedürfniſſe, von der ganz unerheblichen Concurrenz in den beſten Producten, und von den unnahmhaften Preiſen der Dinge in dieſem Zeitalter, mehr Einſicht verſchaffen. Johann Boterus, Secretair beym Cardinal Borromäus, hat zu Ende des 16ten Jahrh. ein Buch: de viribus, opibus, regimine Principum Europae, Aſie, Africae etc. herausgegeben, davon ich den deutſchen Aus-

zug, u. d. T. Macht, Reichthum und Einkommen, aller Kaiſer, Könige ꝛc. Cöll, 1606, in 4to beſitze. Die Leſer ſehen hier ein paar Zeilen nicht ungern, die ich von den Einkünften und Ausgaben der Krone Frankreich, in der damahligen Zeit, ausziehe; wiewohl ſie nur entfernt meinen behandelten Gegenſtand treffen. Sie werden wenigſtens deutlich zeigen, wie groß die öffentlichen Bedürfniſſe in einem Staate, dergleichen Frankreich iſt, ſeit faſt 200 Jahren geworden ſind, wenn man ſie mit der Summe der heutigen Einnahme und Ausgabe vergleicht. Und dadurch ſind denn auch die Preiſe der Dinge hinauf geſtiegen. Das Verzeichniß iſt dieſes: aus dem Demvin (vielleicht halben Zwanzigſten) kommt ein, 2½ Million Franken. (Ich rechne den Franken von Silber damahls zu 8 unſrer Groſchen.) Aus der Münze, 300,000. Aus Legitimation der Baſtarden, 600,000. Aus dem Zoll zu Lyon von Seide ꝛc. 7 Millionen. Aus Impoſition aufs Salz, 4½ Million. Aus einem Zehntheil von geiſtlichen Gütern, 4 Millionen. Aus der Schatzung zu Erhaltung, 50,000. Männer, 1½ Million. Ordinaire Schatzung, 400,000. Annaten von geiſtlichen Gütern, 200,000. Aus den 20 ß. von jedem Glockenthurme, 300,000. Aus den 5 ß. von jedem Faſſe Wein, 1 Million. Aus den 100 ß. von jedem Gerichtskrieg, ehe der ins Recht kommt, 300,000. Von Getreide und Wein, ſo hinausgeführt wird, 400,000. Von Meerdreff und andern Extraordinairen, 700,000. Summa von allen, 23 Millionen und 3000 Franken. Hiervon verzehrt der König auf ſeinem Tiſche 1½ Million. An Pferden, ½ Million. An Penſion der großen Herren, 700,000. An ergetzlichen Dingen, 2 Mill. An 10 Geſandten, bey anderer Fürſten Höfen, 4½ Million. Zuſammen ungefähr 5 Millionen. Bleiben dem König noch jeden Monath mehr als 1½ Mill. Franken übrig. Die itzige Einnahme des Königs rechnet man auf 615 Millionen Livres, und die Ausgaben 732 Millionen. Alſo iſt das jährige Deficit, worüber gegenwärtig der Streit unter den Miniſtern obwaltet, immer 114 bis 115 Millionen Livres. Das Einkommen der Geiſtlichen in Frankreich war vor 20 Jahren, wenn man abrechnet, was ein jeder Biſchof hat, 158½ Million Franken. Der Zehent, ſo die Geiſtlichen auf dem Lande empfingen, trug 30 Millionen. Der Papſt erhielt aus Frankreich 20 Millionen.

ſionen. Heinrich III., der es Karl dem V. gleich thun wollte, verthat ſchon viel Geld, borgte zu 16 p. C., und verließ bey ſeinem Tode 30 Millionen Schulden. In dieſe zerrüttete Staatswirthſchaft kam Sülly unter Heinrich IV., bezahlte alle Schulden, und hinterließ wieder beym Tode ſeines Königs 41 Millionen bar Geld im Schatze. Dies alſo hier nur gelegentlich! Was die Hauptſache dieſes Aufſatzes betrifft, daß die Preiserhöhungen ſich nach den Begehrniſſen lediglich richten, ſo führe ich nur noch an, es ſey nicht richtig, wenn einige in den Gedanken ſtehen, daß die Vermehrung des Geldes, oder eine größere Circulation, die Preiſe zum Steigen bringe. Dies hat Hume ſehr hartnäckig behauptet, Aber Steuart zeigt ihm offenbar, daß dieſes mehrentheils falſch ſey. (Grundſätze der Statsw. I Th. S. 429, f.) Aus der Menge der Münze läßt ſich mit Sicherheit auf die Preiſe nicht folgern. Hergegen bleibt es ein der Erfahrung und der Vernunft völlig gemäßer Satz, das Steigen der Preiſe müſſe der zunehmenden Nachfrage nach Bedürfniſſen allemahl folgen; wenn nicht unmittelbar und ſogleich, doch nach und nach, und gleichſam von ferne, obſchon es niemahls in ein völlig gleiches und höchſt richtiges Verhältniß mit derſelben treten wird.“

Faſt keine Klagen ſind ſo allgemein, als die Klagen über die in der lezten Hälfte dieſes (18ten) Jahrhundertes ſo hoch geſtiegenen Preiſe der unentbehrlichen Lebens-Bedürfniſſe. Die, unter dem Titel: Gegenwärtiger Zuſtand der Landeshauptmannſchaft Hof, Bayreuth, 1792, liefert auf der dritten und 4ten Tabelle, die Preiſe von Getreide und Victualien, wie ſolche in Hof, ſeit den Jahren 1731 und 1741 bis jezt geweſen ſind. Der Satz, daß die Preiſe der unentbehrlichſten Lebens-Bedürfniſſe jezt um 2 Drittel, ja faſt noch einmahl ſo hoch ſind, als vor 50 bis 60 Jahren, wird aus folgendem Auszug, beſonders bei den Rubriken: Weizen, Korn, Gerſte, Haſer, Reiß, Fleiſch, Butter, Erdäpfel, Holz, Eyer ꝛc. ſofort erweislich.

Getreide- und Victualien-Preiſe in der Stadt Hof, Mittel gerechnet, nach

	Gro-	1731 — 1740	1741 — 1750
Weizen - - - -	ſchen	$16\frac{7}{20}$	$22\frac{7}{10}$
Korn - - - - -	=	12	$14\frac{4}{5}$
Gerſte - - - -	=	9	11
Hafer - - - - -	=	4	6
1 ℔. Caroliner Reiß	Xr.	—	$7\frac{1}{4}$
= Mart. Kaffe -	=	—	37
= feiner Zucker -	=	—	26
= Rindfleiſch -	=	—	$4\frac{1}{5}$
= Kalbfleiſch -	=	—	4
= Schöpſenfleiſch	=	—	4
= Schweinfleiſch	=	—	$5\frac{1}{4}$
= Butter - -	=	—	$7\frac{1}{2}$
1 Achtel Salz - -	=	—	$45\frac{3}{10}$
= Erdäpfel - -	=	—	$8\frac{3}{4}$
1 Klafter Holz - -	=	—	2 Fl. $37\frac{1}{2}$
Stück Eyer für -	1 gr.	—	14
1 alte Henne - -	Xr.	—	$9\frac{1}{2}$
1 Par junge Tauben	=	—	$3\frac{3}{4}$

vom Jahr 1731 bis 1790, nach den Jahrzehenden im Rheiniſcher Währung.

1751 — 1760	1761 — 1770	1771 — 1780	1781 — 1790
$22\frac{7}{10}$	28	$28\frac{3}{5}$	$28\frac{3}{5}$
$15\frac{1}{5}$	17	$18\frac{1}{5}$	$20\frac{1}{5}$
$11\frac{3}{10}$	$13\frac{3}{10}$	$14\frac{7}{10}$	15
$6\frac{4}{5}$	8	$7\frac{3}{10}$	8
$9\frac{1}{10}$	$10\frac{3}{5}$	$12\frac{7}{10}$	$17\frac{1}{6}$
$35\frac{7}{10}$	$35\frac{1}{2}$	$28\frac{1}{4}$	$37\frac{1}{5}$
29	$32\frac{3}{10}$	$27\frac{17}{20}$	$30\frac{2}{3}$
$4\frac{1}{2}$	$6\frac{1}{2}$	$5\frac{1}{3}$	$6\frac{3}{7}$
$4\frac{3}{5}$	$5\frac{1}{3}$	5	$5\frac{9}{17}$
4	$5\frac{1}{4}$	$5\frac{1}{10}$	$4\frac{4}{5}$
$6\frac{1}{10}$	$7\frac{7}{13}$	$6\frac{5}{17}$	8
$9\frac{3}{5}$	11	$14\frac{1}{3}$	$16\frac{2}{3}$
$36\frac{4}{5}$	1 Fl. 13 Xr.	1 Fl.	1 Fl. 1 Xr.
$9\frac{3}{10}$	$10\frac{3}{4}$	$19\frac{1}{9}$	$15\frac{3}{4}$
4. $41\frac{1}{4}$	5. 55	4. $39\frac{12}{17}$	5. $12\frac{1}{2}$
$12\frac{4}{13}$	$9\frac{1}{5}$	$8\frac{1}{10}$	7
11	$13\frac{1}{10}$	$12\frac{2}{3}$	$14\frac{1}{2}$
$4\frac{1}{2}$	$5\frac{1}{2}$	$5\frac{1}{10}$	$6\frac{13}{18}$

Berechnung der Getreide-Conſumtion, ſowohl in Europa im Ganzen, als auch in verſchiedenen Ländern und Städten inſonderheit, ſ. im XLIV Th. S. 623 — 633.

Die Freyheit des Handels mit Lebens-Mitteln, als eine Quelle des Wohlſtandes der Nationen, von Franceſco Griſelini (*).

„1. Abſchnitt.

Was unter Lebens-Mittel zu verſtehen ſey?

Die von der kaiſerl. ökonomiſchen Geſellſchaft vorgelegte Preisfrage iſt: Wie kann man in einem weitläuftigen zuſammenhängenden Staate, der bequeme Heer-Straßen und ſchiffbare Flüſſe hat, durch Geſetze dem Mangel der nöthigſten Lebens-Mittel und der Theurung am beſten und ſicherſten durch Verordnungen vorbeugen, ſo daß dadurch dem Ackerbau aufgeholfen, und ein beſtändiger billiger Mittel-Preis feſtgeſetzt wird? In wiefern kann das Meer, welches an dieſen Staat ſtößt, einen Einfluß darauf haben?

Um dieſes deſto deutlicher begreiflich zu machen, bitte ich mir die Erlaubniß aus, folgenden Satz beweiſen zu dürfen: daß ein freyer und uneingeſchränkter Handel mit den Lebensmitteln das einzige Mittel iſt, einen billigen Mittel-Preis zu erhalten, der Gefahr der Theurung und Hungersnoth vorzubeugen, und zugleich nicht nur den Ackerbau, ſondern auch die Künſte und Manufacturen und die Bevölkerung aufs wirkſamſte zu befördern.

Bey

(*) Giornale d'Italia, B. IX, S. 279, fgg., und Italieniſche Bibliothek, 2 B. (Lpz. 1779, gr. 8.) S. 173, fgg. Dieſe Abhandlung erhielt das Acceſſit bey der kaiſerl. ökonomiſchen Geſellſchaft des Herzogthums Krain, welche die Auflöſung dieſes Satzes zur Preis-Aufgabe des J. 1772, beſtimmt hatte.

Bey Ausführung der drey Haupt - Puncte dieſes Satzes will ich mich zugleich bemühen, zu zeigen, daß nichts billiger, und den von Gott gegebenen natürlichen Geſetzen gemäßer iſt, als dieſer freye Handel; daß die Regierung nichts weiter zu thun habe, als ſolchen zu ſchützen. Ich werde Vorſchläge thun, wie dieſes am beſten einzurichten ſey, und hoffe, die oekonomiſche Geſellſchaft werde mir alsdann einräumen, daß, wenn der freye Handel in ihrem Staate eingeführt wäre, die Lebens - Mittel nicht nur beſtändig in einem für Käufer und Verkäufer billigen Mittel - Preiſe ſtehen, ſondern auch kein Mangel, und die traurigen Folgen davon, zu befürchten ſeyn würden, und daß dieſes als das wirkſamſte Mittel zum Reichthum des Staates, und zum größten politiſchen Wohlſtande, womit das Wohl des Regenten verknüpft iſt, betrachtet werden müſſe.

Unter dem Worte **Lebens - Mittel** verſteht man überhaupt ſowohl das Getreide in Körnern, und zu Mehl gemahlen und gebacken, als auch Oehl, Wein, oder was man an deſſen Stelle trinkt, oder mit Einem Worte, alle Producte des Gewächs - und Thier - Reiches, die zur Nahrung der Menſchen und brauchbaren Thiere dienen.

Ihr Ueberfluß iſt in jedem Staate das beſte Geſchenk der göttlichen Vorſehung, und der Wunſch aller Menſchen - Freunde. Rechtſchaffene Regenten müſſen es ihre beſtändige Sorge ſeyn laſſen, ihren Unterthanen denſelben zu verſchaffen, damit ſie die ſchrecklichen Folgen des Mangels nie empfinden.

2. Abſchnitt.

Das verſchiedene Intereſſe bey dem Preiſe der Lebens = Mittel. Der Mittel = Preis iſt der vortheilhafteſte.

Die Beſitzer der Land = Güter und die Landleute wünſchen einen hohen Preis der Lebens = Mittel, um deſto mehr zu verdienen. Die übrigen, ſie mögen Manufacturiſten und Hand - Arbeiter ſeyn, oder von der Induſtrie, oder von der Beſoldung ihrer Aemter leben, wünſchen den niedrigſten Preis, um ein deſto bequemeres Auskommen zu haben.

Man ſieht hieraus, daß das Ganze einer jeden großen Societät, getheilte Wünſche und ein verſchiedenes Inte-

reſſe hat, da es dem Beſten des Ganzen doch zuträglicher wäre, nur ein einziges zu haben. Dieſe verſchiedene Meinung rührt bloß daher, daß die Mitglieder dieſer Societät die Sache nicht unterſuchen, und nicht einſehen, daß der Preis der Lebens-Mittel allemahl der Maßſtab des Preiſes der Manufacturen, und aller Arten von Arbeits-Lohn, der Beſoldungen, und überhaupt aller und jeder Ausgaben, iſt.

Wo die Lebens-Mittel wohlfeil ſind, da ſind aller Arbeits-Lohn und alle Beſoldungen auch nicht theuer. Darunter leidet jedermann; denn bey gar zu wohlfeiler Zeit verliert der Beſitzer der Land-Güter, der Pachter und Landmann viel von ſeiner Einnahme, folglich können dieſe dem Kramer, dem Handwerker, und andern, die von ihnen leben müſſen, wenig zu verdienen geben. Es iſt daher eine durch die Erfahrung ganz unläugbare Wahrheit, daß im Grunde niemand einen wahren Vortheil davon hat, ſobald die Lebens-Mittel zu hoch oder zu niedrig im Preiſe ſind, ſondern daß ein jeder ſich gut dabey befindet, wenn ſie in einem Mittel-Preiſe ſtehen.

3. Abſchnitt.

Geſetze und Polizey-Anſtalten ſind nicht hinlänglich, einen Mittel-Preis der Lebens-Mittel zu erhalten, ſondern bloß ein freyer uneingeſchränkter Handel.

Weil man ſeit langen Zeiten eingeſehen hat, daß der Mittel-Preis der zuträglichſte zum allgemeinen Beſten iſt, ſo hat man auch Einrichtungen zu treffen geſucht, um ihn zu erhalten, ja man hat ihn ſogar beſtändig auf einen gewiſſen Preis feſtſetzen wollen.

Erweget man aber, daß es mit den Getreide-Preiſen wie mit andern Waren geht, ſo muß es einem in die Augen leuchten, daß Menſchen ihn eben ſo wenig feſtſetzen können, als ſie im Stande ſind, die phyſiſchen Urſachen, welche die Veränderung des Preiſes veranlaſſen, zu heben.

Sobald Menſchen ſich darein mengen, ſo ſind ſie gerade Schuld daran, daß die Preiſe ſich noch mehr verändern; denn alle ihre Anſtalten haben den Endzweck, entweder die gar zu große Ein- und Ausfuhre zu hemmen, oder einzuſchränken, oder unter gewiſſen Umſtänden gar zu verbiethen, oder es nur einigen zu erlauben, daß ſie öffent-

öffentliche Magazine auf den Nothfall anlegen. Dieſes hilft zu nichts, als zu der einen Zeit einen niedrigern Preis, als er natürlicher Weiſe, und zum allgemeinen Beſten ſeyn ſollte, zu erzwingen, und zur andern Zeit können ſie doch nicht verhindern, daß der Preis auſſerordentlich ſteige, und die Aufkäufer und Monopoliſten, welche, um ſich zu bereichern, Tyrannen des gemeinen Beſten werden, ihre böſen Künſte dabey ausüben.

Das Verhindern, Einſchränken oder Erſchweren der Ein- und Ausfuhre von einer Provinz in die andere eines States, und von einem Staate in den andern, durch harte Bedingungen, thut eine ganz andere Wirkung, als den Mittel-Preis zu erhalten. Dies benimmt den Beſitzern der Grundſtücke und dem Landmanne den Muth; er fürchtet, daß ihm an dem, was er mit ſauerm Schweiß erworben hat, Abbruch gethan werden, oder daß ihm der Ueberfluß ſchaden möge; jene wenden nichts auf die Verbeſſerung ihrer Güter, und dieſe legen ſich nicht mit Ernſt auf den Anbau des Landes, dadurch kommen ſie herunter, und die Menge des erbaueten Getreides wird geringer; dadurch entſteht Mangel, dieſer ſteigert den Preis; der Handel ſtockt, und mit ihm die Quelle der öffentlichen und Privat-Einnahmen. Alsdann triumphirt der Monopoliſt über die ſogenannten guten Einrichtungen, und kennt keine Schranken mehr, die öffentlichen Magazine, die angelegt ſind, um dem Mangel abzuhelfen, werden dem Volke zu einer noch größern Laſt, weil der Aufwand, ſie zu unterhalten, der Schade, den die Inſecten daran thun, und die Betriegereyen der Aufſeher alle auf den Armen fallen, indem der Preis über die Mittel-Straße erhöhet wird.

Wie wäre es alſo möglich, mitten unter dieſen verkehrten ökonomiſchen Anſtalten einen Tarif feſtzuſetzen, deſſen Preis immer unveränderlich bleibt? Es iſt eine ſehr falſche Einbildung, anzunehmen, daß die guten Verordnungen dieſem Uebel ſteuern, weil dies eben ſo viel heißt, als der Witterung und den Elementen Geſetze vorſchreiben, als den Preis der Lebens-Mittel durch Dinge, die ihren natürlichen Werth nichts angehen, feſtſetzen, als eine Ungerechtigkeit begehen, und den Käufer gegen den Verkäufer zu ſehr begünſtigen, als den Ackerbau, die

Grund-

Grund-Säule aller Künſte und des Staates, ruiniren wollen.

Wenn alſo dieſe Mittel unzulänglich ſind, wie kann man einen für alle Einwohner bequemen Mittel-Preis zuwege bringen? Man muß machen, daß dieſer Preis in allen Fällen nicht das Reſultat einer auf einen einzigen Ort eingeſchränkten Proportion, ſondern des uneingeſchränkteſten und ausgedehnteſten Verhältniſſes zwiſchen den Vorräthen an Lebens-Mitteln, und der Conſumtion, zwiſchen dem, was zum Verkauf angebothen, und was geſucht wird, zwiſchen Verkäufern und Käufern ſey.

Dies erlangt man nicht anders als durch einen freyen Handel, und wenn man ihm die größte Activität läßt, d. h. wenn man den Eigenthümern der Ländereyen, dem Landmanne, den Kaufleuten, und jedermann die völlige Freyheit läßt, mit Getreide und Mehl ſowohl, als mit allen Lebens-Mitteln überhaupt, zu handeln, ſo daß er ſie ohne Hinderniß, ohne nöthige Erlaubniß von dem Landes-Herrn, ohne alle Erſchwerung, nach eigenem Belieben von einer Provinz des Staates in die andere, oder auch in fremde Länder ſchicken, und auch von dorther wieder einführen, und überhaupt damit ſchalten kann, wie er es ſeinem und anderer Vortheil am zuträglichſten hält.

Dieſe völlige Freiheit bringt die Lebens-Mittel in Umlauf, und öffnet dem in- und ausländiſchen Handel ein weites Feld, veranlaßt eine ſtarke Zufuhre, verbindet die Provinzen des Staates unter einander, und den Staat mit den benachbarten, welche alsdann, was ihnen fehlt, daraus ziehen, und hingegen ihren Uiberfluß dahin zu ſchaffen ſuchen werden.

Alle Länder und Provinzen ſind nicht gleich an Getreide und Viehzucht, und an dem daher entſtehenden Fleiſch- und Käſe-Handel geſegnet; andre haben wieder Ueberfluß an Oehl, oder an Wein, oder an andern zur menſchlichen Nothdurft und zu den Manufacturen unentbehrlichen Producten. Läßt man dem Eigenthümer und dem Kaufmanne freye Hände, dieſe Producte nach Belieben dahin zu verſenden, wo die Einfuhre vergönnt iſt, ſo wird er ſie an ſolche Oerter ſenden, wo er ſie mit Profit abſetzen und gegen andre Waren vertauſchen kann. Dieſe wechſelsweiſen Bedürfniſſe, das Fragen nach einer Ware, und der gewiſſe Abſatz, veranlaßt einen Zufluß an Käufern

und

und Verkäufern, ſetzt den Preis auf den innern Werth herab, und veranlaßt den für das allgemeine Beſte ſo zuträglichen Mittel-Preis. Der wahre billige Preis der Lebens-Mittel entſteht alſo nicht aus den Aernden, nicht aus der Local-Conſumtion, ſondern aus dem Umſatze und dem Verkehre mit ihrer ganzen Maſſe, und aus den Bedürfniſſen der commercirenden Nationen; und je weitläuftiger der Handel iſt, deſto gröſſer wird die davon zu erwartende Wirkung ſeyn.

Was nun den in der aufgegebenen Preis-Frage gemeinten Staat betrifft, ſo bin ich der Meinung, daß alsdann weder eine gar zu ergiebige Aernde, noch ein Mißwachs, wenn ſich ſolcher zuträgt, jemahls in dem Preiſe der nothwendigſten Lebens-Mittel, einen den Ruin der Unterthanen nach ſich ziehenden Unterſchied verurſachen, noch die öffentliche und Privat-Oekonomie in Verwirrung bringen werden. Wenn die Provinzen unter ſich und mit den Nachbarn auf dieſe Weiſe durch den freyen Handel in Verbindung ſtehen, ſo wird, wie ich in der Folge zeigen werde, der Staat ſich des Ueberfluſſes zu erfreuen haben, und ſeine Producte werden in dem wahren Mittel-Preiſe ſtehen. Weil dieſer Preis ſich gleich bleiben wird, ſo kann ein jeder Einwohner alsdann ſichere Rechnung machen, wie viel ihm die nothwendigſten Producte ein Jahr koſten, und ſeine übrigen Ausgaben darnach einrichten, welches gewiß kein geringer Vorzug dieſer Freyheit iſt. Auſſerdem, daß das ſchädliche Monopolium dadurch aufgehoben wird, überhebt es den Regenten der großen Laſt, Magazine anzulegen, weil die Beſitzer der Land-Güter, Pächter und Kaufleute dergleichen da, wo jeder frey kaufen und verkaufen kann, aufſchütten werden. Was für Wunder kann alſo die glückliche Freiheit ausrichten! Wie viel iſt dem Unterthan und dem Staate daran gelegen, daß ſie ungeſtört herrſche! Wie viel dem Regenten, ſie zu unterſtützen! Die Politik, die geſunde Regierungs-Kunſt und die Gerechtigkeit erfordern es. Sie iſt im Natur-Recht gegründet, und kann alſo, ohne gegen jenes zu handeln, nicht geſtöret werden. Dies letzte will ich zuerſt darthun, ehe ich weiter gehe.

4. Abſchnitt.

Der freye Handel mit den Lebens-Mitteln iſt im Natur-Recht gegründet, und kann nicht gehemmet werden, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, und ohne die Geſetze zu beleidigen, welche der Urheber der Natur zum Beſten der Menſchheit verordnet hat.

In der allgemeinen urſprünglichen Societät der Menſchen hat ein jeder von Natur das Recht, ſich durch ſeinen Fleiß die nützlichen und nothwendigen Bedürfniſſe zu ſeinem Leben zu erwerben, wenn er nur keinen ſeines gleichen dadurch beleidigt. Das Recht, ſich mit dieſen Dingen zu verſorgen, heißt das Recht des perſönlichen Eigenthumes, es begreift zugleich das Recht, ſolche zu erwerben, und folglich auch das Eigenthums-Recht über die erworbenen Sachen, welches man das reelle Eigenthum nennt. Dieſes Recht des Eigenthumes, iſt dem Menſchen ſchlechterdings nothwendig. Er könnte ſonſt nicht für ſeine Erhaltung ſorgen, welche das erſte Geſetz der Natur iſt, daraus die übrigen Rechte fließen. Dieſem Rechte kann man nie zuwider handeln, ohne eine offenbare Ungerechtigkeit zu begehen.

So weit erſtreckte ſich das erſte urſprüngliche Eigenthums-Recht, welches die Menſchen mitbrachten, als ſie ſich in beſondere Geſellſchaften, zu ihrer mehrern Bequemlichkeit und zur Vermehrung der bürgerlichen Glückſeligkeit, zuſammen vereinigten. Als ſie ſich darauf gar bald vermehrten, ſo waren die freywilligen Producte des Erdbodens zu ihren nothwendigen Bedürfniſſen nicht mehr hinlänglich. Nunmehr entſtand aus dem Rechte eines jeden, für ſeine Erhaltung zu ſorgen, die Pflicht und das Recht, die Erde anzubauen, welche die zur Erhaltung nöthigen Dinge liefert.

Um ein Land tragbar zu machen, muß man anſehnliche Koſten darauf wenden; folglich muß ein jeder Anbauer damit anfangen, daß er einen Theil ſeines reellen Vermögens hineinſteckt. Da dieſes nun von dem bearbeiteten Lande unzertrennlich iſt, ſo wagt niemand dieſe Koſten anders, als mit der Bedingung, daran, daß er Eigenthümer davon bliebe, ſonſt wäre das darauf verwendete reelle Vermögen verloren.

Dar-

Daraus entſteht das dritte Eigenthum, welches die Beſitzer der Ländereyen haben müſſen, nähmlich das Eigenthum des Grund und Bodens. Die Einführung dieſes Eigenthumes kann man nicht als willkürlich betrachten, weil es nichts anders iſt, als der äuſſerſte Grad des perſönlichen Eigenthumes. Ueberhaupt iſt das dreyfache Eigenthums-Recht, das perſönliche, das reelle, und das vom Grund und Boden, eigentlich nichts anders, als das perſönliche Eigenthum, welches nur nach der Natur der Gegenſtände einen andern Nahmen bekommt.

Es folgt hieraus, daß unter dem Eigenthums-Recht des Grund und Bodens, auch die Producte davon begriffen seyn müſſen. Das Eigenthum beſteht in dem Rechte, damit zu machen, was man will; bey einem Land-Gute beſteht es alſo in dem Vermögen, die Producte nach Belieben anzuwenden. Wären die Producte denen, die ſie wachſen machen, nicht eigen, ſo würde alle Cultur aufhören, und die Früchte der Erde würden zur Ernährung der Menſchen nicht hinlänglich ſeyn; ſie müſſen alſo ſchlechterdings dem Eigenthümer des Bodens zugehören.

Es iſt für den Menſchen von äuſſerſter Wichtigkeit, daß er ſeines Eigenthums-Rechtes vollkommen und im ausgedehnteſten Verſtande gewiß ſey; deswegen begiebt er ſich unter den Schutz der Societät und des Regenten derſelben, von dem er ſeine ganze Sicherheit erwartet. Wie kann man aber ſagen, er genieße dieſes Recht im ausgedehnteſten Verſtande, wenn er nicht mit dem, worüber er Eigenthums-Herr iſt, ſchalten und walten kann?

Da das Eigenthum nichts anders iſt, als das Recht, mit einer Sache nach Belieben zu verfahren, ſo kann man ſich das Recht, dies zu thun, nicht ohne die Freyheit, es zu thun, gedenken. Wer alſo einen Eingriff in des andern Eigenthum thut, ſchadet deſſen Freyheit. Eigenthum, Sicherheit und Freyheit iſt alles, was wir ſuchen, und was wir in den Social-Geſetzen finden ſollen.

Das Eigenthums-Recht iſt das erſte Geſetz der Natur, welches weder Ausnahme noch Einſchränkung leidet. Die in eine Geſellſchaft vereinigten Menſchen ſuchen nichts anders, als die Sicherheit dieſes Rechtes, weil es das Grund-Geſetz aller bürgerlichen Bande iſt. Sie haben, um ſicher zu ſeyn, der höchſten Macht die Gewalt aufgetragen, und entrichten ihr einen Theil von den Pro-

 ducten

ducten ihres Bodens, um ſie dadurch in den Stand zu ſetzen, allen Eingriffen, allen innerlichen und auswärtigen Hinderniſſen gegen dieſes unverletzbare Recht, abzuwehren.

Aus dieſen Grundſätzen erhellet, daß es ſchlechterdings nothwendig iſt, daß jeder Regent einer bürgerlichen Geſellſchaft, die vollkommene Freyheit im Handel mit den Producten der Erde, und vornehmlich mit den nothwendigen Lebens-Mitteln, geſtatte, wenn er nicht eine offenbare Ungerechtigkeit begehen, und wider das Eigenthums-Recht, alſo das heiligſte Geſetz der Natur, handeln will.

5. Abſchnitt.

Der freye Handel mit Lebens-Mitteln iſt nicht nur die größte Aufmunterung zum Ackerbau, ſondern auch das ſicherſte Mittel, dem Mangel und der Theurung vorzubeugen.

Ich habe bisher gezeigt, daß der freye Handel das einzige Mittel iſt, die Lebens-Mittel in einem dauerhaften, den Käufern und Verkäufern vortheilhaften, Mittel-Preiſe zu erhalten; jezt werde ich zu beweiſen ſuchen, daß dies auch das kräftigſte Mittel iſt, der Theurung vorzubeugen, und den Ackerbau recht in Aufnahme zu bringen.

Da es eine ausgemachte Wahrheit iſt, daß die Erde die einzige Quelle des wahren und ſicherſten Reichthumes einer Nation iſt, und daß der Ackerbau ſolchen allein zu wege bringt, ſo muß auch der Zweck einer jeden guten Regierung ſeyn, den Ackerbau vorzüglich zu begünſtigen, wofern der Staat dazu gelegen iſt, dieſe Reichthümer in Menge zu liefern.

Um den Ackerbau wichtig und einträglich zu machen, muß eine Triebfeder vorhanden ſeyn, welche alle erforderliche Mühe und Koſten daran waget, und dazu aufmuntert, die nothwendigſten Producte des Bodens in möglichſt größter Menge zu erbauen. Dies kann aber keine andere ſeyn, als die Verſicherung, durch den ſchleunigen Abſatz einen anſehnlichen Gewinn zu machen. Zu dieſem Abſatze iſt nichts wirkſamer, als der freye Handel mit den Producten; folglich iſt dieſer das beſte Mittel, den Ackerbau empor zu bringen, und anſehnliche Aernden zu erhalten.

Dieſe reichlichen Aernden darf man nicht anders erwarten, als wenn man vorher Koſten auf den Boden gewandt

und

und ihn gehörig behandelt hat. Dazu gehört aber viel Verlag, und dieſer muß durch den Ertrag des Bodens gewonnen werden, um einen Theil davon, bey jährlicher Bearbeitung des Bodens, wieder an ihn zurückgeben zu können. Wie will man aber den Verlag zu dieſer fleißigen Cultur erhalten, und die gewünſchten reichlichen Aernden erlangen, wenn der freye Handel und der ſchnelle Abſatz ſtockt?

Es iſt ein Grundſatz: daß eine jede Kunſt, wobey etwas zu verdienen iſt, empor kommt, und daß dieſer Verdienſt nicht Statt findet, wenn der Abſatz nicht leicht, gewiß und anſehnlich iſt. Das Leztere wird geſchehen, wenn der Handel mit den Producten nicht frey iſt. Im Lande ſelbſt richtet ſich der Abſatz nach Proportion der Bevölkerung. Sind die Producte anſehnlich, ſo bleiben ſie dem Eigenthümer auf dem Halſe; der Staat verliert das Geld, welches er zum Vortheil des Ackerbaues und der Künſte gewinnen könnte; die Eigenthümer der Güter, die Pächter und Landleute ſind genöthigt, die auf den Feldbau zu wendenden Koſten einzuſchränken, und ſich nach der Menge der Einwohner des Landes zu richten. Kommt der Ackerbau ſo weit herunter, ſo finden die Tagelöhner ſchlechten Verdienſt; das erbauete dient zu nichts, als die abnehmende Anzahl von Menſchen, ohne Vortheil des Staates, zu ernähren; die Einwohner ſind, bey dem eingeſchränkten Ackerbau um ſo mehr den ungewiſſen Aernden, der ſie verurſachenden Witterung, und dem veränderlichen Preiſe der Lebens-Mittel unterworfen, und daraus entſtehen alle die fürchterlichen Folgen, welche der Mangel nach ſich ziehet.

Allein, dieſes Unglück verhindert ein uneingeſchränkter Handel, weil der Ackerbau ſich dadurch hebt, und durch den vergrößerten Ertrag den Ueberfluß vermehrt, welcher allein der Gefahr des Mangels vorbeugt, und macht, daß die Ausfuhre die Einfuhre weit übertrifft, wodurch die Nachbarn Schuldner des glücklichen Staates werden, und das National-Vermögen des leztern ſich vermehrt.

6. Abſchnitt.

Beyſpiele, daß die freye Handlung obige Wirkung hervorbringt, und daß dadurch beym Ueberfluß dem Mangel vorgebeuget, und beym Mangel wieder Ueberfluß verurſachet wird.

Es fehlt nicht an Beyſpielen, welche entſcheidend beweiſen, daß dies die glücklichen Folgen des freyen Handels ſind, und daß ſich ganz entgegengeſetzte Wirkungen zeigen, wo er eingeſchränkt iſt.

In Holland, das mit volkreichen, wohlhabenden Städten angefüllt iſt, und im Genueſiſchen, wo zum Theil gar kein Getreide, zum Theil ſehr wenig wächſt, findet ein ganz uneingeſchränkter Getreide-Handel Statt, und man hört nie von Mangel; der Getreide- Mehl- und Brod-Preis bleibt vielmehr beynahe jederzeit gleich. Als im J. 1765 und 66 durch ganz Italien die fürchterlichſte Hungersnoth regierte, daß die Menſchen im Kirchenſtaate, in den Königreichen Neapel und Sicilien, auf den Gaſſen und Landſtraßen umfielen, lieferten die Holländer, Genueſer und die Kaufleute in Hamburg und Danzig, wo Ueberfluß war, mit großem Vortheil ihr Getreide an die nothleidenden italiäniſchen Staaten, bey denen die Magazine und Handels-Verbothe bey weitem nicht zureichend waren.

Was ſich in Toſcana zugetragen hat, zeigt noch weit deutlicher, um wie viel wirkſamer die Freyheit iſt, als alle Verbothe. Im J. 1763 litt dieſes Land einen großen Mißwachs. Man verdoppelte die Vorſicht, durchſuchte alle Korn-Böden und Magazine, gab genau auf die Ausfuhre und den Verkauf des Getreides Acht; man ließ eine große Menge Getreide auf Koſten des Staates von den Ausländern anführen, und, den Armen zum Beſten, behielt das Brod das vorige Gewicht. Nichts deſto weniger ſtieg das Getreide bald auf einen auſſerordentlichen Preis (*). Der Stajo (**) galt 6 bis 8 Lire, und dieſer Preis blieb bis zur folgenden Aernde. Das Brod ward ſchlecht

(*) *Paoletti* dei veri mezzi di render felici la Società. S. 98 der florentiner Ausgabe von 1772.

(**) Der florentiner Stajo hält 40 Pfund Getreide, das Pfund zu 16 Unzen, oder 32 Loth.

ſchlecht und ungeſund; an manchen Orten fehlte es gar. Die Bäcker, welche das Brod ohnehin ſchon durch Beymiſchung von allerley fremden Materien verfälſchten, erhoben öffentlich und vor Gericht einen großen Lärmen, verſicherten, ſie könnten nicht genug zur Conſumtion liefern, und klagten über den Schaden, den ſie bey ihrer Profeſſion hätten. Kurz, der Staat litt einen großen Verluſt, den dieſelben Armen, denen man in dieſer Noth beyzuſpringen dachte, nach und nach in den folgenden Jahren wieder bezahlen mußten. Alles dieſes geſchahe in einem Jahre, da zuvor drey reichliche Aernden nach einander geweſen waren.

Im J. 1766 war die Aernde in Toſcana noch halbmahl ſo ſchlecht, als 1763, und ein Jahr zuvor war ſie auch ſehr geringe geweſen; nichts deſto weniger gab der Groß-Herzog Leopold, ein Herr von großen Einſichten, trotz allen alten eingewurzelten Vorurtheilen, zum Beſten ſeiner Unterthanen, das goldene Geſetz, daß der ganze Getreide-Handel völlig frey, die Privilegien der Bäcker aufgehoben, und jedermann berechtigt ſeyn ſollte, Brod zu backen und zu verkaufen. Nunmehr legte ſich ein jeder auf den Korn-Handel, das Getreide wurde aller Orten her verſchrieben, die Verkäufer vermehrten ſich, allenthalben wurden Back-Oefen angelegt, und in Florenz verkaufte man das Brod in Menge auf den Straßen. Es war von ſo guter Beſchaffenheit, daß man ſich nicht erinnern konnte, in den fruchtbarſten Jahren beſſeres gehabt zu haben. Der Getreide-Preis fiel durch die Menge der Verkäufer immer mehr und mehr herunter, ſo, daß man geſtehen muß, ſchreibt *Paoletti*, a. ang. O., daß das Syſtem des freyen Handels in dieſen kritiſchen Umſtänden die Rettung von Toſcana war. Man iſt ſeit der Zeit bey dieſem Syſtem geblieben; durch den geſchwinden Abſatz der Producte iſt der Ackerbau in Aufnahme gekommen, und es herrſcht der Ueberfluß, als eine Stütze der Induſtrie und die Quelle der bürgerlichen Glückſeligkeit.

Noch mehr. Bald darauf befreyete der Groß-Herzog auch den Vieh-Handel von allen bisherigen Einſchränkungen und zum Schaden der Unterthanen damit verbundenen Schwierigkeiten; ſogleich waren alle Stadt-Märkte überflüſſig mit Fleiſch verſehen. Auf dieſe Art wurden die Grund-Beſitzer und Landleute doppelt ermuntert,

Wieſen und Triften zu verbeſſern, um deſto mehr und ſchöneres Vieh zu haben, weil ſie den baldigen Abſatz wußten, und erhielten auch mehrern Dünger, wodurch ſie ihre Felder in beſſern Ertrag bringen konnten.

Ich komme auf Frankreich, wobey ich aber zuvor erinnern muß, daß es ehemahls unter Heinrich IV. Ludwig XIII., und auch noch in den erſten Jahren Ludwig's XIV., die Korn-Kammer von Europa war. Dieſer Vortheil rührte von dem freyen Getreide-Handel und von dem Syſtem des *Sully*, des unſterblichen Miniſters von Heinrich IV. her, welcher Ackerbau und Viehzucht unterſtützte, weil er ſie als Grundſäulen eines blühenden Staates anſahe. So lange Frankreich ſich dieſer Freyheit zu erfreuen hatte, ſtand der Werth des Getreides in einem billigen Preiſe, und der Setier (*) galt 25 Livres daſigen Geldes. Dieſer Preis, und 1200 Millionen nach damahligem Gelde, welche jährlich dadurch im Reiche gewonnen wurden, machten, daß allenthalben Ueberfluß herrſchte, und die Volks-Menge um ein Drittel ſtärker war, als itzt (**). Der Reichthum nahm hernach um 5 Sechstel ab, und dieſes fieng ſich im J. 1661 an, als *Colbert*, Ludwig's XIV. Miniſter, den Getreide-Preis herunter ſetzen wollte, um die inländiſchen Manufacturen wohlfeiler, als die Ausländer, liefern zu können, und deswegen die Ausfuhre des Getreides verboth. „Es „währte nicht lange," ſagt *Thomas*: „ſo äuſſerten ſich die „Folgen der Veränderung. In gemeinen Jahren galt der „Setier zwar nur 7, 8, 9 und 10 Livres, aber der Acker-„Bau fiel gar bald merklich. In ſchlechtem Boden kamen die Koſten nicht mehr aus dem Ertrage heraus, er „blieb alſo liegen. Nach und nach giengen die Felder zu „Grunde, und Frankreich, welches ſonſt alle Jahre „70 Millionen Setiers Getreide lieferte, erbauet heutiges „Tages kaum 40." *Sully* brachte es durch ſein Syſtem dahin, daß er in den 15 Jahren, da er Finanz-Miniſter war, auſſer den 38 Millionen, die der Staat und der König jährlich gebrauchten, nicht nur die auf 350 Millionen damahls

(*) Der Setier hält in Frankreich ungefähr 240 Pf., das Pf. zu 32 Loth gerechnet.

(**) *Thomas*, in ſeinem Eloge de Sully.

damahligen Geldes ſich belaufenden Staats-Schulden abtrug, ſondern auch überdies die Abgaben um 5 Millionen verminderte, die Einkünfte dabey um 4 Millionen vermehrte; und gleichwohl befanden ſich bey Heinrich's IV. Tode mehr als 40 Millionen an ausſtehenden Schulden und baren Gelde in den Caſſen. Alles dieſes erwog *Colbert* nicht; er berechnete nicht, daß z. B. 2 Millionen Landleute für 1000 Millionen Producte hervorbringen, hingegen 3 Millionen Manufacturiers dem Staate nicht für 700 Millionen Manufacturen liefern können. Doch hat man dieſes in neuern Zeiten in Erwägung gezogen. Im J. 1763 erſchien aus dem Staats-Rathe die Erlaubniß zum innern Handel mit Lebens-Mitteln von einer Provinz in die andere; und 1764 wurde auch der ausländiſche Handel damit frey gegeben.

Zu wie vielen Streitſchriften, Kritiken, Apologien gab dieſes Edict nicht Anlaß, bey einer Nation, die ſich dem Parteyen-Geiſte ſo leicht überläßt! Die Monopoliſten und Aufkäufer ſahen nunmehr die Quellen ihres unerlaubten Gewinnes verſtopft, und ſuchten durch allerley Liſt und Künſte einen hohen Preis zuwege zu bringen, um dem gemeinen Mann ein Schrecken einzujagen, um die weiſeſten und vortheilhafteſten oekonomiſchen Anſtalten zu vereiteln.

Um die glücklichen Folgen dieſes Edictes zu zeigen, will ich nur, unter ſo vielen Beweisthümern davon, ein Paar anführen, wobey die Liebe zum Vaterlande die Feder geführt hat, und die öffentlich bekannt geworden ſind. Das Parlament in Dauphine regiſtrirte 4 Jahr nachher, nähmlich 1768, in ſeinen Büchern Folgendes: „Nach „3 unfruchtbaren Jahren hatte man in Dauphine die „fürchterlichſten Ausſichten; nichts deſto weniger hat es „auf den Märkten nicht an Getreide gefehlt, und der Preis „war geringer, als in den vorigen Jahren, da Verbothe „und privilegirte Erlaubniſſe vorhanden wären, da die „Aernden nicht ſo ſchlecht geweſen, und da es doch gleich „vom erſten Jahre dergeſtalt daran fehlte, daß man es „einen vollkommenen Mangel nennen konnte.“ In dem Briefe an den König ſtellte daſſelbe Parlament vor: „Der Ackerbau ſey durch die Gewißheit eines ſchnellen „Vertriebes aufs neue belebet, indem der Grundbeſitzer „und der Pachter Luſt bekomme, Geld hinein zu ſtecken,

„und der Landmann fleißiger zu arbeiten. Man finde in „Dauphine, daß, nach freygegebenem Getreide-Handel „die meiſten Ländereyen, die zuvor waren vernachläſſiget „worden, wieder angebauet werden, und daß viele Men„ſchen, die vorher aus Niedergeſchlagenheit müßig gegan„gen, nunmehr wieder angefangen haben zu arbeiten; daß „der Hand-Lohn ſchon an manchen Orten geſtiegen ſey, „und daß dieſes allgemein werden würde, weil jedermann „bey einer fleißigen Cultur nunmehr ſein Auskommen zu „hoffen hätte.“ Hieraus wird zuletzt der Schluß gezogen: „Die 1763 zugeſtandene Freyheit des inländiſchen Han„dels ſey ſchon eine große Wohlthat, aber die 1764 er„laubte Ausfuhre auſſerhalb Landes, ſey als eine noch er„giebigere Quelle des Reichthumes anzuſehen. Jene gebe „den Producten zwar einen mehrern Werth, und eine „Provinz helfe dadurch die andere aus, aber das Vermö„gen des Staates wachſe doch nicht dadurch; durch dieſe „gewinne man hingegen von dem Ausländer, und das „Geld werde dadurch im Lande vermehrt.“

Die übrigen Parlamente ſtimmten damit überein; das zu Languedoc fürchtete ſogar, die Cabalen der Monopoliſten möchten den König bewegen, das Geſetz des freyen Handels wieder aufzuheben, und ſagte unter andern in einer Vorſtellung: „Die Wünſche aller Grundbeſitzer in „den Provinzen und der Natur ſelbſt, vereinigen ſich für „dieſes Geſetz. Wir berufen uns auf die öffentliche Er„fahrung, auf den Wohlſtand aller Stände, auf die Ver„mehrung der Cultur und urbar gemachten Ländereyen, „auf die veränderte Geſtalt des ganzen Reiches nach freyge„gebener Ausfuhre. Beruhigen Sie alſo, Sire, Ihre „Unterthanen hierüber, zumahl unſre Provinz. Anſtatt „neuer Verordnungen, welche das Privat-Intereſſe miß„brauchen könnte, unterſuchen Sie, ob nicht die vorigen „den Mangel verurſacht haben. Anſtatt neuer Verbothe, „machen Sie die Ausfuhre immer allgemeiner; und laſſen „nicht zu, daß die Rückfuhre von dem bereits eingebrach„ten erſchweret werde; inſonderheit laſſen Sie den Han„del der Provinzen unter ſich nie gehemmt ſeyn, ſo wird „man keinen Mangel ſpüren, und der Mißwachs wird „durch Ihre eigenen Unterthanen vermindert und verhütet „werden. Was wir verlangen, iſt von äuſſerſter Wich„tigkeit für Ihrer Maj. Nutzen, und für das Intereſſe der

„Na-

„Nation. Die freye Ausfuhre hat Languedoc allein in „den Stand geſetzt, die Abgaben zu ertragen; würde ſie „aufgehoben, ſo würden Ihre Unterthanen zwar den Wil„len haben, aber gänzlich unvermögend dazu ſeyn; ja, „ein bloßes Verboth auf einige Zeit würde ſie ſchon ganz „niederſchlagen.“

So lautete die Vorſtellung der Vorſteher einer ganzen Provinz, damit ein Geſetz bleiben möchte, deſſen wichtige Vortheile ſie empfanden. Im Elſas hingegen, welches großen Mangel litte, ſchränkten der Intendant und die Regierung, dieſes Geſetzes ungeachtet, den Getreide-Handel aufs ſchärfſte ein; allein, anſtatt dem Uebel dadurch abzuhelfen, ward das Elend immer ärger, und alle Lebens-Mittel wurden auſſerordentlich theuer. Ein berühmter deutſcher Staatsmann ſchrieb bey dieſer Gelegenheit: „Der Elſas iſt durch die ſonderbaren Anſtalten ins „Elend geſtürzt worden. Wäre der Handel frey geblieben, „ſo wäre alles Getreide aus Deutſchland in die Schweiz „den kürzeſten Weg durch den Elſas gegangen, und dieſer „wäre zugleich mit verſorget worden. Sobald man aber „die Abſicht des Intendanten erfuhr, die Kaufleute zu „zwingen, das Getreide um einen beſtimmten Preis zu ver„kaufen, ſo nahmen die Fuhrleute einen andern, obgleich „längern und ſchlechtern, Weg.“ Welcher Kaufmann wird Waren in ein Land ſchicken, wenn er nicht weis, ob es ihm freyſteht, ſie wieder wegzuſchaffen, ſobald ihm der dortige Preis nicht anſteht?

Den Engländern gieng es eben ſo wie im Elſas, als ſie 1767 auch Mangel litten, und die Holländer einluden, ihnen Getreide zu zuführen, aber mit der Bedingung, es für den Preis, der bey der Ankunft deſſelben ſeyn würde, zu laſſen. So nahe Holland auch liegt, ſo ſchickte doch kein Holländer auf dieſe Bedingung Getreide, ſondern, aller Gefahr der See ungeachtet, lieber 300 Meilen weiter nach Livorno, wo der Groß-Herzog, gedachter Maßen, 1766 die freye Einfuhre geſtattet hatte.

Was hilft alſo, wird vielleicht mancher ſagen, die berühmte Einrichtung des engländiſchen Getreide-Handels? Alles Anpreiſens oekonomiſcher Schriftſteller ungeachtet, iſt England alſo doch nicht vor Mangel geſchützt? Ich antworte: Nein! wegen der großen dabey obwaltenden Fehler, indem ſie bloß die Ausfuhre ihres Getreides begün-

günſtigen, und die Einfuhre des ausländiſchen nicht geſtatten, welches ein beſtändiger Eingriff in die Geſeze eines wechſelſeitigen Handels iſt. Die vom Parlament 1689 auf die Ausfuhre des Getreides geſezte Prämie, iſt ein gewaltſames politiſches Mittel, die Ausfuhre zu befördern; aber dieſes machte, nebſt dem Verbothe des fremden Getreides, daß ſich in den Jahren 1765, 66 und 67, wegen der ſchlechten Aernden in allen Provinzen, ein ſolcher Mangel eräugnete, daß dadurch allerley Tumulte entſtanden, und aufrühriſche Schriften veranlaſſet wurden. Um dem Uebel abzuhelfen, verboth die Regierung die Ausfuhre, und lud die Ausländer zur Einfuhre ein, aber gedachte Bedingung war Schuld, daß es unterblieb. Der Mangel ward 1768 ſo groß, daß er faſt nicht auszuhalten war. Die ganze Nation empfand den Schaden, und noch einige Jahre hernach. Die Prämie iſt noch nicht wieder feſtgeſezt, und der Mangel iſt im jezigen 1772ſten Jahre nicht geringer, als 1768. In denen Ländern, wo das engländiſche Syſtem im Getreide-Handel befolgt wird, müſſen die Folgen dieſelben ſeyn; und wo noch mehrere und ſchlimmere Einſchränkungen ſind, da wird er ſich auch nach Proportion in ſchlechteren Umſtänden befinden.

Sicilien war zu den Zeiten der römiſchen Republik der Korn-Boden von Italien. Es herrſchte auf dieſer volkreichen Inſel ein Uiberfluß, ob ſie gleich Rom, welches etliche Millionen Einwohner hatte, mit Getreide verſahe. Heutiges Tages, da der Handel mit Getreide nicht frey iſt, hört man mit Erſtaunen, wie wenig Getreide es liefert, wie geringe die Ausfuhre iſt, und wie wenige Menſchen dort wohnen.

Eben ſo ſieht es im Kirchenſtaate aus, wo die ſogenannte päpſtliche Getreide-Congregation für die apoſtoliſche Kammer das Getreide und Oehl aufkauft, und die Grundbeſitzer nöthigt, ihr das Getreide zu einem Preiſe, den ſie willkürlich ſezt, zu überlaſſen. Addiſon (*) zeigt das Sonderbare dieſes Syſtems, welches in das Eigenthum der Grundbeſitzer gewaltſam eingreift, den Acker-Bau hindert, und den Leuten die Luſt zu arbeiten benimmt,

(*) In ſeiner italiäniſchen Reiſe.

nimmt, dergeſtalt, daß manches Land kaum den ſechsſten Theil trägt von dem, was es tragen ſollte, und vieles gar wüſte liegt. Man weis, wie fruchtbar und bewohnt vormahls die Gegend um Rom war; jezt iſt ſie öde und entvölkert, und die Luft iſt Menſchen und Thieren ſchädlich. Daher kommt die öftere Hungersnoth im Kirchenſtaate; und ich habe ſchon erinnert, daß im J. 1766 ſowohl hier, als in Neapel, eine Menge Menſchen vor Hunger umkamen. Dieſes und die obigen Beyſpiele zeigen deutlich, daß alle Arten von Zwang im Handel mit Lebens-Mitteln, Mangel veranlaſſen, und daß hingegen uneingeſchränkte Freyheit dem Ackerbau aufhilft, und, auſſer den übrigen Vortheilen, einen Ueberfluß an Getreide verſchaffet.

Dieſe Freyheit iſt aber nicht weniger in den Zeiten des Ueberfluſſes nöthig, um den Mangel zu verhüten, als im Nothfall, den Ueberfluß herzuſtellen. Dieſes will ich nun noch kürzlich beweiſen.

Ein Staat hat entweder Ueberfluß an Getreide, oder Mangel. Im erſten Falle iſt die Freyheit im Handel nöthig, um einen billigen Preis zu erhalten, und den Vertrieb zu befördern, ſonſt bleiben die Producte dem Land-Manne zur Laſt, und, anſtatt viele Koſten auf die Cultur zu wenden, wird er ſich nur auf das einſchränken, was er gebraucht und los werden kann; fällt nun Mißwachs ein, ſo iſt offenbar, daß, bey ſo ſchwacher Ausſaat und Beſtellung, die Theurung und der Mangel nach dem größten Ueberfluſſe nicht zu vermeiden iſt. Dies geſchieht aber bey freyer Ausfuhre nicht, weil ſolche wegen des gewiſſen und hurtigen Abſatzes die Induſtrie vermehrt; die Vermehrung der Producte zieht den Ueberfluß nach ſich, dieſer kommt dem Mangel zuvor, oder verringert ihn ſo viel als möglich, und verhindert dadurch die ſchrecklichen Folgen der Hungersnoth.

Hat ein Staat Mangel an Getreide, ſo iſt die Freyheit noch weit nothwendiger, um die auswärtigen Verkäufer anzulocken. Der Kaufmann wendet ſich allemahl nach dem Orte, wo er weis, daß eine Ware fehlt, wo er ſie ohne Hinderniſſe und mit Vortheil abſezen kann. Ich habe im 3ten Abſchnitte bereits gezeigt, daß einer der vornehmſten Vortheile des freyen Handels darin beſteht, daß er der Ware den beſten Preis für Käufer und Verkäufer

verſchafft. Wenn alſo die Mangel leidenden Länder, vermöge dieſer Freyheit, mit Lebens-Mitteln verſehen werden können, daß beyde Theile keinen Schaden haben, ſo iſt es höchſt nöthig, um den Mangel durch Ueberfluß zu erſetzen.

7. Abſchnitt.

Von den nöthigen Mitteln, den freyen Handel mit Lebens-Mitteln zu erleichtern und aufzumuntern. Anwendung der bisherigen Sätze auf den in der Preis-Aufgabe gemeinten Staat.

Ich habe bisher die Gründe gezeigt, warum ein freyer Getreide-Handel ſo vortheilhaft iſt; es kommt nunmehr darauf an, die Anwendung auf den in der Preis-Aufgabe gemeinten Staat zu machen. Zuvor muß ich aber noch zeigen, warum ſolcher Handel daſelbſt leicht einzuführen iſt.

Di Heer-Straßen dieſes Staates ſind wohl unterhalten, die Flüſſe ſchiffbar, die Häfen bequem und ſicher, ſo, daß ſowohl der innere Handel, als auch der mit andern Ländern, bequem geführt, und die Transport-Koſten ungemein erleichtert werden können. Ein Monarch kann ſeine Schätze nicht beſſer anwenden, als wenn er ſeinen Unterthanen dieſe Vortheile zu verſchaffen ſucht. Er kann dadurch ſeine Pracht und edle Denkungs-Art zeigen, und ſelbſt wichtigen Nutzen davon erlangen. Keine Ausgabe, wenn ſie mit Klugheit und Menſchlichkeit gemacht wird, (aber nicht durch verderbliche tyranniſche Zwang-Dienſte des Landmannes, der ſeine Hände, Vieh, Geſchirr und Werkzeug dazu hergeben muß,) iſt einträglicher, denn ſie wirft dem Landes-Herrn 25 pro Cent von dem darauf verwandten Capital ab, wie große politiſche Oekonomen gezeigt haben (*).

Da gedachter Staat nun alle die obigen Vortheile hat, ſo würde die völlige Handels-Freyheit mit den Lebens-Mitteln alle wichtige und vortheilhafte Folgen vollkommen hervorbringen. Durch die ſchönen Heer-Straßen und ſchiffbaren Flüſſe, welche ſich allenthalben befinden, läßt

(*) Der Abt *Genovesi*, in ſeinen Lectionen über die bürgerliche Oekonomie.

läßt ſich eine geſchwinde Fortſchaffung der Producte zwiſchen den äuſſerſten und mitten im Reiche befindlichen Provinzen bewirken; was der einen fehlt, wird die andere durch ihren Ueberfluß erſetzen, und eine jede dadurch die jährlichen Bedürfniſſe aller Art erhalten. Weil die großen Heer-Straßen durch alle Provinzen nach der Länge und Quere gehen, und nach den See-Häfen führen, und weil die ſchiffbaren Flüſſe bey ſolchen in das Meer fallen, ſo liegen dieſe Häfen ungemein bequem, um Ausländern den Ueberfluß zu zuführen, und die ausländiſchen nöthigen Bedürfniſſe dort abzuhohlen, und durch die Provinzen zu vertreiben. Die Handels-Freyheit wird verurſachen, daß die Lebens-Mittel in dieſem Staate jederzeit in einem billigen Mittel-Preiſe ſtehen werden, welches den Wohlſtand des Grundbeſitzers, des Landmannes, des Volkes und aller Manufacturiers, Arbeiter, und derer die von ihren Bedienungen leben, ungemein befördert. Der Mangel wird ſelten ſeyn; und zeigt er ſich ja, ſo wird man ihn nicht ſehr merken, weil man ihm, bey der Handels-Freyheit, durch die Einfuhre von andern Ländern vorbeuget, und weil der Ackerbau durch die Freyheit in ſolche Aufnahme kommt. Dadurch werden die Aernden viel einträglicher, die Bevölkerung, Künſte, Manufacturen und Fabriken nehmen zu, der Staat wird reicher, der Wohlſtand aller Stände wächſt, und mit ihm die Macht des Regenten.

Die Einkünfte des Landes-Herrn ſteigen in dem Verhältniſſe, daß die Freyheit vollkommen iſt, vermöge des wichtigen oekonomiſchen Grundſatzes: **Wo man die größte Freyheit hat, mit den Producten des Landbaues zu machen, was man will, da iſt der größte Reichthum; und wo der größte Reichthum iſt, da herrſcht der größte Ueberfluß, für die Eigenthümer der Producte und für den Staat.** So wie der Reichthum wächſt, ſo ſteigt auch der Werth der liegenden Gründe, der Pachtungen, und folglich der Abgaben von Zehenden und andere landesherrliche Einkünfte. *Mirabeau* (*) und Andere haben unläugbar dargethan, wie ſehr die Einnahmen des Regen-

(*) Man ſehe Deſſen Ami des hommes, und die Theorie de l'Impôt.

Regenten durch eine völlige Freyheit des Handels vermehrt werden, weswegen ich mich nicht länger dabey aufhalten will.

8. Abſchnitt.

Vorſchläge, wie die Geſetze in dem vorgeſchriebenen Staate zur Beförderung des freyen Handels mit Lebens-Mitteln am beſten einzurichten ſeyn.

1. Da beſagter Staat die beſten Hülfsmittel hat, um den Handel mit allen Artikeln, vornehmlich mit Lebens-Mitteln, zu erleichtern, nähmlich: ſchöne Heer-Straßen, ſchiffbare Flüſſe und ſichere Häfen, ſo muß das erſte Geſetz ſeyn, alle mögliche Hinderniſſe, welche den Handel mit Lebens-Mitteln nur einiger Maßen erſchweren können, aus dem Wege zu räumen, als: Zölle, Abgaben beym Transport von einem Orte zum andern, beym Kauf und Verkauf auf dem Markte, und an andern Orten, u. ſ. w.
2. Man muß an der einen Seite auf keinerley Weiſe die Einfuhre der Lebens-Mittel von Ausländern hindern, an der andern aber auch die Ausfuhre der einländiſchen mit möglichſtem Fleiße zu befördern ſuchen, ſollte man auch das nachdrücklichſte Mittel der Prämien dabey ergreifen, zumahl bey ſehr großem Ueberfluß, ohne jedoch die in dieſem Puncte falſche Politik der Engländer nachzuahmen. Ich habe geſehen, daß man in meinem Vaterlande den Getreide ausführenden Schiffen meiner Nation, den Zoll auf die bey der Zurückkunft geladenen ausländiſchen Waren, nach dem Verhältniſſe des ausgeführten Getreides, erlaſſen hat. Dieſe Art von Prämie vermehrt auf der einen Seite nicht nur die Bequemlichkeit, eine Ware in Menge zu haben, ſondern muntert auch die Schifffahrt eines Staates auf; der Activ- und Paſſiv-Handel wächſt, und zugleich der öffentliche und Privat-Reichthum.
3. Um die Freyheit des Handels mit Lebens-Mitteln deſto lebhafter zu unterſtützen, ſind auch Geſetze zu geben, daß beym Kauf und Verkauf, bey Fortſchaffung und Aufbewahrung der Lebens-Mittel, Treu und Glaube aufs genaueſte beobachtet werde. Dies

iſt

iſt die Seele des Handels; wo dieſe fehlt, da geht er zu Grunde. Die in dieſer Abſicht von dem berühmten *Grotius* gemachten Geſetze in Holland ſind vortrefflich.

4. Zur Beförderung dieſes Handels trägt die ſchleunige Abthuung der darüber entſtehenden Proceſſe viel bey. Gar zu viele deswegen gegebene Verordnungen, Ausflüchte der Advocaten, Verzögerungen, Appellationen, u. d. gl. hemmen die Lebhaftigkeit deſſelben gar ſehr. Dieſen Unordnungen muß durch Geſetze ſchlechterdings abgeholfen werden.

5. Um dieſes zu erhalten, müſſen die Geſetze beſtimmt und unveränderlich ſeyn. Wenn den Verkäufern der Lebens=Mittel, ſowohl aus der erſten als andern Hand, aus Bosheit oder Treuloſigkeit, von Andern Schade geſchieht, muß ſolcher auf das ſchleunigſte erſetzt werden.

6. Wir haben geſehen, daß der freye Handel das wirkſamſte Mittel iſt, den Ackerbau aufzumuntern und zu erweitern, daher ſollte man ſuchen, ihn durch Geſetze ehrwürdig zu machen, um dadurch den Unterthan deſto mehr zu reizen, den möglichſten Nutzen aus der Erde zu ziehen. Wo der Landmann ein Sclave und bey allem Ueberfluſſe elend iſt, wo er ſieht, daß er ſich nie herausziehen kann, da wird er auch keinen Muth haben, und keine Kräfte anſtrengen, da werden alle Aufmunterungen der Grundbeſitzer, und die Koſten, die ſie anwenden, vergebens ſeyn. Das Elend, ſagt *Montesquieu*, vertreibt die Luſt zum Eheſtande, befördert den Müßiggang und die Laſter, unterdrückt den Geiſt, vermindert die Kräfte des Körpers, macht ihn unthätig, und verſetzt den Menſchen gleichſam in den thieriſchen Zuſtand. Um dieſes bey dem Landmanne zu verhindern, um ihn thätig und geſittet zu machen, um ihm Luſt zum ordentlichen ehelichen Leben beyzubringen, darf man ihn nur die Vorrechte genieſſen laſſen, welche er von Natur haben ſollte, die ihn von der Sclaverey befreyen, und die ihm ein bequemes Leben im Alter und eine Belohnung ſeines Schweißes verſprechen. Der groſſe Heinrich IV. ſagte: er wäre nicht zufrieden, wenn er nicht ſähe, daß ſein Bauer Sonn-

tags

tags eine Henne in der Suppe kochen könnte. Worte, die mit goldenen Buchſtaben aufgezeichnet zu werden verdienen, weil einer der größten Könige und Menſchen-Freunde dieſelben geſagt hat.

7. Die Grundſtück-Beſitzer werden einen großen Vortheil davon haben, wenn ſie den Pächtern einen verhältnißmäßigen Antheil des Erbaueten, als eine Belohnung ihres Fleißes, geben, oder ihnen gleich anfangs etwas Gewiſſes verſprechen; ſie werden Letztere auch dadurch zu einem längern Pacht anlocken, weil die Pächter um ſo eifriger die Hand zu der Verbeſſerung biethen werden, wenn ſie wiſſen, daß ſie ſolche zum Theil zu genießen haben. England hat ſeinen Geſetzen, welche erlauben, einen Pacht-Contract bis auf 29 Jahr zu ſchließen, die Verbeſſerung des Ackerbaues größtentheils zu danken. Noch beſſer wird man dieſen Zweck vielleicht erreichen, wenn man die Felder zu einem Canon oder Erb-Zins weggiebt, indem derjenige, welcher ſolchen entrichtet, das Feld alsdann gleichſam für ſein Eigenthum anzuſehen hat.

8. Bey dieſen Geſetzen iſt jedoch Behutſamkeit nöthig; ſie dürfen nicht zu ſtrenge ſeyn, und ſich gleichſam in das Eigenthum der Unterthanen miſchen wollen, ſondern den Willen der Halsſtarrigſten mit Güte zu beugen ſuchen, und den Nutzen deſſen, was ſie verordnen, zeigen.

9. Die Geſetze müſſen dahin gerichtet ſeyn, daß die Quantität des Ertrages der Pachtungen von Ländereyen allemahl in einem Verhältniſſe mit den Mitteln und Kräften der Pächter, ſie durch kluge Behandlung in Werth zu ſetzen, ſtehe. Ein gar zu weitläuftiges Grundſtück kann, natürlicher Weiſe, nicht ſo fleißig angebauet werden. Hundert Aecker unter 10 Pächter vertheilt, werden drey Mahl ſo viel einbringen, als zuvor, weil zehn Wirthe, an ſtatt eines, ſolche anbauen; folglich mehr Hände, mehr Vieh, mehr Dünger dabey gebraucht wird. Das Beyſpiel jenes Römers, welcher ſeinen beyden Töchtern zwey Drittel ſeiner Felder zum Heuraths-Gut mitgab, und ſein zurückbehaltenes Drittel hernach eben ſo hoch nutzte, als zuvor das Ganze, könnte zum

zum Beweiſe dienen, wenn wir nicht täglich mehrere dergleichen vor Augen hätten.

Wenn die Geſetze auf dieſe Weiſe eingerichtet ſind, ſo wird man den Landbau bald blühen ſehen; wird der Ertrag durch gehörigen Fleiß verdoppelt, und bringt alſo weit mehr ein, als bey geringer Arbeit und Düngung, ſo hat der Geſetzgeber die Zufriedenheit, ſeinen Staat doppelt und dreyfach reicher gemacht zu haben, als er vorhin war.

10. Um die Maſſe dieſes Reichthumes noch immer zu vermehren, wird es ſehr vortheilhaft ſeyn, die Reichen, und Perſonen von Unternehmung, durch Belohnungen, durch Freyheiten auf gewiſſe Jahre ꝛc. zu ermuntern, wüſte Felder urbar zu machen. Der Marquis von Turbilly (*) hat gezeigt, daß dies eine ergiebigere Grube zur Bereicherung und Bevölkerung eines Staates ſey, als die in Peru und Mexico, welche nur entvölkert und die Sitten verdorben haben. *Sully*, der große Beſchützer des Landbaues und des freyen Handels mit den Landes-Producten, richtete ſein Augenmerk ebenfalls auf die Urbarmachung wüſter Felder, weil er, wie er in ſeinen Nachrichten ſagt, wußte, daß die größten Reichthümer einer Nation aus der Erde kommen, und daß ſolche in einem ſchlecht oder gar nicht angebaueten Lande darin ſtecken bleiben.

11. Die großen Strecken, welche ein verwildertes Anſehen haben, wo das Vieh gemeiniglich nur eine dürftige Nahrung, und ſchlechtes, ſtehendes, der Geſundheit nachtheiliges Waſſer findet, ſind gemeiniglich vernachläßigte Gemeinheiten. Wie ſehr würde der National-Reichthum vermehrt werden, wenn ſie durch billige Verordnungen beſſer angewandt würden! Die klügſten Nationen in Europa haben auf dieſe Weiſe ihren Wohlſtand verbeſſert (**); die frucht-

(*) Abhandlung von Urbarmachung der wüſten Ländereyen.

(**) Die alten Römer machten ſchon Geſetze, wodurch die Gemeinheiten von den Aedilen an gewiſſe Perſonen verpachtet, und alſo ordentlich angebauet wurden. *Ovid.* Faſt. V. 278.

fruchtbare Oberfläche des Staates, auf den unſre Abhandlung gerichtet iſt, wird dadurch vermehret; die traurigen Gegenden werden in angenehme verwandelt; und wo man ſonſt nichts als Binſen, Dornen und Diſteln ſahe, werden die ſchönſten Saaten ſtehen.

12. Eben ſo ſehr verdient es zur Aufnahme des Acker-Baues die Aufmerkſamkeit eines Geſetzgebers, die ſowohl auf dem Landmanne ſelbſt, als auf ſeinen Grundſtücken liegenden Laſten, ſo viel möglich, zu erleichtern, weil er eine der bürgerlichen Geſellſchaft ſo unentbehrliche Hanthierung treibt.

13. Nicht weniger nützlich würde es ſeyn, wenn man das alte **Trift-Recht** abſchaffete, nähmlich: das Recht ſein Vieh auf eines Andern ſein verbeſſertes Feld zu treiben, weil es den Fleiß des Eigenthümers abſchreckt, Mühe und Koſten darauf zu wenden, indem er alles vereitelt ſieht.

14. Man erlaube allenthalben, daß ein jeder ſein verſchloſſenes Feld habe. Es wird dem Viehe deswegen nicht an Nahrung fehlen; es wird vielmehr ein Ueberfluß daran ſeyn, wenn Verordnungen zur Einführung künſtlicher, und Vermehrung natürlicher Wieſen, nach Proportion der verbeſſerten Cultur der Saat-Felder, gemacht werden. Auf dieſe Weiſe wird mit dem Ertrage der wohl unterhaltenen Aecker eine geſegnete Viehzucht entſtehen, welche eine Folge des vermehrten Wieſewachſes iſt, und der Vorrath an Fleiſch, Butter, Käſe und der von dem Viehe genommenen Materialien zu vielen Handwerkern vermehrt werden.

15. Eben ſo wichtig, als alle bisher vorgeſchlagene Freyheiten, welche zur Aufmunterung des Landmannes dienen, iſt noch eine andere, nähmlich die **Territorial-Freyheit**. Dieſe beſteht in dem Eigenthume und der Sicherheit des Eigenthumes von einem verlaſſenen Grundſtücke, nachdem man es eine gewiſſe Zeit ohne Widerrede beſeſſen hat. 20 Jahr und 10 Jahr geben, nach *Bertrand* (*), ein hinlänglich gegründetes

(*) Sur l'eſprit de la Légiſlation pour encourager l'Agriculture.

tes Recht, daß die Uſucapion billig hinlänglich ſeyn ſollte, um das Eigenthum und den Gebrauch des Waſſers zu verſichern. Einige Rechtsgelehrte hägen, in Anſehung der Zeit, verſchiedene Meinungen; indeſſen ſind, wie *Bertrand* anmerkt, die Schwierigkeiten, welche denen, die Quell-Waſſer fänden, gemacht werden, der Land-Wirthſchaft ſehr nachtheilig; daher trifft man in manchen Ländern ein ſonderbares Gemiſche von Freyheit, die der Landes-Herr läßt, und von Zwang, der von den Gemeinheiten und von Vaſällen herrührt, an. „Als die Perſer noch Herren „von Aſien waren,“ ſchreibt *Montesquieu*: erlaub„ten ſie denen, welche Quell-Waſſer auf ſolche Län„dereyen hinführten, die niemahls gewäſſert waren, „die Nutzung derſeleben auf fünf Generationen. Weil „auf dem Gebirge Taurus eine Menge kleine Bäche „ſind, ſo ſpareten ſie keine Koſten, das Waſſer allent„halben, hin zu leiten. Daher haben die Einwoh„ner dieſes weitläuftigen Landes heutiges Tages al„lenthalben ohne zu wiſſen woher, in den Gärten und „Feldern einen Vorrath von Waſſer.“

16. Viele Beſitzer der Güter haben hier und da ein Stück Landes, welches ganz von ihren Nachbarn eingeſchloſſen iſt, und oft weit von dem Haupt-Gute entfernt liegt. Jedermann kennt den Nachtheil von ſolchen vertheilten Grundſtücken, und den Vortheil, den die National-Oekonomie davon haben würde, wenn man es durch Tauſch, Kauf, oder auf andere Weiſe, dahin bringen könnte, daß ein Jeder ſeine Grundſtücke in einem Zuſammenhange bey einander hätte. Je größer die Schwierigkeiten einer ſolchen Einrichtung ſind, weil es hier auf eine Veränderung des Eigenthumes der Unterthanen ankommt, welche leicht Mißvergnügen nach ſich ziehen kann, deſto mehr Behutſamkeit hat der Geſetzgeber anzuwenden, die zum allgemeinen Beſten zielenden Abſichten auszuführen, und alle Schwierigkeiten zu heben.

17. Ich übergehe die für den Ackerbau ſo nützliche Aufhebung der überflüſſigen Feſt-Tage, die in vielen Ländern, und zulezt im Oeſtreichiſchen, bewerkſtelliget worden iſt, und viele andere kleine Hülfsmittel zur Aufmunterung des Ackerbaues, welche von den

Local-Umſtänden, von den Gewohnheiten, von der Denkungs-Art des Landmannes in einer Nation, und von ihren Vorurtheilen für die alten hergebrachten Geſetze, herrühren.

12. Am meiſten werden endlich folgende drey Dinge helfen. Erſtens, der öffentliche Unterricht, welcher die Unwiſſenheit und eingewurzelten Vorurtheile aus dem Wege räumet, den Verſtand aufklärt, und nützliche Kenntniſſe verbreitet. Niemand kann dieſes beſſer thun, als die Land-Pfarrer, neben den ihnen obliegenden geiſtlichen Amts-Verrichtungen. Zweytens, die beſtändige Ausübung der höchſten Gewalt in Beſchützung des Eigenthumes und der Freyheit eines Jeden; und drittens, eine gute Regierung, wodurch das Vermögen des Staates und der Unterthanen vermehrt, und die einzige wahre Quelle des Reichthumes eines Landes ergiebiger gemacht wird.

9. Abſchnitt.

Gemählde, darin der gedachte Staat auf einer Seite ohne die Freiheit des Handels mit Lebens-Mitteln, und auf der andern mit derſelben, geſchildert wird.

Nachdem ich meine Gedanken über die Preis-Aufgabe bisher mitgetheilt habe, will ich nun ein doppeltes Gemählde des darin gemeinten Staates entwerfen, und ihn zuerſt mit allem Zwange der Verbothe, und hernach mit allen Vortheilen der Handels-Freyheit, vorſtellen.

Sagen Sie ſelbſt, hochzuehrende Mitglieder der oekonomiſchen Geſellſchaft, ob man ſich, der Lage nach, einen beſſern Staat wünſchen kann. Er iſt weitläuftig, liegt beyſammen, und hat theils von Natur, theils durch die Bemühung ſeiner Regenten, alle Bequemlichkeiten, die ihn reich, mächtig und fruchtbar machen können. Allein der Handel mit den nöthigen Lebens-Mitteln iſt auf mancherley Weiſe eingeſchränkt, folglich lebt der Unterthan, ungeachtet aller Bequemlichkeiten, nicht in demjenigen Wohlſtande, der das größte Glück in einem jeden Staate iſt. Der Zwang nimmt dem Grundbeſitzer und dem Landmanne den Muth; daher wird die Land-Wirthſchaft eingeſchränkt, und derjenige Reichthum geſchmählert, welcher die Kraft

einer Nation, die Stütze der Künſte und des übrigen Handels ausmacht, und die Bevölkerung vermehrt. Bedauernswürdiger Staat, darin die Cultur kaum mehr zureichend iſt, die Einwohner hinlänglich zu verſorgen! Bey den vorſichtigſten Verordnungen ſchwebt man, wegen des zu beſorgenden Mangels, in Furcht; und wenn gleich ein glückliches Jahr Ueberfluß liefert, ſo bleibt doch eine erkünſtelte Theurung, welche durch Aufkäufer und die ſogenannten guten Einrichtungen, zum Schaden aller Unterthanen und des Regenten unterhalten wird. Was hilft alsdann der Ueberfluß an Getreide und andern Lebens-Mitteln, wenn niemand das, was das Land nicht gebraucht, ausführen darf, ſondern es einen Raub der Inſecten werden laſſen muß? Bey dieſen Umſtänden iſt der Preis auſſerordentlich veränderlich, bald ſehr hoch, bald äuſſerſt niedrig. Dieſe Veränderlichkeit hat einen großen Einfluß auf den Hand-Lohn, auf alle Arbeiten der Induſtrie; und dadurch entſteht in der öffentlichen und Privat-Oekonomie eine beſtändige Verwirrung und eine allgemeine Noth. Dieſe Noth zieht den Vorfall der Künſte und Handwerke nach ſich, hemmt die Bevölkerung, und unterdrückt ſogar die Liebe zum Vaterlande. Auf den ſchönſten und wohl unterhaltenen Heer-Straßen erblickt man, anſtatt der Wägen, die das Getreide von einer Provinz in die andere führen ſollten, Elende und Bettler, welche um Brod bitten, oder Haufen von Bauern und Manufacturiers, die davon gehen, entweder ihr Leben in Gefahren des Krieges dahin zu geben, oder um unter einem andern Himmel Arbeit und ein beſſeres Leben zu ſuchen. Was helfen alsdann die Heer-Straßen, was die ſchiffbaren Flüſſe? Sie ſind eine ſo überflüſſige Zierde des Staates, als die See-Häfen, die von wenigen Schiffen beſucht werden. Der fremde Schiffer zeigt in der Ferne mit Fingern auf das Land, wo der Handel durch Zwang und Einſchränkung gehemmet wird, und eilt mit vollen Segeln davon. Doch ich will mich nicht länger bey der Schilderung der traurigen Beſchaffenheit eines Staates, wo Zwang den Handel hemmet, aufhalten, ſondern eile vielmehr zu dem, wo die edle Freyheit ihn blühend macht.

Was für einen reizenden Anblick ſtellt dieſer dar! Wie lächeln ſeine Felder den Vorübergehenden an! Allenthalben ſieht man fruchtbare Bäume und nützliche Pflan-

zen. Die gröſsten Gemeinheiten ſind urbar gemacht, keine Handbreit Landes liegt ungenutzt. Sümpfe, Seen und tiefe Thäler ſind ausgetrocknet. Die Saat-Felder ſtehen mit den natürlichen und künſtlichen Wieſen in rechter Proportion. Die Heerden ſind zahlreich, und dadurch werden die Aernden, das Fleiſch, Milchwerk und andere Lebens-Mittel wohlfeil. Der Ueberfluß ſcheint hier zu wohnen, und alle ſeine Reichthümer auszubreiten. Die Beſitzer der Grundſtücke und die Pächter ſind zufrieden, ſie ſtecken gern etwas in ſolche hinein, um einen deſto gröſsern Ertrag zu bewirken. Sie verdoppeln ihren Fleiß, weil die Geſetze ihnen den Vortheil davon verſichern; die Geſetze, welche ſie von dem Zwange befreyen, und ihnen durch einen langen Pacht ein bequemes Alter verſprechen. Beyde gewinnen durch die Vortheile, welche aus dem immer mehr zunehmenden Ertrage entſtehen. Bey dieſen glücklichen Umſtänden bekommt ein Jeder Muth, ſich zu verheurathen; das Land wird bevölkerter; jeder Einwohner hat ſein Auskommen, und führt ein thätiges, tugendhaftes Leben, weil die Sitten durch den Unterricht verbeſſert, und die Menſchen nutzbarer für die politiſche Geſellſchaft gemacht werden. Eben ſo wird man über den Anblick der Städte und Flecken dieſes Staates erſtaunen. Wo man das Auge hinwendet, ſieht man Künſte, Manufacturen und Fabriken; ein Jeder nährt ſich, und iſt arbeitſam. Der Ueberfluß auf dem Lande macht, daß ſolcher auch in den Städten herrſcht; die Freyheit der Ein- und Ausfuhre verurſachet, daß die Preiſe der Lebens-Mittel immer in einer gewiſſen Gleichheit bleiben; und weil ſie der Maßſtab der Hand-Arbeit, des Lohnes, der Miethe &c. ſind, ſo bleiben dieſe auch gleichförmig. Die Einwohner fürchten weder Mangel noch Theurung, weil der Staat, vermittelſt des freyen Handels, mit allen benachbarten und entlegenen Nationen in Verbindung ſteht. Eben dieſer bringt auch die Manufacturen und Fabriken in Gang, befördert deren ſchleunigen und vortheilhaften Abſatz, wodurch das Geld in geſchwindern Umlauf kommt, und ſowohl das öffentliche als Privat-Vermögen vermehrt, und der Zuſtand der Nation immer blühender gemacht wird.

Glücklicher Staat, und glückliche Einwohner! Das Meer macht die See-Häfen zu reichen Handels-Städten,

und dieſe werden immerwährende Canäle zur Vermehrung des Reichthumes des Landmannes, und derer, die von der Induſtrie leben. Die Schiffe laufen beſtändig aus und ein, ihre Anzahl nimmt zu, und der Staat wird mächtig und fruchtbar zur See. Die ſchiffbaren Flüſſe ſind unaufhörlich mit großen und kleinen Fahrzeugen bedeckt, welche den Provinzen die Waren aus den Häfen zuführen, und, beladen mit den Producten des Landes, wieder zurück kehren. Zu eben dieſem Transport dienen auch die wohl unterhaltenen Heer-Straßen, ſo daß man Tag und Nacht das Knarren der Wägen und das Geſchrey der Fuhrleute und Mauleſeltreiber hört. Nirgends wird der Reiſende mit den Klag-Tönen der Bettler beſchweret, weil Armuth und Elend da unbekannt ſind, wo Ackerbau und Künſte blühen, wo der Handel mit den nöthigen Lebens-Bedürfniſſen ohne Zwang iſt. Bei dieſem Ueberfluſſe iſt jedermann voll edler Empfindungen der Vaterlands-Liebe, und verehrt in ſeinem Regenten einen Vater und wohlthätigen Beſchützer. Die weiſen Geſetze haben dieſe bewundernswürdige Veränderung in dem beſagten Staate hervorgebracht, und die wichtigſten und nützlichſten Speculationen der Oekonomie zur Wirklichkeit zu bringen gewußt."

Einige Bemerkungen aus guten polizeylichen Anſtalten bey Verkaufung der Lebens-Mittel an Markt-Tagen, von Hrn. Lic. Frenzel, mit Anmerkungen und Erörterungen des Hrn. Prof. Titius (*).

„Pfuſcher ſind jederzeit als eine weit um ſich greifende Seuche zu betrachten, die dem Staate unerſetzlichen Schaden zufügen; und wenn gleich die beſten Vorkehrungen getroffen werden, ſo laſſen ſie ſich eben ſo wenig, als die Pocken oder Blattern, ausrotten. Man muß ſchon zufrieden ſeyn, wenn ihnen öffentliche Gränzen geſetzt werden. Sie ſind aber nicht bey den Aerzten allein, obgleich am mehreſten zu ſuchen; denn da jeder ſein eigener Arzt ſeyn will, ſo ſucht er auch gern Andern Hülfe zu leiſten, wozu ſich dann der Gewinnſt, die Faulheit, die Habſucht u. d. gl. ge-

(*) Im 25 St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1789.

geſellen. Die Geiſtlichen hatten vor dieſem dergleichen Auswürfe genug, und noch findet man hin und wieder ein Kreuz-Luft-Vögelein. Die Rechtsgelehrten haben ebenfalls ihre Brodfeinde, und Vor- und Nacharbeiter. Kaufleute giebt es ſo viel als Menſchen, und im weitläuftigen Verſtande kann ſich jedermann für einen Kaufmann halten, der mit den Waren ſeiner verſchiedenen erworbenen Geſchicklichkeit Gewerbe treibt.

Es wird dieſer Eingang in Betracht der Ueberſchrift ſonderbar ſcheinen, da ich Bemerkungen aus guten polizeylichen Anſtaltn bey Verkaufung der Lebens-Mittel an Markt-Tagen anſtellen will. Man wird aber bald ſehen, daß die Pfuſcher hier nur einen andern Nahmen führen, und Mäkler, Hauſirer, Aufkäufer, u. ſ. w. heißen. Denn alle, die eine ihnen nicht zukommende Beſchäftigung treiben, andern ihr Brod durch Eingriff und fremde Handthierung entwenden, und auf unrechtmäßige Weiſe ſchädlich ſind; alle, die aus Faulheit, u. d. gl., Vortheile über andere zu gewinnen ſuchen, kann man insgeſammt mit dem allgemeinen Nahmen der Pfuſcher belegen. Solche Pfuſcherey findet ſich nun häufig bey dem öffentlichen Verkauf der Nahrungs-Mittel in den Städten, und an den Markt-Tagen vorzüglich, wodurch ſowohl Käufer als Verkäufer ſehr vielen Schaden leiden.

Die guten und wohl eingerichteten polizeylichen Anſtalten verſtatten nicht, daß an Markt-Tagen Aufkäufer verſchiedener Art ſeyn dürfen. Jedermann ſoll die Freyheit haben, ſeine Bedürfniſſe ohne einigen Zwang, oder Ueberbiethung der Aufkäufer, zu erhandeln. Der Land-Mann muß nicht nach Beſchaffenheit der Jahrszeit, des Gewinnſtes vom Lande und des Viehſtandes, nach ſeiner Willkür, auf ſeine zum Verkauf eingebrachten Waren aufſchlagen können.

In den Städten der Ober-Lauſitz, und andern, wo gute Verfaſſung iſt, dürfen Bäcker und Mehlhändler, Kornhändler, und andere Perſonen, vor einer gewiſſen feſtgeſetzten Stunde, oder bis das, Jedermann bekannte Kennzeichen der Freyheit eingezogen oder abgenommen worden, keine Getreidearten erkaufen; auch darf es nicht vor der Zeit, ohne beſondere Urſachen, eingeſetzt, oder zum künftigen Verkauf in Verwahrung gegeben werden. Es wird auch, in Anſehung der Güte der Waren, darauf

Rück-

Rückſicht genommen, damit die Armen auf alle nur erſinnliche Art Erleichterung bekommen. Jede Art der zum Verkauf gebrachten Waren hat ſeinen angewieſenen Bezirk, um alles deſto leichter zu überſehen, und den Betrug zu vermeiden. Auf ähnliche Weiſe iſt auch der Verkauf bey dem lebendigen Vieh eingerichtet, um das Einkaufen der ländlichen Lebens-Mittel auf alle nur mögliche Art den Bürgern bequem zu machen, die Theurung zu verhindern, und den Schleichhandel nebſt der Mäklerey Gränzen zu ſetzen. Ein gleiches wird bey den übrigen, zum öffentlichen Verkauf gebrachten Land-Producten, an Butter, Käſe, friſchen und trocknen Gemüſen, und andern Waren, genau beobachtet, um allen Mäklereyen und Betrügereyen gehörig vorzubauen. Wo man viele Mäkler, Aufkäufer, Mehlhändler, Butter- und Käſe-Krämer in einer Stadt antrifft, da kann man ſehr leicht ſchließen, wenn nicht beſonders gute Aufſicht dabey beobachtet wird, daß der Ankauf von Lebens-Mitteln den Armen äuſſerſt erſchweret, daß die Theurung durch dergleichen Händler unterhalten, und daß der erhöhete Preis der Waren nicht ſowohl der vermehrten Volks-Menge, als vielmehr der außerordentlichen Pfuſcherey zu zuſchreiben ſeyn werde. Man bemerkt dieſes deutlich beym Obſt-Handel. Alle Obſt-Gärten werden bereits um Johannis von den Mäklern in Beſchlag genommen, aufs höchſte erpachtet, und das Obſt einzeln wieder auf das theuerſte verkauft. Kommt ja einiges auf den Markt, ſo wird es ebenfalls bald wieder aufgekauft, und in den Häuſern einzeln vertrödelt. Wenn aber der Aufkauf auch nicht erfolgt, ſo findet ſich doch eine beſondere Art Menſchen, die als Gelegenheitsmacher anzuſehen ſind. Dieſe Leute ſuchen ſich ſowohl Bekanntſchaft bey dem Landmanne, als auch in den Häuſern zu erwerben, von denen beyden ſie Gewinn ziehen, und ſind noch ſchädlicher, als die Aufkäufer ſelbſt werden (*).

(*) Aber, wenn nun dieſe Pachter nicht ſind, wenn dem Land-Manne und den Gartenbeſitzern das Obſt überm Halſe gelaſſen wird, was ſoll dann geſchehen? Der Landmann kann es ſo wenig, als der Obſt-Cultivateur, weder im Ganzen, noch im Einzelnen verkaufen. Erſterer hat dazu keine Zeit, und Lezterer iſt mehrentheils gar nicht in der Lage, den Gewinnſt

Der Landmann ſagt: ich befinde mich izt wohl, alles gilt, was ich zu Markte bringe, und ich werde es ſehr leicht los. Wenn man aber dabey aufmerkſam iſt, und oft genug den größten Ueberfluß an den Markt-Tagen bemerkt, ſo wird man doch finden, daß es der Bürger immer noch theuerer bezahlen muß, als es eigentlich nach der Menge ſeyn ſollte. Denn ſehr viele der Landleute handeln nicht ſelbſt mit ihren zum Verkauf gebrachten Waren, ſondern ſie haben ihre Unterhändler, denen es der Käufer ſehr häufig abnehmen muß. Ich darf nicht erſt den Getreide-Handel in Erwegung bringen, mit dem auf die erwähnte Art genug Handel getrieben wird. Der Landmann wendet ſich an dergleichen Perſonen, und dieſe haben wieder ihre Beſtellung. Würde es nicht zuträglicher ſeyn, wenn es auf freyem Markte erkaufet werden könnte? (*)

Mit Erkaufung des zum Markte gebrachten Viehes hat es eine gleiche Beſchaffenheit. Die ſogenannten Hausſchlächter ſind ſo eingerichtet, daß der Landmann und der Bürger ſich an dieſelben zu verwenden genöthigt ſieht, wenn er etwas erkaufen will (**). So iſt es auch mit den vielerley Arten Federvieh, da ſogleich Weiber vorhanden ſind, die es den Bauerfrauen abnehmen, in den Häuſern zum

winnſt durch Verkauf aus ſeinem Obſtbaue zu ziehen. Obſt-Handel und Obſt-Pacht ſind daher äußerſt nöthige Geſchäfte im gemeinen Weſen; zumahl da dieſes Producte ſind, die weder aufgeſchüttet, noch ſonſt auf Speculation erhalten werden können, und gleichwohl dem Leben und der Geſundheit der Menſchen ſo ſehr zuträglich werden. Dieſe Obſt-Pächter weggenommen, ſo hat es mit dem ganzen Obſtbaue ſogleich eine Endſchaft. T.

(*) Und wenn nun, wie es täglich geſchieht, das Getreide auf dem Markte nicht abgeht? welches der Fall in allen Städten iſt, wo kein angelegter Korn-Handel Statt hat. Mit dem Korn iſt eigentlich keine Mäklerey, außer was die Mehlhändler thun, und auch dieſe müſſen des Armuths wegen ſeyn. Aber, das Aufſchütten des Getreides und das Anlegen der Vorräthe ſind Anſtalten, die fürs gemeine Weſen von äusserſter Wichtigkeit werden. T.

(**) Und eben dieſen Hausſchlächtern trägt es doch der Bürger ſelbſt auf, ihm ein Stück einzukaufen, und zu ſchlachten, weil er es ſelbſt weder verſteht, noch ſich beſchäftigen will. Das ſind alſo ſeine Bevollmächtigten im Kaufe, nicht aber Aufkäufer. T.

zum Verkauf herum, und ihre Pfuſcherey damit treiben. Iſt man ja ſo glücklich, entweder von einem geizigen Landmanne etwas zu erhandeln, ſo muß man es gleichfalls theuer bezahlen, oder man erhält das ſchlechteſte, welches dergleichen Trödler nicht haben mögen (*). Bey dem zum Verkauf gebrachten geräucherten Fleiſch und Schinken, ſieht man mit Verwunderung, wenn daſſelbe zur Wage gebracht wird, wie es dem Landmanne aus den Händen genommen wird, da es denn immer heißt: es iſt bereits beſtellt. Aber die Mäkler ſtehen ſchon zur Hand. Bringt eine halbwege in guten Umſtänden ſich befindende Bauer-Frau Butter, Käſe, Eyer, Tauben, trocknes Obſt und andere Zugemüſe zum Markte, ſo hat ſie ſchon ihre Weiber, denen ſie ihre Waren übergiebt, von welchen man ſie wieder abkaufen muß; oder die Mäkler und kleinen Abnehmer ſind bey der Hand, und tragen die Waren in den Häuſern herum, oder ſie haben wieder ihren Zuſammenhang mit den Köchinnen. Jeder ſucht ſeinen Vortheil zu ziehen, wodurch Herrſchaften und Bürger leiden müſſen (**).

Die nähmliche Bewandtniß hat es mit den ſogenannten Kraut-Waren, die doch in unſern Gegenden in größtem Ueberfluß gewonnen werden, die wir auch in ſehr wohlfeilem Preiſe erkaufen könnten. Man ſehe aber an Markt-Tagen, wie die Aufkäufer die erſten ſind, die die beſten und mehreſten Waren, oft um geringen Preis erhandeln, und dem Landmanne in ihre Orte zutragen. Dadurch

(*) Das eigentliche Aufkaufen der Producte auf den Dörfern wird freylich nicht geſtattet; aber dem Landmanne zu verwehren, daß er ſeine Erzeugniſſe ſo hoch, als er kann, ins Geld ſetzt, das iſt allerdings bedenklich, zumahl da der Handel mit vielen Dingen nach dem Auslande noch die einzige Stütze iſt, die ihn erhält und von der höchſten Landes-Obrigkeit mit vieler Staats-Klugheit geduldet wird. T.

(**) Aber an wem liegt hierbey die Schuld? an Herrſchaften, oder an den Bauerweibern? Wie? wenn erſtere, Frau und Magd, ihre Weiber an der Hand haben, welche ſie mit Fleiß ausſchicken, ihnen die Victualien auf dem Markte und auf Dörfern einzukaufen? da ſind die Abgeordneten keine Aufkäufer und Trödelweiber mehr, ſondern Leute, die im habenden Auftrag kaufen. Und das iſt der Fall bey vielen Häuſern. T.

durch wird der Landmann oft abgehalten, ſelbſt in die Stadt ſeine eigene Waren zu bringen, und der Stadtmann muß auf allen Seiten Schaden leiden (*).

Andere dergleichen Schleichhändel, da ich viel zu weitläuftig werden würde, zu geſchweigen. Alles dieſes nun zuſammen genommen, unterhält eine ziemliche Theurung, welche aber, meinem Bedünken nach, leicht zu verhindern ſeyn möchte, vielleicht noch eher, als bey den mediciniſchen Pfuſchern: wenn dergleichen Händler und Pfuſcher eine proportionirliche Abgabe zu geben hätten, wie man es gewöhnlich bey dem Handel zu halten pflegt; wenn den eigenen Verkäufern mehr Erleichterung durch Herabſetzung eines geringen Theils der Gaben verſchaffet würde, die auf der andern Seite wieder doppelt erſetzet würden; wenn ferner die Polizey äußerſt ſtrenge mit dergleichen Aufkäufern verführe. Da Markt=Tage zum öffentlichen Verkauf der Lebens=Mittel und anderer Waren beſtimmt ſind, ſo müßte auch ſchlechterdings kein Hauſirer geduldet werden. Die Aufkäufer, Mäkler, Mehl= Butter= Käſe= Eyer= und Zugemüſe=Händler ſollten entweder am Markt=Tage gar kein Recht des Aufkaufes erhalten, oder gewiſſe Zeiten beſtimmt werden, wenn ſie die übrig gebliebenen Waren erhandeln dürften (**). In unſern Tagen werden dergleichen Händler die reichſten, da der Arme genöthigt iſt, ſeine Bedürfniſſe bey denſelben zu erkaufen (***).“

Daß

(*) Ueber die aufgetriebenen Preiſe der Kraut=Ware habe ich ſchon einmahl in dieſen Blättern geredet, ſie aber nicht von dem Aufkaufe ſondern von der ſtärkern Conſumtion, hergeleitet (*), welches auch andem iſt. Die Aufkäufer haben eben nicht nöthig, dieſe Sachen auf dem Markte zu ergreifen. Sie können ſelbige mit mehr Auswahl, und zu beſſern Preiſen, in den Gärten ſelbſt haben. Vor noch nicht 50 Jahren mußten wir den größten Theil der grünen Gemüſe aus Pretſch hohlen. Dank ſey es der vermehrten Conſumtion, daß die Leute zum hieſigen Anbau derſelben aufgemuntert werden. T.

(**) Und dies wird auch, ſo viel wir wiſſend, in allen guten Polizeyen beobachtet. Alle Unterſchleiſe zu vermeiden, iſt ganz unmöglich. T.

(***) Alle ſolche Höker und Trödler ſind nur für die Armen, und auch

(*) S. oben, S. 205, fgg.

Daß und warum das Hauſirengehen mit Victualien, außer beſondern Umſtänden nicht zu verbiethen ſeyn, ſiehe im XXII Th., S. 490. fgg.

Unter den zur Beförderung der Wohlfeilheit der Lebens-Mittel in verſchiedenen Ländern ergangenen obrigkeitlichen Verordnungen, zeichnen ſich folgende **Vorſchriften und Fingerzeige zur zweckmäßigen Beförderung der Wohlfeilheit der Lebens-Mittel**, von dem weiſen Geſetzgeber, Kaiſer Leopold II, im J. 1791, vorzüglich aus:

So ſehr Ich von der Nothwendigkeit überzeugt bin, die durch einen ungünſtigen Zuſammenfluß von Umſtänden, und allerdings auch zu ſehr erweiterte Begriffe von Freyheit in Unordnung gerathene Polizey der Lebens-Mittel nach und nach wieder herzuſtellen, ſo ſehr bin Ich ebenfalls überzeugt, daß dieſe Polizey, wenn ſie in untauglichen Anordnungen beſteht, an ſtatt den heilſamen Zweck der öffentlichen Verwaltung zu erhalten, zulezt denjenigen ſelbſt zum Nachtheil gereichen würde, denen dadurch Erleichterung verſchafft werden ſollte.

Ich will daher der Kanzley Meine Geſinnung deutlich erklären, und den Grundſatz beſtimmen, nach welchem ſie bey dieſem wichtigen Gegenſtande vorzugehen hat.

Es handelt ſich aber gegenwärtig nicht um Lebens-Mittel, welchen eine Preis-Beſtimmung zu geben, ſondern um diejenigen, bey denen die zureichende Menge und der Mittel-Preis hauptſächlich von der beförderten Zufuhr erwartet werden muß. Als die Grundlage aller

auch für die Unwirthſchaftlichen im gemeinen Leben, die im Großen nicht kaufen können, oder nicht wollen. Die Kleinigkeiten werden aber dadurch reich, weil aller Klein-Handel nicht kann überſehen werden, und gemeiniglich Pfennig auf Pfennig abwirft, welches man bey allen Krämereyen mehr als zu richtig erweiſen, zum Theil aber auch entſchuldigen kann. T.

aller hierher einſchlagenden Vorkehrungen muß angenommen werden:

1. daß zwar Ordnung, aber nicht Zwang herrſche;
2. daß das flache Land nicht, als wäre ſolches der Haupt-Stadt zinsbar, behandelt;
3. daß für das Eigenthum des Erzielers durchaus Achtung getragen werden muß.

Hieraus folgt, daß die Markt-Verordnungen für die Stadt nicht außerhalb der Linien ſich erſtrecken ſollen; daß kein Markt-Geſetz auf den Erzieler unmittelbar gerichtet ſeyn könne, und demſelben als ſolchem, in ſeinem Verkaufe keine Hinderniß gelegt werden ſoll. Auf der andern Seite hingegen würde es unbillig ſeyn, die Haupt-Stadt in einer ſolchen Abhängigkeit von dem offenen Lande zu laſſen, daß es ihr nicht erlaubt ſeyn ſollte, zum Beſten ihrer zahlreichen Bewohner Vorſehungen zu treffen, welche denſelben die unentbehrlichſten Lebens-Mittel um einen ihren Erwerbungs-Umſtänden angemeſſenen Preis verſichern.

Da dem flachen Lande und dem Erzieler frey ſteht, ſeine Waren der Stadt zu zuführen, oder mit denſelben wegzubleiben, ſo verletzt es das Eigenthum des Erzielers nicht, wenn die Markt-Ordnung zur Herſtellung des Gleichgewichts gewiſſe Bedingniſſe vorſchreibt, unter denen ihm der Vortheil des Verkaufs in der Stadt zugeſtanden wird. Eben ſo wird dem Eigenthum der Erzieler nicht zu nahe getreten, wenn den Stadt-Gewerben, die nicht erzielen, Vorſchriften ertheilt werden, damit den Stadt-Bewohnern der Vortheil des Ankaufs aus der erſten Hand nicht entriſſen werde; und es wäre ungerecht, ſolche Vorſchriften mit der verhaßten Benennung eines Zwanges zu belegen, da ſie nur die nöthige Ordnung zur Abſicht haben.

Dieſes vorausgeſetzt, wird die Markt-Ordnung einfach und kurz ſeyn können; ihre Gegenſtände ſind Ermunterung der unmittelbaren Zufuhr, mithin Hinderung des Vorkaufs, und Aufſicht auf die mit Lebens-Mitteln Handel treibenden Stadt-Gewerbe.

Die Zufuhr wird ermuntert, wenn die Marktbefahrenden, auf dem Markte ſelbſt keinem Zwange unterliegen, keinen Plackereyen preis gegeben ſind, und wenn

wenn ſie eine größere Wahrſcheinlichkeit des Abſatzes vor ſich haben.

Die Verordnungen von dieſer Seite ſind alſo zureichend, wenn eigene Markt=Tage beſtimmt, die Markt=Befahrenden an beſtimmte Plätze angewieſen, auch verhalten werden, die Ware, mit welcher ſie an einem Markt=Tage zu Markt kommen wollen, wirklich und ganz zum Verkaufe auszuſetzen.

Auſſer dieſem muß es jedem Marktbefahrenden frey ſtehen, ſeine Feilſchaften wie, und an wen immer zu verkaufen, mit dem nicht verkauften Ueberreſte nach Hauſe zu kehren, oder ſolchen wo er will inzwiſchen einzuſetzen, auch insbeſondre an Händler zu überlaſſen.

Das Leztere iſt erforderlich, um den Marktbefahrenden eine größere Wahrſcheinlichkeit des Abſatzes zu zeigen, ohne die er ſonſt weniger zu Markt zu bringen bewogen ſeyn dürfte. Aus dieſer Urſache muß auch den Gewerbtreibenden erlaubt ſeyn, die Markt=Ueberreſte an ſich zu bringen, und zu dieſem Ende nach Verſchiedenheit der Ware, die Stunde beſtimmt werden, zu welcher den Gewerbsleuten auf den Markt=Plätzen zu erſcheinen geſtattet iſt.

Die Beförderung der unmittelbaren Zufuhr enthält in ſich bereits die Ausſchließung der zweyten Hand=Händler, als welche ihr Gewerbe nicht anders, als mit Vorkauf, treiben können.

Damit aber der Begriff des Vorkaufs nicht zu weit ausgedehnt werde, ſo muß darunter nichts anders verſtanden ſeyn, als der Ankauf der Feilſchaften, welche, wenn ſie nicht abgekauft würden, auf dem Markte erſchienen wären. Dieſer Vorkauf, der den Vortheil der Markt=Tage ganz vereitelt, muß gehindert werden. Er wird unter Weges, oder auf dem Markt=Platze ſelbſt, und zwar nur von Händlern und Gewerbsleuten ausgeübet.

Um den Vorkauf unter Weges zu hindern, muß derſelbe unnütz gemacht werden, dadurch: daß den zweyten Händlern und Gewerbtreibenden der Verkauf auf dem Markte unterſagt ſey. Vereinigt ſich mit dieſem Verbothe eine wohlgeordnete Aufſicht auf die Stadt=Gewerbe, ſo läßt ſich immer eine gute Wirkung erwarten,

ten, wenn gleich dadurch nicht Alles geleiſtet iſt. Daher die gegen den Vorkauf der Körner insbeſondre verhängte Beſtrafung, aber nicht als ein Theil der Markt-Ordnung von Wien, ſondern als ein allgemeines Provinzial-Geſetz gegen die Markt-Beeinträchtigungen, zu Hülfe gerufen werden kann.

Der Verkauf auf den Markt-Plätzen ſelbſt muß den Gewerbtreibenden von was immer für einer Eigenſchaft unterſagt ſeyn, bey Confiscation auf wiederhohlte Uebertretung. Zu deſto ſicherer Handhabung dieſes Verboths wird es nützlich ſeyn, nach dem Beyſpiel anderer Länder, den Gewerbtreibenden bey Strafe die Erſcheinung auf dem Markte vor der zu ihrem Ankauf anberaumten Zeit zu unterſagen.

Die Aufſicht auf die Stadt-Gewerbe zerfällt in zwey Theile: damit ſie durch ihren Ankauf die Zufuhr der Märkte nicht vermindern, und durch ihre Menge nicht eine Theurung erzwingen.

Die Stadt-Gewerbe, von denen hier die Rede iſt, ſind von dreyfacher Art: ſolche, welche dem angekauften Materiale, um es genießbar zu machen, eine andere Geſtalt geben, das ſind Müller und Bäcker, welche auch aus dem Grunde auf den Märkten zu kaufen zu verhalten ſind, weil der Markt-Preis das Regulativ ihrer Taxe wird. Eine zweyte Gattung von Gewerben hält ordentliche ſo genannte Gewölber oder Hütten, und Waren-Vorrath mit einer beträchtlichen Vorauslage; dieſe ſind zu dem Ankauf ihres Vorraths außer dem Umfang anzuweiſen, von welchen die Märkte gewöhnlich befahren werden. Das ſind die vier Meilen im Umkreiſe für Wien. Bey dieſen Gewerben iſt die Menge nicht leicht nachtheilig. Aber ſie iſt deſto bedenklicher bey der dritten Gattung, die unter dem Nahmen der Ablöſer bekannt iſt. Dieſe Gattung treibt ihr Gewerbe hauptſächlich mit Verkauf unter Weges, oder auf den Märkten. Ihre Feilſchaften ſind größtentheils Bedürfniſſe der Volks-Claſſen, deren Verzehrung eine ungefähr beſtimmte Größe hat, welche alſo nothwendig vertheuert werden, wenn von dem dabey zufallenden Gewinn zu viele Familien ihren Unterhalt finden müſſen.

Noch

Noch eine Betrachtung kann der öffentlichen Aufſicht nicht gleichgültig ſeyn. Dieſe Gattung artet ſo leicht zu einer Pflanzſchule des Müßigganges aus, wodurch den Beſchäftigungen brauchbare Hände entzogen und häufige Unordnungen herbeygeführt werden. Weil aber dieſe Art von Kleinverkauf zum Bedürfniſſe des gemeinen Volkes nöthig iſt, ſo muß die nöthige Anzahl beybehalten, und gleichwohl die zu große Menge, und dadurch alles Ueble gehindert werden, was ſonſt unzertrennlich damit verbunden iſt. Vielleicht daß dieſe Abſicht am füglichſten erreicht werden könnte, wenn das Ablöſung-Gewerbe auf Ständel, die an beſtändige Plätze gebunden ſind, beſchränkt, ihre Anzahl nach dem Lokal-Erforderniß und mit Rückſicht auf die Freyhaltung der Straßen beſtimmt, das Befugniß zu ſolchen Ständeln aber nur an Leute von einem gewiſſen Alter, zur Erleichterung ihres Unterhalts, vertheilt, dadurch auch der allgemeinen Verſorgung-Anſtalt gewiſſermaßen zu Hülfe gekommen würde.

Wien, d. 9. Aug. 1791.

Leopold.

Königl. Preußiſche Verordnung, die Wohlfeilheit und Anſchaffung der Lebens-Mittel betreffend, d. d. Bayreuth, d. 23. Jan. 1793.

Von Gottes Gnaden, Friedrich Wilhelm, König von Preußen ꝛc. ꝛc. Wir haben mit großem Mißfallen bemerkt, daß in einigen Landſtädten Unſers untergebirgiſchen Fürſtenthums die Brod-Taxe auf eine unverhältnißmäßige Art erhöhet worden ſey. Vorfälle dieſer Art ſind meiſtens Beweiſe des Mangels an derjenigen Polizey-Aufſicht, die die Unter-Beamten und Stadt-Räthe am beſten beobachten können, und die ihnen größtentheils zur vorzüglichen Pflicht gemacht iſt. Denn a) die Ordnung und Strenge der Eintreibung der herrſchaftlichen Gefälle, b) die Wachſamkeit über die landesherrlichen Befugniſſe, c) die Auseinanderſetzung rechtlicher Streitigkeiten machen nur

einen Theil der Incumbenz und Handlungen eines gewiſſenhaften Beamten aus. Auf ihm ruhet vorzüglich d) die Aufſicht und die Beförderung des Wohls der Unterthanen, und wenn er hierunter ſich nachläſſig bezeigt, ſo gewähren alle ſeine übrigen Beamten-Kenntniſſe Uns und dem Lande wenig Nutzen. Wir allerhöchſt unmittelbar wollen, daß e) in alle Puncte eingegangen werde, die auf die Erleichterung und Verbeſſerung des Schickſals Unſerer Unterthanen Bezug haben, und daß Beamte, Magiſträte und andere Unterſtellen bis zu dem Grad hierüber wachen, daß ſie f) dasjenige, was dem Wohl des Landes entgegen iſt, ſo weit ſie können, ſogleich abſtellen, bey wichtigern Vorfällen aber bey Unſerer Regierung dahier gutächtlich anfragen. Insbeſondre muß zu Abwendung einer Theurung auf die Preiſe des Getreides und anderer nöthiger Lebens-Bedürfniſſe alle Aufmerkſamkeit ununterbrochen gerichtet werden. Und, da Ihr, aufs genaueſte bekannt mit dem Lokal der Euch anvertraueten Amts-Hauptmannſchaft, am ſicherſten ermäßigen könnt, worin die Urſachen der Veränderung der Preiſe in dem Euch untergeordneten Diſtricte liegen, und welche Mittel zu ergreifen ſeyn, um der Steigerung der Preiſe vorzubeugen, oder ſelbiger abzuhelfen: ſo erachten Wir für nöthig, daß vor der Hand alle Wochen, oder wenigſtens, ſo oft eine Veränderung vorgeht, die Getreide-Preiſe, Brod-Fleiſch- und Bier-Taxen von den Unterſtellen an Euch eingeſchickt, und bey einreiſſendem Mangel von Euch ſchleunigſt Berichte, welche ſich über die Quellen deſſelben ausbreiten, und Vorſchläge zu deren Verſtopfung enthalten, an Unſere Regierung dahier erſtattet werde. Dieſe Unſere allerhöchſten Geſinnungen, welche Wir zum Theil immediate in einer Verfügung vom 30ſten des laufenden Monaths Unſerer Regierung dahier eröffnet, habt Ihr ehemöglichſt allen Euch ſubordinirten Beamten, Stadt-Räthen und übrigen Unterſtellen umſtändlich und mit dem ausdrücklichen Anhang zu erkennen zu geben, daß diejenigen, welche zur Erreichung Unſerer auf den ſteten Wohlſtand Unſerer getreuen Unterthanen gehenden Abſichten ſich eifrigſt und überhaupt wohlthätig für den ihnen anvertraueten Diſtrict bezeigen, ſich Unſerer Gnade

und Aufmerkſamkeit zu verſichern haben wogegen wider die Säumigen mit aller Strenge verfahren und der Fiscal excitirt werden wird.

Bayreuth, den 23ſten Jan. 1793.

Königl. Preuß. Regierung.

Im allgemeinen Landrecht für die preuß. Staaten, Th. II, Tit. 20, §. 722 — 725, iſt, in Anſehung der Vorbauungsmittel körperlicher Verletzungen bey Nahrungs-Mitteln und Getränken, Folgendes verordnet:

§. 722. Niemand ſoll Nahrungsmittel oder Getränke, die, nach ihrer Beſchaffenheit, der Geſundheit nachtheilig ſind, bey Vermeidung nachdrücklicher Geld- oder Leibes-Strafe, wiſſentlich verkaufen, oder Andern zu ihrem Gebrauche mittheilen.

§. 723. Wer dergleichen Lebensmittel auf eine der Geſundheit nachtheilige Weiſe verfälſcht, mit ſchädlichen Materialien vermiſcht, beſonders aber ſich der Bleymittel bey Getränken bedient, ſoll, nach Bewandtniß der Umſtände, und der daraus für die Geſundheit entſtandenen Gefahr, mit ein- bis dreyjähriger Zuchthaus- oder Feſtungs-Strafe belegt werden.

§. 724. Auſſer der Strafe, werden diejenigen, welche ſich des wiſſentlichen Verkaufs verdorbener oder mit ſchädlichen Zuſätzen vermiſchter Nahrungs-Mittel ſchuldig machen, des Rechts, das gemißbrauchte Gewerbe ferner zu treiben, auf immer verluſtig.

§. 725. Der befundene Vorrath ſolcher Nahrungs-Mittel ſoll, wenn er keiner Verbeſſerung fähig iſt, ſofort vernichtet, ſonſt aber eingezogen, auf Koſten des Uebertreters in tauglichen Stand geſetzt, und zum Beſten der Armen verwendet werden.

Lebens = Ordnung, die Ordnung in dem Gebrauche ſolcher Dinge, welche zur Erhaltung des natürlichen Lebens gereichen; mit einem fremden Kunſt = Worte, die Diät; L. Diaeta; Fr. Diète, Regime de vivre. Die Wiſſenſchaft, worin die Regeln enthalten ſind, wie man ſich geſund erhalten und vor Krankheiten hüten ſoll, und welche einen beſondern Theil der Arzeney = Wiſſenſchaft ausmacht, wird Diaetetica, die Diätetik, genannt.

Zur Entſtehung einer Krankheit gehören nicht allein gewiſſe Umſtände, die im Körper ſelbſt verborgen liegen, und ihn dazu geſchickt machen, ſondern auch ſolche, die ſich zum Theil auſſer ihm befinden, und zu wirklichen Krankheiten Gelegenheit geben können. Jene ſind bey den Aerzten unter dem Nahmen der vorhergehenden oder disponirenden, die unter der Benennung der gelegentlichen Urſachen bekannt. Jedes Alter der Menſchen hat eine Fähigkeit zu gewiſſen eigenthümlichen Unordnungen in der Natur. Es giebt daher beſondere Krankheiten der Kinder, der Jugend, der Erwachſenen, der Alten und abgelebten Perſonen. Eben dieſes läßt ſich von den unterſchiedenen Geſchlechtern behaupten. Wer weis nicht, wie vielen Zufällen das ſchöne Geſchlecht unterworfen iſt, von welchen das unſrige nichts zu befürchten hat! Die beſondere, ſowohl natürliche, als erbliche Leibes = Beſchaffenheit jedes fetten oder magern, ſtarken oder ſchwachen, geſund gebornen oder von kranken Aeltern erzeugten Menſchen, und die unterſchiedenen Temperamente, können von den disponirenden Urſachen eben ſo wenig ausgeſchloſſen werden, als die Gewohnheit, die Lebens = Art, und die beſondere Beſchaffenheit mancher Körper, die in den Schulen der Aerzte Idioſynkraſie heißt. Alle dergleichen vorhergehende Urſachen aber, die unſere Natur ſelbſt ausmachen, und deswegen natürliche Urſachen genannt wer-

werden, können, an ſich allein betrachtet, auch keine wirkliche Krankheiten hervorbringen; ſie machen, zuſammengenommen, bloß eine gewiſſe, jedem Körper einverleibte Beſchaffenheit aus, vermittelſt welcher dieſer geneigt wird, bey vorfallenden Gelegenheiten, in dieſe oder jene Krankheit zu fallen. Es müſſen alſo immer noch gelegentliche Urſachen hinzu kommen, welche aus den beſondern Fähigkeiten zu gewiſſen Uebeln wirkliche Krankheiten hervorbringen können. Je geringer die Diſpoſition eines Körpers zu Krankheiten iſt, deſto mehr gelegentliche Urſachen müſſen, zur Entſtehung derſelben, ſich vereinigen. Hierin liegt ein unwiderſprechlicher Grund von der gewöhnlichen Erfahrung: daß mancher Menſch, ohne Nachtheil ſeiner Geſundheit, vieles thun kann, was ein anderer nicht wagen dürfte, ohne in wichtige Krankheiten zu fallen.

Die gelegentlichen Urſachen ſind zwar zur Erhaltung unſerer Natur unentbehrlich, ſie gehören aber nicht unmittelbar zu derſelben. Aus dieſem Grunde werden ſie auch nicht=natürliche Urſachen von Krankheiten genannt. Man ſucht ſie: in der Luft, in den Nahrungs=Mitteln, oder in den Speiſen und Getränken, in der Bewegung und Ruhe, im Schlafen und Wachen, in den natürlichen Ausführungen oder in Verhaltung des Ueberflüſſigen, und in den Gemüths=Bewegungen oder Leidenſchaften. Aus dieſen ſechs Quellen gelegentlicher Urſachen, woraus alle Regeln der Lebens = Ordnung geſchöpft werden müſſen, fließen Geſundheit und Krankheit. Der Tod ſelbſt liegt in ihnen ſo gewiß, als das Leben, verborgen. Die Anwendung allein, oder der Geruch dieſer ſogenannten ſechs nicht = natürlichen Dinge (Res non-naturales) beſtimmt den Vortheil oder den Schaden, den wir davon zu erwarten haben.

Die bloße Diſpoſition des Körpers zu dieſer oder jener Krankheit, macht eben ſo wenig eine wirkliche Krankheit aus, als die gelegentlichen Urſachen ſolche hervorbringen können, wenn nicht ſchon eine vorzügliche Fähigkeit dazu im Körper liegt. Alle Menſchen ſind, vermöge ihres Alters, Geſchlechtes, ihrer Leibes = Beſchaffenheit, ihres Temperamentes, ihrer Gewohnheiten, ihrer Lebens = Art, u. ſ. w. zu einigen Krankheiten, beſonders geneigt. Die Diſpoſition dazu können ſie ſich nicht benehmen; ſie liegt in ihrer Natur ſelbſt. Das Alter, Geſchlecht, die Leibes=Beſchaffenheit ꝛc. laſſen ſich zwar auf eine Zeitlang verbergen, aber nicht verändern. Wenn Corinne ihren 20ſten Geburts = Tag 10 Jahre hinter einander feyert, um nicht ſo früh an den Zeitpunct zu kommen, der den ledigen Schönen ſo viele geheime Seufzer ablockt; wenn Caſſandra ihren zarten Körper und ihr Geſchlecht noch ſo tief hinter Helm und Panzer verbirgt: ſo iſt dies doch allemahl nur ein Blendwerk, wodurch bloß gefällige Liebhaber oder blödſichtige Augen hintergangen werden. Die Natur ſpottet ſowohl der Corinne, wenn ſie ihr einen Stillſtand ankündigt, oder dem Alter Troz biethet, als der Caſſandra, wenn ſie mit ihren zarten Gliedern die Thaten eines Helden auszuüben gedenkt. Wider ihren Willen wird Corinne täglich älter, und Caſſandra unter der Laſt des Panzers täglich kraftloſer. Die Neigung zu allen Krankheiten ihres Alters und Geſchlechtes bleibt unverändert; und es iſt thöricht, ſolche ſich ſelbſt abläugnen zu wollen. Allein, es iſt etwas in unſerer Gewalt, wodurch wir verhindern können, daß unſere natürliche Anlage zu körperlichen Uebeln nicht in wirkliche Krankheiten übergeht. Ein vernünftiger Gebrauch der ſechs nicht = natürlichen Dinge, die unſerer Willkür überlaſſen ſind, kann, wenn wir gewaltſame Fälle ausnehmen, allen Gefahren

vorbauen, die unſerer Geſundheit oder unſerm Leben drohen.

Wer einen Feind mit glücklichem Erfolge beſtreiten will, muß vorher ſeine eigene Stärke und Schwäche unterſuchen, hernach aber bemüht ſeyn, ſowohl ſeinen Feind ſelbſt, als alle Vortheile, die er wider uns brauchen kann, genau kennen zu lernen. Eben ſo muß ein Menſch, der geſund bleiben will, erſt ſich ſelbſt und die Beſchaffenheit ſeiner Natur, hernach die äuſſern Gelegenheiten, die ihn im Beſitz des edelſten Schatzes, oder ſeiner Geſundheit ſtören können, auf das ſorgfältigſte ausforſchen.

Es iſt ſo wenig möglich, ohne Luft und Nahrungs-Mittel, als ohne gehörige Abführungen des Ueberfluſſes, zu leben. Abwechſelnde Bewegungen und Ruhe, eine geſchäftige Munterkeit und ein darauf folgender wohlthätiger Schlaf, ſind zu unſerer Dauer unentbehrlich. Ohne Leidenſchaften würde der Menſch eine belebte Statüe, ohne den Gebrauch ſeiner Seelen-Kräfte unter das Vieh erniedrigt, ohne Bedeckung und Kleidung den Wilden ähnlich, und unter unſerm Himmelsſtriche in täglicher Lebens-Gefahr ſeyn. Indeſſen liegt in dem verkehrten Gebrauche aller dieſer Vortheile der vorzüglichſte Grund, aus welchem die meiſten Hinfälligkeiten der menſchlichen Natur hergeleitet werden müſſen. In dem vernünftigen Gebrauche der ſechs nicht-natürlichen Dinge, beſteht die **Lebens-Ordnung** oder Diät. Die weitläuftige Wiſſenſchaft, die uns lehrt, allen Krankheiten, wozu die natürlichen Urſachen derſelben geſchickt machen, ausweichen! Eine gänzliche Unwiſſenheit oder muthwillige Verachtung einer Kenntniß, die mit der Erhaltung unſerer Geſundheit und der Verlängerung unſers Lebens in ſo genauer Verbindung ſteht, wäre unverzeihlich.

Die Urſache, warum man gemeiniglich die Vorſchriften einer guten Lebens-Ordnung weniger achtet, als ſie verdienen, liegt zum Theil mit in den ſo mannigfaltigen Abweichungen der Körper von einander, daß daher von Vielen mehrere Ausſchweifungen, ohne Nachtheil der Geſundheit, ertragen werden. Denn das verſchiedene Verhältniß der feſten zu den flüſſigen Theilen, die Stärke und Beweglichkeit, die Empfindlichkeit, Schwäche des Nerven-Syſtems und der Muskeln, verurſachet, das allgemein paſſende Regeln ſich nicht füglich geben laſſen. Hier muß Aufmerkſamkeit und eigene Erfahrung beſtimmen, wie man ſich am beſten verhalten ſolle. Unnöthig ſind alſo jene allgemeine Fragen: ob dieſes oder jenes nützlich oder ſchädlich ſey? Es kann beydes Statt finden, nach der Verſchiedenheit des Körpers. Indeſſen giebt es doch gewiſſe allgemeine Grund-Lehren der Diätetik, welche aus der Erfahrung gezogen und durch theoretiſche Gründe unterſtützet werden.

Ich werde zuerſt einige allgemeine Regeln von der Lebens-Ordnung, und ſodann das Nöthigſte von demjenigen, was ein vernünftiger Menſch, in Anſehung 1. der Luft, und der Bedeckungen dawider; 2. der Nahrungs-Mittel, oder der Speiſen und Getränke; 3. der Bewegungen des Leibes und der Ruhe; 4. des Schlafens und Wachens; 5. der Leidenſchaften; und 6. der Ausleerungen, zu beobachten hat, anführen, von jedem dieſer Stücke aber ausführlicher an ſeinem gehörigen Orte handeln.

Allgemeine Grund-Lehren oder Regeln.

Man ſey für ſeine Geſundheit nicht zu beſorgt; aber auch nicht zu kühn und unachtſam. Alles Uebermäßige iſt ſchädlich. Man trotze oder poche nicht auf ſeine Geſundheit und Stärke. Hat man einen Fehler gegen die Regeln der Geſundheit begangen, ſo ver-

beſſer-

beſſere man ihn ſogleich durch ein entgegengeſeztes Betragen.

Wer ſich übereſſen hat, der faſte. Wer ſich verkältet hat, der wärme ſich. Wer zu viel Wein getrunken hat, der trinke Waſſer. Wer Verdruß hat, der ſuche ſich zu ermuntern, u. ſ. w.

Man hüte ſich vor böſen Gewohnheiten, weil ſie immer ſtärker zunehmen, und dadurch ſchaden. Man ſieht dieſes am Tobakſchnupfen, an Säufern, an Zornigen, u. ſ. w.

Bewegung, Mäßigkeit und Gemüths = Ruhe, ſind die drey Haupt=Mittel ein hohes Alter zu erlangen. Daher findet man unter Landleuten die älteſten.

1. In Anſehung der Luft, und der Bedeckungen dawider.

Gehe in jede Luft, damit du ſie ertragen lerneſt. Trockne und kalte iſt die geſundeſte; heiße ſchwächt; feuchte und kalte ſteckt an, und verderbt die Säfte. Iſt die Luft eiskalt, ſo verwahre die äuſſerſten Glieder, und halte dich in Bewegung. Iſt die Luft ungeſund, und herrſchen Krankheiten, ſo ſuche man ſich warm zu kleiden, die Ausdunſtung zu erhalten, und ſich nicht abzukühlen. Auch iſt nöthig zu eben dieſer Zeit, in Eſſen und Trinken keine Ausſchweifung zu machen. Iſt man erhitzt, ſo ſtelle man ſich dem Luft=Zuge nicht aus, oder entkleide ſich nicht, um die Hitze zu lindern, ſondern halte ſich eine Zeitlang ruhig. Am Mittage ſeze man nie den entblößten Kopf der Sonne aus.

Perſonen die Flüſſen unterworfen ſind, haben ſich bey plözlicher Veränderung des Wetters, bey ſcharfem Weſt = Winde, und im Frühlinge und Herbſte in Acht zu nehmen. Wer einmahl von der Hitze oder Kälte der Luft krank geworden iſt, hat eine Neigung in ſich, von derſelben Luft wieder angeſteckt zu

werden. Warme Kleidung, mäßige Bewegung, und Mäßigkeit, ſchützt auch dieſe gegen Krankheiten. Wer immer an dem warmen Ofen ſitzt, kann feuchte Kälte weniger vertragen. Von einem ſehr warmen Zimmer gleich in die Kälte zu gehen, iſt ſchädlich.

Was insbeſondre die Bedeckungen wider die Luft betrifft, ſo habe ich zwar vom phyſiſchen Einfluß der Kleider-Tracht auf die Geſundheit, bereits im XL Th. S. 217, f.; von der Kleidung der Kinder in Abſicht auf ihre Geſundheit, im XXXVII Th., S. 638, fgg.; von der Kleider-Ordnung für den Land-Mann, im XL Th., S. 515, fgg. gehandelt; und, wie gut es ſey, zu allen Jahrszeiten einerley Art von Kleidung zu tragen, im XI Th., S. 355, fgg. gezeigt; ich werde aber izt eine etwas ausführlichere mediciniſche Kleider-Ordnung hinzufügen, und ich rechtfertige ſie mit folgendem Motto, welches ich zur Ueberſchrift davon machen will.

Der Krankheit Grund iſt oft ein Kleid geweſen;
Oft kann man durch ein Kleid geneſen.
Oft heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, daß kein Arzt gekannt.

Ein Kind wird ganz anders gekleidet, als ein Erwachſener. Der angehende Menſch ſieht einer ägyptiſchen Mumie nicht unähnlich; und man ſollte in ihm nimmermehr den zukünftigen Stutzer, oder die zukünftige Amazone, vermuthen. Das Alter hat wieder eine ganz andere Tracht; und es muß wohl ſeine Urſachen haben, warum ein Fräulein dasjenige offen und ohne Bedeckung trägt, wovon man bey ihrer Groß-Mama nicht das Geringſte mehr zu ſehen bekommt. Eine Mannsperſon iſt in der Kleidung ſo ſehr vom Frauenzimmer unterſchieden, daß man ſie beyde unmöglich für Geſchöpfe von einerley Gattung halten könnte, wenn ſie nicht andere Mittel wüßten, dieſes einander zu lehren. Die Stände, Aemter und

Charaktere der Perſonen, machen wieder einen groſſen Unterſchied in der Kleidung. Man kann die Religion ſelbſt hierher rechnen. Ein Jude ſieht einem Heiden, ein Chriſt einem Türken, ein Soldat einem Prediger, ein Doctor einem Schuſter ſo wenig ähnlich, als ein Franzoſe einem Braminen; und kurz, es iſt faſt keine Familie, wie die andere, gekleidet. Die Mode, dieſe Tochter der müßigen Wolluſt, deren jeder Monath eine, gleichſam bey der Hand, mit ſich in alle Länder führt, verwechſelt alle dieſe verſchiedene Trachten unaufhörlich, und macht, daß wir die Bilder unſerer Großältern in ihren ehemahligen Trachten, als gemahlte Masken betrachten, wie unſere Nachkommen im 19ten Jahrhundert uns wieder anſehen werden. Alle dieſe verſchiedene Arten der Kleidung haben ohne Zweifel gewiſſe Regeln vonnöthen, nach welchen ſie ſo einzurichten wären, wie ſie der Geſundheit am wenigſten ſchadeten. Dieſe Regeln würden in der That nützlich ſeyn, aber der gegenwärtige Artikel würde ſehr lang werden. Ich will vielmehr alle Arten, wie eine Kleidung der Geſundheit Schaden zufügen kann, zuvor überhaupt feſtſetzen, ehe ich mich in eine nähere Betrachtung der Geſundheits-Regeln einlaſſe, ſo wird man im Stande ſeyn, von der Nützlichkeit und Schädlichkeit aller nur möglichen Trachten und Moden zu urtheilen, ohne ſie weder zu nennen, noch der Reihe nach durchzugehen.

Es geſchieht aus mehr als Einer Abſicht, daß wir Kleider tragen. Dieſe Abſichten werden öfters in Geſellſchaften abgehandelt, wo man nicht weis, was man ſprechen ſoll; und ich kann dieſe Materie anpreiſen, weil ſich ſehr vieles davon ſagen läßt. Die eine Abſicht, welche mit derjenigen, warum Adam Feigen-Blätter zu Kleidern genommen hat, einerley iſt, gehört unſtreitig mehr in die ſchönen Wiſſenſchaften, als in die Arzeney-Wiſſenſchaft. Die andere, welche

kurz

kurz darin beſteht, weil Kleider Leute machen, gehört eben ſo wenig zu meiner Abſicht. Es iſt bekannt genug, daß durch die Kleider Geſchlechter, Stände, Aemter und Nationen unterſchieden werden; allein, was geht das einen Arzt an, ob ein nackender König und ein Bettler ſich gleich ſehen, oder nicht. Die dritte Abſicht hingegen, warum man Kleider trägt, und welche darin beſteht, weil ſie die erſten Anfälle einer rauhen Witterung von uns abwenden, und mithin zur Lebens = Ordnung gehören, iſt völlig medicinisch. Ein Arzt wird demnach von der Vollkommenheit einer Kleidung hauptſächlich nach dieſer Abſicht zu urtheilen haben. Allein, dieſe Vollkommenheit wird zuweilen auf eine ſolche Art erhalten, daß der Schade, den die Kleider anrichten, viel gröſſer iſt, als der Nutzen, den ſie in dieſer Abſicht ſtiften. Aller Schade, der von Kleidern herrühren kann, beſteht darin, daß ſie einige Theile unſers Körpers in ihrer natürlichen Verrichtung hindern. Folglich muß ein Arzt bey Beurtheilung der Kleider folgende zwey Stücke unterſuchen, worauf hierbey alles ankommt: Ob eine gewiſſe Kleidung geſchickt ſey, diejnige medicinische Abſicht zu erreichen, um deren willen ſie erfunden oder eingeführt worden iſt? 2. Ob ſie die natürliche Verrichtung eines Theiles unſers Körpers hindere?

Nach dieſen beyden Haupt = Regeln will ich izt einen Verſuch in einer Kleider = Kritik machen, woraus ein Jeder erſehen wird, wie er ſich am geſundeſten kleiden müſſe. Hierbey kommen zwey Fragen zu beantworten vor: 1. wie man den Leib überhaupt zu bekleiden habe? und 2. wie die einzelnen Theile der Kleidung beſchaffen ſeyn müſſen?

Sonne, Wind, Regen, Kälte, und andere Abwechſelungen in der Luft haben die Menſchen genöthigt, Kleider zu tragen, nachdem ſie die Wildheit der

Na=

Natur abgelegt hetten. Es iſt wahr, daß wir ohne Kleider würden leben können, wie alle Thiere zu leben pflegen, allein, wir müßten in ſolchem Falle auch in allen übrigen Stücken den wilden Thieren ähnlich werden. Unſere Kinder müßten wie die kleinen Beſtien erzogen werden, damit ſie in ihrem Alter alles Ungemach der Witterungen ausſtehen könnten. So machen es noch heut zu Tage die Wilden, welche aber auch nur der Geſtalt nach größten Theils von den Beſtien unterſchieden ſind. Es würde demnach lächerlich ſeyn, wenn man erſt weitläuftig beweiſen wollte, daß es beſſer ſey, Kleider zu tragen, als nackt zu gehen. Unſere ganze Erziehung iſt ſo eingerichtet, daß wir die Kleider nicht ohne Gefahr, die Geſundheit zu verlieren, entbehren könnten; allein, nichts deſtoweniger iſt es ſehr vernünftig, daß man nicht allzu viel Hoffnung auf die Kleider ſetze, und daß man bey Erziehung der Kinder darauf ſehe, ſie, ſo viel als möglich, daran zu gewöhnen, alle Arten der Witterung zu ertragen. Die vornehmſte Urſache hiervon beſteht darin, weil die Witterungen einen deſto ſtärkern Einfluß in unſern Körper haben, je weniger man an ihre Abwechſelungen gewöhnt iſt. In der erſten Jugend iſt es am bequemſten, ſich hierzu zu gewöhnen; und daher thun die Aeltern unrecht, wenn ſie die Kinder ſo ſehr verzärteln, daß ſie wetterwendiſche Körper bekommen. Der Prof. Krüger erzählt, in ſeiner Lebens⸗Ordnung, daß die Kinder der Halloren in Halle auf eine ſolche Art erzogen werden: das kleinſte Kind wird nur mit einem Hemde bekleidet, welches ihm kaum bis an die Knie reicht; der Kopf wird ihm abgeſchoren und unbedeckt gelaſſen; und ſo kriechen dieſe kleinen wilden Thiere auf den Straßen im Staube auf Händen und Füßen herum, und werden mit der Zeit die allergeſundeſten, ſtärkſten und abgehärteſten Leute, die in Luft, Feuer und Waſſer leben kön⸗

können. Hingegen ſind die Kinder vornehmer Leute kränklich, buckelig, ſchwächlich und elend, und können kaum zum Fenſter hinaus ſehen, ohne von der Luſt krank zu werden. Man würde demnach ſehr vernünftig thun, wenn man die Erziehung der Kinder in dieſem Stücke anders einrichtete. Es iſt deshalb nicht nöthig, ſie ſo hart und unreinlich zu halten, als die Halloren mit ihren Kindern zu thun pflegen. Allein, man kann eine Mittel-Straſſe treffen; man darf nur die Kinder nicht von den erſten Augenblicken ihres Lebens an, in Betten ſo ſehr einhüllen, und ſie vor der freyen Luft ſo ängſtlich verwahren, wenn man haben will, daß ſie dauerhafte Körper bekommen ſollen.

Wer auf eine ſolche Art erzogen worden iſt, der kann ſich Zeit ſeines Lebens mit ſehr wenigen Kleidern behelfen, und allen Witterungen Trotz biethen. Allein, es iſt nun ein für alle Mahl nicht eingeführt, eine ſolche Erziehung zu wählen, und daher fragt es ſich: wie ſolchen Perſonen zu rathen ſey, die einen empfindlichen Körper haben, und die Witterungen fürchten müſſen? Wenn ſolche Perſonen noch jung und geſund ſind, ſo würden ſie ihre Empfindlichkeit dadurch nur vermehren, wenn ſie ſich mit allzu vielen Kleidern behängen wollten. Es iſt ihnen alſo zu rathen, daß ſie es noch bald und beyzeiten anfangen, ihren Leib abzuhärten. Dieſes geſchieht, indem man ſich täglich in freyer Luft aufhält, den Leib in freyer Luft fleißig bewegt, und alle überflüſſige Kleidung nach und nach ablegt. Wer eine ſolche Lebens-Art ein Jahr fortſetzt, der wird ſich alsdann ſchon im Stande befinden, manchen harten Stoß der Witterungen ohne Gefahr und Ungemächlichkeit auszuſtehen. Ganz alten Leuten iſt es nicht wohl zu rathen, von ihrer Gewohnheit abzugehen; allein, auch das mittlere Alter kann dieſe Vorſchriften gebrauchen.

Man

Man wendet vergeblich ein, daß man ſich durch einen leichten Anzug den Erkältungen allzu ſehr ausſetze. Hr. D. **Unzer** hat dieſes Vorurtheil im 7 B. des hamb. Magaz. auf eine ſolche Art widerlegt, daß ſich ſchwerlich etwas dagegen einwenden läſſet. Eine Erkältung des Leibes erfolgt deſto leichter, je größer der Unterſchied der Wärme des Körpers und der Luft iſt. Je wärmer man alſo den Körper in Kleidern hält, deſto leichter kann eine Luft, die einem Andern nichts ſchadet, bey einer ſolchen Perſon eine Erkältung nach ſich ziehen; zu geſchweigen, daß die Empfindlichkeit des Körpers allemahl deſto größer iſt, je wärmer man ſich in Kleidern zu halten pflegt. Je empfindlicher aber der Leib iſt, deſto heftigere Wirkungen muß eine und eben dieſelbe Urſache in ihm veranlaſſen. Ein junger, geſunder Mann ſollte ſich alſo billig ſchämen, Küſſen vor der Bruſt zu tragen, da das zarteſte Frauenzimmer in einerley Witterung mit offener Bruſt neben ihm geht. Mir kommt es wenigſtens ſehr lächerlich vor, wenn ich ein Par junge Leute von gleichem Alter ſehe, davon die Mannsperſon ein Mützchen unter der Perücke trägt, und das Frauenzimmer mit unbedecktem Haupte geht. Dieſe Thorheiten ziehen wichtige Uebel nach ſich, und die allzugroße Sorgfalt koſtet uns öfters das Leben.

Einige Leute tadeln ſelbſt die vielen Pelze und Betten, in welche ſich Andere einhüllen; aber ſie behaupten, daß es vernünftig ſey, gewiſſe Theile des Leibes vor allen andern wohl zu verwahren. Einige erwählen ſich die Bruſt; Andere den Kopf; Andere den Unterleib, und Andere die Füße. Dieſes ſind nur abgebrochene Stücke vor jenen Thoren, die den Leib allzuwarm halten; und es giebt Leute, welche ſagen: daß ein Jeder von Rechtswegen das, was er ſeyn will, lieber ganz, als nur halb ſeyn ſollte. Was mich betrifft, ſo kann ich nicht finden, daß dieſe Leztern ſich klü-

klüger rathen ſollten, als die Erſten. Man ſollte billig alle Theile des Leibes gleich warm halten. Die Urſache iſt leicht zu finden, wenn wir ganz nacket erzogen wären, ſo würden wir ſo geſund ſeyn, wie die Wilden. Wenn wir alle Theile des Leibes gleich warm mit Kleidern bedecken; ſo iſt es eben ſo gut, als ob wir nacket giengen, aber nur in einer wärmern Himmels-Gegend lebten, als die, worin wir wohnen. Wir können alſo auch hierbey vollkommen geſund und ſtark ſeyn. Wenn wir hingegen immer einen Theil viel wärmer halten, als den andern, ſo verſetzen wir den Körper in einen Zuſtand, in den die Natur kein Thier jemahls verſetzt, und hierdurch machen wir uns nur fähiger, ungeſund zu werden. Der Theil, welcher am wärmſten gehalten wird, ſteht in Gefahr, von einer Luft erkältet zu werden, die allen übrigen Theilen im geringſten nicht ſchädlich iſt. Wie weit entfernt uns alſo nicht eine ſolche Vorſicht von der guten Abſicht, um deren willen wir ſie erwählen!

Hieraus erhellet alſo, daß man den Leib mit ſo wenigen Kleidern bedecken ſollte, als möglich iſt, und daß man hierin keinem Theile einen Vorzug vor dem andern geben müſſe. Hieraus wird manche Gewohnheit tadelhaft, die ſehr im Gebrauche iſt. Wenn das Frauenzimmer den Kopf und die Bruſt ganz unbedeckt läßt, hingegen die Füße ſehr warm bekleidet, ja wohl gar auf Feuerſtübchen ſetzt, ſo iſt dieſes eben ſo nachtheilig für ihre Geſundheit, als wenn ein Menſchen-Freſſer ein Küſſen vor die Bruſt binden, und mit dem übrigen Theile des Leibes nacket gehen wollte. Doch dieſes iſt einmahl Mode; und wenn es gleich ein Fehler iſt, ſo rechtfertigt ihn die Gewohnheit.

Gewohnheit macht den Fehler ſchön,
Den wir von Jugend auf geſehn.
Vergebens wirds ein Kluger wagen,
Und, daß wir thöricht ſind, uns ſagen.
Wir ſelber halten ihn dafür,
Bloß, weil er klüger iſt, als wir.

In einer ſo allgemeinen Abhandlung, als diejenigen ſind, die man in einer Lebens-Ordnung für das ganze menſchliche Geſchlecht verfaſſen muß, laſſen ſich unmöglich die Regeln auf alle einzelne Fälle anwenden. Der Leſer, der ſich jederzeit in den Umſtänden eines ſo beſondern Falles befindet, muß dieſe Anwendung ſelbſt machen, da hingegen der Lehrer nur dahin zu ſehen hat, ſeine Regeln ſo einzurichten, daß ſie ſich auf alle vorfallende Umſtände leicht anwenden laſſen. So iſt es mit den gegenwärtigen Regeln beſchaffen. Der Wohlſtand, der Beruf, die Lebens-Art, die Mode, das Land und die Himmels-Gegend, worin man lebet, ja tauſend andere Umſtände zwingen die Menſchen, ſich an gewiſſe Trachten als Arten der Kleidung zu gewöhnen, davon einige an ſich ſelbſt, den Leib wärmer halten, und andere, und davon einige gewiſſe Theile mehr, als die andern, erwärmen. Ein Jeder muß ſelbſt dahin ſehen, wie er es vermittele, daß ihm ſeine Tracht am zuträglichſten werde. Ein Afrikaner muß, nach Proportion, weit leichter angezogen ſeyn, als ein Europäer; die verſchiedenen Jahrszeiten erfordern ebenfalls in dieſer Abſicht einen Wechſel der Kleidung. Hierbey hat man überhaupt die vorhergehenden Regeln dergeſtalt anzuwenden, daß man jederzeit die leichteſte Tracht wähle, die in einem gewiſſen Lande, in einer gewiſſen Jahrszeit, und in allen übrigen Verhältniſſen des menſchlichen Lebens möglich iſt, und daß man auf eben die Weiſe dahin ſehe, die Bekleidung aller Theile des Leibes, ſo viel als möglich iſt, gleich auszutheilen.

Der Wechſel der Kleidung in verſchiedenen Ländern, oder zu verſchiedenen Jahrszeiten, hat einen ſo wichtigen Einfluß auf die Geſundheit, daß man hiervon beſondere Regeln angeben muß. Die erſte Regel bey dem Kleider-Wechſel iſt die: daß man nicht zu ſehr damit eilen muß. Wer aus Rußland nach Holland, und von da nach Ober-Sachſen reiſete, der würde ſich ſehr betrügen, wenn er glaubte, daß ihm in Holland ſchon eben ſo luſtige Kleider dienten, als er in Ober-Sachſen nöthig haben würde. Ein Reiſender muß ſich jedes Mahl an einem gewiſſen Orte ſchon eine Zeitlang aufgehalten haben, ehe er die Kleidung wärmer, oder kühler, einrichtet. Eben ſo iſt es mit den Jahrszeiten. Die meiſten Frühlings- und Herbſt-Krankheiten nehmen von dem geſchwinden Wechſel der Sommer- und Winter-Kleider ihren Urſprung. Die zweyte Regel iſt die: den Unterſchied in der Kleidung nie ſo merklich zu machen, als es etwa die veränderte Himmels-Gegend oder Jahrs-Zeit zu erlanben ſcheint. Aus den Pelzen gleich in die Seiden- und Sommer-Kleider zu ziehen, iſt eine gefährliche Sache; und ich glaube gewiß, daß diejenigen der Geſundheit am gemäßeſten handeln, die Sommers und Winters ſolche Kleidungen tragen, die ihnen im Sommer nicht zu heiß und im Winter nicht zu kalt ſind, ohne jemahls damit umzuwechſeln. Die dritte Regel iſt die: die ganze Kleidung, und nicht bloß dieſen oder jenen Theil derſelben, zu verändern. Gleichwie es tauſend Mahl gefährlicher iſt, mit entblößter Bruſt an ein Fenſter zu treten, und ſolchergeſtalt nur einen Theil des Leibes zu entblößen, als ſich in eben der Luft ganz nacket auszuziehen, ſo iſt es auch mit dem allgemeinen und dem beſondern Wechſel der Kleidung beſchaffen. Ein ganzer Sommer-Anzug, den man zu früh im Frühlinge anlegt, wird verurſachen, daß mau zu frieren anfängt; hingegen

gegen ein Par ſeidene Strümpfe, bey einem Winter-Rocke, verurſachen eine eigentliche Erkältung, die der Geſundheit viel nachtheiliger iſt.

Ich habe oben geſagt, daß man die Kleidung in zweyerley Abſichten mediciniſch beurtheilen könne; erſtens, in ſofern ſie die Abſicht erreichen, oder nicht erreichen, unſern Leib gegen den Einfluß rauher oder unbequemer Witterung zu beſchützen; und zweytens, in ſofern ſie die natürlichen Verrichtungen unſers Leibes hindern, oder nicht hindern. Bisher habe ich die Kleidung überhaupt in der erſten Abſicht betrachtet; ich will ſie nun auch noch in der andern Abſicht betrachten.

Wenn eine Kleidung ſo beſchaffen iſt, daß ſie die natürlichen Verrichtungen der Theile des Leibes hindert, ſo richtet ſie wenigſtens eben ſo viel Schaden an, als ſie durch Abwendung des unmittelbaren Einfluſſes der Witterung in demſelben Nutzen ſtiftet. Mehrentheils wird dieſer Schade dadurch verurſachet, wenn die Theile des Leibes von den Kleidern ſtark zuſammengedrückt oder beſchweret werden; denn hierdurch hemmen ſie den nöthigen freyen Umlauf der flüßigen Theile, machen die feſten Theile zu ihren natürlichen Bewegungen untüchtig, und ſchwächen die Empfindlichkeit der Nerven. Daher iſt es eine allgemeine Regel für alle Arten der Kleidung, daß ſie geräumig ſeyn ſollten.

Die moderne Kleidung iſt mehrentheils ſo eingerichtet, daß ſie vermeintliche Fehler verſtecken, oder eingebildete Schönheit erhöhen ſoll. Zur Erreichung dieſer Abſicht, iſt die Kleidung bald zu weit, bald zu enge. Beydes hat ſeine Nachtheile. Das enge Kleidungsſtück ſoll, durch das Zuſammenpreſſen, eine Mißgeſtalt verbergen; das weite aber, durch die Ausfütterung, hohle Räume und Vertiefungen bedecken. Unter den neuern Schriftſtellern von dieſer Materie; geht inſonderheit D. Baug-

 han

han (*) alle Theile des Leibes durch, und zeigt die Nachtheile, welche die enge Kleidung für Hände, Füße, Kopf, Hals, Bruſt und Unterleib, hat. Enge Aermel ſchaden, wegen des natürlichen Baues des Armes, dem weiblichen Geſchlechte mehr, als dem männlichen. Der weibliche Arm iſt, gleich von der Schulter an, etwas ſtärker, wird gegen das Hand-Gelenk zu ſchwächer, iſt auch mehr mit Fette ausgefüllt, und erhält dadurch eine größere Rundung, Glätte und Vollkommenheit. Der männliche Arm hingegen iſt unter dem Ellbogen am ſtärkſten; die Muskeln ſchwellen, bey der großen und fortdauernden Thätigkeit, mehr auf, und die Zwiſchenräume ſind nicht ſo vollkommen mit Fette ausgefüllt. Der Arm einer arbeitenden Weibsperſon wird dem männlichen ſehr ähnlich. Bey dieſem natürlichen Unterſchiede nun, verurſachen enge Aermel bey dem Frauenzimmer eine allgemeine Preßung des Armes, bey Mannsperſonen aber nur eine partielle, nähmlich vom Ellbogen an, wo der männliche Arm am ſtärkſten iſt. Durch dieſes Zuſammenpreſſen wird der Kreislauf gehemmet, die Bewegung und Stärke gehindert. Auf ähnliche Art wirken auch die Maſchinen, wodurch man die Schultern der Kinder mehr nach hinten, und die Bruſt mehr herauswärts zu drücken ſucht; die Rücken-Bretter; dieſe drücken die großen Blut-Gefäße, die nach dem Arme gehen, erwecken ein ſtumpfes Gefühl, und hindern die Ernährung dieſes Theiles; daher auch die kleinen, ſchwachen Arme. Eben dies gilt von dem Saume der Aermel an den Weiber-Hemden, und den Bändern und Binden an den Aermeln der Manns-Hemden; von den elaſtiſchen Bändern und Knöpfen, zur Befeſtigung der Handſchuhe bey Frauensperſonen, die gemeiniglich von Draht, und mit Seide umwunden ſind; von den knappen Bindchen an den Hemde-Aermeln, welche die Nerven und Gefäße drücken, Erſtarrung, Auftreten der Adern der Hand, und Schwäche hervorbringen. Die Arm-Bänder über dem Hand-Gelenke, ſind eine Erfindung magerer Perſonen, um den knöchelförmigen Umriß der Handwurzel zu verſtecken. Ringe ſchaden ſelten; doch

(*) D. Walter Vaughans, Arztes zu Rocheſter, philoſophiſch-medieiniſcher Verſuch über die moderne Kleidung. Aus dem Engliſchen. Lpz. 1793, 8. 8 B.

doch erzählt Vaughan ein Beyſpiel einer empfindlichen Schulmeiſterinn, deren Finger dadurch, daß ſie einen Knaben mit der Hand auf den Rücken ſchlug, ſo aufſchwollen, daß der Ring mit der Feile abgenommen werden mußte. — Die untern Gliedmaßen leiden auf ähnliche Art durch das Zuſammenſchnüren; noch mehr aber bey dem weiblichen, als bey dem männlichen Geſchlechte. Enge lederne Beinkleider drücken zwar allgemein, aber nicht immer mit gleicher Kraft; daher dergleichen elaſtiſche Beinkleider Erſtarrung und Kälte der Füße verurſachen, und, nach dem Verfaſſer, ein unſchickliches Kleidungs-Stück ſind, wie derſelbe nur ein Mahl erfahren, und nicht weiter zu erproben Luſt hat. Enge von dickem hartem Leder verfertigte Stiefel, haben zur Abſicht, die wohlgeſtaltete Bildung des Fußes zu zeigen, verfehlen aber dieſen Endzweck ganz, und werden höchſt beſchwerlich. Dieſe Strumpf-Bänder über oder unter dem Knie getragen, ſind immer verwerflich; ſie bereiten zur Waſſerſucht vor, hindern die Bewegung der Knieſcheiben, ermüden beym Gehen, und geben Gelegenheit zum öftern Stolpern, Fallen und Knieſcheiben-Bruche. Von der beſten Einrichtung der Schuhe und der Schnallen, hat Camper am vollſtändigſten gehandelt, wovon an ſeinem Orte Nachricht erfolgen wird. Die Preſſung des Kopfes durch Kinder-Mützen, Kopf-Binden, u. d. gl. zieht gewiß ſehr große Beſchwerden nach ſich, die aber bis izt noch zu wenig erkannt ſind. Die Bildung des Kopfes wird überhaupt dadurch verändert, aber noch mehr, wie der große Zergliederer Albin behauptet, drückt der beſtändige Gebrauch der Kopf-Binden die Ohren an den Kopf, und macht ſie unbeweglich. Denn wozu rüſtete wohl die Natur das äuſſere Ohr mit mehrern, nicht unbedeutenden Muskeln aus? Gewiß zur Bewegung deſſelben, wie bey andern Thieren, deren Gehör dadurch ſehr verſtärkt wird. Auch hat man Perſonen geſehen, die ihre Ohren bewegen konnten, und dadurch beym Hören Vortheile hatten, und den Schall beſſer auffiengen, wie dies der ganze äuſſere Bau des Ohres lehrt. — Der Hals wird auf vielfache Weiſe zuſammen gepreſſet. Die Frauenzimmer ziehen oft ihren Hals, durch Hals-Bänder, ſo zuſammen, daß ſie ſolche, bey ſtarker Bewegung, wohl gar aufſchneiden müſſen, wenn ſie nicht, wie man öfters bey Tanzenden

 bemerkt,

bemerkt, durch die Gewalt des ſtarken Athemhohlens zerreiſſen ſollen. Die Frauensperſonen ſuchen, durch dergleichen Hals-Bänder, den am weiblichen Halſe ſo gelinde hervorragenden Kehlkopf künſtlich zu verſtecken. Die geſchnallten Hals-Binden, und Hals-Tücher ſind mehr unter Mannsperſonen gewöhnlich. Leztere, die meiſtens aus Muſſelin, oder lockerm Zeuge beſtehen, und vermittelſt eines leichten Knotens geknüpft ſind, ſchaden wenig; deſto mehr aber die erſtern, die jedoch izt faſt auſſer Gebrauch kommen, und nur, der Würde und Tracht wegen, von einigen noch beybehalten werden. Auſſer dem erſchwerten Schlucken, werden auch Schwindel, Stumpfſinn, und Schlagfluß veranlaſſet; beſonders wenn der kurze, dicke Hals, ohne den ganzen Körper zu wenden, ſeitwärts gedrehet wird, wobey die Ausdehnung der Gefäße im Kopfe vermehrt, der Rückfluß des Blutes aber gehindert wird. Da nun alle Empfindung und Bewegung des thieriſchen Körpers vom Nerven-Syſtem abhängt, und der wechſelſeitige Einfluß der Nerven und Blut-Gefäße ſehr groß iſt, ſo müſſen nothwendig vom Drucke einzelner Theile, allgemeine und beträchtliche Nachtheile entſpringen. — Von Bruſt-Bekleidungen, z. B. von Schnürbrüſten, entſtehen die traurigſten Zufälle, wie ich an ſeinem Orte zeigen werde. Vaughan ließ ſich eine anlegen, und bemerkte, daß ſie am meiſten da drückte, wo das Vermögen der Bruſt am ſtärkſten iſt. Die Muskeln zwiſchen den Rippen konnte er faſt nicht bewegen. So beobachtete er auch, daß enge geſchnürte Frauenzimmer nach dem Eſſen, Tanzen, und andern heftigen Bewegungen, eine krampfhafte Engbrüſtigkeit und ein künſtliches Aſthma bekommen. Der gepreßte Unterleib verurſachet, wegen der ſchiefen Lage des Zwerch-Felles, Magen- und Leber-Beſchwerden, auch Brüche. Denn jede Verengerung eines Eingeweides, oder ſeiner Gefäße, beſonders durch anhaltenden Druck, veranlaſſet, indem die vorige Menge des Blutes noch immerfort zufließt, die gefährlichſten Stockungen, Verhärtungen, Blutflüſſe und Entzündungen.

Es erhellet ferner aus dem Vorhergehenden, daß keine Art der Kleidung ſehr ſchwer zu tragen ſeyn müſſe. Es iſt völlig einerley, ob die Kleider drücken, weil

ſie

ſie zu enge, oder weil ſie zu ſchwer ſind. Daher hat man in den neuern Zeiten ſehr vernünftig gehandelt, den Soldaten die allzu ſchwere Rüſtung abzunehmen; und man muß den **Iphikrates** loben, welcher derjenige römiſche Feld-Herr wär, von welchem *Cornelius Nepos* erzählt, daß er dem Kriegs-Heere, ſtatt der ſchweren Rüſtung, leichte Panzer = Hemden von zuſammengeleimten Leinenzeuge angezogen habe.

Die Schweißlöcher der Haut ſind dazu beſtimmt, die abgenutzten Theile des Blutes in Geſtalt der Dünſte aus unſerm Körper heraus zu führen; und **Sanctorius** hat ſeine ganze Lebens = Zeit daran gewandt, die Nothwendigkeit dieſer beſtändigen Ausfühsung unwiderſprechlich und dringend vorzuſtellen. Man hat demnach beſonders darauf zu ſehen, keine Art der Kleidung zu wählen, die dieſer heilſamen Ausführung ein Hinderniß in den Weg legen könnte. Dieſes könnte geſchehen, indem die Schweißlöcher der Haut allzuſehr zuſammen gedrückt, durch die Kälte zuſammen gezogen, oder verſtopft würden. Das erſte würden allzu enge zuſammen geſchnürte Kleider thun; das andere kann ſich zutragen, wenn die Kleidungen entweder allzu weit und luftig ſind, daß der Wind hindurch wehen kann; oder wenn man ſo dünne, oder ſo wenige Bedeckung auf dem Leibe trüge, daß ein einfallender Regen dieſelben den Augenblick durchnäſſen könnte. Das Verſtopfen der Schweißlöcher trägt ſich zu, wenn man den Leib mit oehligen Sachen einbalſamirt, oder, um den Schweiß und deſſen übeln Geruch zu vermeiden, den Leib mit Bleyweiß-Pulver u. d. gl. pudert, wie viele Frauenzimmer zu thun pflegen. Hierher gehören auch die Unreinigkeiten der Haut. Daher findet man in den Sitten-Büchern für Kinder mehrentheils in dem Capitel von der Kleidung auch die Regel, ſich fleißig zu waſchen; und ich rechne ſie billig mit unter die Gegenſtände gegenwär-

ger Abhandlung. Bey Kindern, die ſich gemeiniglich öfter verunreinigen, als Erwachſene, iſt das öftere Waſchen und Baden des Leibes, noch viel nöthiger, als bey Erwachſenen. Indeſſen wäre doch zu wünſchen, daß auch Erwachſene das Baden wenigſtens ſo oft im Jahre wiederhohlen möchten, als ſie es für gut finden, den Leib von innen durch Purganzen und Präſervations-Curen zu reinigen. Die Griechen haben ſich bey dem öftern Baden ſehr wohl befunden, und der Prof. **Krüger** hat es auch in ſeiner Lebens-Ordnung angeprieſen.

Um eben der Urſache willen, warum das Waſchen und Baden der Geſundheit zuträglich iſt, iſt auch der öftere Wechſel der Kleidung, beſonders derjenigen, welche die Haut unmittelbar berührt, billig zu empfehlen. Eine durchgeſchwitzte Kleidung verſtopft, wenn ſie den Leib unmittelbar berührt, die Schweißlöcher der Haut, indem ihr Schmutz ſich auf die Haut anſetzt; und überdem erkältet ſie auch den Ort, wo ſie liegt, auf eine ſehr empfindliche Weiſe, ſobald nur die geringſte Luft zwiſchen dieſelbe und den Leib kommen kann.

Alle Kleidung, welche die Ausdunſtung der Haut allzu ſehr befördert, oder dieſelbe nicht an ſich nimmt, oder ihr keinen freyen Ausgang verſtattet, iſt zu verwerfen. Das erſte thun die groben Kleidungen, welche die Haut unmittelbar berühren, indem ſie dieſelbe reiben, und eine Röthe veranlaſſen, wodurch die ausdunſtende Materie häufiger nach der Ober-Fläche des Körpers geführt wird. Daher wären im Sommer z. B. feinere Unter-Hemden zu tragen, als im Winter. Daß die Ausdunſtung von der Wäſche nicht abſorbirt wird, geſchieht, wenn ſie zu ſehr durchgeſchwitzt iſt, und daher muß man im Sommer die Wäſche öfter verändern, als im Winter, damit der Schweiß ſich nicht auf der Haut ſammle, und von den

zurück-

zurückführenden Schweißlöchern wieder in das Blut gebracht werde. Eben um deswillen muß die Ausdunſtung immer einen freyen Ausgang in die Luft haben, und dieſes wird am meiſten durch die große Menge der Kleider, welche man an ſich trägt, gehindert. Daher ſind Leute, die ſo tief in Pelzen und Betten ſtecken, mehrentheils ungeſund, und haben ein verdorbenes Geblüt; ihre unreinen Ausdunſtungen dringen beſtändig wieder in den Körper hinein, und dieſes kann unmöglich lange anhalten, ohne daß nicht die ganze Maſſe des Blutes davon angeſteckt werden ſollte. Man hat gar nicht an der Gewißheit dieſer ſchädlichen Wirkung zu zweifeln. Die Pelze und Betten erwärmen keinen Körper, der nicht ſelbſt warm iſt; ſie thun es alſo nur, indem ſie die warmen Ausdunſtungen um die Haut herum anhäufen; die Wärme dieſer Dünſte dringt bis in unſere Nerven, denn ſonſt würde es unmöglich ſeyn, ſie zu empfinden. Auf eben den Wegen finden auch die ſubtilſten, d. i. gerade die ſchädlichſten Theile der Dünſte ſelbſt einen neuen Eingang in unſern Leib. Ja, die warmen Theilchen ſelbſt, die ſie uns mittheilen, ſind der ſchädlichſte Theil der Ausdunſtungen für unſern Körper.

Die natürlichſte und heilſamſte Kleidung, iſt die wollene; denn der Menſch ſoll hierin die Thiere nachahmen, welchen die Natur eine Art Bedeckung für alle Jahrszeiten und Himmelsſtriche gegeben hat; dieſe erhält den Körper in einer immer gleichförmigen Temperatur. In jeder Himmelsgegend ſind die Thiere mit Haar dicker, in wärmern dünner. Es ſollte aber dieſe wollene Kleidung beſtändig, und auf bloßer Haut getragen werden; da ſich, durch das beſtändige Tragen einer und derſelben Kleidung, die Unannehmlichkeiten, Jucken, Schmerz, der mit dem Wechſel verbunden iſt, verlieren. Ja, nach Thompſon's Zeugniß, gewährt das Tragen des Flanelles eine angenehme Empfindung. Oft erlaubt die Zeit und Gelegenheit nicht, die Kleidung nach dem ſchnellen Wechſel der

Atmoſphäre umzuändern. Die wollene Kleidung läßt ferner die Hitze eben ſo langſam hindurch, als die Kälte. Thompſon trug dergleichen Kleidung in der heißeſten Himmelsgegend zu jeder Jahrszeit, und befand ſich dabey ſo wohl, daß er dadurch von den gewöhnlichen Unpäßlichkeiten ganz befreyet wurde. Wollene Kleidung iſt der leinenen darum vorzuziehen, weil dabey die Haut immer trocken und warm bleibt (denn durch den Flanell verfliegt die Ausdunſtungs-Materie in die Atmoſphäre; von der Leinwand aber wird dieſelbe zurückgehalten, verwandelt ſich in Tropfen, und erkältet die Haut. Die elektriſchen Wirkungen der Wolle, ſind auch nicht ganz auſſer Acht zu laſſen. Die gewöhnlichen Einwürfe wider den Flanell, daß er ſchwäche, Jucken und Ausſchläge veranlaſſe, ja Unreinigkeiten und Inſecten begünſtige, ſind ungegründet; nur muß man den Flanell ſo oft, als die leinene Wäſche, wechſeln.

Unter die allgemeinen Eigenſchaften aller Kleider gehört auch die, daß ſie biegſam genug ſeyn müſſen, um die willkürlichen Bewegungen nicht zu verhindern; wenigſtens muß dieſes in den Gegenden der Gelenke Statt finden. Wenn dieſes bey Kleidern verſehen wird, ſo entſtehen ſchlimme Zufälle daraus; wovon die Schnürleiber, die langen Stiefeln, die ſehr weit an den Schenkeln hinauf gehen ꝛc. traurige Beweiſe abgeben.

Man muß auch bey jeder Art der Kleidung dahin ſehen, daß ſie zu denjenigen Arten der willkürlichen Bewegungen am bequemſten eingerichtet werden, die derjenige, der ſie trägt, am meiſten zu wiederhohlen pflegt. Daher ſchickt ſich die Kleidung eines Tanzmeiſters für keinen Dragoner; und eben daher iſt der Urſprung der Handwerks-Kleider zu leiten.

Bey dem Aus- und Ankleiden hat man zu beobachten, daß es niemahls in freyer Luft, oder in einem Zimmer, wo ſich ein Zugwind oder eine Hohlung ſpüren läßt, geſchehe. Der Leib dunſtet beſtändig aus, und die freye Luft könnte dieſe heilſame Ausführung ſehr

ſehr leicht unterbrechen. Einige laſſen ſich die Wäſche zuvor wärmen, und dieſe Behutſamkeit iſt löblich. Wenn man nach einer ſtarken Bewegung heftig ſchwitzt, ſo iſt es dienlich, die Kleider mit der izt erwähnten Behutſamkeit ſo bald, als man nach Hauſe kommt, zu vertauſchen; damit die Kleider nicht auf dem naſſen Leibe kalt werden. Der Trieb, den das Blut zu ſolcher Zeit noch hat, eröffnet die Schweiß-Löcher ſofort wieder, wenn ſie auch bey dem Kleider-Wechſel ſich einen Augenblick verſchließen ſollten. Iſt hingegen die Bewegung nicht ſo heftig geweſen, daß man wirklich ſchwitzen ſollte, ſo iſt es beſſer, die Kleidung eine halbe Stunde im Zimmer anzubehalten, ehe man ſich entkleidet, um den Schlaf-Rock oder die andern Hauskleider anzulegen.

2. In Anſehung der Nahrungs-Mittel, oder der Speiſen und Getränke.

Man gewöhne Kinder, alles zu eſſen; doch zwinge man ſie auch nicht mit Gewalt, da es wirklich einige giebt, die nicht alles eſſen können. Sobald das Eſſen nicht ſchmeckt, ſo verlangt die Natur Ruhe und Enthaltung. Es iſt alſo unſinnig den Magen zwingen und überladen wollen. Ein ſtarker und geſunder Menſch kann auch grobe und geſunde Speiſen vertragen, wenn er nur nicht zu viel ißt.

Wer ſeine Geſundheit lieb hat, wird genau Acht geben, wie viel Speiſen, und was für welche er genießt. Man muß trinken und eſſen, entweder Durſt und Hunger zu ſtillen, oder um die Kräfte zu erſetzen; geht aber jemand weiter, als dieſe Nothdurft es erfordert, ſo wird er davon beläſtigt, und die geſundeſte Nahrung verliert ihre gute Eigenſchaft, weil ein jeder Körper nur eine gewiſſe Menge vertragen kann.

Man hat ein gewiſſes Gewicht an Speiſen und Getränke, welches täglich hinreichend ſeyn ſollte,

feſt-

feſtſetzen wollen; allein, wegen der verſchiedenen Lebens=Art, und des verſchiedenen Baues der Körper, läßt ſich hierin keine allgemeine Regel feſtſetzen. Derjenige, welcher am meiſten ißt, und die ſtärkſte Speiſe verzehrt, findet öfters darin, wegen ſchlechter Verdauung, die wenigſte Nahrung, und verdauet der Magen nicht ſo gut, ſo thun die andern Eingeweide auch nicht die gehörigen Dienſte.

Man will aus der Erfahrung bemerkt haben, daß Freſſer nicht ſo lange aushalten, als ſtarke Trinker; und es ſcheint auch leichter zu ſeyn, dem Ueberfluſſe hitziger Getränke abzuhelfen, ob ſie gleich im Anfange den Körper heftiger angreifen. Es wären wohl einige Beiſpiele von ſtarken Freſſern und Trinkern anzuführen, welche ziemlich lange gelebt haben; aber, wie viele haben nicht dieſen ſchädlichen Verſuchen unterliegen müſſen! Eine weit größere Anzahl von ſchwachen und kleinen Menſchen kann dagegen angeführt werden, welche durch eine mäßige Lebens=Art ein hohes Alter erreicht haben. Die Alten ſagten, daß der Körper den Ueberfluß beſſer, als den Mangel, vertrage; aber was Speiſe und Trank betrifft: ſo iſt wohl am rathſamſten, mit beyden aufzuhören, wenn ſie uns noch wohl ſchmecken. Der Hunger hingegen trocknet unſere Säfte aus, macht ſie ſcharf, und greift die Nerven an.

Hat jemand hungern müſſen, ſo handelt er am vorſichtigſten, wenn er den Hunger ganz langſam zu ſtillen ſucht; und eben ſo muß man ſich auch bey großem Durſt verhalten. Für eine Perſon von mittlerm Alter iſt es rathſamer, auf zwey bis drey Mahlzeiten allzeit wenig zu eſſen, als mit vielen auf ein Mahl den Magen auszudehnen; doch darf er nicht mit neuer Speiſe überladen werden, ehe die ältere verdauet iſt. Doch muß derjenige, welcher ſeiner Eßbegierde keine

Grän-

Gränzen ſetzen kann, lieber eine einzige Mahlzeit thun, als auf mehrere Mahle Ueberfluß zu ſich nehmen.

Wer ſich abgewöhnt hat, abends zu eſſen, wird ſich allemahl übel befinden, wenn er von dieſer Gewohnheit abweichen will.

Zwiſchen dem Genuß der feſten und flüſſigen Nahrungs-Mittel muß ein beſtimmtes Verhältniß beobachtet werden. Fehler auf einer von beyden Seiten, ſind allemahl nachtheilig. Im Winter iſt es rathſamer, Fleiſch zu eſſen, im Sommer aber Gemüſe, Kräuter, Milch, oder Obſt. Perſonen, die am Magen leiden, und zur Säure geneigt ſind, müſſen fette, gebackene, zähe Fleiſch- und Mehl-Speiſen meiden.

Unter den Sitten-Lehrern und Aerzten iſt viel geſtritten worden, ob auch Fleiſch und Fiſche zur Speiſe dürften genoſſen werden. Ich will nur überhaupt von den Wirkungen ſolcher Speiſen reden, welche aus dem Thier-Reiche genommen, und in unſern Tagen verzehret werden. Sie ſind insgeſammt mehr nährend, als die Speiſen aus dem Gewächs-Reiche; ſie erhitzen aber auch das Geblüt deſto mehr, und machen unſere Sinne unbändig, ſo daß die Weltweiſen entſchuldiget werden können, welche geglaubt haben, die Seelen der Thiere könnten ſich mit den Menſchen vereinigen. Sie wurden in dieſer Meinung beſtärkt, da ſie ſahen, daß die Menſchen durch Fleiſch-Speiſen den wilden Thieren nach gerade ähnlicher wurden. Bey hitzigen Krankheiten wird man die bewegenden Wirkungen der Fleiſch-Speiſen am deutlichſten gewahr. Zur Winterszeit, wenn wir mehr wärmende und dauerhafte Speiſen nöthig haben, bekommen ſie uns beſſer, als im Sommer. Das Fleiſch alter Thiere iſt ſchwerer zu verdauen, giebt aber auch mehr Stärke, als das Fleiſch der jüngern. Alle zahme Thiere, und diejenigen, welche von Gewächſen leben, haben

Fleiſch von mildern Geſchmack, es iſt auch mehr kühlend, als das wilde, welches hingegen ſehr leicht zu verdauen und mürbe iſt. Wird das Wildpret genoſſen, wenn es ſchon angelaufen iſt, oder zu faulen anfängt, da es einen ſehr veränderten Geſchmack annimmt, ſo erhitzt es das Geblüt. Wilde Thiere, welche vom Raube leben, ſind noch hitziger, aber ſie werden zu unſern Zeiten von aufgeklärten Völkern wenig genoſſen. Sowohl vierfüßige Thiere, als Vögel, je ſtärker ſie ſind, oder je längere Zeit ſie brauchen, anzuwachſen, haben auch ein deſto härteres Fleiſch. Diejenigen, die ihrer Art nach ſehr fett werden, ſind auch am gefährlichſten zu genießen, zumahl jene, welche ihr Fett nicht in Talg, ſondern in Speck, verwandeln.

Oft können uns auch die Krankheiten der Thiere ſchaden, wenn wir nichts davon gewußt haben. Auch müſſen wir nicht denken, daß unſere eingeſperreten und gemäſteten Thiere uns eine geſunde, obſchon ganz leckere, Speiſen gewähren.

Alle Inſecten und Würmer ſind eine mehr unnatürliche Speiſe. Vermuthlich haben die Menſchen ſie anfangs nur aus Hunger angegriffen; und ſie ſind hernach aus Wolluſt darin fortgefahren.

Es kommt viel darauf an, wie die Koch-Speiſen zugerichtet werden. Die Säfte und Suppen von denſelben ſind am geſundeſten, wenn ſie nicht heiß genoſſen werden, nicht ſtark ſind, und nicht viel Gewürze haben. Nächſt dieſen iſt das gebratene Fleiſch das beſte, wenn es nicht ſehr fett, oder ſehr mager iſt, auch nicht verbrannt, oder ſehr ausgetrocknet wird. Einige rohe Völker, von denen man ſagt, daß ſie zu einem hohen Alter gelangen, ſind im Stande, alles Fleiſch ganz roh, oder doch ſehr wenig gebraten zu eſſen, und das Blut ſo warm, wie es aus den Adern der Thiere rinnt, davon zu ſaugen. Nach dieſem

ſem gebührt dem gedämpften oder gelinde gekochten Fleiſche der nächſte Rang; aber das ſchwerſte und undienlichſte von allen iſt das Fleiſch, von welchem vorher eine kräftige Suppe gekocht worden iſt. Eingeböckeltes Fleiſch, oder Speck, iſt nicht ſo geſund, und geräuchertes iſt noch ungeſunder; das Fleiſch aber, welches unmerklich ſchon zu verderben anfängt, und nicht eingeſalzen iſt, verurſachet gar Scharbock und Fieber. Das Salz widerſteht zwar der Fäulniß des Fleiſches, doch hindert es nicht völlig die eigentliche Fäule des Fleiſches, und den herben Geſchmack des verderbenden Fettes; Dinge, welche öfters unſern Sinnen noch verborgen ſind. Je härter ein ſolches Fleiſch, iſt deſto nöthiger iſt es auch, daſſelbe wohl zu käuen, und langſam zu eſſen, auch mit genugſamen flüſſigen Getränken zu verdünnen und aufzulöſen. Das Blut von Thieren iſt eine nicht minder ungeſunde und unnatürliche Speiſe; die Milch der Thiere hingegen, inſonderheit die dünneſte und leichteſte Art, iſt uns ganz heilſam. Die geronnene Milch iſt für diejenigen, welche ſich daran gewöhnt haben, nicht undienlich. Butter, inſonderheit unzerlaſſen, oder nur ganz gelinde geſchmolzen, nährt und erweicht unſern Körper. Schmalz oder verdorbene Butter hingegen verdirbt den Magen, erhitzt das Blut, und macht beyde zur Fäulniß geneigt, obſchon nicht ſo ſehr, wie das verdorbene Fett der Thiere. Käſe, auch von Milch zubereitet, iſt, wenn er einiges Alter hat, eine gute, feſte und ſtarke Speiſe; friſcher Käſe hingegen iſt weich, und ein ſehr alter wird ſehr ſcharf. Eyer von mancherley Vögeln ſind nährend, und auch leicht zu verdauen, wenn ſie friſch ſind, und weich gekocht werden. Die meiſten Fiſch-Gattungen ſind weich, zugleich aber auch ſehr ſchleimig, inſonderheit diejenigen, welche keine Schuppen haben, als: Aale, Schleihe. Alle Raub-Fiſche haben ein härteres

teres Fleiſch, zumahl diejenigen, welche in ſalzigem Waſſer leben. Die fettern Fiſch-Gattungen greifen den Körper am meiſten an. Eingeſalzene, getrocknete und geräucherte Fiſche ſind, ordentlicher Weiſe und nach allen Urſachen, weniger geſund, als die auf gleiche Art zugerichteten Fleiſch-Speiſen.

Aus dem Pflanzen-Reiche genommene Gerichte laſſen ſich zwar, gegen die allgemeine Lehre hiervon, langſamer, als die aus dem Thier-Reiche, verdäuen; ſie geben hingegen eine mildere Speiſe, ſind keiner ſtinkenden Fäulniß unterworfen, erhitzen das Blut nicht, machen es auch nicht dick, und verurſachen auf ſolche Art weder Brennen, noch heftige Bewegung in der Lunge, oder in andern Eingeweiden.

Wir haben aus dem Gewächs-Reiche mancherley: Wurzeln und Rüben, Blätter und Kohle, Erbſen und Bohnen, Samen, Kerne, Beeren und Früchte, woraus man die ſchmackhafteſten Speiſen bereiten kann. Man könnte deren im freyen Felde noch viel mehrere ſammlen, worunter ſich manche für Unkraut müſſen anſehen laſſen, anſtatt daß ſie für die Menſchen eine höchſt dienliche Speiſe werden ſollten.

Alle Gewächſe und Früchte, welche ſpät reifen, ſind gemeiniglich am härteſten zu verdauen. Wir haben aus dieſem Natur-Reihe, von kühlenden und erwärmenden Sachen, von ſäuerlichen, bittern und herben, von erweichenden und verſtopfenden, welche nach Erforderniß der Umſtände, beſonders oder vermiſcht genommen werden können, zu wählen.

Der weiſe und gütige Schöpfer hat uns im Sommer das Gewächs-Reich zu einer natürlichen Speiſe gegeben, weil wir ohne daſſelbe in ſolcher Zeit faſt vergehen würden; aber manche von dieſen Geſchenken, wo nicht alle, können von einer verſtändigen und fleißigen Haus-Wirthinn, den ganzen Sommer hindurch, zu unſerer Speiſe und Erquickung aufbewahret werden.

den. Wir haben aus dem Schoße der Erde Brod, die vornehmſte unter allen Speiſen. Das von Weizen zubereitete, nährt am ſtärkſten, verſtopft aber auch am meiſten. Daß unſer ordinaires Brod eine der geſundeſten Speiſen ſey, darf ich nicht erinnern.

Bei der Ordnung im Eſſen iſt noch zu bemerken, daß alle Miſchung ſchädlich iſt; denn dadurch werden die geſundeſten Speiſen allemahl ſchlechter, als ein anderes Gericht, welches im übrigen nicht ſo nützlich iſt. Bey den großen und langen Mahlzeiten, womit Freunde einander ſchaden und ermüden, ſollten wir von den mancherley Gerichten, und vielen Arten der Getränke, die dabey herum gehen, nur diejenigen, welche für unſern Geſchmack und für unſere Natur die beſten ſind, wählen. Von allen Gerichten zu eſſen, iſt der Geſundheit ſchlechterdings nachtheilig.

Die dienlichſte Speiſe, welche einer Perſon allezeit übel bekommt, muß eben deswegen auch für ſie ſchädlich genannt werden. Es iſt auch kein Wunder, daß ein fetter und ein magerer Menſch, ein ſaftvoller und ein ausgetrockneter, ein feſter und ein weicher Körper, ein hitziger und ein kalter, ein ſtarker und ein ſchwacher, wie auch ein ſolcher, der zu Verſtopfungen geneigt iſt, und der mit vieler Oeffnung geplagt iſt, von allen dieſen Speiſen ſich nicht gleich gut befinden, zumahl wenn ſie nicht in einerley Gegenden wohnen. Die Gewohnheit hat auf die Wirkungen der Speiſen großen Einfluß; denn man findet oft Land-Leute ausgezehrt und ungeſund von gewürzten, ſtarken und mürben Speiſen der vornehmen Herrſchaften; Einwohner der Städte hingegen und zärtliche Perſonen mit den Speiſen der geringen Leute ſehr ſchlecht genährt. Derjenige, der ſich nur an wenigen Arten von Gerichten gewöhnt hat, kann nicht alle Mahlzeit etwas anders, noch weit weniger verſchiedene Arten Speiſen auf ein Mahl vertragen. Den Geſchmack

aufs neue, nachdem die Mahlzeit vorbey, und der Hunger überflüſſig geſtillt iſt, mit einem friſchen Gange von Speiſen, oder mit dem ſogenannten Nach-Tiſche, zu reizen, kann ein Jeder leicht als eine ſehr undienliche Sache finden. Die Zucker-Backwerke, eingemachte Sachen und Früchte, die dabey herum gehen, müſſen nothwendig den Magen beſchweren, Säure verurſachen, und die Verdauung der verzehrten Speiſen hindern.

Unter den Getränken iſt das kalte Waſſer für die Menſchen, und auch für alle Thiere, das natürlichſte. Unter den Waſſern iſt dasjenige das geſundeſte, welches am helleſten iſt, weder Geſchmack noch Geruch, und von fremden Theilen keine Miſchung hat. Schnee-Waſſer auf dem Lande, wie auch Regen-Waſſer, welches nicht von Dächern geronnen iſt, hat vor andern dieſe Eigenſchaft; hiernächſt ſind die Waſſer aus Quellen und Brunnen zwar die ſchmackhafteſten, aber ſie ſind auch oft, mehr oder weniger, mit ſchädlichen Salzen und mineraliſchen Theilen vermiſcht. Waſſer aus klaren Flüſſen, vom ſandigen Grunde und ſtarkem Fall, ſind weniger ſchädlich. Die beſte Sorte Waſſer, welches von ſelbſt rein iſt, bedarf, natürlicher Weiſe, nicht durch Abkochen, Deſtilliren, oder Filtriren durch Tuch oder Stein, erſt gereniget zu werden, zumahl alle dieſe Künſte dem Waſſer entweder einige gute Eigenſchaften benehmen, oder ihm undienliche und unangenehme geben können. Mit kaltem Waſſer kann ſowohl die Geſundheit unterhalten, als auch wieder hergeſtellet werden. Viel Getränk von warmen Waſſer, iſt wenigſtens einem Geſunden nicht dienlich. Das warme Waſſer an ſich ſelbſt beſchwert die Glieder, macht ſie ſchlaff, erweitert und ſchwächt den Magen, die Gedärme, die Nerven, die Adern, die Nieren, ja, man kann ſagen, alle Theile des Körpers auf einmahl; und Wind-

Ko-

Kolik, Magen-Schmerzen, Stein, Zittern der Glieder, Schwindel und Herzklopfen, werden ſichere Folgen davon.

Thee, Kaffe und Chocolate werden, wenn dieſe Getränke in großer Menge, wie in einigen Städten mit dem Thee geſchieht, genoſſen werden, ganz unfehlbar ſchädlich, weil ſie mit warmem Waſſer zubereitet werden. Man kann alle dieſe Getränke ohne Schaden genießen, wenn man nur mit einer gewiſſen Einſchränkung, und mit kluger Rückſicht auf den Körper und deſſen Beſchaffenheit, Gebrauch davon macht; und daher kann ich auch denjenigen Aerzten nicht beypflichten, die dieſe Getränke durchaus verwerfen, und als ſchädlich erklären. Wer den geringſten Nachtheil, oder eine unangenehme Veränderung in ſeinem Körper nach dem Genuſſe dieſer Getränke verſpüret, der handelt am klügſten, wenn er ſich ihrer enthält, denn ſie ſind zu unſerm Leben und zu unſerer Erhaltung nicht nothwendig.

Bier, welches von gutem Malz, Hopfen und Waſſer bereitet, wohl gekocht, und mäßig gegohren, klar, und weder jung noch ſauer iſt, macht für uns das geſundeſte Getränk aus. Auch ein ſchwächeres Getränk kann, eben wie das Waſſer, dazu dienen, die feſten Speiſen, die wir verzehrt haben, zu verdünnen, und zugleich unſern Körper zu nähren. Aber wenn dieſes Getränk vermiſcht, und zugleich gegohren iſt, ſo erfordert die Gewohnheit deſto mehr, daß es bey allen Zufällen dieſelbe gute Wirkung haben ſoll, als das Waſſer. Ein gutes Bier mäßig getrunken, ſtärkt und wärmt unſern Körper, und macht ihn auch fett; aber wenn es in Ueberfluß, inſonderheit ohne Bewegung, getrunken wird, hindert es die Verdauung, und verurſachet Schwindel, und andere, frühere oder ſpätere, Uebel.

Unverfälſchte Weine, mäßig getrunken, beleben unſern Körper; wenn ſie aber gemißbraucht werden, haben ſie mit dem überflüſſigen Genuſſe des Bieres gleiche Wirkung, doch ſo, daß die Weine unſern Körper erſt mehr erhitzen, hernach aber kühlen und ausmärgeln, aus ſich ſelbſt Säure erzeugen, die Nerven angreifen, und Stein, Gicht und Gliederweh verurſachen. Man weis aus Erfahrung, daß diejenigen, welche mit ſtarkem Biere ſich überladen, ihrer Geſundheit zwar von verſchiedenen Seiten ſchaden, aber doch nicht von dem Podagra, und ſehr ſelten vom Stein, geplaget werden, bey einer Natur hingegen, welche beſtändig Wein trinkt, iſt auch der Bauer, ſeiner ſchweren Arbeiten ungeachtet, von dieſen ſchmerzhaften Krankheiten nicht frey. Daß Wein und ſtarke Getränke, in Ueberfluß genoſſen, ſchädlich ſeyn, bedarf keines weitern Beweiſes; aber ſie werden es noch mehr, wenn ſie mit vielen Speiſen, oder dieſe inſonderheit nach vorhergegangener Ausſchweifung im Trinken, genoſſen werden. Sowohl Wein als Bier, (ich verſtehe von der ſtärkſten Gattung,) können beide, mit gutem Beſtande der Geſundheit, allezeit entbehret werden. Von Weinen iſt der rothe gemeiniglich magenſtärkend, der ſäuerliche weniger hitzig, der ſüße hingegen mehr nährend; letzterer greift aber auch zugleich am meiſten das Haupt an. Die meiſten, inſonderheit von den weißen Arten, werden erſt durch die Zeit veredelt, aber ſie müſſen auch alsdann ſparſamer getrunken werden.

Dem menſchlichen Geſchlechte iſt es eine Schande, daß die Branntweine, ohne Rückſicht woraus ſie bereitet werden, unter ſeine Getränke gerechnet werden ſollen; ſie verurſachen ein Brennen und eine Mürbigkeit in den feſten Theilen, und trocknen die flüſſigen aus. Sie reizen und ſtärken zwar erſt die Sinne, hernach erwärmen ſie auch den Magen, ſchwächen aber

her=

hernach denſelben. Durch ihren fortgeſetzten Gebrauch wird man zitternd, kraftlos, und endlich zu allen Sachen ungeſchickt, weil man alsdann zu keinem Geſchäfte Kräfte genug finden kann. Selten hat jemand, der ſich daran gewöhnt hat, durch Vernunft, Verboht oder gebrauchte Künſte, dieſes Getränk ſich abgewöhnt, durch welches das Land entvölkert, und das Getreide verſchwendet wird. Der Branntwein würde zu einer glücklichen Stunde erfunden worden ſeyn, wenn wir ſeinen Gebrauch nur dahin einſchränkten, durch ihn gewiſſe Arzeneymittel auszuziehen, welche auf eine andere Art nicht extrahirt werden können. Wird der Branntwein vom Getreide, oder Trauben, Arak oder Rum, mit Waſſer verdünnt, ſo wird er zwar weniger hitzig, ſchadet aber doch eben ſowohl, wenn er in Ueberfluß genoſſen wird.

Andere gegohrne Getränke, von Honig, Früchten, Beeren, und Säften aus dem Pflanzen-Reiche, ſie ſeyn hitzig oder kühlend, ſind nützlich, wenn ſie wohl zubereitet ſind, und nach ihrer Art mäßig getrunken werden.

Der Gebrauch des Tobakes iſt beſonders ſchwammichten und feiſten Körpern, welche wenig Bewegungen haben, auch wohl eine ungeſunde Luft einathmen, zuträglich.

3. In Anſehung der Bewegung und Ruhe.

Bewegung ſtärkt, befördert den Umlauf des Blutes, reizt den Appetit, macht ſanften Schlaf, verarbeitet den Nahrungs-Saft, und erhält die Geſundheit. Iſt ſie allzuſtark und ungewöhnlich, ſo entkräftet ſie auch, und giebt zu verſchiedenen Krankheiten Anlaß. Noch beträchtlicher iſt der Schade, wenn man in großer Hitze große Bewegung vornimmt. Laufen, Springen, Ringen iſt den Kindern zu geſtat-

ſtatten; ſie werden groß, feſt und ſtark dabey; nur präge man ihnen ein, daß ſie nach der Erhitzung ſich nicht abkühlen und kalt trinken. Schwachen, zarten, kränklichen und zum Bluten geneigten Kindern iſt das Laufen ſchädlich. Die Ruhe iſt zur Erhohluug neuer Kräfte nothwendig, und angenehm. Das viele Sitzen macht weit mehr Menſchen krank, als die zu ſtarke Bewegung. Lange Ruhe und vieles Sitzen erſchlappt die feſten Theile, verhindert den Umlauf der Säfte, erzeugt Schärfe, ſchwächt die Verdauung, macht den Körper träge, ſchwer und aufgedunſen, oft fett, und ſaftvoll, aber ungeſund. Kommen zu dieſer ſitzenden Lebens-Art noch Fehler im Eſſen, Trinken und Leidenſchaften, ſo wird der Grund zu langwierigen Krankheien deſto geſchwinder gelegt. Perſonen, die viel ſitzen, leiden meiſtens von Krankheiten des Magens und Unterleibes. Von einer ſitzenden Lebens-Art auf ein Mahl zur ſtarken Bewegung ſchreiten, iſt gefährlich.

Die Bewegung befördert alle Abſonderungen, inſonderheit die Ausduuſtung. Iſt die Bewegung mäßig, ſo wird davon der ganze Körper geſtärkt; fängt man aber mit derſelben auf ein Mahl zu heftig an, und fährt über die Kräfte, bis ein ſtarker Schweiß erfolgt, damit fort, ſo wird derſelbe geſchwächt. Die Bewegung iſt Jedermann nützlich; aber Perſonen von vielen Säften bedürfen ihrer am meiſten, ertragen ſie auch am beſten. Die Nerven oder die innern und äuſſern Sinne zu ermüden; mit Nachdenken zu arbeiten; von heftiger Freude, Liebe, Begierde, Ehrgeiz, Sorge, Angſt, Schrecken, Verzweiflung oder Furcht ſich hinreiſſen zu laſſen, dies alles bringt den Umlauf des Geblütes in Unordnung, und trocknet den Körper aus, ohne daß ſeine Oekonomie einen Nutzen davon hat. Leichtſinnige und unempfindliche, muntere und phlegmatiſche, ſchnelle und lang-

langſame Menſchen leiden indeſſen von der Bewegung des Gemüthes auf eine ungleiche Art. Von dem Gebrauche des Nachdenkens kann der Verſtand verloren gehen; und einen denkenden Menſchen von dieſem Gebrauche abhalten wollen, wäre doch ſo viel, als ihm das Leben nehmen. Arbeitet man mäßig mit ſeinem Verſtande, auch ſich ſelbſt zum Vergnügen, ſo kann man ſagen, daß der ganze Körper ſo viel dabey gewinne, als bey einer andern Ruhe des Gemüthes. Doch iſt nicht zu aller Zeit die Arbeit mit dem Körper und den Sinnen, gleich nützlich und ſchädlich. Mehrentheils iſt ſie nach der Mahlzeit nachtheilig, und ermüdet die Sinne und den Körper. Es iſt gut, wenn man vor dem Eſſen ſeine vornehmſten Geſchäfte verrichten, und den Nachmittag mehr zu ſeiner Ruhe anwenden kann. Mancher treue Arbeiter, oder fleißige Landmann, hat durch ſtarke Arbeit nach der Mahlzeit, zumahl wenn ſie in der Sonnen=Hitze geſchieht, ſeiner Geſundheit Schaden gethan, oder ſein Leben zugeſetzt. Ein ſolcher thäte beſſer, gleich einigen ſüdlichen Völkern, zu Mittage wenig, und zu Abend etwas reichlicher zu eſſen, ungeachtet ſonſt die ſtarken Abend=Mahlzeiten nicht zu billigen ſind. Schwachen und alten Perſonen, welche mehr als einer wachenden Ruhe bedürfen, iſt der Mittags=Schlaf, auf einem bequemen Lehn Stuhle, dienlich. Wenn der Nahrungs = Saft (Chylus) in das Blut ſteigt, ſo iſt wieder die Bewegung des Körpers höchſt nöthig, damit geſunde Säfte davon bereitet, oder die undienlichen durch die Ausdunſtung abgeführt werden. Die harten, oder auch öfters zur Fäulniß geneigten Speiſen, welche der Landmann, oder ein anderer ſtarker Arbeiter, verzehrt, werden ſolchergeſtalt durch die Bewegung ihm geſund, ohne daß daraus Scharbock oder bösartige Fieber entſtehen. Wenn auch von demjenigen, was den Vornehmern

mern Stein- und Glieder-Schmerzen verurſachet, in ihren Nieren und Gliedern ſich etwas anſetzen wollte, ſo wird es durch die Arbeit wieder abgeſchieden. Die gleiche Bewegung des Landmannes in einer reinen Luft, mit Mäßigkeit getrieben, gewährt ihm ein längeres Leben, als den Einwohnern der Städte.

Diejenigen, welche an viele Bewegung und Geſchäfte gewohnt ſind, haben von dem Stillſitzen und Ruhen die merklichſte Empfindung. Alle Bewegung iſt nicht gleich nützlich. Diejenige, welche mit Ermüdung und Beſchwerung der Bruſt geſchieht, iſt nicht ſo geſund. Berg-an gehen, laut leſen, oder ſingen, ermüdet die Lungen und den Magen; doch wenn es mit genugſamer Mäßigung geſchieht, ſo werden die nähmlichen Theile dadurch geſtärkt. Diejenigen, welche ſich nur um ihrer Geſundheit willen Bewegung machen wollen, können wählen, zu gehen, zu fahren, und inſonderheit zu reiten; aber ſolche Mittel, welche den ganzen Köper, auch ohne heftiges Laufen, in Bewegung ſetzen, ſind allezeit am beſten. Im Sommer kann man die Bewegungen in freyer Luft anſtellen, und im Winter deſto mehr im Zimmer. Man kann von einer Art Arbeit müde werden, und doch das Vermögen behalten, eine andere zu verrichten, welche nicht ſowohl zur Veränderung des Gemüthes, als zur Abwechſelung der Muskeln und Sehnen, die noch nicht müde, ſchwach und ausgetrocknet ſind, gereicht.

Der Körper leidet eben ſowohl Schaden, wenn er in langer oder zu oft in einerley Stellung gehalten wird; daher auch gewiſſe Handwerker und ſtillſitzende Perſonen meiſtens beſondern Krankheiten unterworfen ſind.

Wenn ein gewiſſer Theil des Körpers mäßig beweget wird, ſo wird derſelbe auch verhältnißweiſe ſtärker, als die andern.

Durch

Durch Faulheit ſind ſchon mehrere umgekommen, als durch Arbeit; doch iſt nichts natürlicher, als zu ruhen, wenn man müde geworden iſt. Man muß dabey eine Stellung nehmen, in welcher man die Müdigkeit am meiſten empfindet, damit aber auch nach Belieben umwechſeln. Lange auf Einer Seite zu ſitzen, iſt auch eine Bemühung, denn gewiſſe Muskeln ſind alsdann dabey beſchäftigt.

Unmittelbar nach einer ſtarken Mahlzeit, iſt, bereits erwähnter Maßen, Bewegung, beſonders fetten und ſtarken Perſonen nicht zuträglich; ſo wie auch bey ganz leeren Magen eine ſtarke Bewegung nachtheilig wird. Perſonen, die zu rheumatiſchen und gichtiſchen Zufällen geneigt ſind iſt, beſonders die Bewegung zu Fuße zu empfehlen, wodurch der Kreis-Lauf vorzüglich in dieſen Theilen befördert wird.

4. In Anſehung des Schlafens und Wachens.

Einen ſehr ermatteten Körper mit Speiſe und Trank erquicken, iſt auch dienlich; allein, es muß nicht im Schweiße, und auch nicht gleich nach einer verrichteten Arbeit, geſchehen. Wenn Kopf und Sinne gearbeitet haben, ſo iſt ihnen die Ruhe eben ſo zuträglich, als dem übrigen durch die Arbeit ermüdeten Körper. Nun können wir aber wachend die nöthigen Kräfte nicht herbeybringen; dieſe können alſo nur durch einen zu rechter Zeit unternommenen und ruhigen Schlaf wieder gewonnen werden. Der beſcheidene mäßige, geſunde und vergnügte Arbeiter kann die Süßigkeit davon auf ſeinem harten Bette am beſten ſchmecken, aber den Verluſt deſſelben empfinden die Faulen, und diejenigen, die in ihren körperlichen und ſinnlichen Begierden unbändig ſind, deſto ſchmerzlicher, ungeachtet ſie mehr edle Zeit auf ihrem Bette verderben als jener.

Der geſunde Schlaf muß ruhig, ohne Träume, und der Arbeit angemeſſen ſeyn, die Kräfte ſtärken und den Geiſt munter machen. Alle Bewegung, welche vom Willen abhängt, hört auf, wenn wir ſchlafen; es ſammelt ſich ein neuer Vorrath von Lebensgeiſtern nnd nöthigen Säften, das Blut wird abgekühlt, und man erwacht wieder als ein neuer Menſch. Opfert man dem Schlafe mehr als 7 oder 8 Stunden auf, ſo wird hingegen der Körper von der vielen Ausdunſtung abgemattet, und man wird vom zu langen Schlafe träge und dumm. Nach dem Eſſen ſo gleich zu Bette gehen und Schlafen, iſt ungeſund, wenigſtens bey Erwachſenen. Man lege ſich nicht auf feuchtes Gras, im Garten unter Bäume, oder an einen Ort, wo die Luft einen Durchzug hat, ſchlafen, weil Kälte und Feuchtigkeiten auf den ſchlafenden Körper wirken. Heftige, unruhige, fürchterliche Träume, öfters Auffahren, Müdigkeit nach dem Schlafe, ſind Zeichen einer verborgenen oder bevorſtehenden Krankheit. Man gewöhne ſich in geſunden Tagen, unter leichten und dünnen Bett-Decken zu ſchlafen, weil die dicken Feder-Säcke nur Hitze, Schweiß und Mattigkeit, verurſachen. Vieles Eſſen, Trinken und Leidenſchaften, ſtören oder verhindern den Schlaf. Diejenigen, die unruhig ſchlafen, müſſen Abends wenig eſſen, ſich des Weines enthalten, vor dem Schlafengehen ein Glas kaltes Waſſer trinken, ſich leicht zudecken, und in einem kalten Zimmer ſchlafen.

5. In Anſehung der natürlichen Ausführung, oder Verhaltung des Uiberflüſſigen.

Die Ausdunſtung iſt dem Körper nothwendig, und wird durch Bewegung, Arbeit, Kleider und geſunden Schlaf, unterhalten; doch geht ſie öfters ohne Schaden zurück, oder vermindert ſich, wie im Winter, vom Schrecken, nach jeder Verkältung. Bewegung,

Hitze,

Hitze, Leidenſchaft, vermehrt die Ausdunſtung; alles nähmlich, was das Blut in Bewegung und Wallung ſetzt. Den Schweiß muß man nicht mit Gewalt erzwingen oder zurück treiben, ſondern man muß die Urſache, welche ihn verhält oder heraus treibt, heben. Langer und heftiger Schweiß ermattet, und zehrt den geſunden Körper ab. Der Schweiß, welcher von ſelbſt kommt, iſt zuweilen heilſam, zuweilen ſchädlich; im erſten Falle erleichtert er, im andern ermattet er. Nichts iſt ſchädlicher, als den von Erhitzung und ſtarker Arbeit ſchwitzenden Körper der kühlen oder kalten Luft bloß ſtellen; daher Gliederreiſſen, Gicht, Lähmung, Entzündnng, Fieber. Schwache und von Verkältung leidende Perſonen, ſuchen ihre Füße warm zu halten! Schweiße, die örtlich ſind, wie jene an Füßen, unter den Achſeln, an Händen, darf man nie zurücktreiben; es entſtehen die ſchlimmſten Folgen davon. Iſt es gleich ungemächlich, manchmahl unangenehm, ſo iſt das Vernünftigſte: der Natur ihren Lauf laſſen. Perſonen, die ſchwache Nerven haben, werden von der feuchten Kälte am geſchwindeſten beläſtiget, und ihre Ausdunſtung dadurch verhindert. Reiben mit warmen Tüchern, Ofen = Wärme, und Beförderung der zurückgeſchlagenen Ausdunſtung durch vieles und warmes Theetrinken, ſtellt ſie oft geſchwinde wieder her. In Anſehung der Kleider, muß man auf Gewohnheit, Sauberkeit und Landes = Art, Rückſicht nehmen. Es iſt vernünftiger, auch in der Kälte leicht, und nicht ſo warm gekleidet ſeyn, wenn der Körper ſtark genug iſt, Kälte zu ertragen. Wer ſich aber einmahl gewöhnt hat, ſich warm zu kleiden, darf nicht dünne und leichte Kleider tragen; denn Gewohnheit, wenn ſie auch böſe iſt, muß beybehalten werden. Doch kann man einen behutſamen Verſuch machen, ob ſie nicht nach und nach abzuſtellen wäre.

Der Urin iſt in geſundem Zuſtande ſtrohgelb, zuweilen etwas dunkler; nach vielem Trinken blaſſer und häufiger; nach vielem Schwitzen röthlich und ſparſamer, immer hell, und bildet im Stehen ein Wölkchen. Allzu ſtarker Abgang des Urins ſchwächt die Nieren und Blaſe, und trocknet das Blut aus; aber wo er gar zurückbleibt, oder auch nur ſo mangelhaft geſchieht, daß bloß die dünnen wäſſerigen Theile abgeſondert werden, ſo entſtehen die ſchlimmſten Zufälle davon.

Eine ordentliche Leibes-Oeffnung trägt auch zur Geſundheit vieles bey. Eine überflüſſige Oeffnung iſt gemeiniglich eine Folge von einer ſchlechten Lebens-Ordnung und Verdauung, ſchwächt die Gedärme, und nimmt dem ganzen Körper die Kräfte. Iſt hingegen die Oeffnung zu ſelten, ſo entſteht daraus auch viele Beſchwerlichkeit und Unordnung. Bey Einigen erfolgt der natürliche Stuhlgang alle Tage, bey Andern jeden dritten oder vierten Tag. Diejenigen, welche ſich an eine gewiſſe Stunde gewöhnen, haben ſelten abführende oder ſtopfende Mittel nöthig. Ein Durchfall iſt zuweilen geſund, und die Natur hilft ſich dadurch von ſelbſt; deswegen iſt das Stopfen deſſelben bedenklich. Man warte den zweiten oder dritten Tag ab, beſonders wenn er ohne Schmerzen iſt, und die Eßluſt fortdauert. Harter Stuhlgang iſt den Geſundeſten eigen, und zeugt von der Stärke des Körpers; nur ſey man beſorgt, ihn durch Bewegung, kaltes Trinken, oder Genuß des Obſtes zu befördern, indem er auch oft zu Krankheiten Anlaß giebt. Bey dem Durchfalle ſind fette Speiſen und Fleiſch ſchädlich. Bier vermehret den Durchlauf; zuweilen hilft ein Gläschen guter alter Wein, und Bewegung in der Sonne. Bleibt der Stuhlgang gegen Gewohnheit zurück, und erfolgt eine Verſtopfung, ſo nehme man Abends Cremor Tartari, und ver-

vermeide ſchwere Mehl-Speiſen, friſches Brod, hartes Fleiſch. Perſonen, die an der Galle leiden, müſſen mehr, als andere, auf die Oeffnung bedacht ſeyn.

Ausſchweifungen im Beyſchlaf, kommen dem Körper ſehr theuer zu ſtehen, er wird davon kalt, trocken, matt und zitternd. Es entſtehen davon verſchiedene Nerven-Krankheiten, Stein, Gicht, und andere Zufälle mehr.

6. In Anſehung der Gemüths-Bewegungen, oder Leidenſchaften.

Einige Leidenſchaften ſind angenehm, als: Freude, Hoffnung und Liebe; andere ſind unangenehm, als: Zorn, Verdruß, Traurigkeit, Schreck, Furcht, Neid, Eiferſucht. Jene ſuche man zu unterhalten, dieſe zu entfernen. Die angenehmen ſind zugleich heilſam die unangenehmen meiſtens ſchädlich, oft tödlich. Empfindſame und weiche Gemüther werden von ihnen ſtärker angegriffen; kaltblütig und träge, ſeltener und weniger. Je ſtärker ſie auf die Seele und den Körper auffallen, deſto heftiger ſind ihre Wirkungen. In dem höchſten Zorn, Schrecken, Furcht, iſt man unvermögend, und ſeiner nicht mehr bewußt. Sie verdunkeln den Verſtand, und hemmen die Ueberlegung; und das iſt das Schlimmſte der heftigen Leidenſchaften.

Mäßige Leidenſchaften ſchaden zwar weniger, doch ſchaden ſie immer. Man unterſuche ſich nach einem kleinen Zorn, Verdruß, Schrecken. Es ſehen es ja die Leute einem an dem Geſichte an, daß man heftig erſchrocken, erzürnt iſt, wenn ſie gleich nicht wiſſen, was vorgegangen iſt.

Gegen mäßige und leichte Gemüths-Bewegungen kann die Vernunft noch Widerſtand thun, ſich helfen, oder ſich erleichtern. Gewaltſame und unvermuthete überrumpeln Verſtand und Sinne. Man

muß

muß alſo im Anfange, da die Flamme klein iſt, löſchen; die Gelegenheit, ſo viel möglich, meiden, ſich zurückziehen, ehe man tiefer hinein kommt. Obgleich der Zorn zu den unangenehmen Leidenſchaften gehört, ſo nützt er doch zuweilen der Geſundheit, und giebt ihr einen neuen Trieb. In trägen Körpern kann er eine Arzeney ſeyn, ſo wie das Lachen. Es hängt nicht allezeit, doch ſehr oft, von dem Menſchen ab, daß die Leidenſchaften weniger Eindruck machen, und ſeltener anfechten. Die ganze Kunſt, die Gewalt der Leidenſchaften auf unſere Seele und auf unſern Körper zu vermindern, beſteht in der Mäßigung, in der Lebens-Art, und in Vermeidung der Gelegenheit, einige wenige Fälle ausgenommen.

Die Mäßigung erwirbt man durch gute und ſtrenge Erziehung, durch Ueberlegung und Religion. Man gebe von den erſten Jahren auf die Neigung und Gemüths-Bewegung der Kinder Acht, ob ſie zornig, furchtſam, empfindlich, neidiſch ſind. Der herrſchenden Neigung widerſtehe man ſogleich, ehe ſie feſt und ſtarr wird. Man leide unter Kindern keinen Zorn, keine Ungeduld, keine Halsſtarrigkeit, wofern ſie mit der Zeit geduldig und folgſam werden ſollen. An der Erziehung liegt alles; und doch ſieht man ſo wenig darauf; leider aber haben oft die Aeltern ſelbſt keine bekommen. Ueberhaupt gewöhne man Kinder znr Geduld, zur Nachſicht, zum Mitleid mit Andern, zur Menſchen-Liebe; und die ſchlimmern Leidenſchaften werden gewiß dann wenig ſchaden. So ſchützt Menſchen-Liebe gegen Neid; Nachſicht, gegen Zorn; Geduld, gegen Verdruß. Durch Ueberlegung ſehen wir, wie es Andern geht; durch Ueberlegung finden wir oft, daß die Handlung oder Worte nicht ſo böſe gemeint waren, als man ſich in der erſten Hitze vorſtellt; durch Ueberlegung bekommt endlich die Vernunft die Herrſchaft über den Willen.

Darum iſt die Jugend ausſchweifender, hitziger, weil ſie wenig überlegt, und eher handelt als ſie denkt; das Alter geſetzter und langſamer, weil es erfahrner und nachdenkender iſt. Religion giebt uns innere Kraft, erhöhet unſern Geiſt, und reiniget unſer Herz von dem böſen Sauerteige. Ohne ſie iſt die Vernunft meiſtens zu ſchwach.

Allgemeine Mittel. Unterſuche dich ſelbſt; hänge der Vorſtellung nicht nach; ſuche unangenehme Eindrücke durch andere und angenehmere zu ſchwächen. Iſt man verſtört oder aufgebracht, ſo gehe man auf die Seite. Man betrachte öfters den Lauf der Welt, und die Menſchen, wie ſie ſind. Man vermeide die Gelegenheit, welche die Leidenſchaft aufweckt oder nährt. Man ſorge nicht bloß für das Zeitliche und für ſeinen Körper, ſondern auch für ſeinen Geiſt, und gebe ihm durch Leſung chriſtlicher Sitten-Lehre Nahrung. Vor allen fliehe man die Lieblings- und Gewohnheits-Leidenſchaft. Ohne Gewalt und Zwang kommt man aber nicht zur Bezwingung eingewurzelter Leidenſchaften.

Verdruß verleitet zum Zorn; Furchtſamkeit, zum Schreck; Neid, zur Eiferſucht. So entſteht das Größere aus dem Kleinern. Wer Verdruß hat, eſſe wenig, und bloß leichte Speiſen, gehe öfters ſpazieren, meide den Wein, und ſuche, ſo viel möglich, die Sache ſich aus dem Sinne zu ſchlagen.

Erhitzungen ſchaden, verfolgender Zorn und Unwille noch mehr; Vernunft kann, wenn der Menſch will, vieles thun. Leicht auffahrender Zorn iſt meiſtens Unart, die gebeſſert werden muß; die Art aber ſie zu beſſern, beſteht in der Selbſt-Erkenntniß, und in dem ernſtlichen Beſtreben, ſich zu überwinden. Nach und nach wird man ſanfter.

Man wähle gute, vernünftige und tugendhafte Geſellſchaft, dieſe erheitert den Geiſt, und ſtärkt das Herz.

Herz. Aber man muß auch Vorſtellung und guten Rath annehmen wollen, und nicht dummſtolz ſeyn. Wir alle haben Fehler; der gröſste iſt, keinen haben wollen. Im heftigen Zorne bemühe man ſich, nur nicht loszubrechen, weil es ſonſt immer weiter geht, und zulezt den Menſchen in Thätlichkeiten und Verdruß verwickelt. Hier heißt es wohl: Menſch, bedenke die zukünftigen Dinge! So geſchehen Mord und Todſchlag, Schlagflüſſe, Lähmungen. Iſt es nicht beſſer, etwas verbeißen und nachgeben, als ſich oder Andere umbringen?

In der Wut des Zornes meide man kaltes Trinken, Wein, Meditiren, harte, unverdauliche, fette Speiſen, und nehme niederſchlagende Mittel. Wem es immer wohl geht, wer ſtäts viel von Andern verlangt, und noch nichts in der Welt erfahren hat, der wird ſich leichter nnd öfter erzürnen, grämen und traurig werden. Deswegen iſt Armuth und Unglück oft die beſte Tugend-Schule. Empfindlichkeit, wodurch wir von allem Unangenehmen ſcharf angegriffen werden, iſt eine der unglücklichſten Neigungen zu Leidenſchaften. Man beſtrebe ſich alſo, ſie zu ſchwächen. Das beſte iſt: man erwarte nicht von den Menſchen Gutes, traue nicht zu viel auf Worte, halte ſeinen Körper ſtrenge, ermüde ſich durch Arbeit, vermeide, was die Nerven anſpannen und ſchwächen kann, verſchaffe ſich einen Freund und Liebe. Einſamkeit, Sorgen, Verdruß, Furcht, Nachſinnen, Wolluſt, erhöhen die Empfindlichkeit ungemein. In dem erſten Anfalle des Zornes wiederſpreche man dem Erzürnten nicht, ſondern gebe ihm Recht, wenn er auch Unrecht hat; Widerſpruch und auch vernünftige Vorſtellung erbittert. Iſt der Zorn erkaltet, dann ſtelle man ihm ſein Unrecht vor, dann wird es Eindruck machen.

Will

Will man Ruhe haben, ſo miſche man ſich nicht in anderer Leute Händel, weiche dem Zornigen aus, gebe dem Stolzen und Groben nach, bleibe vor ſich, und mäßige ſein Verlangen und Gelüſten. — Schreck erfordert Ruhe und gelinde Stärkung. Ein Gläschen guter Wein, warmer Thee, Kaffe, und das Bett, erleichtern ungemein. — Die Furcht benimmt Unterricht, männlicher und geſetzter Umgang, Verſuch ſich zu überzeugen und zu überwinden. Gegen furchtſame Kinder ſey man gelinde und ſanft; muntre ſie auf, führe ſie unter Leute. Da Furcht die bevorſtehende Gefahr, das Unglück und den Gegenſtand immer größer macht, als er iſt, ſo bemühe man ſich, die Gefahr klein, das Unglück unbeträchtlich, und das Leere der Vorſtellung lächerlich zu zeigen. Vernünftige Spötterey iſt hier wohl angebracht. — Zeit, Thränen und Sättigung, vermindern die heftigſte Traurigkeit. Man laſſe alſo Traurige weinen, ſo viel ſie wollen, und ſuche nur ihr Gemüth nach und nach von dem unangenehmen Gegenſtande ab-, und zu einem angenehmern zu leiten; man vermeide alles Geſpräch, alle Erinnerung, und breche ſogleich ab, wenn der Traurige davon reden will. Tröſtende Beſuche ſind unnütz, oft ſchädlich. — Gegen den Neid iſt jeder Rath vergeblich, weil er ſich nicht bereden läßt. — Ein vernünftiger, geliebter und vertrauter Freund endlich, iſt nicht nur das Glück des Lebens, ſondern auch in den heftigſten Leidenſchaften das beſte Linderungs-Mittel; er iſt das für den Verſtand und für das Herz, was der Arzt für den Körper iſt.

Lächerliche Genauigkeit in Beobachtung der Lebens=Ordnung, und übertriebener Leichtſinn darin.

Es giebt einzelne Pflichten, die wir auf die unverantwortlichſte Weiſe vernachläſſigen, ob ſie gleich uns ſelbſt viel näher angehen, als tauſend andere, die wir auf die mühſamſte Weiſe zu erfüllen ſuchen. Ich rechne dahin vornehmlich die Sorge für unſere Geſundheit und für das Wohlſeyn unſers Körpers. Der angeborne Trieb der Menſchen, den wir Eigenliebe zu nennen pflegen, breitet ſich mehr über die Erhaltung unſerer Ehre, über die Vermehrung unſerer Güter, und über gewiſſe nichtsbedeutende Kleinigkeiten aus, als über die Sorge für die Dauer unſers Wohlbefindens. Man liebt ſich entweder zu wenig, und vergißt die Erhaltung ſeiner Geſundheit gänzlich; oder man liebt ſich zu ſehr, und macht aus der Pflege ſeines Körpers ein Haupt=Geſchäft, welches uns eben ſo viel Gefahr bringen kann, als die gänzliche Vernachläſſigung deſſelben. Der leztere Fall iſt ſeltſamer, als der erſte, obgleich nicht weniger lächerlich und gefährlich. Ueberhaupt zeigen ſich die Wirkungen ſchädlicher Vorurtheile, der Leichtſinn und die Gleichgültigkeit der Menſchen in keinem Falle deutlicher, als in Anſehung der Regeln, die man, um ein hohes Alter zu erreichen, zu beobachten hat.

Ein langes Leben iſt der allgemeine Wunſch der Menſchen. Jedermann hält es für eine Wohlthat und für einen beſondern Segen der Vorſehung. Die Würde eines hohen Alters, das ehrwürdige Anſehen eines Greiſes, der in ſeinen Kindern fortlebt, und in ſeinen Enkeln immer von neuem aufzublühen ſcheint, erbittet ſich ein Jeder als eine vorzügliche Gnade des ſegnenden Himmels. Iſt es wohl begreiflich, daß man auf das inbrünſtigſte um eine erkannte Wohl-

thaт

thät flehen kann, die wir doch ſo muthwillig von uns ſtoßen? So wenig Uebereinſtimmung findet ſich zwiſchen unſerm Verhalten und unſern eifrigſten Wünſchen! Gerade zu der Zeit, da der Menſch mit der heißeſten Sehnſucht einem hohen Alter entgegen ſeufzet, wendet er aus übertriebener Vorſorge, aus Mode=Sucht, aus Leichtſinn, oder aus Unverſtand, alle Mittel an, das Leben abzukürzen.

Phileuroſt iſt ein wahrer Märterer ſeiner Geſundheit. Alle ſeine Bemühungen, alle einzelne Bewegungen ſeines Körpers, alle Kräfte ſeiner kleinen Seele, ſind auf den einzigen Haupt=Gedanken gerichtet, alle mögliche, ſogar die lächerlichſten Mittel zu verſuchen, um nie krank zu werden. Sein Körper iſt der Abgott, dem er allein opfert, und Weihrauch ſtreuet. Er weis, daß Leib und Seele durch die feſteſten Bande mit einander verknüpft ſind. Unglücklicher Weiſe hat er in einem Buche geleſen, daß allzuſtarke Anſtrengungen der Seelen=Kräfte dem Körper nachtheilig werden könnten. Von dem Augenblicke an ließ er lieber alle Anſprüche auf eine geſunde Vernunft fahren, um vor allen Dingen einen geſunden Körper zu haben. Er erlaubt ſich keinen andern Gedanken, als den ihm die Pflege ſeines Körpers zur Pflicht macht. Den wechſelweiſen Einfluß, den die beyden weſentlichen Theile des Menſchen in einander haben ſollen, erklärt er ſich ſo vortheilhaft, daß er ſicher hofft, bey einer ſorgfältigen Pflege des Körpers könne die damit vereinigte Seele nie zu kurz kommen. Um allen Krankheiten vorzubeugen, begeht er tauſend Thorheiten, welche ihre Entſtehung mehr beſchleunigen, als verhüten. Er hat gehört, daß ſowohl eine allzu trockne und heiße, als eine ſehr kalte und feuchte Luft der Geſundheit nachtheilig ſey. Seitdem findet er die Luft im Frühlinge zu kühl, im Sommer zu heiß, im Herbſte zu feucht, und im Win-

ter zu kalt. Aus allzu zärtlicher Beſorgniß für ſein Leben, wird er nächſtens in der Atmoſphäre ſeiner eigenen Dünſte erſticken. Seine Speiſen wiegt er ſo ängſtlich ab, als ein Wucherer das Gold. In der Wahl ſeiner Getränke, beweiſet er eine übertriebene Sorgfalt. Vom Wein befürchtet er hitzige Fieber; von Chocolade, eine Unverdaulichkeit; vom Kaffe, ſchlafloſe Nächte; vom Thee, Erſchlaffung des Magens; von ſtarken Bieren, Schwindel und Magendrücken; vom Waſſer, Erkältung. Ein dünnes verſchlagenes Halb-Bier und Hafer-Grütze, ſind die einzigen Getränke, die er ſich erlaubt. Er wird dabey ſchwach und elend. Was würde aber nicht aus ihm werden, wenn er ſich minder ſtrenge gegen ſeine ſklaviſch gewöhnte Natur bezeigen wollte! Zu ſeiner Leibes-Bewegung hat er etliche Stunden feſtgeſetzt, die er nicht verſäumet, und gerade ſo viele Schritte abgezählt, als er täglich ohne Schaden gehen darf. Die Stunden ſeiner Ruhe ſind ſo richtig abgemeſſen, daß er, auch nach den ſchlafloſeſten Nächten, keine Viertel-Stunde länger im Bette zubringt, als ſein richtig geſtellter Wecker ihm erlaubt. Eben ſo wenig würde man ihn einen Augenblick früher aus dem Bette nöthigen können. Wenn um 6 Uhr ſein Haus in vollen Brand gerathen ſollte, ſo würde er ſich lieber mit dem Bette ſo lange an einen ſichern Ort bringen laſſen, bis er ſeinen Wecker hörte, als vor der Zeit vernünftige Anſtalten zur Rettung ſeines Hauſes machen. Das Capitel von den Leidenſchaften war für ihn anfänglich das beſchwerlichſte in der Lebens-Ordnung. Es war nothwendig, ſie zu beherrſchen, wenn er geſund bleiben wollte. Um ſich einen verdrießlichen Kampf zu erſparen, entwöhnte er ſich, vermöge ſeines glücklichen Temperamentes, gänzlich von allen Gemüths-Bewegungen; die Furcht vor Krankheiten und vor dem Tode allein ausgenommen. Er ent-

entſagte allen Vergnügungen des Lebens, um gewiß zu leben, und allen Geſellſchaften, um deſto ſicherer allem Aerger und Verdruß auszuweichen. Die nöthigen Abführungen ſucht er mit weit mehrerm Eifer zu befördern, als ſeine Glückſeligkeit, die er, ohne Geſundheit, für eine bloße Chimäre hält.

Wenn man auch wirklich geſund wäre, ſo iſt es doch immer möglich, einmahl krank zu werden. Es müſſen alſo Mittel gebraucht werden, den künftigen Krankheiten zeitig vorzubauen. Phileuroſt iſt ſo thöricht nicht, dieſe kluge Vorſicht zu verabſäumen. Frühlings- und Herbſt-Curen ſtehen im Kalender zu weit auseinander. Ehe dieſe glücklichen Zeiten kommen, muß man doch wenigſtens zuweilen balſamiſche oder Polychreſt-Pillen, temperirende Pulver, Magen-Tropfen, Visceral-Elixir, oder ſo etwas, nehmen, damit das Blut nicht verderben, oder ſich erhitzen, und der Magen nicht ſo leicht erſchlaffen kann. Phileuroſt bedient ſich ſolcher Arzeneyen ſo fleißig, als ob es die kräftigſten Nahrungs-Mittel wären. Kurz, er ſucht ſein koſtbares Leben durch lauter übelverſtandene Mittel zu verlängern, die es am zuverläſſigſten abkürzen müſſen. Sein frühzeitiger Tod iſt unvermeidlich; und man muß dereinſt von ihm ſagen: „Phileuroſt war da. — „Ehe er das wahre Leben kannte, ſtarb er aus über„triebener Neigung zum Leben. Man vergleiche hiermit dasjenige, was ich von der übertriebenen Sorge für die Erhaltung der Geſundheit, welche man die Diät-Sucht nennen könnte, im XVII Th., S. 807, fgg. geſagt habe.

Viel häufiger ſind die Beyſpiele derer, die ein frühes Opfer des Leichtſinnes, der Mode-Sucht, oder der Eitelkeit, werden. Die wenigſten Menſchen kennen den ganzen Umfang der Regeln einer vernünftigen Lebens-Ordnung, und die meiſten beobachten nur diejenigen, welche ihren Abſichten am

wenigſten widerſprechen. Die beſondern Erkältungen einzelner Theile unſers Körpers können ſehr leicht unſerer Geſundheit nachtheilig werden. Jotin weis dieſes wohl; er liebt ſich auch zärtlich genug, um einzelne Regeln der Diät, ſo weit der Wohlſtand es erlaubt, zu beobachten; es ſcheint ihm aber weit rühmlicher zu ſeyn, den Hut mit Anſtand unter dem Arme oder in der Hand tragen zu können, als gar zu ſehr für ſeinen Kopf zu ſorgen. Er erträgt die Folgen der Erkältung mit Gelaſſenheit; und was ſind nicht Katarrh, Schnupfen, Huſten ꝛc. für unbeträchtliche Kleinigkeiten gegen den ſchmeichelnden Ruhm, ein artiger Herr zu ſeyn!

Die Geſchicklichkeit, in muntern Geſellſchaften etliche Dutzend Gläſer Wein auszuleeren, ohne in einen taumelnden Schwindel zu verfallen, gehört unter die geſelligen Helden-Thaten, die ein Menſch von guter Lebens-Art in nöthigen Fällen nicht verabſäumen muß. Die fieberhaften Bewegungen, die der Wein dem Blute, und das ſchleichende Feuer, welches er dem ganzen Körper mittheilt, verurſachet zwar nicht die angenehmſten Empfindungen; allein, ein Glas Limonade löſcht alles wieder, und die Gewohnheit wird zur andern Natur. Wer kann ſich in Geſellſchaft ſo genau an eine gewiſſe Ordnung binden? Man muß ſeine Natur nach den Vorſchriften der Mode und nach den Geſetzen der Geſelligkeit gewöhnen. Iſt ſie halsſtarrig, ſo hat man Aerzte genug, die ſie wieder in Ordnung bringen können.

Die Gewohnheit und die Mode wollen, daß man gegen den Sommer leichtere Bedeckungen trage, als im Winter. Wer zu leben weis, darf dieſes Geſetz des Wohlſtandes nicht übertreten. Eutin beobachtet es alle Jahre mit der größten Strenge; aus dem dickſten Winter-Pelze wirft er ſich auf ein Mahl in das dünnſte Sommer-Fähnchen, und fängt die erſten

ſchwa-

ſchwachen Blicke der Frühlings-Sonne beynahe mit bloßer Haut auf. Sie lächelt ihn etliche Augenblicke liebreich an, und ſetzt, durch ihre Freundlichkeit, ſein ganzes Blut in eine ſanfte Bewegung. Mit lebhafter Eilfertigkeit flattert er, bis zur Ermüdung, auf den gewöhnlichen Promenaden herum. Er zeigt ſich den Schönen, für die er lebt, ſo leicht und ſo bunt, als der artigſte Schmetterling. Bald verhüllt die Sonne ihr lächelndes Antlitz wieder in feuchte Nebel, und nun ſchauert der Leichtſinnige fröſtelnd nach ſeiner Wohnung zurück. Die Ehre, ſein Sommer-Kleid früh gezeigt und den Wohlſtand aufs pünctlichſte beobachtet zu haben, liegt ihm viel näher am Herzen, als die kleine Unbequemlichkeit, etliche Wochen krank zu ſeyn. Es wäre doch unverantwortlich, wenn ein junger Herr, an einem ſo heitern Tage, den alten Mann im Winter-Kleide ſpielen wollte. Die Aerzte wollen doch auch leben; und wie ſchlecht würde es um ſie alle ſtehen, wenn die Menſchen aufhören wollten, der Thorheit, der Mode-Sucht, den Vorurtheilen und dem ſogenannten Wohlſtande zu opfern! Die Lutine haben einen innern Beruf, artig, aber kein Recht, lange zu leben.

Dort ſchleicht mit abgezählten Schritten eine liebenswürdige männliche Puppe auf den breiteſten Steinen der Straße herum. Warum werden die Tritte ſo ängſtlich abgemeſſen? — Was wollen die Züge des Schmerzes in dieſem jugendlichen Geſichte? Hat etwan der wohlthätige Wein und die ſchmeichelnde Liebe unſern Helden zu dem hohen Range eines Podagriſten erhoben? Sein Gang macht uns unſchlüßig, ob wir ihn auslachen oder beweinen ſollen. Er dreht ſich um. — Ha! nun höre ich auf, mich zu verwundern. Es iſt der artige Mikropus. Sein Gang iſt ſo natürlich, als ſeine Denkungs-Art. Die Nothwendigkeit, im männlichen Alter noch die Füße

(und vielleicht auch die Seele) eines Kindes zu haben, bewog ihn, ſeine Schuhe im zwanzigſten Jahre noch immer über den Leiſten eines zehnjährigen Knaben ſchlagen zu laſſen. Nichts iſt für ihn ſchmeichelhafter, als die Ehre, einen artigen Fuß zu ſpielen. Vermittelſt der unnatürlichen Einſpannung der Füße ereignete es ſich zufälliger Weiſe, daß ihm der eine Fuß im vorigen Winter erfror. Er triumphirte mit ſtoiſcher Herzhaftigkeit über dieſe unbedeutende Folge ſeiner Artigkeit, und blieb bey dem gewöhnlichen Leiſten. Seitdem ſind am andern Fuße einige harte Unebenheiten entſtanden, die ihm auſſerordentliche Schmerzen verurſachen, und einen ſehr vorſichtigen Gang erfordern. Weil aber die niedlichen Schuhe dieſe Unförmlichkeit bedecken, und ſeine Zähne noch feſt genug ſind, viele Schmerzen verbeißen zu können, erhält ſich Mikropus noch immer in dem Rufe, ein wohlgebauetes Herrchen zu ſeyn. Zuweilen fühlt er geheime Ahndungen trauriger Folgen, er hat aber Muth genug ſie zu unterdrücken, und iſt feſt entſchloſſen, ſeine Füße wenigſtens noch ſo lange zu brauchen, als ſie in die jetzigen Schuhe paſſen.

Lucilie iſt von der Natur mit dem liebenswürdigſten Körper beſchenkt worden. Die Grazien können nicht reizender gemahlt werden, als ſie wirklich iſt. In ihren Augen wohnt Anmuth und Lebhaftigkeit. Jeder Zug ihres Geſichtes gehört zum Gemählde der regelmäßigſten Schönheit. Ihre Wangen ſind der Sitz der Freundlichkeit; ihre Stirn iſt der Sitz der Freude; ihre Lippen ſind die reizenden Werkzeuge der einſchmeichelndſten Beredſamkeit; und ihr Herz? — Schade für die ſchöne Lucilie! ihr Herz iſt der Wohnplatz einer Eitelkeit, die allen äuſſern Vorzügen einen Theil ihres Glanzes benimmt, und ihrer Geſundheit die gefährlichſten Fallſtricke legt. Zum Unglück ſieht ſie ihre eigenen Reize mit allzu parteyiſchen Augen an.

Sie

Sie iſt noch nicht zufrieden, daß die gütige Natur ſie bis zur Bewunderung ſchön gebauet hat. Nach ihren Begriffen von der Schönheit, iſt der Umfang ihrer ſchlanken Taille noch einige Zolle größer, als er an einer geſchickten Mode-Taille ſeyn ſollte. Ihr neuer Schneider, der, aus Mitleiden für ihren zarten Körper, die erſte Schnürbruſt nach einer menſchlichen Taille eingerichtet, und es für unanſtändig gehalten hat, aus der ſchönen Lucilie eine unförmliche Drechsler-Puppe zu machen, hat, nach vielen Verweiſen, ſeine Arbeit wieder zurück nehmen, und ihr dafür einen großen Trichter verfertigen müſſen, der oben eine unförmliche Weite hat, und unten ganz ſchmahl zuläuft. In dem engſten Theile dieſes trichterförmigen Panzers wird der Unterleib der Lucilie aufs gewaltſamſte eingepreſſet. Unlängſt ſagte einer ihrer Bekannten in öffentlicher Geſellſchaft, daß es Lucilie der Stärke ihres Zwerchfelles allein zu danken habe, wenn die Eingeweide des Unterleibes nicht mit der Zeit in die Bruſt-Höhle hinauf gedränget würden, und alle Rippen ihre bogenförmige Geſtalt veränderten. Die Vorherſagungen der Aerzte, daß ſie durch unnatürliche Einpreſſung aller Verdauungs-Werkzeuge, durch den beſtändigen Druck der Leber, der Milz und aller Eingeweide, ſich eine ganze Reihe beſchwerlicher Krankheiten zuziehen würde, finden bey Lucilien kein Gehör, ſo lange ihre eitle Seele noch den großen Gedanken, die niedlichſte Taille zu haben, in ſeinem ganzen Umfange fühlt. Die Reize ihres blendenden Halſes, die ihren Augen ſelbſt wohlgefallen, hält Lucilie für einen Vorzug, den ſie bloß zur Ergetzung lüſterner Augen erhalten hat. Die treuloſe Witterung der rauheſten Jahrszeiten hält ſie nicht ab, ihre Schönheiten, um ſie gemeinnütziger zu machen, allem Wetter und Winden bloß zu ſtellen. Ein beſtändiger Huſten, ein Schnupfen, Heiſerkeit,

böſer Hals, abwechſelnde Katarrhal-Fieber, ſind zwar eben nicht die wünſchenswürdigſten Folgen ihrer menſchenfreundlichen Freygebigkeit; ſie iſt aber zu ſehr überzeugt, daß man ſein Pfund nicht muthwillig vergraben dürfe, als daß ſie, um einiger unvermeidlicher Uebel willen, ihre Pflicht vergeſſen ſollte. Genug, Lucilie ißt zu rechter Zeit; ſie trinkt nicht zu wenig; ſie ſchläft ihre ordentliche neun Stunden; ſie iſt nicht ärgerlich; und macht ſich alle Tage mit Stricknadeln und Klöppeln eine gute Bewegung. Wie kann ſie bey einer ſo guten Lebens-Ordnung jemahls wirklich krank werden? oder wer kann ſie mit Recht anklagen, wenn ſie unverſchuldet einige zufällige Krankheiten dulden muß?

Polyphagus iſt der ordentlichſte Mann von der Welt; er geht zur gewöhnlichen Stunde zu Bette, und ſteht zu rechter Zeit wieder auf. An Bewegungen des Leibes läßt er es niemahls fehlen. Selbſt mit allen Arten von Abführungen ſteht er im beſten Vernehmen. Die Abend-Luft fürchtet er, wie einen geſchwornen Feind. Kurz, er befleißt ſich einer vorzüglichen Lebens-Ordnung. Sein geſunder Appetit erfordert zwar, bey jeder Mahlzeit, einige Pfund Brod und Fleiſch mehr, als der Appetit anderer Menſchen, und ſeine Lüſternheit erlaubt ihm gar wohl, von fünf Gerichten dreyfache Portionen zu verſchlingen. Weil er aber einen römiſchen Magen hat, der ſich vom Ueberfluſſe nicht lange drücken läßt, ſo kann er in drey Stunden zwey ſtarke Mahlzeiten thun, ohne ſeine Verdauungs-Kräfte zu überladen. Man hat ihm zwar einreden wollen, daß ſein Magen, durch die öftern Umkehrungen, mit der Zeit gänzlich geſchwächet werden, und das Polyphagus endlich, bey dem reichlichſten Genuſſe der Speiſen, dennoch an der Entkräftung ſterben würde. Das macht ihm aber wenig Kummer; er weis davor ſchon Rath zu finden.

Zwey Bouteillen Burgunder alle Mittage, und eine Bouteille Malaga alle Abend, werden ſeinen arbeitſamen Magen wohl warm halten. Er verſpürt zuweilen fieberhafte Bewegungen; das iſt aber immer nur ein kleiner Uebergang. Die Drohungen der Aerzte, daß er ſein Blut zu ſehr erhitzen, und ſich gefährliche Fieber zuziehen werde, kann wohl nichts anders, als Scherz, ſeyn. Polyphagus hält die beſte Ordnung im Schlafen, im Wachen und in Leibes-Bewegungen; er iſt auch ſelten ſo ſehr bey ſich ſelbſt, daß er ſich über etwas ärgern, oder bekümmern, oder zu ſehr erfreuen könnte; über Tiſche folgt er ja nur nach ſeinem Appetit. Mehr kann man doch kaum von dem ordentlichſten Menſchen fordern.

Vom Philogyn weis die ganze Gegend, daß er ſich ſelbſt und ſeine Geſundheit von ganzem Herzen liebt. Er nimmt kein Loth Speiſe auſſer den feſtgeſetzten Stunden zu ſich. Lieber würde er alle Martern des dringendſten Durſtes ausſtehen, als einen einzigen Schluck Waſſer zwiſchen der Mahlzeit trinken. Die Empfindungen des Hungers und Durſtes ſind nicht die Gelegenheiten, durch welche er ſich blindlings zum Eſſen oder zum Trinken verleiten läſſet. Eine gewiſſe Anzahl Glockenſchläge ſind der eigentliche Ruf, dem er folgt. Er kann nirgends zu Gaſte gehen, wo man nicht in ſeinen gewöhnlichen Stunden ſpeiſet, wo man ihm die Mund-Portionen gleichſam zuwieget, und wo es ihm nicht erlaubt iſt, ſeinen eigenen Haus-Trunk nachbringen zu laſſen. In den meiſten Stücken gleicht er den Phileuroſt. Seine Freunde haben ihm oft ſcherzhafte Vorwürfe wegen ſeiner Lebens-Art gemacht. Er bleibt unerſchüttert bey dem Grundſatze, daß man in allen Dingen eine gewiſſe Ordnung halten müſſe, daß man für ſeine Geſundheit nie zu viel Sorge tragen, und dieſen edeln Schatz nicht mit Golde erkaufen könne. — Bey der

größ-

größten Genauigkeit in der Lebens = Ordnung ſieht Philogyn doch immer dem bloßen Schatten eines wirklichen Menſchen ähnlich. Blaß, ausgetrocknet, entkräftet iſt er, bey der ſtrengſten Diät. Vielen Menſchen iſt er ein Räthſel. Wenn man einigen ſeiner ſchalkhaften Freunde glauben darf, ſo hat Philogyn nur eine einzige Empfindung, deren Befriedigung er nicht nach Glockenſchlägen beſtimmt, und deren geheime Anforderungen eine lebhaftere Folgſamkeit in ihm erregen, als ein ganzes Geläute von Glocken. Die loſen Leute! Einen ſo ordentlichen Mann einer ſolchen Unordnung zu beſchuldigen! Was würde er ſagen, wenn er ſie hörte? Und doch behaupten ſie hartnäckig: Philogyn fände in dem Inſtincte, den er mit ſeinem Nettchen gemein hat, ſo viel anlockende Reize, daß er ſich niemahls den Anforderungen derſelben verſagen könnte, wenn er ſie auch in den unbequemſten Stunden empfände. Man geht ſo weit ihn zu beſchuldigen, daß er, um dieſem kräftigen Rufe nie ungehorſam zu ſeyn, ſchon einige Mahl ſeine Eß = Stunde verſchoben hätte. Seine Entkräftung gereicht ihm in vielen Fällen ſehr zur Laſt. Er iſt aber doch völlig unſchuldig, weil er die regelmäßigſte Diät führt, und ſich ſeinem natürlichſten Triebe nie gewaltſam widerſetzt. Sein Nettchen iſt ja immer geſund, und lebt doch lange nicht ſo ordentlich, wie er. Der arme Mann! Was mag ihn doch ſo elend machen, da er ſich ſo viele Mühe giebt, es nicht zu ſeyn?

Es würde mir nicht ſchwer fallen, noch eine Menge Beyſpiele von Leuten anzuführen, die entweder aus allzu großer Sorge für ihre Geſundheit, oder aus übertriebenem Leichtſinn, ſich zu einer höchſt verderblichen Lebens = Ordnung gewöhnen. Warum ſollte ich aber eine Materie ſo weit ausdehnen, die bereits von den größten Aerzten ausführlich abgehandelt,

und

und ſchon ſo lange tauben Ohren vorgepredigt worden iſt? Ich wünſche meinen Leſern nur begreiflich zu machen, daß man von den Regeln der Lebens-Ordnung noch ſehr irrige Begriffe habe, ſo lange man ſich einbildet, es ſey zur Erhaltung der Geſundheit entweder hinlänglich, nur die vorzüglichſten zu beobachten, oder nothwendig, ſich, ohne Bedingung, auf das ſtrengſte zu binden. Wer hat jemahls einen Verleumder darum, weil er nicht ſtiehlt, oder einen Betrieger darum, weil er noch keinen Straßen-Raub begangen hat, für tugendhafte Menſchen erklärt? Könnte man aber wohl einem Philogyn, weil er ſich weder überladet, noch betrinkt, oder einem Polyphagus, weil er ordentlich ſchläft, und ſich nicht von den Affecten hinreiſſen läßt, mit mehrerem Rechte eine ordentliche Lebens = Ordnung eingeſtehen? Was hilft es, wenn man, durch Vernachläßigung einer einzigen Regel, alles das Gute wieder vernichtet, was man durch genaue Beobachtung einer andern geſtiftet hat? Die Vernunſt fordert von uns, die ſämmtlichen Vorſchriften einer guten Lebens = Ordnung als ein unzertrennliches Ganzes zu betrachten, deſſen einzelne Theile nie zureichend ſind, eine gewünſchte Abſicht zu befördern.

Lebens = Pflicht, eine Pflicht, welche man in Anſehung ſeines Lebens, d. i. ganzen Verhaltens, zu beobachten hat.

Lebens-Pulver, Pulvis vitalis; unter dieſer Benennung iſt inſonderheit das **halliſche Lebens-Pulver** berühmt, welches, nach Hrn. Prof. Gren, mit dem martialiſchen Spießglanz = Kalk (Bezoardicum martiale, Antimonium diaphoreticum martiale, Pulvis cacheсticus Ludovici,) in allem einerley iſt.

Lebens = Regel, eine Regel oder Vorſchrift, welche unſer Leben, d. i. ſowohl unſer Verhalten in Anſehung der Erhaltung des natürlichen Lebens, (ſ. Lebens-Ord-

Ordnung,) als auch unſer ſittliches Verhalten, beſtimmt.

Lebens⸗Saft, Liquor vitalis, bei Einigen der Nerven⸗Saft, in ſo fern er als der Grund des natürlichen Lebens betrachtet wird. Siehe **Lebens⸗Geiſter**, oben, S. 159, f.

Lebens⸗Strafe, die Strafe am Leben, zum Unterſchiede von einer bloßen Leibes⸗Strafe. Jemanden mit einer Lebens⸗Strafe belegen. Siehe **Todes⸗Strafe**.

Lebens⸗Verlängerung, deren vernünftige und unvernünftige Methoden; ſ. im LXVI Th., S. 771, fgg.; von der von Gott geſchehenden Verlängerung und Verkürzung des menſchlichen Lebens, ſ. unten im Art. **Lebens⸗Ziel**.

Lebens⸗Verſicherung; in Anſehung derſelben, iſt, im Preußiſchen Land⸗Recht, Th. 2, Tit. 8, §. 1968 — 1974, Folgendes feſtgeſetzt.

§. 1968. Jedermann kann ſein eigenes Leben verſichern laſſen.

§. 1969. Auf einen durch Verbrechen verwirkten Verluſt des Lebens kann jedoch eine ſolche Verſicherung weder gegeben noch gedeutet werden.

§. 1970. Hat aber jemand das Leben eines Dritten verſichern laſſen, ſo haftet der Verſicherer für jeden auch von dem Dritten ſelbſt verſchuldeten Verluſt des Lebens, wenn nicht das Gegentheil feſtgeſetzt worden.

§. 1971. Aeltern, Kinder, Ehegatten, oder Verlobte, können für eigene Rechnung das Leben ihrer Kinder, Aeltern, des andern Ehegatten oder Verlobten, verſichern laſſen.

§. 1972. Unter Kindern werden eheliche Deſcendenten in aufſteigender Linie überhaupt verſtanden.

§. 1973. Außer dieſen kann niemand, zu ſeinem eigenen Vortheile, auf das Leben eines Dritten, ohne deſſen gerichtliche Einwilligung, Verſicherung nehmen.

§. 1974. Iſt dies dennoch geſchehen, ſo muß jeder, ſowohl der Verſicherer, als der Verſicherte, die gezeichnete Summe, zum Beſten der Armen, als Strafe erlegen.

Lebens=Wandel, Vitae inſtitutio, das ganze ſowohl natürliche als moraliſche Verhalten eines Menſchen, welches auch nur ſchlechthin der Wandel genannt wird.

Lebens=Wärme, ſiehe **Lebens=Licht,** oben, S. 180.

Lebens=Waſſer, ein Nahme, welchen man den verſchiedenen Arten abgezogenen Branntweines beyzulegen pflegt, weil ſie die Lebens=Geiſter ermuntern, oder ſtärken ſollen; nach dem Lat. Aqua vitae, Aquavit. Siehe im II Th., S. 361, fgg.

Lebens=Weiſe, ſ. oben, S. 111.

Lebens=Zeit, (**Menſchliche**) deren **Flüchtigkeit** und **Kürze**; ſ. im LXVI Th., S. 795, fgg.

Lebens=Ziel, L. Terminus vitae. Es iſt unter den Gelehrten die Frage von dem Ziele des menſchlichen Lebens, worauf ſich daſſelbe gründe, oft unterſucht worden; und ſie iſt auch wirklich ſo beſchaffen, daß man mit beſonderm Fleiße dieſelbe zu erörtern hat, damit man ſich keine irrige Begriffe davon mache. Ehe ich die Sache ſelbſt nach der Wahrheit vortrage, will ich vorher die zwey Abwege zeigen, davor man ſich hier zu hüten hat. Einige behaupten, daß einem jeden Menſchen ein unveränderliches Lebens=Ziel geſetzt ſey, welches weder zu verlängern, noch zu verkürzen ſey, welche Nothwendigkeit entweder von dem unvermeidlichen Schickſale, oder von einem abſoluten Schluſſe Gottes abhänge. Solcher Meinung pflichteten unter den Alten alle diejenigen bey, die der Lehre von dem Fato zugethan waren, unter welchen dieſelbe inſonderheit den Stoikern eigenthümlich war, daher das Dilemma entſtanden iſt: Si fatum tibi eſt, ex hoc morbo conualeſcere, ſiue medicum adhibueris, ſiue non, conualeſces, deſſen auch *Cicero* de fato, gedenkt;

denkt; und bey den lateiniſchen Schriftſtellern iſt die Redens-Art fato concedere eben ſo viel, als: ſich in den Tod begeben. Inſonderheit ſind die Türken der feſten Einbildung, daß Jedem ein fatales Lebens-Ziel geſetzt ſey, von welchen *Busbequius*, epiſt. 4, berichtet, daß ſie ſich deswegen bey keiner Gefahr fürchteten, und wenn an einem Orte die Peſt ſey, ſo begäben ſie ſich dahin, und zögen auch wohl die Kleider, darin Perſonen an der Peſt geſtorben ſind, an; welches alles daher käme, daß ſie meinten, ſie könnten unmöglich ſterben, wenn ihr geſetztes Lebens-Ziel nicht da wäre. *Boſius*, de imperio turcico, §. 32, urtheilt, man habe ihnen dieſes deswegen glaublich gemacht, damit ſie im Kriege große Tapferkeit beweiſen, und keine Gefahr ſcheuen möchten, wovon *Levini Warneri* diſſ. qua ex Arabum & Perſarum ſcriptis de vitae termino vtrum fixus ſit, an mobilis, disquiritur, Amſt. 1642, nachzuleſen iſt. Was bey den Heiden die fatale Nothwendigkeit war, das heißt bey den ſtrengen Reformirten das abſolutum decretum, welche daher auch behaupten müſſen, daß das Lebens-Ziel eines jeden Menſchen unveränderlich ſey. Doch dieſer Meinung ſtehen gar viele Umſtände entgegen, zumahl wenn wir die h. Schrift zu Hülfe nehmen. Denn erſtens finden wir darin die göttlichen Verheißungen, daß Gott den Frommen das Leben verlängern wolle. 2 Moſ. 23, 25. 5 Moſ. 30, 20. 1 Kön. 3, 14. Spr. Sal. 2, 8. welche alle vergebens wären, wenn der Menſch nothwendig zu einer gewiſſen Zeit ſterben müßte; dergleichen Bewandtniß es auch mit den göttlichen Drohungen hätte, da Gott den Gottloſen ihr Leben verkürzen will: 5 Moſ. 30, 17. 18. Pſ. 55, 24. 109, 8. Spr. Sal. 10, 27. 36. So finden wir auch Beyſpiele, daß Gott der Frommen Gebet erhört hat, wenn ſie entweder für ſich, oder für Andere, um ein längeres Leben gebeten haben, wel-

welches Gebet gleichfalls etwas überflüſſiges geweſen ſeyn müßte, wenn das Lebens = Ziel unveränderlich einem jeden Menſchen geſezt wäre. Die Diät, der Gebrauch aller Arzeney fielen auf ſolche Art weg, und der Menſch könnte ſich ohne Furcht in die größte Gefahr begeben, wenn er nicht eher ſterben könnte, als bis ſein Lebens = Ziel zu Ende wäre. Brächte ein Menſch ſich ſelbſt oder einen Andern um das Leben, ſo fiele die Schuld auf Gott, indem alsdann das Lebens = Ziel, welches er verordnet hat, zu Ende geweſen wäre, daß er habe ſterben müſſen. Der zweyte Abweg, der hier zu vermeiden iſt, iſt dieſer: wenn man den Grund des Lebens = Zieles bloß in den natürlichen Urſachen ſucht, und dabey von keiner göttlichen Vorſehung etwas wiſſen will; welches die Meinung der Epikuräer und Epikuräiſch = geſinnten iſt, deren das Buch der Weisheit, Cap. 2, V. 1. 2. gedenkt. Denn wer ſich dieſes einbildet, der muß von der Wahrheit und Gewißheit der göttlichen Vorſehung nicht überzeugt ſeyn.

Dieſes voraus geſezt, ſo komme ich zur Sache ſelbſt. Man verſteht unter dem **Lebens = Ziel** überhaupt, die beſtimmte oder abgemeſſene Zahl von Jahren, Tagen und Stunden, die ein Menſch auf unſerm Planeten ſich aufhalten kann, nach deren Erreichung er ſich keinen Augenblick länger auf dieſer untern Welt, ſo gern er auch wollte, aufhalten kann. Er ſieht ſich, gleich einem olympiſchen Wettläufer, am Ende der Lauf = Bahn; und ſo gern er entweder für ſeinen Ruhm, oder noch für gewiſſe Vergnügungen und Neigungen dieſe Bahn verlängert ſähe, ſo wenig iſt es ihm möglich, dieſe Schranken, die ſeinen weitern Lauf aufhalten, zu durchbrechen. Eben ſo ſtehen bey einem gewiſſen Zeitpuncte alle unſere Hoffnungen, Bemühungen und Handlungen, nur allein unſere Wünſche nicht; ſtille. Die Haupt = Frage, worauf bey dieſer Materie

alles ankommt, iſt folgende: Woher rührt es, daß einige Menſchen mehr, andere aber weniger Lebens-Jahre erreichen? Hängt dieſes allein von Gott, oder auch von den Menſchen ſelbſt, ab? Dieſe Frage iſt nichts weniger, als eine unnütze Curioſität, oder eine bloße Schul-Frage. Es hangen von ihrer Entſcheidung wichtige Folgen ab, die einen ſehr ſtarken Einfluß in unſer moraliſches Verhalten haben. Die Türken glauben, wie ich bereits erwähnt habe, es ſey einem jeden Menſchen ein gewiſſes Lebens-Ziel ſo feſtgeſetzt, daß er daſſelbe weder verlängern noch verkürzen könne. Wenn der Janitſchar allein im Felde dieſe Meinung hägte, ſo müßte man geſtehen, daß ſein Irrthum dem Staate ſehr nützlich ſey; denn er wird in die Feuerſchlünde der Kanonen hinein laufen, er wird vor tauſend blitzenden Säbeln nicht fliehen, weil er glaubt, daß er bey der größten Gefahr doch das Leben behalten werde, wenn das Schickſal es noch nicht beſchloſſen hat, daß er eben jetzt ſterben ſoll. Weil aber die Türken beſtändig, und auch in Friedens-Zeiten, dieſe Meinung haben, ſo geſchieht es, daß die Peſt in Konſtantinopel jederzeit eine ſehr große Menge Muſelmänner dahin raffet, und hingegen nach Proportion nur wenige von den Chriſten; denn jene wenden nicht die geringſten Verwahrungs-Mittel an, dieſe aber begeben ſich entweder auf das Land, oder gebrauchen in ihren Häuſern alle Vorſicht, und bedienen ſich des Beyſtandes der Aerzte. Eben dieſe Anmerkung kann man auch von einem großen Theile unſerer gemeinen Leute machen, unter welchen ebenfalls die Meinung, daß das Lebens-Ende durch ein unveränderliches Schickſal feſtgeſetzt ſey, ſehr ſtark im Schwange geht, und ſie in manchen Fällen in der ſchuldigen Erhaltung ihres Lebens nachläſſig macht, indem ſie glauben, daß ihnen nichts das Leben verkürzen könne, wofern nicht ihre Stunde vorhanden ſey. Endlich pflegen auch unge-

ungeſchickte Aerzte dieſen gemeinen Wahn ſtatt einer Schutzwehr wider die Vorwürfe ihres Gewiſſens zu gebrauchen, wenn ſie entweder durch ihre Unerfahrenheit, oder durch ihre Nachläſſigkeit, die menſchliche Geſellſchaft eines Mitgliedes berauben, welches derſelben noch länger hätte dienen können. Aus dieſen und andern Urſachen, wird es nützlich und nöthig ſeyn, dieſe ziemlich verwickelte Frage zu erörtern.

Ueberhaupt wird ein Jeder leicht davon überzeuget werden können, daß die göttliche Vorſehung ſich ganz beſonders um das menſchliche Leben, um deſſen Schickſale und Ende, bekümmern müſſe, wenn er bedenkt, was für wichtige Folgen von dem längern oder kürzern Leben, auch des geringſten Menſchen, abhangen. Nach dem er frühzeitig oder ſpäter ſtirbt, nach dem hat er ſich auch mehr oder weniger auf die Ewigkeit zubereiten, nach dem hat er viel oder wenig Gutes und Böſes in der menſchlichen Geſellſchaft ſtiften können. Der ſchlechteſte Soldat kann in einer Schlacht einem großen Feld-Herrn oder Könige das Leben erhalten, oder nehmen. Ein Bettler kann bisweilen eine Verrätherey entdecken, welche einen ganzen Staat in Unglück geſtürzt hätte; er kann aber auch dem Feinde einen wichtigen Umſtand entdecken, der das Schickſal eines ganzen Kriegs-Heeres entſcheidet. Wäre aber dieſer Menſch vorher geſtorben, ſo würde auch die große Begebenheit vielleicht nicht erfolgt ſeyn.

Aber es fragt ſich nun: Wie verhält ſich die göttliche Vorſehung dabey, daß ein Menſch gerade jezt, nicht früher und auch nicht ſpäter, ſtirbt? und was trägt ſie dazu bey, daß von tauſend Menſchen, die an Einem Tage auf dem Schauplatze der Welt zugleich mit einander aufgetreten ſind, wohl kaum zehn wieder zu einerley Zeit denſelben verlaſſen? Nach meiner Einſicht, werden folgende Anmerkungen die Entſchädigung dieſer Frage erleichtern.

Man unterſcheidet das gemeine, das beſondere, und das ganz beſondere Lebens-Ziel. Was das **gemeine Lebens-Ziel** betrifft, ſo iſt es klar, daß Gott überhaupt dem ganzen menſchlichen Geſchlechte eine Zahl von Jahren beſtimmt habe, die kein einziger Sterblicher überſchreiten kann, und daß dieſes Lebens-Ziel nach dem verſchiedenen Alter der Welt unterſchieden geweſen ſey. Die Zahl der Lebens-Jahre war, wie ich im LXVI Th., S. 708, fgg. gezeigt habe, vor der Sündfluth, da wegen der geringen Anzahl Menſchen ein langes Leben zur Ausbreitung ſowohl des menſchlichen Geſchlechtes ſelbſt, als auch der Künſte, nothwendig war, viel Mahl größer, als nach den Zeiten der Sündfluth; und jezt ſcheint die allerhöchſte Zahl, die doch nur ſehr wenige wirklich erreicht haben, ein Alter von 150 Jahren zu ſeyn. Die Engelländer, unter welchen faſt alle Jahre Greiſe ſterben, die ihr Leben über 100 und mehrere Jahre gebracht haben, führen in ihren Geſchichtbüchern nur drey Männer an, welche das gemeine Ziel doppelt überſchritten hatten. Einer derſelben hieß **Thomas Parr**, und ſtarb 1635 zu London im 152ſten Jahre, (ſ. Th. LXVI, S. 757.). **Tho. Damme** hatte 155 Jahr gelebt, da ihn der Tod wegnahm. **Heinr. Jenkins** zählte 169 Jahr, da er aus der Welt gerufen wurde (ſ. Th. LXVI, S. 762). Doch nicht bloß unſer Geſchlecht kann ſich dieſes großen Privilegii wider die allgemeinen Rechte des Todes rühmen. **Alberti** gedenkt, in ſeinen Briefen, auch einer Frau, die, während ſeines Aufenthaltes in Engelland, im 154ſten Jahre ihres Alters von unſerm Planeten Abſchied genommen, und einer andern, die damahls 130 Jahr erlebt hatte, da ſie in jene Welt gieng. Dieſe auſſerordentlichen Beyſpiele beweiſen, es ſey möglich, daß die Maſchine des menſchlichen Körpers, wenn ſie durch Mäßigung im Eſſen, Trinken, Schlafen,

ſen, Arbeiten und Leidenſchaften gehörig erhalten wird, nach den gegenwärtigen Umſtänden der Luft anderthalb Jahrhunderte dauern könne. Da aber auch ſelbſt diejenigen, welche die vollkommenſte Mäßigkeit in den angezeigten Stücken beobachten, doch lange nicht an dieſe Zahl hinan reichen, ſondern ſich aufs höchſte nur dem 90ſten Jahre nähern, ſo läßt ſich daraus ſchließen, daß die Vorſehung ſelbſt dieſes kurze Ziel dem menſchlichen Leben geſteckt habe, und daß unſere Maſchine vom 70ſten bis 90ſten Jahre aus natürlichen Urſachen ſo abgenutzet werden müſſe, daß die Seele ſich eines ſo verdorbenen Werkzeuges bey ihren Verrichtungen nicht länger bedienen könne, ſondern genöthiget werde, die baufällige Werkſtätte, ſo ungern ſie auch daran kommt, zu verlaſſen. Denn es werden nicht nur die Knochen, ſondern auch ſelbſt das Fleiſch und die übrigen weichern Theile eines alten Körpers, nach und nach dermaßen verhärtet, daß das Leben gleichſam allmählich aus einem Theile deſſelben nach dem andern weichen muß. Die Gänge der Ausdunſtung werden eben dadurch verſtopft, die Bewegungen langſamer, der Umlauf der Säfte wird aufgehalten, die Sinne werden ſtumpf, die Gelenke unbiegſam, das Athemhohlen wird dem Greiſe ſehr beſchwerlich, er fühlt in allen Gliedern widrige Empfindungen; und da ſeine Sinne nicht mehr ſcharf genug ſind, die Ergetzlichkeiten dieſes Lebens zu genießen, ſo iſt es kein Wunder, daß er faſt immer verdrießlich iſt; wie **Horaz** ſagt:

Wer machts dem Alten recht? er klagt bey allen Leuten:
Vor dieſem war es gut, und noch bey meinen Zeiten.

Endlich verläßt den ehrlichen, und ſowohl mit Jahren als Verdienſten beladenen **Barſillai** der Schlaf, dieſer Liebling der Arbeitſamen, der ihnen bey dem Einbruche der Finſterniß ihre Sorgen abnimmt, um ihnen dafür bey der Ankunft der Sonne

ein verjüngtes Leben zu geben. Kaum hat er ſie eine Zeitlang verlaſſen, ſo verfliegt der Reſt ihrer Kräfte zuſehends; ſie verwelken wie die Blumen von der Hitze des Tages, wenn der Thau der Nacht ſie nicht mehr erfriſcht; oder, wie Cicero in ſeinem angenehmen Cato ſich ausdrückt: „ſo ſtirbt der Greis natürlicher „Weiſe nicht anders, als wie wenn ein reifer Apfel „von ſelbſt abfällt; wie eine Lampe erliſcht, wenn kein „Oehl mehr zufließt; wie ein altes Haus einfällt, „wenn die morſchen und dürren Balken ſelbſt nach „und nach aus ihren Fugen gehen. In dieſem Falle,“ fährt er fort: „muß man ſagen, daß die Natur ſelbſt „ihr Gebäude ganz ordentlich wieder aus einander „nimmt. Eine Art des Todes, die ſehr zu wünſchen „iſt, weil gar nichts gewaltſames dabey vorgeht.“

Die Vorſehung muß aber ohne Zweifel ſehr wichtige und heilſame Urſachen haben, daß ſie dem menſchlichen Geſchlechte überhaupt kein längeres Lebens⸗Ziel geſetzt hat; wiewohl es an ſich immer etwas Bewundernswürdiges bleibt, daß eine Maſchine, die aus ſo vielen weichen und zarten Theilen beſteht, unter den mannigfaltigen Abwechſelungen der Witterung und widrigen Zufällen dieſes Lebens, ſo lange aushalten kann, da doch, vergleichungsweiſe, die von Steinen aufgeführten Gebäude ſelten über 300 Jahr dauern, und ſelbſt unſere zahmen Thiere, deren Körper doch weit gröber und feſter gebauet iſt, wie ich im LXVI Th., S. 735, f. dargethan habe, größten Theils lange nicht an die Hälfte des menſchlichen Alters hinan reichen. Er würde aber auch, wenn es Gott gefallen hätte, ſeinen Körper etwas anders einzurichten, noch mehrere Jahre ausdauern können, wenn es nicht der Weisheit und Güte des Beherrſchers der Welt gemäßer geweſen wäre, dieſes Ziel etwas näher herein zu rücken, nähmlich damit mehrere Menſchen nach und nach Platz bekämen, auf

dem

dem Schauplatze der Welt ihre Rolle zu ſpielen, und ſich dadurch eines edlern und erhabenern Lebens würdig zu machen. Indeſſen da dieſe kurze Dauer auf dem ganzen Erdkreiſe allgemein iſt, ſo muß ſie auch eine allgemeine Urſache haben; und dieſe trifft man theils in der Beſchaffenheit des Körpers und der Luft, theils aber in der herrſchenden Lebens-Art und der Mühſeligkeit unſerer Tage, an. Alle dieſe Umſtände zuſammen genommen, würden uns einen längern Aufenthalt auf unſerm Planeten beſchwerlich machen; und wer ſie bedenkt, der wird eine Zahl von 70 Jahren für das vollkommen wohl abgemeſſene Maß halten, für einen Aufenthalt. der nicht zu kurz iſt, um uns in den Stand zu ſetzen, alle Wohlthaten unſers gütigen Schöpfers zu genießen, aber auch nicht zu lang, daß er einen Ekel und Ueberdruß des Lebens bey Vernünftigen hervorbrächte.

Von dem allgemeinen Lebens-Ziele des menſchlichen Geſchlechtes, komme ich nun auf das beſondere Lebens-Ziel, d. i. auf die größere oder kleinere Zahl von Jahren, welche ein Menſch vor dem andern erlebt. Dieſes längere oder kürzere Leben rührt entweder aus ganz begreiflichen, oder aus verborgenen, Urſachen her. Man könnte jenes das ordentliche, dieſes leztere aber das auſſerordentliche Lebens-Ziel nennen. Was das erſte, oder das ordentliche, betrifft, ſo ſterben die Menſchen gewöhnlicher Weiſe ſo, daß man ganz begreifliche Urſachen angeben kann, warum ſie jezt geſtorben ſind. Dieſe Urſachen, welche die Zerſtörung unſerer Maſchine beſördern, ſind zum Theil bloß phyſiſche, zum Theil aber phyſiſche und moraliſche zugleich. Unter den phyſiſchen Urſachen verſtehe ich ſolche widrige und allzuſtarke Kräfte anderer Körper, welche widernatürliche, plözliche und gewaltſame Veränderungen, beſonders in den flüſſigen Theilen unſers Kör-

pers, verurſachen, durch welche nothwendig der ordentliche Zuſtand deſſelben alterirt wird, die Lebens-Bewegungen aber zerrüttet, oder bisweilen ſchnell und auf einmahl gehemmet werden. Einige Kinder bringen ſchon einen Samen zu Krankheiten mit aus Mutterleibe. Ihre Aeltern haben ihnen, unglücklicher Weiſe, einen Keim von ſchlimmen Zufällen mitgetheilt, der ſich nach und nach entwickelt, und ein Gewebe von elenden Tagen ausmacht. Es giebt Erb-Krankheiten, welche ganze Familien, ohne mit den Vorfahren abzuſterben, befallen, und die nicht eher ausgerottet werden, als bis der ganze Stamm gleichſam mit der Wurzel abgeſtorben iſt. Eine vernünftige Ueberlegung würde dieſe Perſonen in ihrem Gewiſſen von der Pflicht, für eine Nachkommenſchaft zu ſorgen, frey ſprechen. Sie würde Aeltern gewiſſe Vorſichtigkeiten lehren, deren nur allzugewöhnliche Vernachläſſigung die traurigſten Folgen denen zuzieht, die daran völlig unſchuldig ſind. Und es iſt eine mit Recht zu bedauernde Nothwendigkeit, welche die Sitten-Lehrer feſſelt, daß ſie dieſen Punct nicht berühren dürfen. Es würde vielleicht manchmahl gut ſeyn, wenn wir in Abſicht auf gewiſſe Pflichten, die Gewohnheit der alten Myſterien bey den Verſammlungen hätten, und daß alte Prediger einige Lehren und Pflichten nur verheuratheten, andere nur obrigkeitlichen, wiederum andere Regeln nur andern Ständen in abgeſonderten Verſammlungen vorſtellten; und es iſt nicht wohl zu begreifen, warum man bey dem öffentlichen Unterrichte ſo wenig die einzelnen Pflichten der Moral und des Rechtes der Natur berührt, und nur immer bey allgemeinen Ermahnungen zur Tugend ſtehen bleibt, da es doch gewiß iſt, daß die beſtändige Uebertretung jener Regeln in beſondern Fällen, die vornehmſte Urſache von den gemeinen Uebeln iſt, welche die menſchliche Geſellſchaft zerrütten

und

und verderben. Und doch weis man, daß der größte Theil der Zuhörer weder Zeit, noch andere Gelegenheiten, wie ein Gelehrter, hat, ſie durch andere Wege kennen zu lernen. Wie viele beſondere Anmerkungen könnte ich nicht über die verſchiedenen Fehler bey der Erziehung, in Abſicht auf den Körper, machen, von denen es doch größten Theils herrührt, daß ſo viele Kinder beſtändig kränkeln, und entweder frühzeitig ſterben, oder doch hernach mit großer Mühe und Beſchwerlichkeit ein Gebäude kaum 20 oder 30 Jahr lang erhalten, welches gleichſam aus lauter verdorbenen Materialien zuſammengeſetzt iſt. Die Kinder der Vornehmen und Reichen haben insgemein das Unglück, daß ſie von ihren Müttern keine weitere Pflege nach der Geburt genießen, hingegen unter den Händen einer Perſon aufwachſen müſſen, welche ſich ihrer nicht aus Liebe, ſondern allein aus Noth, annimmt. Was Wunder alſo, daß ſo viele derſelben gebrechlich ſind? Unzählige andere werden ſowohl von den Müttern, als den Wärterinnen, verzärtelt, indem ihre Säfte durch ſchädliche Speiſen und Getränke gleich anfangs verdorben werden. Die übrigen Erziehungs⸗Fehler, welche eigentlich die Seele der Kinder anſtecken, gehören auch hierher. Denn alles, wodurch die Begierden und Affecten rege, heftig und ausſchweifend gemacht werden, befördert Krankheiten und einen frühen Tod. Und ich darf eine Anmerkung, welche die tägliche Erfahrung beſtätigt, nicht erſt beweiſen, daß nähmlich die wenigſten Menſchen eines natürlichen Todes, die meiſten hingegen eines gewaltſamen ſterben, indem ſie ſich nach und nach ſelbſt durch die vielen Unordnungen in der Lebens⸗Art hinrichten. Denn, wer den zarten und ſubtilen Bau des menſchlichen Körpers kennt, der wird leicht einſehen, daß unſere Unmäßigkeit, daß unnütze und grämende Sorgen, daß ſtarke Affecten,

welche unſer Geblüt in eine plötzliche Wallung ſetzen, der Geſundheit höchſt nachtheilig ſeyn müſſen; der wird zugleich begreifen, daß ſelbſt die Arzeneyen, die wir wegen eines wider die diätetiſchen Regeln begangenen Fehlers einnehmen müſſen, den natürlichen und ordentlichen Zuſtand des Körpers zu unſerm großen Nachtheil verändern.

In ſofern wir nun durch unſere eigenen Fehler unſere Lebens-Tage verkürzen, in ſofern darf man nicht ſagen, daß Gott eigentlich uns ein Ziel geſetzt habe. Wir hätten allerdings, vermöge der guten Natur, die er uns gegeben hat, länger auf dieſer untern Welt dauern können. Vielmehr muß man ſagen, daß Gott, als Richter, einen frühen Tod über uns verhänge, indem er eine ſolche Einrichtung in der Natur gemacht hat, daß eine jede Uebertretung ſeiner uns ſo heilſamen Geſetze ordentlicher Weiſe ſowohl für unſere Seele, als auch für unſern Körper und unſern geſammten äuſſerlichen Zuſtand in der Welt, ſchädliche Folgen hat.

Hingegen giebt es Fälle, da man ſagen muß, daß Gott uns aus weiſen und heiligen Urſachen ein Ziel geſetzt habe. Ich rede von ſolchen, da wir ohne unſer Verſchulden früher ſterben, als wir ſonſt, wegen der dauerhaften Beſchaffenheit unſers Körpers und wegen unſers Verhaltens, geſtorben ſeyn würden. Hierher rechne ich gewiſſe Lebens-Arten, Geſchäfte und Profeſſionen, bey welchen die wenigſten Menſchen alt werden können, weil durch dieſelben der Leib gar zu ſehr geſchwächt, oder das Leben allzuoft in Gefahr geſetzt wird. Ich rechne dahin: ſchädliche Witterungen, anſteckende Krankheiten, und diejenigen traurigen Zufälle, da Menſchen von Menſchen ihres Lebens durch gewaltſame Mittel beraubet werden. In dieſen und andern Fällen kann man mit Recht ſagen, daß Gott den Tod eines Menſchen ge-

rade zu der Zeit, da derſelbe erfolgt iſt, beſchloſſen habe. Doch muß man dieſes nicht ſo verſtehen, als wenn Gott deswegen auch die unrechtmäßige Handlung, wodurch Andere unſer Leben verkürzen, gewollt oder veranlaſſet habe. Wenn man ſagt: die Vorſehung hat den Tod dieſes oder jenes Menſchen beſchloſſen, ſo heißt dieſes nur ſo viel: ſie hat es für beſſer angeſehen, diejenigen Urſachen, welche uns den Tod zuziehen werden, nicht durch Wunder zu verhindern, ſondern vielmehr ſie frey wirken zu laſſen. Denn dieſes iſt allein ein Vorrecht der göttlichen Regierung, daß ſie ſolche Anſtalten zu treffen weis, daß aus dem Böſen gute Wirkungen erfolgen müſſen. Als der Allerweiſeſte, überſieht Gott, der Beherrſcher der ganzen Welt, eine jede Handlung und Begebenheit in ihrem ganzen Umfange; und als unumſchränkter Monarch, hangen alle, auch die entfernteſten Folgen von ſeinem allmächtigen Wollen ab. Vielleicht wird es uns erlaubt ſeyn, dereinſt in der Ewigkeit in die Bücher der menſchlichen Schickſale zu ſehen. Dann werden wir erkennen, aus was für wichtigen und heiligen Urſachen Gott den Tod dieſes oder jenes Menſchen vor der Zeit zugelaſſen habe.

Es iſt nun auch noch das **ganz beſondere Lebens-Ziel** zu betrachten übrig. Man verſteht darunter: wenn ſich die göttliche Vorſehung auf eine merkliche Art bey gewiſſen Todes-Fällen äuſſert, ſo daß ſie einem Menſchen ſeine Lebens-Jahre entweder weit über die Kräfte der Natur verlängert, oder auch dieſelben verkürzet, wenn gleich weder die Lebens-Säfte verzehrt, noch andere Urſachen, menſchlichen Einſichten nach, vorhanden ſind, welche vor ſich einen frühen Tod befördert hätten. Man theilt dieſes Lebens-Ziel in das Ziel der Gnade, und das Ziel des Zornes, ein, ob ich gleich geſtehe, daß dieſe Eintheilung nicht völlig bequem iſt.

Goch

Gott läßt Menſchen, bey noch völligen Leibes-Kräften ſterben, und verkürzet alſo ihr natürliches Lebens = Ziel aus verſchiedenen Urſachen. Sind es fromme Perſonen, ſo thut er es, ſo viel wir einſehen können, hauptſächlich deswegen, damit ſie deſto früher in den vollkommenen Beſitz der Belohnung, die er ihnen aus freyer Gnade, für ihre ſtandhafte Tugend beſtimmt hat, kommen, und hingegen dem mannigfaltigen Uebel, beſonders aber auſſerordentlichen Straf-Gerichten, die er über gewiſſe Provinzen, Städte oder Familien, verhängen muß, glücklich und noch zu rechter Zeit entgehen mögen. In dieſem Verſtande ſagt der Prophet: daß heilige Leute vor dem Unglück weggerafft werden, Jeſ. 57, 1; und in dieſem Verſtande pflegt man auch zu ſagen, daß, wenn Gott den Umſturz der Länder verhängen wolle, er vorher die Säulen wegnehme, und ſeine Loths aus Sodom heraus ziehe. Ich gebe es zu, daß es öfters eine Strafe ſey, wenn Gott aus einem Lande die Weiſen, Frommen und Redlichen wegnimmt, und daß es allemahl ein ſehr empfindlicher Verluſt für eine Stadt oder das gemeine Weſen ſey, wenn es einen tugendhaften und rechtſchaffenen Mann in der beſten Blühte ſeiner Jahre verliert; man bemerkt auch gemeiniglich alsbald die ſehr nachtheiligen Folgen, wenn ein Platz, den vorher ein würdiger Mann, ein Freund Gottes und der Menſchen, bekleidet hat, von einem andern, der ſeine vortrefflichen Eigenſchaften nicht mit ſeinem Titel geerbt hat, beſetzt wird; aber bisweilen wird Gott ſelbſt durch das allzu große Vertrauen, welches man auf rechtſchaffene Männer ſetzt, genöthiget, daß er ſie wegnehmen muß; er muß das bisher gebrauchte Werkzeug weglegen, weil eine lange Zeit aller Augen nur auf daſſelbe, nicht aber auf ſeine unſichtbare Hand, welche es regiert hat, gerichtet geweſen ſind. Alſo nimmt er ein anderes Werkzeug, dem wir nichts zutrauen,

trauen, und wobey wir doch ſehen, daß alles in der vorigen guten Verfaſſung bleibt.

Läſſet Gott hingegen Gottloſe früher ſterben, als ſie ihres Alters und ihrer Conſtitution halber geſtorben ſeyn würden, ſo geſchieht dieſes darum, damit die menſchliche Geſellſchaft von ſolchen anſteckenden Gliedern befreyet werden, ſie ſelbſt aber durch das Wühlen im Irdiſchen nicht noch mehr alles Menſchliche verlieren möchten. Man könnte zwar einwenden, daß ihnen gleichwohl durch eine ſolche frühzeitige Hinwegrückung auf ein Mahl vollends aller Weg, zur Erkenntniß Gottes und ihrer ſelbſt zu gelangen, abgeſchnitten werde; allein, dieſe Einwendung findet durchaus nicht Statt, weil es mit der Güte Gottes nicht beſtehen könnte, daß er ſie aus dem Reiche der Gnaden weggerafft hätte, wenn er vorhergeſehen hätte, daß ſie ſich endlich noch gewinnen laſſen würden. Vielmehr muß man alſo ſchließen: weil ſie Gott aus dem Zubereitungs Lande weggenommen hat, ſo hat er vorhergeſehen, daß ſie ſich doch niemahls beſſern werden; er hat ihnen alſo ein Leben wieder genommen, welches ſie in Sünden würden beſchloſſen haben, und er hat eben dadurch das Maß ihrer Bosheiten, und ihrer damit verknüpften größern Verſchuldung, zugleich abgekürzet.

Aus eben ſo weiſen und gnädigen Abſichten verlängert im Gegentheil die Vorſehung öfters das Leben ſolcher Menſchen, die, wenn man nach der Beſchaffenheit ihrer Jahre und Leibes=Conſtitution, oder nach den harten Zufällen und entkräftenden Arbeiten, die ſie haben ausſtehen müſſen, von der Dauer ihres Lebens urtheilen wollte, ſchon längſt geſtorben ſeyn müßten. Sind es Gottloſe, die ein hohes Alter erreichen, ſo geſchieht es theils, um ihrer ihnen ſo höchſtnöthigen Vorbereitung willen auf jenes Leben, theils aber um Anderer willen. Denn auch die verdor-

ben=

benſten Menſchen haben bisweilen noch gewiſſe gute Eigenſchaften und Geſchicklichkeiten, wodurch ſie Andern unentbehrlich werden; oder Gott hat ſie als Geißeln zur verdienten Beſtrafung anderer nöthig, einer Abſicht, wozu er ſeine Freunde und Kinder nicht gebrauchen kann. Sind es Fromme, die ausserordentlich lange leben, ſo erreichen ſie dieſe lange Reihe von Jahren, theils um ihrer ſelbſt und theils um Anderer willen. Für ſie ſelbſt ſind die vielen Jahre und Tage reich an Gelegenheiten, ihre Erkenntniß von Gott und ihre Erfahrung von ſeinen Wegen zu vermehren, und durch eine ununterbrochene Reihe von göttlichen Wohlthaten in der Liebe gegen ihn immer mehr angefeuert, und eben dadurch auf das kräftigſte gereizet zu werden, ihre Seele mit den erhabenſten Tugenden auszuſchmücken, damit ſie mit einem deſto größern Glanze der Heiligkeit dereinſt vor ſeinem Throne erſcheinen. Hier ſtelle man ſich jenen ehrwürdigen Greis, den uns die evangeliſche Geſchichte beſchreibt, den alten Simeon, wie er den Erlöſer der Welt an ſeine weiſe und geheiligte Bruſt drückt, vor; man ſetze ihm den Lieblings-Jünger des Heilandes, den heil. Johannes, an die Seite, von welchem wir aus der Kirchen-Geſchichte wiſſen, daß er alle übrigen Apoſtel des Herrn aus einer beſondern Gnade überlebt habe. Eben ſo iſt auch das lange Leben der Weiſen und Gerechten die größte Wohlthat für ganze Länder, Städte und Familien, weil ſie nur leben, um wohl zu thun. Die Erfahrung und Weisheit dieſer Greiſe, iſt das Orakel der Fürſten; und ihr Anſehen, welches durch eine reife und keiner Hitze mehr unterworfene Art zu handeln, unterſtützt wird, giebt ihren Anſchlägen die rechte Stärke. Wie lehrreich iſt nicht ihr Beyſpiel! Sind ſie nicht ſelbſt ein lebendiger und augenſcheinlicher Beweis von der Güte ihrer Lehren!

Und nunmehr hoffe ich eine richtige Erklärung der Worte: Der Mensch hat seine beſtimmte Zeit; die Zahl ſeiner Monden ſteht bey Dir; Du haſt ihm ein Ziel geſezt, das wird er nicht übergehen, Hiob 14, 5. gegeben zu haben. Gott hat, will Hiob ſagen, einem jeden Körper ein gewiſſes Maß von Kräften zugetheilt, vermöge deſſen derſelbe natürlicher Weiſe ſo und ſo leben kann; iſt daſſelbe erſchöpft, ſo wird das Licht ſeines Lebens aus Mangel der zuflieſſenden Säfte erlöſchen; und das iſt das natürliche Ziel, welches kein Menſch, ſelbſt der weiſeſte und tugendhafteſte nicht, weiter hinaus ſetzen, aber welches wohl verkürzet werden kann. Denn ein Menſch kann ſich entweder ſelbſt den Faden ſeiner Lebens-Tage abſchneiden, oder es kann ihm derſelbe von Andern gewaltſamer Weiſe abgeriſſen werden, und dies iſt das widernatürliche Lebens-Ziel. In ſofern nun Gott einen ſolchen zu frühzeitigen Tod nicht verhindert, ſondern denſelben wirklich erfolgen läſſet, in ſo fern ſagt Hiob auch in dieſem Verſtande von Gott: Du haſt dem Menſchen ein Ziel geſezt, das er nicht überſchreiten kann.

Dieſe Abhandlung iſt für mich und alle meine Leſer von der gröſten Wichtigkeit. Ich will nur drey Haupt-Anmerkungen daraus herleiten.

1. Weil Gott das menſchliche Leben keinem unvermeidlichen Schickſale unterworfen, ſondern die Dauer und Erhaltung unſers Odems an natürliche Urſachen gebunden hat, ſo folgt, daß es in eines jeden Menſchen Macht ſtehe, ſein Leben bis zu dem ihm von Gott geſetzten natürlichen Ziel zu verlängern. Dieſes aber geſchieht, wenn wir uns der Mäßigkeit im Eſſen und Trinken befleißigen, wenn wir unſern Körper durch eine ſeinen Kräften angemeſſene Arbeitſamkeit in beſtändiger Bewegung erhalten; wenn wir uns vor heftigen Leidenſchaften ſorgfältig hüten; wenn

wir

wir aller Gefahr, die wir ohne dadurch wichtigere Pflichten zu übertreten, vermeiden können, mit aller nur möglichen Vorſicht ausweichen; wenn wir endlich allen Krankheiten vorbeugen, oder, wenn wir von denſelben wirklich befallen werden, doch gleich anfangs, ſo lange ſie noch ſchwach ſind, alle dienliche Mittel zu ihrer Beſiegung anwenden. Verſäumen aber oder übertreten wir im Gegentheil dieſe Pflichten und Vorſichtigkeiten, ſo ſind wir vor Gott Selbſt-Mörder, wo nicht auf eine gewaltſame, doch gewiß auf eine ſubtile Weiſe.

2. Eben dieſe Vorſorge müſſen wir auch anwenden, um das Leben Anderer zu erhalten. Wenn wir ſie hingegen zur Unmäßigkeit und zu Ausſchweifungen verleiten, wenn wir ihnen die Nahrungs-Mittel entziehen, wenn wir ſie kränken und in heftige Affecten ſetzen, wenn wir als Aerzte aus Nachläſſigkeit, oder aus wiſſentlicher Ungeſchicklichkeit, oder auf irgend eine andere Art ihren Tod befördern, ſo ſündigen wir wider das fünfte Geboth, und werden ſubtile Mörder unſerer Brüder. Wir ſchaden dadurch oft ganzen Familien, ja ſelbſt dem Staate, den wir ſeiner Mitglieder berauben. Wir ſchaden aber dadurch nicht allein der zeitlichen Wohlfahrt unſers Nächſten, ſondern ſelbſt ſeiner ewigen. Denn, iſt nicht das Leben der Inbegriff, der Mittelpunct aller übrigen Arten der Glückſeligkeit? Was nützen einem Kranken, und noch vielmehr, was nützen einem Todten die unzähligen Güter, die Gott uns auf dieſer Welt aus väterlicher Güte beſtimmt hat? Ich ſage noch mehr. Muß uns nicht ein jeder Augenblick dieſes kurzen Lebens ganz unſchätzbar ſeyn, da uns derſelbe die wichtige Gelegenheit verſchaffet, etwas zur Verherrlichung Gottes und zum gemeinen Beſten ausrichten, viel Gutes zu thun, und große Tugenden auszuüben; ja hängt nicht von unſerm längern Aufenthalte auf dieſer

Unter-

Unter-Welt die nöthige und würdige Vorbereitung auf einen glücklichen Zuſtand in jener unendlichen Ewigkeit ab? Oder können wir auch hiernieden zu lange Gott und göttliche Wahrheiten ausſtudieren, an unſerer Heiligung arbeiten, und Andern wohlthun?

3. Hieraus folgt: 1) daß Aeltern und Lehrer verbunden ſind, jungen Leuten oft und nachdrücklich die Pflichten und Mittel der Erhaltung ſowohl ihrer Geſundheit, als ihres Lebens, vorzuſtellen; 2) daß Obrigkeiten, als Väter ganzer Geſellſchaften, für die Geſundheit ihrer Städte und Provinzen alle nur mögliche Sorgfalt tragen, und in dieſer Abſicht durch eine gute Polizey verhindern müſſen, daß weder die Luft durch Unreinigkeiten und böſe Dämpfe in den Städten angeſteckt, noch ſchädliche Speiſen und Getränke eingeführt werden; hingegen werden ſie alle ihre Sorge darauf richten, daß die ganze Geſellſchaft mit den geſchickteſten Aerzten, Wundärzten und Apothekern verſehen, alle Marktſchreyer aber, und dergleichen privilegirte Marodeurs von den Gränzen abgehalten werden; wovon im Art. **Medicinal-Anſtalten** ausführlich gehandelt werden wird.

Ein beſonderer Beweis von der Weisheit und Güte Gottes iſt es, **daß kein Menſch mit Gewißheit die Stunde ſeines Todes voraus wiſſen kann.** Hr. geh. Juſtizr. **Pütter** hat hiervon gute Gedanken, in dem *einzigen Weg zur Glückſeligkeit*, (Gött. 1775, 8.) S. 135, f. geäuſſert, die ich hier anführen will. „Wenn ich glaube, die Geſundheit und „Stärke ſelbſt zu ſeyn, ſo muß ich doch denken, daß „in dem Augenblicke eine tödliche Krankheit mich „überfallen, oder ein Unfall meinem Leben ein Ende „machen kann. Wenn ich hingegen noch ſo ſchwächlich „oder wirklich krank bin, ſo iſt es für Gottes Allmacht „doch ein Leichtes, mir mein Leben noch über mein

„Vermuthen zu friſten. In beyden Fällen iſt es Weis„heit und Güte Gottes, daß ich die eigentliche Zeit mei„nes Todes zum voraus nicht weis; denn wenn ich „voraus wüßte, daß ich nur noch ſo viel Tage, Wo„chen oder Monathe, nur noch ein Jahr, oder nur „noch ſo viel darüber, zu leben hätte, ſollte ich dann „noch wohl in Geſchäften meines Berufes das thun, „was ich in der Zeit nach der mir einmahl zugedach„ten göttlichen Beſtimmung noch zum Beſten des „gemeinen Weſens und der Meinigen thun kann? „Oder, wenn ich noch mit Gewißheit 10, 20 oder „mehr Jahre zu leben wüßte, würde ich dann auch „wohl in der Verfaſſung bleiben, die ich jezt einer täg„lichen Erinnerung eines vielleicht nahe bevorſtehenden „Todes zu danken habe? Würde ich wohl ſeit 10, „20 Jahren, mich ſo betragen haben, wie ich wirklich „gethan habe, wenn ich gewiß geweſen wäre, noch ſo „lange zu leben? — — Wachen muß ich immer, „und mich bereit halten, es ſey nun, wenn es wolle, „früh oder ſpät, heute oder morgen, dieſen wichtigen „Schritt aus der Zeit in die Ewigkeit zu thun.“

Lebenos, ein Hafen auf der Süd = Küſte der Inſel Kreta. Er gehörte der Stadt Gortynna. Jezt Sli Linini.

1. **Leber**, (die) Diminut. das **Leberchen**, Oberd. **Leberlein**. Dieſes Wort ſcheint ehedem,

1. Ueberhaupt, einen jeden erhabenen, oder ſeinen Theilen nach feſt verbundenen Körper bezeichnet zu haben; im Gegenſatze ſowohl eines niedrigern, als auch eines weichern.

Hornek, und einige andere alte oberdeutſche Schriftſteller, nennen eine Anhöhe, einen erhöheten Ort, mehrmahls eine Leber, welche Bedeutung in einigen oberdeutſchen Gegenden noch jezt gangbar iſt. König Mela in Ungarn belaib (blieb) enhalb der March und trat an ain Leber, und wollt davon den Feinden des Streites zuſehen, Hagen in ſeiner oeſterreich. Chronik bey dem Friſch, der dieſes Wort aber nicht zu erklären weis.

Im

Im Oeſterreichiſchen werden die Flur- und Gränz-Steine noch jezt **Lebern** und **Leber-Steine** genannt.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, in den thieriſchen Körpern, ein großes und anſehnliches Eingeweide in dem Unter-Leibe, gleich unter dem Zwerch-Felle, welches oben und von vorn erhaben iſt, die Galle von dem Geblüte abſondert, und wegen ſeiner feſtern Beſchaffenheit oder erhabenern Geſtalt, im Gegenſatze der weichern und flachern Lunge, den Nahmen der Leber bekommen zu haben ſcheint.

Deutſch von der Leber weg ſprechen, freymüthig, offenherzig reden.

Es läuft ihm eine Laus über die Leber; ſ. im LXVI Th. S. 246.

In der Chemie, pflegt man die auf dem trocknen Wege gemachten Verbindungen der Laugen-Salze mit Arſenik, mit Phosphorus, mit Schwefel oder mit geſchwefelten Metallen, **Lebern** zu nennen. So wird z. B. die Vereinigung des weißen Arſeniks mit dem flüſſigen feuerbeſtändigen vegetabiliſchen Alkali, **Arſenik-Leber** genannt.

In der zweyten engern Bedeutung im Oberd. **Läber**, im Niederſ. **Lewer**, im Dän. **Lever**, im Angelſ. Lyfer, im Engl. Liver, im Schwed. Lefwer, im Isländ. Lifur. Schon Wachter ſahe es ein, daß dieſes Wort mit liefern, geliefern, Eines Geſchlechtes ſey, doch nur in ſo fern daſſelbe in der weiteſten Bedeutung erhaben, feſt werden, bezeichnet; ob ihm gleich die erſte allgemeine Bedeutung des Wortes **Leber**, welche dieſe Verwandtſchaft auſſer allen Streit ſezt, unbekannt war. Siehe **Lab**, im LVIII Th., S. 8, f. und **Kleben**, im XXXIX Th., S. 394, welche gleichfalls zu deſſen Geſchlechts-Verwandten gehören. Das Griech. ἧπαρ ſcheint auf ähnliche Art mit Haufe verwandt zu ſeyn.

Die **Leber**, L. Hepar, Jecur, Fr. Foie, iſt ziemlich das größte und anſehnlichſte Eingeweide unter allen, welche in der Höhle des Unterleibes anzutreffen

ſind, auch ſogar im Verhältniſſe gegen alle übrigen gewiß das ſchwerſte (1). Sie liegt eigentlich auf der rechten Seite, und nimmt in Erwachſenen einen gro=
ßen,

(1) Man hat zuweilen die Leber von auſſerordentlicher Größe und Schwere gefunden, wovon ich hier einige Beyſpiele anführe.

GE. SEGER obſ. de hepate inſolitae magnitudinis, ſt. in *Miſc. Nat. Cur.* An. 1673 et 1674. obſ. 142; und in *Mangeti Biblioth. med. pract.* To. II, p. 784. f.

JO. FR. HULDENREICHII obſ. de hepate inſolitae magnitudinis, pendente quatuordecim libras ciuiles, ſt. in *Miſc. Nat. Cur.* A. 1675 et 1676, obſ. 219; und in *Mangeti Biblioth. med. pract.* To. II, p. 783, f.

JO. DOLAEI obſ. de hepate magno, ſt. in. *Miſc. Nat. Cur.* A. 1678 et 1679, obſ. 139.

JO. JAC. HARDERI ad Jo. Conr. Peierum epiſtola de hepate magno, (quod dimidiam ventriculi partem exacte occupabat, et vltra renis dextri regionem protendebatur,) data Baſil. d. 13 Jul. 1678, ſt. in *Paeonis et Pythagorae exercitatt. anat. et med. familiar.* (Baſil. 1682, 8.) S. 75, f.

JO. CONR. PEIERI ad Jo. Jac. Harderum epiſtola de teſtibus muliebribus, hydrope aſcite, hepate magno, (quod non ſolum dextrum hypochondrium occupavit, ſed etiam ſiniſtri maximam partem impleuit) etc. data Pariſ. d. 29 Jul. 1678, ſt. eb. daſ. S. 77, f.

JOSEPHI LANZONI animaduerſio de exceſſiua hepatis magnitudine, ſt. in Deſſen *Animadverſ. var. ad Medicinam, Anatomiam etc. facient.* (Ferrar. 1688, 8.) animadv. 100. recuſ. in Ej. *Opp. omn. med. phyſ.* (Lauſann. 1738, gr. 4) To. III., S. 577, f.

MATTHI. TILINGII obſ. de hepatis magnitudine exceſſiua in puella duorum annorum, atrophia lenta in vita laborante, ſt. in *Miſc.* Nat. *Cur.* Dec. II. A. 2, obſ. 71.

ALARDI MAUR. EGGERDES obſ. de hepate humano, pondus librarum XXVII medicarum excedente, ſt. eb. daſ. Dec. II. A. 6, obſ. 203.

GE. FRANCI *de Frankenau* obſ. de hepate humano ſtupendae magnitudinis, ſt. eb. daſ. Dec. III. A. 1, obſ. 122.

HIER. LAUBII obſ. de hepate magno et purulento, haemorrhagiae narium diuturnae cauſa, ſt. in *Eph. Nat. Cur.* Cent. 10, obſ. 86.

ßen, bey Kindern und Leibes-Früchten aber einen noch größern Theil dieſer Höhle ein. Ueber ſich, vor und hinter ſich berührt ſie der Quer-Muskel (Muſculus transverſus abdominis). Sie nimmt faſt den ganzen Ober-Theil des Unter-Leibes ein, neiget ſich doch aber um deſto mehr auf die linke Seite, ſowohl in Menſchen als in Thieren, je jünger nähmlich der Körper iſt, wie man ſie denn bey den Vögeln und Fiſchen faſt beſtändig in der linken Seite antrifft, weil nähmlich bey dieſen Thieren der Magen und die Milz mehr in der Mitte des Körpers liegen. Ueberhaupt iſt es ſehr ſchwer, die Gränzen der Leber allgemein zu beſtim-

JO. SEBAST. ALBRECHTI obſ. de hepatis nimia mole in puello, variorum morborum cauſa, ſt. in *Act. phyſ. med. Acad. N. C.* Vol. IV, obſ. 52.

ANT. OTTOM. GOELICKE obſ. de hepate inſolitae magnitudinis, extremae maciei cauſa in puella 7 annorum, Anatomiae ſubiecta, ſt. im Anhang zu Deſſen *hiſtoria anatomiae nova aeque ac antiqua.* Jen. 1713. 8.

D. Bönnekens Sen. Anmerkung von einer ungewöhnlich großen und ſchweren Leber, deren ganze Subſtanz in eine Breygeſchwulſt verändert worden war, ſt. im 15 St. der Fränk. Samml. ꝛc. (Nürnb. 1757, 8.) S. 212—235.

JO. CHR. REINMANNI obſ. de hepate per totum abdomen vsque in hypochondrium ſiniſtrum transverſim ſe extendente, ſt. in *Nov. Act. phyſ. med. Acad. Caeſ. N. C.* To. I. (Norimb. 1757, 4.) obſ. 75, S. 303, f.

Conr. Dietr. Gutikens Betrachtung einer widernatürlichen Größe der Leber und Milz, da die Leber 8 bürgerliche Pfund gewogen, ſt. im 18 St. der Fränk. Samm. ꝛc. (Nürnb. 1758, 8.) S. 528—531.

Chr. Wilh. Rothkeppels Anmerkung von einer verhärteten Leber, ſo 12 ſchwere Pf. und 6 Loth gewogen, ſt. im 16 St. derſ. S. 340—343.

ED. SANDIFORT *exercitatt. acad.* To. 2, obſ. 76.

Ein Beyſpiel einer auſſerordentlich kleinen Leber, beſchreibt PAUL. HAASII obſ. de hepatis mole iuſto minore, im *Commerc. litter. Nor.* A. 1742, hebd. 45, S. 360.

Am ſeltenſten iſt wohl der gänzliche Mangel einer Leber; doch findet man ein Beyſpiel in CASP. BAUHINI libellus variar. hiſtoriar. ea quae in libro de partu caeſareo tractantur, comprobantium, inter qua Corporis ſine hepate et liene etc. continetur hiſtoria, in *Iſr. Spachii Gynaeciorum libris.* (Argent. 1597, f.) p. 480—491.

ſtimmen, weil in dieſem Eingeweide diesfalls überaus viele Verſchiedenheiten und ganz ſonderbare Spiele der Natur vorzukommen pflegen. Man kann unter andern hierher den beſondern und ſeltenen Fall rechnen, da die Leber bisweilen, nach den Erfahrungen einiger Zergliederer, ihren angewieſenen Platz mit der Milz verwechſelt, und dieſe in der rechten, jene aber in der linken Seite angetroffen worden iſt (2). Meiſtentheils füllet ſie auf der rechten Seite die ganze Wölbung des Zwerchfelles aus, bedeckt nach vorn zu, einen großen Theil des Magens von oben her, und erſtreckt ſich ſogar bis zur Milz, und hinterwärts bis an den Rückgrath. Die

(2) THO. BARTHOLINI obſ. de viſceribus corporis inuerſis, ſt. in Deſſen *Hiſtoriar. anatom. rarior.* Cent. I et II. (Amſt. 1654, 8.) Cent. II. hiſt. 29, S. 199, f.

D. überſ. Von dem verkehrten Eingeweide des Leibes, in Deſſen ungewöhnl. anatom. Geſchichten, 1 und 2 Hundert, (Frf. M. 1657, 8.) S. 266, f.

An obſervation made by Dr. HENRY SAMPSON, of a Man anatomiſed, that had the order of all his Bowels inverted, ſt. in *Philoſ. Tranſact*, Vol. IX, for A. 1674, No. 107, S. 146, f.

Wahrnehmung einer beſondern Verſchiebung des Zwerchfelles, der Leber, des Herzens ꝛc. in einem waſſerſüchtigen Todtenkörper, von H. de Glatigny, ſt. in der aus dem Franz. überſ. Sammlung auserleſ. Wahrnehm. ꝛc. 7 B. 1 St. (Straßb. 1763, 8.) S. 44—47. Die Leber ſtand einen Querfinger breit von der Verbindung der Schlüſſelbeine mit dem Bruſtbeine ab.

LAUR. HEISTER obſ. de inſolito prorſus ſitu hepatis, a dextro hypochondrio ad latus deorſum vsque in peluim ſingulariter pertingentis, ſt. in *Act. phyſ. med. Acad. N. C.* Vol. 10, obſ. 1.

Hr. Hofr. Sömmerring ſahe ebenfalls die Leber, durch einen Fehler in der Urbildung, auſſerhalb der Bauchhöhle liegen, wovon er in ſeiner Beſchreibung und Abbildung einiger Mißgeburten, (Mainz, 1791, f.) zwey Fälle anführt. In einem Falle nähmlich, befand ſich die Leber in einem Nabel-Bruche, wie auf Taf. 10, Fig. 2, zu ſehen iſt. Siehe auch *Buchholz* diſſ. de Hepatomphalocele congenita. Argent. 1768, 4. mit einer Abbild. Im andern Falle lag die Leber mit den Därmen auſſerhalb dem Unterleibe, wie auf der 8ten Tafel abgebildet iſt.

Die Farbe der Leber iſt, nach Verſchiedenheit der Thiere, ſehr mannigfaltig und abwechſelnd. In den meiſten Fiſchen iſt ſie entweder gelblich oder weißlich, in einigen aber auch bisweilen blau und grün, und in andern purpurfarbig. In einem Hühnchen, welches noch im Ey liegt, iſt ſie anfangs aſchgrau, wird bald darauf blaßroth, und endlich gelb, mit grün vermiſcht. Bey einem erwachſenen Menſchen hat ſie meiſtentheils ein dunkelrothes, und mit einem mehr oder weniger Gelben vermiſchtes Anſehen. In fetten Hühnern und Gänſen iſt ſie weiß, oder fleiſchfarbig.

Man theilt die Leber in zwey beſondere Seiten-Theile, Flügel oder Lappen, wovon der eine, oder der größte, weil er zur rechten Seite liegt, der rechte Leber-Flügel, der zweyte, welcher kleiner, als jener, iſt, und die linke Seite einnimmt, der linke Leber-Flügel, genannt wird. Der Grund dieſer Abtheilung liegt ſowohl in dem daſelbſt befindlichen Bande der Leber, wovon ich ſogleich ſprechen werde, als auch in einer zum Vorſchein kommenden groſſen Spalte oder Ritze, die mit dem Bande ſelbſt einerley Richtung hat, wodurch eben dieſe Abſonderung bewerkſtelligt wird. Der **rechte oder große Leber-Flügel**, oder **Leber-Lappen**, L. Lobus dexter, ſ. maior, macht den rechten Seiten-Theil, und zugleich das dicke Ende der Leber aus, liegt ziemlich abhängig, und bedeckt mit ſeiner untern und hohlen Fläche ſowohl die rechte Niere und Neben-Niere, mit der er durch Zell-Gewebe verbunden iſt, als auch einen Theil vom Bogen des Grimm-Darmes, und erſtreckt ſich über die untere Magen-Oeffnung und den Zwölffinger-Darm hin. Es hat derſelbe einen kleinen dreyeckigen, pyramidenförmigen oder eyrunden Anhang oder Fortſatz, der ſich gegen die Mitte der nächſtgelegenen Wirbel hin erſtreckt, und welchen man für einen beſondern und dritten Flügel angeſehen, und den **eyrunden**, oder, von ſeinem Er-

finder, den Spigelſchen Leber-Flügel oder Lappen, L. Lobulus Spigelii, genannt hat. Dieſer kleine, eyrunde Flügel befindet ſich unter dem kleinen Netze an der kleinen Magen-Krümmung, und kann, ſo lange die Leber im Leichname, und dieſes Netz nicht zerſtört iſt, nicht geſehen werden. Der linke oder kleine Leber-Flügel oder Lappen, L. Lobus ſiniſter, ſ. minor, liegt horizontal, 1 oder 1½ Zoll unter dem degenförmigen Knorpel des Bruſtbeines. Zwey Drittel davon nehmen den mittlern Theil von der obern Gegend der Bauch-Höhle ein, und der übrige Theil geht vollends, nach dem linken Seiten-Theile dieſer Höhle hinein, wo eben der Lappen ſelbſt mit ſeiner hohlgebogenen Fläche auf dem vordern Theile des Magens ruhet, und ſelbſt den Grimm-Darm einiger Maßen bedeckt, auch ſich oft vornehmlich bey jungen Perſonen bis an den Schlund erſtreckt. Man hat auch eine Leber mit fünf Flügeln oder Lappen geſehen (3).

Ungeachtet die Leber bey Menſchen an einigen Orten geſpalten iſt, ſo iſt ſie doch allemahl, in Vergleichung mit der Leber der Thiere, mehr einfach, und weniger getheilt. Bey den vierfüßigen Thieren mit geſpaltenen Klauen iſt ſie bald ganz einfach, bald wie eine Menſchen-Leber zweyfach getheilt, da ſie hingegen bey andern dergleichen, mit Zehen verſehenen Thieren mehrentheils aus vielen Flügeln beſteht. Bey den Vögeln iſt ſie oft ſo groß, daß ſie beynahe beyde Dünnungen ausfüllt, übrigens zwar eigentlich nur zweyflügelig, aber doch mit vielen Riſſen und Einkerbungen verſehen, die man faſt als ſo viele Flü-

(3) An extract of an Italian letter, written from Venice by Sr. JACOMO GRANDI, containing an obſervation on a Liver divided into five Lobes, ſt. in *Philoſ. Tranſact.* Vol. V, No. 58, S. 1188.

Flügel anſehen könnte. Unter den Amphibien, iſt bey einigen die Leber in zwey, bey andern in drey, bald auch in vier und mehrere Flügel getheilt, und überhaupt iſt dieſer Umſtand ſo mannigfaltig, daß ſogar in einer und derſelben Gattung dergleichen Abtheilungen der Leber ſehr unbeſtändig ſind, und oft anders ausfallen. Bey den Fiſchen liegt die Leber, erwähnter Maßen, ohne Unterſchied bald in der rechten, bald in der linken Seite, oder auch vorwärts, und nimmt beynahe zwey Drittel der Bauch-Höhle ein; übrigens iſt ſie bisweilen einfach, in den mehreſten aber zwey- oder dreyflügelig. Bey den meiſten Schal-Thieren, Inſecten, und einigen Würmern, findet man zwar auch ſo etwas, was verſchiedene Naturgeſchichtſchreiber als ein ſolches Eingeweide nahmhaft gemacht haben, welches aber im Grunde einer wahren Leber nicht ganz ähnlich, ſondern vielmehr hohl und fächerig iſt, und eher den Pförtner-Anhängen gleich ſieht, an deren Gegenwart man vielleicht aber darum nicht zweifeln muß, weil man wenigſtens bey vielen Gallen-Gefäße, die in den Magen laufen, wahrgenommen haben will.

Die Leber wird von dem Bauch-Felle (Peritonaeum) bis auf ein Par kleine Stellen, genau umgeben, und erhält dadurch nicht nur eine dauerhafte Decke, ſondern auch zugleich unter dem Nahmen der Bänder (Ligamenta), hinlängliche Befeſtigung. Nähmlich von dem Quer-Muskel herab ſteigt dieſe Haut auf den erhabenen Rücken der Leber, und bildet an der Stelle, wo der Durchgang der Hohl-Ader (Vena caua) im Quer-Muskel ſich befindet, bis zur Quer-Furche dieſes Eingeweides, eine Verdoppelung oder Falte, die nach vorn zu immer breiter wird, den Nahmen des aufhängenden, breiten Hänge- oder Schwebe-Bandes, Ligamentum ſuspenſorium, erhält, und, die Leber in den rechten und linken Flügel theilt. Von

hier aus begiebt ſich dieſe Falte mit ihren beyden Blättern aus einander, und umgiebt auf eine ähnliche Weiſe, wie bey dem Magen, ihre obere und untere Fläche, ſo, daß ſie rechts und links ſich wieder dem Quer-Muskel nähert, und auf ſolche Weiſe das rechte Band, Ligamentum laterale dextrum, welches ſtark nach hinten zu den dicken rechten Leber-Flügel an eben dieſen Muskel befeſtigt, und das linke Band, Ligamentum laterale ſiniſtrum, welches mit dem Schlunde, der Milz und dem Quer-Muskel verbunden iſt, hervorbringt. Am untern Rande des breiten oder Schwebe-Bandes kommt die Nabel-Blutader hinzu, die in Erwachſenen zuſammengefallen, und zu einem ſtarken runden Bande, Ligamentum rotundum, verwachſen iſt, welches dieſes Eingeweide mit dem Nabel, oder vielmehr mit der vordern Wand des Unter-Leibes, in Verbindung bringt. Ueberdies bildet das von der Niere zur Leber gehende Bauch-Fell noch eine bandähnliche Falte; auch das kleine Netz, ingleichem das in einem fortlaufende Grimmdarm-Gekröſe verbinden die Leber mit dem Magen, dem Zwölffinger-Darme und der großen Magen-Drüſe, ſo, daß nunmehr dieſes Eingeweide ringsum Zuſammenhang mit andern Theilen, aber gleichwohl ſo viele Freyheit hat, daß es von dem Quer-Muskel verſchiedentlich beweget werden kann.

Alle die Bänder und Befeſtigungen kann man im Leichname beſſer unterſuchen, als wenn die Leber ſchon herausgeſchnitten worden iſt; folglich muß man bey Zeiten dahin trachten, daß man von ihnen gehörige Einſicht bekomme. Dasjenige, was etwan nicht deutlich geſehen werden kann, wenn man von einer Stelle zur andern die im Wege liegenden Eingeweide zurück legt, verſparet man bis zum Ausſchneiden, oder unterſucht es noch, wenn die Leber bereits ausgeſchnitten worden iſt.

Die Geſtalt dieſes Eingeweides iſt einzig in ſeiner Art, daher kann ſie mit nichts glücklich verglichen werden.

werden. Man unterſcheidet an demſelben die obere und die untere Fläche. Die obere Fläche, Superficies ſuperior, ſ. conuexa, iſt im Ganzen gewölbt, doch an der rechten Seite weniger, als an der linken; ſie liegt gegen die untere ausgehöhlte Fläche des Quer-Muskels, und iſt einiger Maßen als Gegen-Form von dieſer anzuſehen. Das breite Band theilt ſie in ein rechtes und linkes Stück. Die untere Fläche, Superficies inferior, ſ. concaua, iſt uneben ausgehöhlt, ſteigt ſchief von der rechten Seite gegen die linke in die Höhe, und ſieht gegen die meiſten übrigen Eingeweide der Unterleibes-Höhle. Der benachbarte Grimm-Darm macht zuweilen in dieſelbe einen kleinen Eindruck, Faciecula colica; und eben ſo, nicht ſelten, die rechte Niere, Faciecula renalis. Auſſer dieſen beyden ſeichten Gruben, findet man noch auf derſelben fünf andere von mehrerer Bedeutung. Die querliegende Grube, Sulcus transuerſus, ſ. Foſſa transuerſa, erſtreckt ſich ſo ziemlich aus der Mitte von einer Seite zur andern, ſo, daß ſie oft mehr als den dritten Theil der Länge der Leber beträgt. Da bey der Leibes-Frucht alles Blut, welches die Nabel-Blutader enthält, in die Pfort-Ader, Vena portarum, fließt, und dieſe den größten Theil der Grube ausfüllt, ſo muß ſie nothwendig auf der rechten Seite etwas enger ſeyn, als auf der linken. Dieſe Grube wird, wegen ihrer beträchtlichen Tiefe, mit der Subſtanz der Leber hoch umgeben, und gewinnt nicht ſelten dadurch das Anſehen einer Pforte, Porta, wie unſere Vorfahren geglaubt haben; ſie wurde daher auch von den Alten die **Leber-Pforte**, Porta hepatis, vielleicht auch noch aus dem Grunde, weil die meiſten Nerven und Gefäße dieſes Eingeweides hier durch nach ſeinem Innerſten laufen, genannt; wie denn auch die in dieſer Gegend befindliche Quer-Furche darum beſonders den Nahmen der Pfortader-Höhle,

Sinus

Sinus venae portae, führt. Die vordere rechte und vordere linke längliche Grube, Foſſa longitudinalis dextra & ſiniſtra, endigt ſich in die querliegende Grube. Die erſte liegt ganz vorn rechts, und enthält die Gallen-Blaſe, daher wird ſie auch Foſſa cyſtica genannt; die lezte hingegen liegt links, und nimmt in der Leibes-Frucht die Nabel-Blutader auf, die in Erwachſenen das runde Band, Ligamentum rotundum, abgiebt; aus dieſer Urſache nennt man ſie auch die Nabel-Grube, Foſſa vmbilicalis. Die hintere rechte und hintere linke längliche Grube, endigt ſich gleichſam in die querliegende. Jene wird auch Foſſa pro vena caua genannt, weil ſie die Hohl-Ader aufnimmt, oder weil vielmehr dieſes Gefäß hier an der Leber in die Höhe ſteigt; dieſe nimmt den Blutader-Gang auf, und wird daher auch Foſſa pro canali venoſo genannt. Beyde liegen tief hinten, und ſind bald ſeichter, bald tiefer; beſtändig aber iſt die rechte beträchtlicher ausgehöhlt, als die linke. Einige Zergliederer wollen die Leber, weil ſie von dieſen vier Gruben gleichſam in vier Theile zerſchnitten wird, auch in eben ſo viele Theile getheilt wiſſen. Auſſer dieſen Vertiefungen bemerkt man zuweilen noch einige unbeſtimmt liegende Ritzen, oder Furchen, Rimae coecae, vorzüglich am rechten Leber-Flügel, in welchen dann ein beſonderer kleiner Aſt von der Pfort-Ader angetroffen wird.

Zu dem ganzen Umfange der Leber gehören auch endlich noch die beyden Ränder, wovon der eine oder vordere mehr ſcharf, der andere aber, welcher die Hinterſtelle einnimmt, mit jenem verglichen, faſt ſtumpf iſt. Der vordere oder ſcharfe Rand der Leber, Margo acutus ſ. anterior, hat oft zwey Einſchnitte. Der linke iſt beſtändig vorhanden, und unter ihm geht das runde Band, oder die ehemahlige Nabel-Blutader, von dem vordern Theile des breiten

ten Bandes eingeſchloſſen, zur untern Fläche dieſes Eingeweides. Er wird daher auch der Nabel-Einſchnitt, Inciſura vmbilicalis, genannt, und unterſcheidet den linken Leber-Flügel von dem rechten. Der rechte Einſchnitt fehlt bisweilen in der Jugend; indeſſen bemerkt man ihn in den ſpätern Jahren, wenn nähmlich der Grund der Gallen-Blaſe mehr hervor gedränget iſt, und über den ſcharfen Rand der Leber hinaus raget. Der hintere oder ſtumpfe Rand der Leber, Margo obtuſus ſ. poſterior, iſt dick, aufgetrieben, und hängt vermittelſt des Bauch-Felles mit dem Quer-Muskel zuſammen. In der rechten Unter-Rippen-Gegend iſt dieſer Rand ſehr erhaben, weil er gegen den ausgehöhlten Theil des Quer-Muskels, der ſich an die lezten falſchen Rippen der rechten Seite anlegt, gerichtet iſt; gegen die Mitte aber iſt er ebener, weil er ſich hier an den ſehnigen Theil dieſes Muskels ſtüzet; gegen das linke Ende ſpitzt er ſich endlich allmählich zu, ſo, daß dieſes Ende mit dem entgegengeſetzten ſehr contraſtiret.

Die Leber hat, bereits erwähnter Maßen, nur Eine ſtarke und haltbare Decke, oder Haut, nähmlich das Bauch-Fell. Was ihre eigenthümliche Haut betrifft, ſo verhält es ſich mit dieſer eben ſo, wie mit der eigenthümlichen Haut der Milz, die kaum dieſen Nahmen verdient; indeſſen läßt ſie ſich noch am deutlichſten erkennen, wenn man den hintern Rand des rechten Leber-Flügels, da wo er nur durch Zell-Gewebe mit dem Quer-Muskel verbunden iſt, unterſucht.

Dieſe und die vorhergehenden Beſonderheiten laſſen ſich an einer jeden Leber in natürlichem geſunden Zuſtande faſt ohne alle anatomiſche Vorarbeiten hinlänglich bemerken, wenn ſie aus dem Leibe genommen iſt. Nur die kleinern Erhabenheiten und Vertiefungen kommen nicht immer, wie bereits angezeigt iſt, an allen und jeden Lebern vor, ſondern nur hier und da, in dieſer oder in einer andern Form.

Was

Was die innere Structur dieſes Eingeweides betrifft, ſo glaubte man in ältern Zeiten, daß dieſelbe aus einem zuſammengetretenen und geronnenen groben Geblüte, welches ſich daſelbſt um die Blutgefäße angehäuft hätte, beſtände. *Malpighi*, ein berühmter italiäniſcher Arzt und Zergliederer, legte ihr nachher im 17ten Jahrh., mit ſeinen Anhängern ein drüſenhaftes Weſen bey, bis endlich in den neuern Zeiten durch die künſtlichen Einſpritzungen (Injectionen) des Holländers Ruyſch deutlich erwieſen und dargethan wurde, daß ſie, eben ſo wie viele andere dergleichen Eingeweide, aus einem Gewebe und einer Zuſammenſetzung feiner Gefäße und Canäle von verſchiedener Art beſtehe, und dieſes Gefäß-Gewebe von einem dazwiſchen befindlichen markigen Weſen zuſammen und an einander gehalten werde. Die Leber iſt auſſerordentlich voll von Gefäßen, weniger von Nerven, zellig und ſchwammartig in der ſehr zarten Leibes-Frucht, dichter hingegen, oder weniger zellig in Erwachſenen. Es verbreiten ſich in derſelben drey Gattungen von blutführenden Gefäßen; nähmlich: die Pfort-Ader, ihre Blutadern, und ihre Schlag-Ader.

Die Pfort-Ader, Vena portarum, welche auch, weil ſie als eine Vene entſteht, ſich aber als Arterie in der Leber verbreitet, Vena arterioſa genannt wird, iſt das wichtigſte und am meiſten ausgebreitete Blut-Gefäß der Leber. Sie entſteht aus allen zur Verdauung beſtimmten Eingeweiden, die in dem Sacke des Bauch-Felles eingeſchloſſen liegen, wird hierauf zu einem Stamm, ſteigt zu beyden Seiten von vielem dichten und kurzen Zell-Stoff, wie von einer Kapſel umgeben, hinter dem Zwölffinger-Darme und der großen Gekröſe-Drüſe zur querliegenden Grube der Leber auf, und breitet ſich mit vielen Zweigen in dieſem Eingeweide aus. Derjenige Theil von ihr, welcher aus den Verdauungs-Werkzeugen nach Art der Blut-

Adern entſprungen iſt, wird die **Bauch-Pfortader**, Vena portarum ventralis; derjenige hingegen, welcher ſich wie eine Schlag- oder Puls-Ader in der Leber ausbreitet, die **Leber-Pfortader**, Vena portarum hepatica, genannt. Dieſes in ſeiner Art einzige Gefäß im menſchlichen Körper hat daher, wie ich bereits erwähnt habe, bey ſeinem Urſprunge die Verrichtung einer Blut-Ader, bey ſeiner neuen Verbreitung aber die Verrichtung einer Schlag- oder Puls-Ader. So wie ſie ſich in die Leber begiebt, theilt ſie ſich in zwey, ſeltener in mehrere Aeſte, die faſt unter einem rechten Winkel aus ihrem Stamme entſpringen. Der rechte Aſt, welcher zum rechten Leber-Flügel läuft, und die Blut-Adern der Gallen-Blaſe aufnimmt, iſt kurz und weit, der linke hingegen, welcher für den linken Flügel gehört, iſt lang und enge, geht von dem vorigen weit ab, nimmt den größten Theil der querliegenden Grube ein, und wenn er ihr linkes Ende erreicht hat, ſo vereinigt er mit ſich bey Embryonen die Nabel-Blutader, oder bey Erwachſenen das runde Leber-Band. Nach hinten zu, an eben dieſer Stelle, läuft aus ihm ein Aſt in die Hohl-Ader, welcher bey Embryonen der Blutader-Gang, Canalis ſ. Ductus venoſus, genannt wird, in Erwachſenen aber zuſammenfällt, ſelten offen bleibt, und zu einem Bande wird, welches unter dem Nahmen des **weißen Leber-Bandes**, Ligamentum hepatis album, bekannt iſt. Die Nabel-Blutader iſt da, wo ſie in ihrer länglichen Grube liegt, auch in Erwachſenen noch immer etwas offen, erſcheint daher erhabener und runder, empfängt Blut aus der Pfort-Ader, und bringt es durch einige aus ihr entſtehende Zweige in die Leber. Wenn der rechte und der linke Aſt in den beyden Leber-Flügeln ſich hinlänglich ausgebreitet haben, werden ſie zu ſehr zarten Zweigen, welche ſich hier und da in Knötchen verwickeln, und

ſich

ſich theils in die Gallen-Gefäße, theils in die Leber-Blutadern, endigen, aber auch mit den Schlag-Adern dieſes Eingeweides Gemeinſchaft haben.

Die **Leber-Blutadern, Leber-Venen,** Venae hepaticae, die das Blut, welches die Pfort-Ader und die Leber-Schlagader in die Leber bringen, wieder zurück in die große Hohl-Ader, Vena caua, führen, nehmen zum Theil ihren Urſprung aus den Pfort-Ader-Aeſten, zum Theil aber aus den Zweigen der Leber-Schlagader, und ſtehen neben bey in Verbindung mit den Gallen-Gefäßen. Ihre Entſtehung aus der Pfort-Ader iſt die ſtärkſte und ausgebreitetſte, minder zahlreich hingegen iſt die aus der Leber-Schlag-Ader. Dieſes Gefäß-Syſtem nimmt nach der Pfort-Ader den größten Theil der Leber ein, und iſt überall zu finden, wo ein Pfortader-Aſt ſich einfindet, mit dem es ziemlich lang in einem fortläuft. Alle Zweige ſammeln ſich nach dem hintern dicken Rande der Leber zu, in verſchiedene Aeſte, und dieſe in 10 und mehrere Stämmchen, die größer, oder kleiner, mehr, oder weniger von einander entfernt, in die Hohl-Ader ſich einpflanzen. So ſieht man, wenn die Hohl-Ader aufgeſchnitten wird, gemeiniglich unterwärts etliche kleine, 5 bis 8 mittlere, und oberwärts 4 bis 5 große Mündungen, davon eine der Blut-Ader aus dem linken Leber-Flügel, eine der, die von dem ſcharfen Rand kommt, zwey denen, die ſeitwärts aus dem rechten Leber-Flügel zurücklaufen, und eine der, die von hinten kommt, gehören. Alle dieſe Stämmchen ergießen ihr Blut nahe am Quer-Muskel in die Hohl-Ader, und nehmen auf dieſem Wege nicht ſelten das Blut des Quer-Muskels mit ſich fort; die kleinen oder oberflächigen Leber-Blutadern nimmt ſehr oft die Quermuskel-, Nieren- und ungepaarte Ader auf, oder zuverläſſig ſtehen die Leber-Venen, die aus der Pforte kommen, mit ihnen in Verbindung. Alle dieſe

Blut-

Blut-Adern beſitzen keine Klappen, oder etwas ähnliches.

Die Leber-Puls oder Schlag-Ader, Arteria hepatica, als Haupt-Stamm betrachtet, entſpringt aus der Oberbauch-Schlagader zur rechten Seite, ſteigt hinter dem obern Theile des Kopfes von der großen Magen-Drüſe (Bauch-Speicheldrüſe, Pancreas) und dem obern Theile des Zwölffinger-Darmes in die Höhe, und theilt ſich, wenn ſie über den Zwölffinger-Darm hervorgekommen iſt, in einen herabſteigenden Aſt, der für den Magen, das Netz, für die Magen-Drüſe und den Zwölffinger-Darm beſtimmt iſt, und einen aufſteigenden, welcher eigentlich erſt die Haupt-Schlagader für die Leber genannt werden ſollte. So wie ſie in dieſes Eingeweide kommt, ſpaltet ſie ſich in einen rechten und linken Aſt. Der rechte tief liegende iſt beträchtlich lang und weit, und giebt, ehe er ſich durch den rechten Leber-Flügel verbreitet, zwey Seiten-Aeſte für den eyrunden Spigelſchen Leber-Flügel, und zwey andere, die neben einander laufen, für die Gallen-Blaſe. Der linke Aſt liegt ſeichter, läuft zur Nabel-Grube, zum Blutader-Gang, zum breiten Leber-Band, und verliert ſich allmählich im linken Leber-Flügel.

In ſeltenen Fällen breitet ſich die ganze Leber-Pulsader bloß im rechten oder linken Leber-Flügel allein aus. Im erſten Falle erhält der linke Theil der Leber einen eigenen Aſt aus der großen Kranz-Pulsader des Magens; im leztern bekommt der rechte Leber-Flügel eine eigene Schlag-Ader aus der obern Gekröſe-Pulsader, welche ebenfalls die Aeſte für die Gallen-Blaſe abgiebt. In andern noch möglichen Fällen wird der vernachläſſigte Theil von den benachbarten großen Schlag-Adern verſorget. Auſſer dieſem Haupt-Stamme erhält noch die Leber verſchiedene kleine Schlag-Adern; z. B. kleine Zweige von den

den Gekröſe-Schlagadern, von der innern Bruſt-Schlagader, von der Unterbauch-Schlagader, von den Puls-Adern des Zwerch-Felles, der Neben-Nieren, des Niern-Fettes, und von den Samen-Schlagadern. Auch giebt mehrentheils die Kranz-Schlagader des Magens dem linken Flügel und der Grube des Blutader-Ganges einen Zweig, der nicht ſelten ſehr beträchtlich iſt.

So groß auch der Umfang aller dieſer Schlag-Adern zu ſeyn ſcheint, und ſo zart auch ihre Aeſte werden, ſind ſie doch nicht ſo zahlreich, als die Blut-Adern, und viel weniger als das Pfortader-Syſtem. Wenn dieſe Gefäße die Leber durchlaufen und ſich in ſehr viele Zweige vertheilt haben, ſo endigen ſich ſehr viele in die Leber-Blutadern; vielleicht eben ſo viele in die Gallen-Gefäße, und die wenigſten und zarteſten in das Zell-Gewebe, mit Mündungen die kein rothes Blut mehr durchlaſſen. Auch die Saug-Adern der Leber ſtehen mit dieſem Syſteme in einer Verbindung.

Die Gallen-Gefäße, oder Gallen-Gänge, Vaſa bilifera, Pori biliarii, machen das vierte Gefäß-Syſtem in der Leber aus, haben weit feſtere Häute, als die Blut-Gefäße, nehmen die abgeſonderte Galle auf, und bringen ſie an den Ort ihrer Beſtimmung. Die kleinſten Anfänge zeichnen ſich in der Leber ſchon durch ihre grüngelbliche Farbe aus, welche ſie von der durchſcheinenden Galle erhalten. Sie haben einen verſchiedenen Urſprung, oder wenigſtens ſtehen ſie mit verſchiedenen Gattungen der Gefäße in Verbindung. Die meiſten Wurzeln ziehen ſie aus den Pfort-Ader-Aeſten, und im natürlichen Zuſtande nur wenige aus den Leber-Schlagadern. Ueberdies haben ſie entfernte Gemeinſchaft mit den Blutader-Aeſten, und eine ſehr nahe und innige mit den Saug-Adern. Wenn dieſe Wurzeln nach einigen Beugungen entſtan-

ſtanden ſind, gehen ſie in Zweige, und dieſe in Aeſte unter ſehr ſpitzigen Winkeln über, bis zulezt in der querliegenden Leber-Grube aus zwey Haupt-Aeſten, davon der eine aus dem linken, der andere aus dem rechten Leber-Flügel gekommen iſt, ein Stamm entſteht, welchen man mit dem Nahmen des Leber-Gallenganges Ductus hepaticus, belegt. Dieſer Stamm ſteigt ſchräge zum Zwölffinger-Darm herab; ehe er aber dieſen erreicht, verbindet er ſich unter einem ſehr ſpitzigen Winkel mit dem Gallen-Gange der Gallen-Blaſe, Ductus cyſticus, oder, genauer genommen, geht von ihm dieſer beträchtliche Seiten-Aſt ab, und zur Gallen-Blaſe. So wie dieſes an der angegebenen Stelle geſchehen iſt, vollendet er gar ſeinen Gang zum Zwölffinger-Darme, und pflanzt ſich in ihn, wie bereits geſagt iſt, dergeſtalt ein, daß ſeine äuſſere Einſenkung von der innern Oeffnung um eine oder mehrere Linien entfernt iſt. Man nennt dieſes Ende des Gallenganges den gemeinſchaftlichen Gallen-Gang, Ductus choledochus, weil er die Leber- und die Blaſen-Galle, erſtere beſtändig, leztere zu gewiſſen Zeiten, abführt. Bey leerem Magen weicht die Leber von ihrer horizontalen Lage ab, hängt abwärts, und giebt ebenfalls der Gallen-Blaſe eine tiefere Lage. Da nun in dieſem Zeitraume die Blaſe mit ihrem Grunde tiefer liegt, als der Theil des Gallen-Ganges, von dem der Blaſen-Gang abgeht, ſo kann die aus der Leber kommende Galle leicht von hier aus in dieſes Behältniß kommen, und dieſes um ſo mehr, da ihr der Ausfluß in den Zwölffinger-Darm, der in dieſer Periode gleichfalls zuſammengefallen iſt, etwas erſchweret wird. So wie aber der Magen angefüllt iſt, in die Höhe ſteigt, die Leber drückt und mit ſich in die Höhe nimmt, findet die Blaſen-Galle durch ihren Gang einen Rückweg in den gemeinſchaftlichen Gallen-Gang, und läuft von

hier aus, in Gemeinſchaft mit der Leber=Galle, in den Zwölffinger=Darm.

Das lezte Gefäß=Syſtem in dieſem Eingeweide begreift unter ſich die Saug=Adern, lymphatiſchen oder Waſſer=Gefäße, Vaſa limphatica, welche häufig im Innern und auf deſſen beyden Oberflächen angetroffen werden. Sie ſind leicht zu entdecken, wenn man warmes Waſſer in die Blut=Gefäße und in die Gallen=Gänge ſprützet; man ſieht ſie hauptſächlich deswegen gut, weil die Oberfläche der Leber von einer dunkeln Farbe und glatt iſt, und weil ſie gleich unter derſelben und in der Subſtanz der äuſſern durchſichtigen Haut liegen. Man befördert die Injectionen in dieſes Eingeweide durch einen Druck, den man von den Stämmen in die Aeſte, und von dieſen in die feinſten Zweige führt; daher kann man ſich in dieſem Eingeweide eine Idee von n feinſten Zweigen dieſes Syſtemes der Gefäße machen. Das Queck-Silber dringt bey dem Einfüllen von ſelbſt in dieſe Gefäße ein; und man ſieht dieſelben ſo lange allein, bis der Widerſtand, den das Queckſilber in den Drüſen findet, daſſelbe nöthig, wieder rückwärts zu gehen. Es iſt ein ſchöner Anblick, dieſes Halb=Metall in viele der feinſten Gefäße plötzlich eindringen zu ſehen; unterſtützt man nun noch die Kraft des Queckſilbers durch einen nach hinterwärts zu angebrachten Druck, vermittelſt eines glatten Meſſer=Heftes, ſo ſieht man, wie die Leber mit einem ſehr feinen Netze von den zarteſten Gefäßen überzogen wird, und dieſes Eingeweide ſcheint, wenn man es von fern betrachtet, gleichſam wie mit einer ſilbernen Platte belegt zu ſeyn. Man ſieht, daß zur Bildung des beſagten Netzes alle Haupt=Stämme mit ihren ſubtilſten Zweigen das ihrige beytragen; ſie ſind alle dadurch mit einander verbunden, und bey der Ausſprützung des einen kann man durch den Druck faſt alle, ſowohl die oberflä-

chigen

chigen von der hohlen und erhabnen Fläche der Leber, als auch die tief liegenden, einſprützen, wofern nähmlich keine Extravaſation geſchieht, da dann das Queckſilber an dem Orte, wo die Oeffnung iſt, heraus dringt. Man findet dieſe Gefäße in Werner's und Feller's Werke (4), auf der 3ten Kupfert. abgebildet.

Paul Maſcagni, öffentlicher Lehrer der Anatomie zu Siena, theilt, in der vorläufigen Anzeige eines Werkes über das Syſtem der lymphatiſchen Gefäße (5), die lymphatiſchen Gefäße der Leber in 3 Theile ab: in die auf der erhabenen, in die auf der hohlen Oberfläche, und endlich in die tief liegenden.

1. Die auf der erhabenen Oberfläche, befinden ſich theils auf dem rechten, theils auf dem linken Leber-Flügel.

Die Haupt-Stämme des rechten Flügels machen, in Anſehung der Orte wohin ſie gehen, 5 Partien aus. a) Die erſte Partie, welche ſehr beträchtlich iſt, geht zu dem Hänge- oder Schwebe-Bande, wo ſie ſich mit einem Theile der vom linken Flügel kommenden Gefäße vereinigt; hierauf fließen ſie in einen oder zwey ſehr ſtarke Stämme zuſammen, welche zwiſchen den Lamellen des gedachten Bandes eingeſchloſſen, aus der Bauch-Höhle in die Bruſt-Höhle unter dem ſchwertförmigen Knorpel, und

(4) Vaſorum lacteorum atque lymphaticorum anatomico-phyſiologica deſcriptio Faſcic. I. ediderunt *Paul Chr. Fr. Werner*, *Chr. Gotth. Feller*, cum tab. IV. Lipſ. 1784. gr. 4. 9 B. Aus dieſer Fülle von Gefäßen, wird, S. 45, die ſchnelle Entſtehung der Gelbſucht nach heftigem Zorn erklärt. Auch aus der Verbindung derſelben mit den Brüſten, die ſchnelle Wirkung der erſten Wege auf die Milch der Säugenden. — Man könne vielleicht beym Entwöhnen (oder wenn die Mutter gar nicht ſtillt,) die Ableitung der Milch aus den Brüſten durch ein Blaſen-Pflaſter auf die Leber-Gegend erleichtern.

(5) Prodrome d'un Ouvrage ſur le Syſtéme des vaiſſeaux lymphatiques, contenant 24 planches in folio; par *Paul Maſcagni*. à Sienne, 1784, 4.
D. überſ. ſt. in der Samml. auserleſ. Abhandl. zum Gebr. prakt. Aerzte, 10 B. 3 St. (Lpz. 1785, gr. 8.) S. 447. f.

ſodann zu einer oder zwey Drüſen gehen, welche zwiſchen den Blättern des Mittel-Felles (Mediaſtinum) unter- und vorwärts an dem Orte liegen, wo eine Menge Fett denjenigen Zwiſchenraum ausfüllt, den die Blätter des Mittel-Felles an dieſer Stelle übrig laſſen. Aus dieſen Drüſen kommen zwey oder drey Stämme wieder hervor, welche zu andern Drüſen gehen, die zwiſchen den Knorpeln der Rippen, da wo dieſe leztern ſich mit dem Bruſt-Beine vereinigen, ihren Siz haben; es vereinigen ſich dieſelben in dieſen Drüſen mit denjenigen lymphatiſchen Gefäßen, die von dem Zwerch-Felle und den Bauch-Muskeln kommen, welche leztere an den innern Bruſt-Gefäßen (Mammaria interna) liegen, und endlich auch mit den Gefäßen der Haut-Decken des vordern Theiles des Ober-Leibes, und der Decken des vordern und obern Theiles des Unter-Leibes. Dieſe Gefäße gehen von Drüſe zu Drüſe, formiren Geflechte (Plexus), laufen über die linke Schlüſſelbein-Ader weg, und endigen ſich in den Milch-Bruſtgang (Ductus thoracicus), da wo derſelbe ſich in dem Winkel der Droſſel-Blutader und der Schlüſſel-Blutader ergießt, nachdem diejenigen, welche von dem Herzen der großen Bruſt-Drüſe (Thymus) und dem Herz-Beutel kommen, ſich in die eben gedachten Gefäße vorher geöffnet haben.

b) Die zweyte Partie nimmt ihren Lauf nach dem rechten Leber-Bande zu, und geht mit 2 oder 3 Stämmen in daſſelbe hinein, welche bey ihrem Fortgange zwiſchen den Blättern dieſes Bandes ſich in 2 Theile, nähmlich einen obern und einen untern, theilen. Der obere Theil durchbohrt das Zwerch-Fell, und geht zwiſchen dem Rippen-Fell (Pleura) und Zwerch-Fell von der rechten nach der linken Seite, wo er ſich bald in viele Aeſte theilt, und bald wieder vereinigt; hierauf zieht ſich dieſer Theil zwiſchen dem rechten Schenkel des Zwerch-Felles und der Hohl-Ader in die Bauch-Höhle, wo er auf eine oder zwey Drüſen ſtößt. Aus dieſen Drüſen kommt er mit einigen Zweigen zu andern Drüſen, in welche auch einige von den tief liegenden Gefäßen der Leber ſich begeben; und von dieſen leztern Drüſen geht er wieder zu andern, und endlich ergießt er ſich in den Milch-Bruſtgang. Der untere Theil ſteht mit dem obern in Verbindung; er durchbohrt gleichfalls das Zwerchfell, und nimmt ſeinen Weg längſt dem untern

Rande der lezten Rippe; am Anfange dieſer Rippe theilt er ſich, und kommt zu zwey Drüſen. Die aus dieſen Drüſen hervorkommenden Zweige vereinigen ſich in einen Stamm, welche zwiſchen derſelben Rippe und dem lezten Rücken-Wirbel auf eine andere Drüſe trifft. Aus dieſer Drüſe kommen verſchiedene Zweige zum Vorſchein, welche, indem ſie durch verſchiedene Drüſen gehen, ſich in einen oder zwey Stämme vereinigen, die über dem eilften Rücken-Wirbel ſich in den Milch-Bruſtgang ergießen.

c) Die dritte Partie beſteht aus verſchiedenen Gefäßen; welche zwiſchen dem rechten und dem Hänge-Bande liegen. Einige vereinigen ſich mit dem vorerwähnten obern Theile der zweyten Partie; andere vereinigen ſich ebenfalls, durchbohren das Zwerch-Fell, und geben zu denjenigen Drüſen, welche in der Gegend an der Hohl-Ader, wo dieſelbe durch das Zwerch-Fell dringt, und an andern Stellen, um die Speiſe-Röhre (Oeſophagus) herum, ihren Siz haben; von dieſen Drüſen begeben ſie ſich zu andern, und endigen ſich zulezt in dem Milch-Bruſtgange auf ſeinem Wege durch die Bruſt-Höhle. Die übrigen gehen zwiſchen dem rechten Schenkel des Zwerch-Felles und der Hohl-Ader weg, und laufen zu den erwähnten Drüſen; von dieſen gehen ſie zu andern, und endlich in den Milch-Bruſtgang.

d) Die vierte Partie beſteht aus 3 oder 4 Stämmen, welche ſich in die Spalte der Leber hinab ſenken, wo dieſes Eingeweide an dem Hänge-Bande befeſtigt, und worin die Nabel-Blutader befindlich iſt. Dieſe Gefäße gehen durch dieſe Spalte, nachdem ſie mit den tief liegenden ſich eingemündet (anaſtomoſiret) haben, und laufen durch die Gliſſonſche Kapſel zu zwey Drüſen, welche am innern Theile des untern Magenmundes (Pylorus) liegen, wo der Zwölffinger-Darm ſeinen Anfang nimmt. Es nehmen viele Stämme von den tief liegenden lymphatiſchen Gefäßen ihren Weg auch zu dieſen Drüſen, deren bey Beſchreibung dieſer leztern Erwähnung geſchehen wird.

e) Die fünfte Partie machen einige Zweige aus, welche von den untern Rändern dieſes rechten Leber-Flügels, und den nahe an dieſen Rändern gelegenen Theilen, entſtehen. Sie vereinigen ſich unter der Gallen-Blaſe in einen oder zwey Stämmen. Eben dieſelben Gefäße von

 der

der erhabenen Fläche der Leber gehen über die Ränder hinweg, ſenken ſich in den hohlen Theil hinab, und vermiſchen ſich mit den Gefäßen dieſes Theiles; ſie werden daher bey der Betrachtung der Gefäße des hohlen Theiles der Leber mit beſchrieben werden.

Die lympathiſchen Gefäße des linken Leber-Flügels kann man in zwey Partien abtheilen. Die erſte begreift diejenigen unter ſich, welche zu dem Hänge-Bande gehen, und ſich mit denen von der erſten Partie des rechten Leber-Flügels vereinigen, welche bereits beſchrieben worden ſind. Die zweyte Partie machen diejenigen aus, welche zu dem linken Bande gehen, und von denen einige die obern, die andern aber die untern genannt werden können. Die untern gehen mit 4 bis 5 Zweigen zu einigen Drüſen, welche unter dem Grunde des Magens nahe an dem ausgehöhlten und obern Theile der Milz ihren Sitz haben. Von dieſen Drüſen nehmen ſie ihren Weg zu einigen andern, welche unter dem linken Theile der Gekröſe-Dürſe (Pancreas) liegen, wo ſie ſich mit den lympathiſchen Gefäßen der Milz vereinigen, und mit denſelben ſich in den Milch-Bruſtgang ergießen. Von den obern, welche nach innen zu liegen, biegen ſich einige Zweige zurück, und ziehen ſich unter die Speiſe-Röhre; andere aber gehen oben auf die Speiſe-Röhre, und begeben ſich zu einigen Drüſen, die an der innern Seite und unter demjenigen Theile des Magens liegen, welcher nahe an der kleinen Krümmung deſſelben befindlich iſt. Von dieſen Drüſen laufen ſie zu andern, welche man zwiſchen der kleinen Krümmung des Magens und dem kleinſten Leber-Flügel (Lobulus Spigelii) bemerkt. Es gehen auch einige von den tief liegenden Gefäßen der Leber zu eben denſelben Drüſen, und ergießen ſich ſodann mit den vorigen Gefäßen in den Milch-Bruſtgang, nachdem ſie zuvor noch andere, unter der Gekröſe-Drüſe gelegene Drüſen zurückgelegt haben. Einige von dieſen obern lymphatiſchen Gefäßen durchbohren das Zwerch-Fell, und begeben ſich zu Drüſen, die rings um die Hohl-Ader herum liegen; von dieſen gehen ſie zu andern, und endlich in den Milch-Bruſtgang auf ſeinem Wege durch die Bruſt-Höhle.

2. Die lympathiſchen Gefäße der hohlen Fläche der Leber, laſſen ſich in zwey Claſſen eintheilen, nähmlich:

in

in die, welche in dem linken, und in die, welche in dem rechten Leber-Flügel befindlich ſind.

Die in der hohlen Fläche des rechten Flügels befindlichen, machen 3 Partien aus. Zu der erſten gehören diejenigen, welche man auf der rechten Seite der Gallen-Blaſe findet. Die der Gallen-Blaſe am nächſten gelegenen Gefäße von dieſer Art vereinigen ſich mit den tief liegenden, welche durch die Gliſſonſche Kapſel aus der Leber herausgehen; diejenigen hingegen, welche mehr auf der rechten Seite liegen, gehen über die Hohl-Ader weg, und kommen zu zwey Drüſen, wohin auch die von dem vordern und Seiten-Theile des Darm-Felles, und einige von der rechten Niere, ihren Weg nehmen.

Zu der zweyten Partie gehören diejenigen lymphatiſchen Gefäße, welche, wie ich bereits geſagt habe, von dem erhabenen Theile der Leber, und die, welche aus dem hohlen Theile derſelben aus der Gegend des Grundes der Gallen-Blaſe entſpringen. Dieſe Gefäße laufen über die Gallen-Blaſe weg, bilden daſelbſt gleichſam ein Netz, und vereinigen ſich ſodann in zwey Theile, nähmlich in die obern und untern Gefäße. Die obern gehen zu einer am obern Theile des Halſes der Gallen-Blaſe gelegenen Drüſe, und von dieſer zu andern ſehr beträchtlichen Drüſen, welche unter dem Zwölffinger-Darme ihren Sitz haben, zu welchen auch viele von den tief liegenden Gefäßen ihren Lauf nehmen. Die untern ziehen ſich nach einer ſehr großen Drüſe zu, zu der auch viele von den tief liegenden, und ſodann von dieſer zu den vorhin erwähnten Drüſen gehen. Zu der dritten Partie gehören die unter der Gallen-Blaſe befindlichen lymphatiſchen Gefäße, welche aus 3 bis 4 Stämmen beſtehen, die ſich mit den, von der Gliſſonſchen Kapſel kommenden, tief liegenden Gefäßen vereinigen.

Die in der hohlen Fläche des linken Flügels vorhandenen lymphatiſchen Gefäße vereinigen ſich mit einander; nähmlich die von der rechten Seite mit den tief liegenden der Gliſſonſchen Kapſel; die von der linken Seite, mit denjenigen tief liegenden, welche zwiſchen dieſem und dem kleinſten Flügel hervorkommen; und die, welche aus dem kleinſten Flügel ſelbſt entſpringen, vereinigen ſich ebenfalls mit denſelben.

Auf der ganzen Oberfläche der Leber erblickt man eine Menge lymphatiſcher Gefäße, welche ſich in die Subſtanz derſelben hinab ſenken. Es ſind dieſes einige Zweige der tief liegenden Gefäße, welche ſich auf der Oberfläche dieſes Eingeweides vertheilen. In der hohlen Fläche kommen dieſelben, und zwar beſonders in einigen Leichnamen, weit häufiger zum Vorſchein, ſonſt aber bemerkt man nur eine von den oberflächigen Gefäßen.

3. **Die tief liegenden lymphatiſchen Gefäße der Leber**, ſind nicht minder zahlreich, als die oberflächigen. Sie folgen dem Laufe der Blut-Gefäße und der Gallen-Gänge. Einige erſtrecken ſich bis auf die Oberfläche, vertheilten ſich daſelbſt, und vereinigen ſich mit den oberflächigen. Dieſe Gefäße gehen in Bündeln, welche die Pfort-Ader, die Leber-Schlagader und die Gallen-Gänge umgeben, aus der Leber heraus; auch kommen ſie aus der Spalte zwiſchen der hohlen Fläche des linken und des kleinſten Leber-Lappens bündelweiſe hervor. Einige von denen, welche mehr links liegen und aus dieſer Spalte kommen, folgen der Richtung des kleinen Netzes (Epiploon), und gehen mit andern tiefer gelegenen Gefäßen zu den Drüſen, welche man zwiſchen der kleinen Krümmung des Magens und dem Spigelſchen Leber-Lappen findet. Zu dieſen Drüſen gehen auch diejenigen lymphatiſchen Gefäße des Magens, welche ſich aus dieſem Eingeweide nach der kleinen Krümmung deſſelben zu, ziehen, und einige von der erhabnen Fläche des linken Leber-Flügels die ich bereits beſchrieben habe. Einige dieſer Gefäße ſtoßen, ſo wie ſie aus der beſagten Spalte hervor treten, auf eine kleine Drüſe, und begeben ſich ſodann zu den vorerwähnten Drüſen; ſie gehen von einer Drüſe zu der andern, und ziehen ſich von der linken nach der rechten Seite zu, wo einige zu einer ſehr beträchtlichen Drüſe laufen, welche an der rechten Seite des kleinſten Lappens ihren Sitz hat. Dieſe Drüſe erreichen auch die von der rechten Seite der erwähnten Spalte kommenden, und einige von denjenigen Gefäßen, welche in der Gliſſonſchen Kapſel mit eingeſchloſſen ſind; da hingegen andere unter dem linken Theile der Gekröſe-Drüſe weg, und zu andern daſelbſt vorhandenen Drüſen gehen. Noch andere Gefäße der Leber, nebſt einigen von der Milz und den Därmen, kommen ebenfalls in denſelben, gehen mit

ihnen bis zu der rechten Niere gegenüber, und helfen mit den von den Nieren, den Hoden und den untern Gliedmaßen kommenden lymphatiſchen Gefäßen, den Milch-Bruſtgang formiren, nachdem ſie zuvor verſchiedene Geflechte gemacht haben, und durch verſchiedene Drüſen, deren einige zwiſchen der Aorta und Hohl-Ader, und andere über, neben und unter dieſen Gefäßen ihren Sitz haben, hindurch gegangen ſind. Von den mit der Pfort-Ader, der Leber-Schlagader und dem Leber-Gallengange aus der Leber gehenden Gefäßen, laufen die links gelegenen zu der oben erwähnten Drüſe, die übrigen, deren Menge ſehr groß iſt, dringen mit den oberflächigen in eine ſehr beträchtliche Drüſe, welche über der kleinen Portion des Pancreas liegt, zu welcher auch einige lymphatiſche Gefäße der Därme kommen; ſodann gehen ſie zu andern Drüſen, vermiſchen ſich mit den leztgenannten Gefäßen, und tragen nebſt denſelben zu der Bildung des Milch-Bruſtganges etwas bey. Die von der großen Krümmung des Magens entſpringenden Gefäße endigen ſich in eben denſelben, um das Pancreas herum gelegenen Drüſen, nachdem ſie zuvor viele Drüſen durchdrungen haben, welche längſt der großen Krümmung des Magens ihren Sitz haben.

Der innere Bau der Leber beſteht demnach aus dieſen ſämmtlichen Gefäßen, und etwas wenigem, jedoch ziemlich feſten Zell-Stoff. So weit man bis jezt dieſe Gefäße verfolgt hat, fand man immer einen Zweig der Pfort-Ader, der Leber-Schlagader, des Gallen-Ganges, und nicht ſelten einen, oder mehrere Saugader-Aeſte, neben einander bündelweiſe liegen. Die Aeſte der Leber-Blutadern liegen, gegen die übrigen, mehr nach auſſen, und werden weniger genau mit den angeführten Bündeln vereiniget. Jedes Gefäß hat um ſich ein eigenes Zell-Gewebe, welches daſſelbe an andere befeſtigt; aber es liegt auch noch ein eigenes um die gebildeten Gefäße-Bündel, ſo, daß für Feſtigkeit und Sicherheit hinlänglich geſorgt iſt. Die lezten Aeſte der Pfort-Ader, der Leber-Blut- und Schlagader, ingleichem des Gallen-Gan-

ges,

ges, werden durch Hülfe des Zell-Gewebes in gewiſſe, einiger Maſſen ſechseckige Körner vereiniget, und mit einem ſchlaffen Zell-Stoffe umgeben. In dieſen unregelmäßigen Verwickelungen findet eine wechſelweiſe Verbindung zwiſchen den Aeſten der Pfort-Ader und der Leber-Schlagader mit den Wurzeln der Leber-Blutadern, und der Pfort-Ader mit den Anfängen der Gallen-Gefäße, Statt. Durch dieſe Bau-Art iſt dieſes Eingeweide zu einem der künſtlichſten, aber auch zugleich zum ſchwerſten, feſteſten und größten in der Bauch-Höhle gemacht worden.

Da eine genaue anatomiſche Unterſuchung der Leber ſich auf glückliche Einſprützungen ihrer ſämmtlichen, oder einzelnen Gefäße gründet, ſo iſt vor allen Dingen auf die gehörige Wahl dieſes Eingeweides zu ſehen. Von kranken Lebern wird, auch bey Anwendung der beſten Kunſtgriffe, wenig oder nichts zu erwarten ſeyn. Auch die aus alten Körpern, wenn ſie auch übrigens geſund ſeyn ſollten, ſind nicht ſehr brauchbar. Nicht alle Lebern endlich, wenn ſie auch geſund und aus jungen Leichnamen genommen ſind, geben die beſten ab, weil, wie häufige Verſuche bewieſen haben, auf die Art des Todes ſehr vieles ankommt. Die von jungen todgebluteten Perſonen, oder, nach **Walter's** Verſuchen (6), die, ſo von Perſonen genommen werden, welche an ſchleichenden oder hektiſchen Fiebern geſtorben ſind, ſind unſtreitig, wenn ſich nicht Local-Fehler an ihnen bemerken laſſen, die beſten.

Hat man nun in der Wahl die gehörige Vorſicht beobachtet, ſo wäſſert man die mit einem Stücke von der Hohl-Ader ausgeſchnittene Leber in warmen Waſſer

(6) *Frid. Aug. Walter* annotationes academicae, Berol. 1786, 4. Die 2te Abh. handelt de hepate et veſica fellea.

ſer etliche Stunden aus, durchwärmt ſie gehörig; drückt gelinde ſo viel Blut aus ihr, als nur immer gehen will, und ſchreitet zur Einſprützung. Die Pfort-Ader wird mit einer blauen, die Leber-Blutader mit einer grünen, die Leber-Schlagader mit einer rothen, und der Gallen-Gang mit einer gelben oder braunen feinen, doch körperlichen Maſſe angefüllet, indeſſen der Druck der Sprütze gemäßiget, damit die Maſſe des einen Gefäße-Syſtemes nicht in ein anderes zu geſchwinde übergehe. Nach vollbrachter Arbeit wird dieſe Leber zu fernern Unterſuchungen im Weingeiſte mit Salmiak-Geiſt oder Salz-Säure vermiſcht, aufgehoben, und eine andere vorgenommen, in welcher die Schlag-Ader mit eben der rothen, die Pfort-Ader aber mit blauer Maſſe eingeſprützet wird. Unter glücklichen Umſtänden, wird die Leber-Blutader durch die Pfort-Ader mehr oder weniger angefüllt erſcheinen. Füllet man in einer dritten Leber die Schlag-Ader mit rother, und den Gallen-Gang mit gelber oder brauner Maſſe an, ſo wird die Schlag-Ader-Maſſe in die Aeſte der Pfort-Ader und der Leber-Blutadern übergehen. Sprützt man in einer vierten Leber einzig die Pfort-Ader mit blauer Maſſe ein, ſo geht die Maſſe häufig in die Blut-Adern, etwas ſparſamer in den Gallen-Gang, und am wenigſten in die Schlag- und Saug-Adern über. Bey fortgeſetztem mäßigen Drucke aber können jedoch alle Syſteme gleich gut angefüllet werden, und an der obern und untern Fläche der Leber wird endlich, beſonders in Embryonen, wo der äuſſere Ueberzug der Leber ſehr dünn iſt, in Schweiß-Geſtalt die blaue Maſſe hervor dringen. Treibt man in einer fünften Leber die grüne Injections-Maſſe einzig in die Leber-Blutadern, ſo geſchieht der Uebergang größten Theils in die Pfort-Ader, zum Theil aber auch in den Gallen-Gang und in die Leber-Schlagader. Sprützt man in einer ſechsten Leber

ber

der einzig die Schlag-Ader mit rother Maſſe ein, ſo geht, doch nur in ſehr glücklichen Fällen, die Maſſe in die Blut- und Pfort-Ader über. Wird endlich in einer ſiebenten Leber bloß der Gallen-Gang mit ſeiner gelben Maſſe eingeſprützt, ſo füllen ſich, wenn es glücklich von Statten geht, die Aeſte der Pfort- und Blut-Ader, der Schlag-Ader, und das ſämmtliche Syſtem der Saug-Adern an. Der Injection der Saug-Adern mit Queckſilber, iſt oben Erwähnung geſchehen.

So verſchieden auch die Maſſen zu Injectionen für die verſchiedenen Gefäße-Syſteme gefärbt werden können, ſo iſt es doch beſſer, für ein gewiſſes Gefäße-Syſtem eine eigene zu wählen, und ſie für dieſe Gattung der Gefäße bey den auf verſchiedene Weiſe anzuſtellenden Verſuchen beyzubehalten, weil ſonſt leicht Irrthum und Verwirrung entſtehen kann, wenn man das Reſultat aus der ganzen Arbeit ziehen will. Iſt alſo die Pfort-Ader bey der erſten Leber mit grüner Maſſe angefüllt worden, ſo muß man ſich ihrer auch bey der vierten Leber bedienen, wo ſie einzig und allein eingeſprützet wird. Auch rathe ich, wenn Lebern genug vorhanden ſind, nicht eher die Unterſuchung über ihre innere Bau-Art anzufangen, als bis man mehrere auf die eben angegebene Weiſe eingeſprützt hat. Hat man indeſſen dieſen Vorrath nicht, oder will man Lebern, die ſchon eingeſprützt ſind, nicht ſo lange aufbewahren, bis man alle verſchiedene Einſprützungen vollendet hat, ſo muß freylich zur genauern Unterſuchung geſchritten werden. Sie wird aber auf folgende Weiſe angeſtellt. Man corrodirt oder macerirt Lebern, deren ſämmtliche Gefäße eingeſprützt ſind, entweder ganz, oder ſtückweiſe. In dieſer Abſicht ſchüttet man Säuren auf dieſelben, wiſcht mit feinen Glas-Pinſeln die zerfreſſene Subſtanz der Leber hinweg, und fährt damit ſo lange fort,

bis die verſchiedenen Gefäße ſichtbar werden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man keine große Portionen zu dieſer Arbeit nehmen darf, und daß man ſie höchſt vorſichtig behandeln müſſe, wenn man ſeines Endzweckes gewiß ſeyn will. Auch ſieht man leicht ein, daß, bey dieſer Behandlung, alles Merkwürdige noch nicht ſo zu ſehen ſey, daß man vollen Aufſchluß über die künſtliche Bau-Art dieſes Eingeweides erlangen könnte. Man muß daher noch andere Kunſtgriffe anwenden, und ſich keine Mühe verdrießen laſſen, endlich dahinter zu kommen. In dieſer Abſicht nimmt man Stücke von Lebern vor, wo nur Eine Gattung Gefäße eingeſprützt iſt, ſchneidet diejenigen Gefäße, in welche die eingeſprützte Maſſe übergetreten iſt, ſo weit auf, bis man ſo glücklich iſt, auf die Stellen zu ſtoßen, wo der Uebergang geſchehen iſt. Will man ſich dieſe ſo mühſame Arbeit erleichtern, ſo ſchneidet man, in verſchiedenen Richtungen, dünne Scheiben aus dergleichen Lebern, läßt ſie trocken werden, und überſtreicht ſie fleißig mit Terpenthin-Oehl, damit ſie einigen Grad von Durchſichtigkeit erhalten. Nicht alle von dieſen Scheiben, aber doch einige, werden hier und da durch einen glücklichen Schnitt ſo gerathen ſeyn, daß man auf Einmündungen (Anaſtomoſes) ſtößt. Die beſten von ihnen werden entweder trocken, oder in Terpenthin-Oehl, aufbewahrt. Macht man Scheiben perpendikulair, d. h. von der obern zur untern Fläche der Leber, und betrachtet ſie nach oben, mitten und unten, ſo findet ſich in wohlgerathenen Schnitten eine baumähnliche Verbreitung der Pfortader-Aeſte, die ſo ſtark iſt, daß die gefäßreiche Bau-Art dieſes Eingeweides größten Theils von ihr herzurühren ſcheint. Auch bemerkt man nach vielen Windungen und Verbreitungen dieſer Aeſte, theils den Uebergang in die Leber-Blutadern, theils die Endungen in die Gallen-

len = Gänge. Ueberdies erſcheinen die Aeſte dieſes Gefäße = Syſtemes etwas zuſammengedrückt oder platt, und die feinſten Endungen etwas wulſtig oder aufgeſchwollen, ſo, daß man durch dieſes charakteriſtiſche Merkmahl im Stande geſezt wird, ſie von allen übrigen zu unterſcheiden. Die lezten und feinſten Zweige der Schlag = Adern ſieht man zum Theil in das Zell = Gewebe der Leber ſich begeben, größten Theils aber in die Pfortader = Aeſte ſich einpflanzen, nachdem ſie ſich in Stern = Geſtalt durch die Leber = Maſſe ausgebreitet haben. Die Aeſte der Leber = Blutadern erſcheinen größer und ſtärker, als die übrigen, und ihre Verbindungen mit der Pfort = Ader deutlicher, als irgend etwas. Endlich läßt ſich der einfache Gang der Gallen = Gefäße, wie dürre und platte Baum = Aeſte, leicht bemerken, und ihre Verbindung mit der Pfort = Ader und den Saug = Adern nach einiger Mühe auffinden. Macht man ſich Scheiben in verſchiedenen Richtungen ſchief durch die Leber, ſo ſieht man an ihnen faſt eben das, was an den vorigen geſchehen werden konnte, nur weniger deutlich und beſtimmt. Schneidet man horizontale Scheiben, d. i. ſolche, die mit beyden Leber = Flächen parallel laufen, aus der Tiefe und von der Oberfläche dieſes Eingeweides, und hat man an einigen das Bauch = Fell zurück gelaſſen, an andern aber weggenommen, ſo ſieht man an den erſtern, daß dieſe Haut von der Leber keine Gefäße bekommt, ſondern ihre eigenen Gefäße beſitzt, welche anderswo herkommen, und keine Gemeinſchaft mit den Leber = Adern haben. An den leztern nimmt man wahr, daß die verſchiedenen Gattungen der Gefäße nicht ſo häufig, wie innen, mit einander anaſtomoſiren, ſich größten Theils von auſſen nach einwärts ſchlagen, und nur kleine Aeſtchen zurück laſſen, die ſich hier ſtrahlenförmig ausbreiten und im Zell = Gewebe verlieren. Die Scheiben, welche aus der Mitte

genom=

genommen ſind, zeigen eben das, was die vorigen ſenkrecht geſchnittenen gezeigt haben. Am beſten verwahrt man ſie zum fernern Gebrauch im Branntweine, der mit etlichen Tropfen Salz-Säure vermiſcht iſt. Sie zu trocknen, iſt nicht in jedem Falle rathſam, weil dadurch mehr verſchwindet, als man gern ſieht.

Ein anderer Verſuch, den man noch mit Lebern anſtellen kann, in welchen bloß die Schlag-Ader eingeſprützt iſt, beſteht darin, daß man mit Vorſicht und Fleiße den Stamm nebſt den Aeſten der Pfort- und Blut-Ader, ingleichem des Gallen-Ganges, aus der Leber-Maſſe heraus präparirt, aufſchneidet und trocknet, oder ganz in Flüſſigkeiten aufbewahrt. Iſt man bey dieſer Arbeit mit gehöriger Geſchicklichkeit zu Werke gegangen, ſo zeigt ſich rings um dieſe Gefäße ein überaus ſchönes Netz von feinen Schlag-Adern, die dieſen Canälen ohne Zweifel zur Ernährung dienen.

Hat man ſich von dieſem Eingeweide die angegebenen Präparate verfertigt, und ſie gehörig aufbewahrt, ſo iſt nichts weiter zu thun übrig, als daß man noch, wofern man es für nöthig erachtet, einige ganze Lebern, der Form und Größe wegen, die ſie in verſchiedenen Perioden des menſchlichen Lebens haben, aufhebt, und bey Embryonen dahin ſieht, daß die Nabel-Blutader und der Blutader-Gang gut betrachtet werden können. Die hierzu nöthigen Handgriffe werde ich im Art. **Leibes-Frucht**, bey Beſchreibung der Einſprützung und Zubereitung derſelben, anzeigen.

Nerven hat die Leber eher viele, als große, daher ſchmerzt ſie bey Verwundungen und Entzündung nur mäßig. Ihr Urſprung iſt doppelt. Die meiſten kommen von dem großen knotigen Geflechte des Eingeweide-Aſtes, des ſympathiſchen, mit Hinzufügung eines Aſtes vom hintern Geflechte des umſchweifen-

den Pares; ſie begleiten die Leber-Arterie, laufen rings um ihren Stamm, und gehen mit ihr und der Pfort-Ader in die Leber. Ein anderes Bündel pflegt mit dem Blutader-Gange beyzutreten, welches von dem hintern Geflechte des umſchweifenden Pares, auch bisweilen von dem großen Geflechte entſpringt.

So wenig auch der eigentliche Nutzen der Leber den Alten bekannt war, (wovon ich im Art. **Leber-Fluß** Beweiſe anführen werde,) ſo weis man doch heut zu Tage deſto zuverläſſiger, daß ſie eigentlich zur Abſonderung und Ausarbeitung der Galle beſtimmt iſt. Hiernächſt hat ſie auch einen offenbaren Nutzen in der Leibes-Frucht (dem Embryo), das aus dem Mutter-Kuchen zurückkommende Blut durchzulaſſen, und ſeinen Andrang, wie es ſcheint, zu brechen. Auch im erwachſenen Menſchen hat ſie den, doch weniger offenbaren, Nutzen, den Rückfluß des Blutes aus den Eingeweiden, die zur Bereitung des Speiſe-Saftes beſtimmt ſind aufzuhalten.

Was beſonders die **Leber der vierfüßigen Thiere** betrifft, ſo iſt dieſelbe, nach der gemeinen Meinung, eine in dem Bauche enthaltene drüſige Maſſe. Man bemerkt daran:

1. die **Lage**, an der vordern Seite dieſer Höhle. Dieſes Eingeweide nimmt nicht allein dieſen Theil ein, ſondern es erſtreckt ſich auch in denjenigen Theil, welchen die Zergliederer des menſchlichen Körpers die hypochondriſche Gegend nennen. In den wiederkäuenden Thieren liegt ſie nur auf der rechten Seite.

2. Die **Farbe** iſt dunkler und ſchwärzer, als die der menſchlichen Leber; aber nicht ſo ſchwarz, als in den eben erwähnten Thieren.

3. Den **Umfang** oder die **Größe**. Die Leber des Pferdes hat ungefähr $2\frac{1}{2}$ Fuß im Umfange, und ihre Dicke iſt an ihrem ſtärkſten Theile 4 Zoll. Bey dem Rindviehe iſt der Umfang, oder die Größe, geringer;

ringer; ſie iſt bey dieſem Thiere $1\frac{1}{2}$ Fuß lang, und 1 F. breit; ihre Dicke kommt mit der von dem Pferde an dem Orte, wo ſie am dickſten iſt, überein. Die Leber des Schafes hat, verhältnißmäßig, einen größern Umfang; er beträgt ungefähr 10 Zoll in der Länge und Breite, und ihre Dicke gleicht ungefähr der Dicke der Leber vom Rindvieh.

4. Ihre vordere Fläche iſt erhaben, ſehr glatt, und ſtößt an das Zwerch-Fell.

5. Ihre hintere Fläche iſt breit; an gewiſſen Orten ausgehöhlt; und hat Ungleichheiten, welche Spalten, Löcher und Erhöhungen vorſtellen. Die Leber der widerkäuenden Thiere hat eine äuſſere und eine innere Fläche. Die erſtere iſt gleichfalls glatt, erhaben oder gewölbet, und ſtößt an die falſchen Rippen; die zweyte iſt theils erhaben, und theils vertieft, ſtößt an den Wanſt an; und hat einige Spalten, wie auch einige Löcher.

6. Den Rand, der ihren Umfang ausmacht, und welcher ſehr dünn iſt. In den wiederkäuenden Thieren iſt er verhältnißmäßig an der Seite der Wirbel-Beine, und an dem hintern Theile, viel dicker.

7. Die Spalten, die ſich an dieſen Rand erſtrecken, und welche ſie in verſchiedene Portionen theilen, die eben ſo viele Stücke ausmachen.

8. Die Stücke oder die Lappen der Leber, an der Zahl drey: ein großer, ein mittlerer, und ein kleinerer. Der erſte begreift die ganze große Portion in ſich, welche auf der rechten Seite iſt, ſich von dem obern Theile derſelben bis den erſten Spalt ausbreitet, und an ſeinem Ende ein Läppchen hangend hat, deſſen Figur pyramidaliſch iſt; dieſes Läppchen, welches durch ein Seiten-Ligament unterſtützt wird, bedeckt einen Theil der rechten Niere, und eben dieſes Läppchen enthält in einer Vertiefung den vordern Theil dieſer Niere. Der zweyte, oder der mittlere,

begreift alles das, was auf der linken Seite iſt, und wird von dem erſten Spalte, der ſich auf dieſer Seite befindet, begränzet. Der dritte endlich, oder der kleine, nimmt den Raum ein, welcher zwiſchen dieſen beyden Spalten iſt; er iſt gleichſam gezackt, d. i. durch 2 oder 3 Spalte in drey, zuweilen in 4 Läppchen zertheilt.

Bey den mit dem Pferde verglichenen Thieren findet man dieſelbe Zahl von Lappen oder Stücken, nähmlich: einen vordern, einen mittlern, und einen hintern. Der vordere iſt viel dünner; er dehnt ſich bis an den erſten Spalt aus, in welchen die Nabel-Blutader hinein dringt. Der mittlere iſt viel dicker; er erſtreckt ſich von dem erſten Spalte an, bis an den zweyten. Bey dem Schafe iſt in dieſem Lappen eine Höhlung, worin ein Theil der Gallen-Blaſe liegt. Der dritte, oder der hintere, iſt der kleinſte; er liegt vor den rechten Nieren. Zuweilen erſcheint bey dieſen Thieren die Leber nur in Geſtalt eines einzigen Lappens, und die beyden andern zeigen ſich dabey nur als Anhänge.

9. Das Läppchen, welches man bey dem Menſchen das Läppchen des Spigelius nennt, iſt eine Art von Fortſatz an der Leber, und entſteht hier von einer weniger merklichen Erhöhung, als man ungefähr an der Mitte der hintern Fläche dieſes Eingeweides wahrnimmt.

10. Die dreyeckige Höhle, von ungefähr 2 Zoll in der Tiefe, welche in dem größten, d. i. in dem Spalte, welcher den großen Lappen von dem kleinen abſondert, angetroffen wird. Die Nabel-Blutader dringt in den Grund dieſer Höhle ein, und iſt übrigens bey Erwachſenen von keinem Nutzen. Eben dieſe Höhle, welche bey den wiederkäuenden Thieren gar oft einen wahren Gang oder eine Röhre ausmacht, ſcheidet den vordern Lappen von dem mittlern, er

ſtößt

ſtößt an die drey lezten falſchen Rippen an, und nimmt ebenfalls die Nabel-Blutader auf, welche, um dahin zu gelangen, ſich nach der rechten Seite wendet. Bey dem Schafe iſt dieſe Höhle auch viel beträchtlicher.

11. Die Vertiefung, welche die alten die Pforte der Leber genannt haben, und weshalb ſie der an dieſem Orte eindringenden Blut-Ader den Nahmen der Pfort-Ader beygelegt haben, welche bey den erwähnten Thieren noch viel größer iſt. Dieſe ziemlich große Vertiefung iſt in der Mitte des ausgehöhlten Theiles dieſes Eingeweides, und in der Nachbarſchaft des Endes von dem großen Spalte.

12. Die beträchtlichen Löcher, die in eben dieſer Vertiefung ſind; die weiteſten ſind zum Durchgange der Aeſte der Pfort-Ader beſtimmt, die andern dienen zum Durchgange der Zweige der Leber-Puls-Ader, und geſtatten dem Canale, welcher den Nahmen von der Leber hat, einen Ausgang.

13. Die beträchtliche Rinne, welche auf derſelben Seite, und nahe an den Wirbelbeinen, die Hohl-Ader in ſich ſchließt; die aber bey den wiederkäuenden Thieren ſehr geringe iſt, indem ſie nur ungefähr ein Drittel von der Hohl-Ader verbirgt.

14. Der runde Ausſchnitt, welcher 1 Zoll breit von dieſer Rinne entfernt iſt, und durch welchen die Speiſe-Röhre, bey ihrem Austritte aus der Bruſt, ſchlüpfet. Bey den wiederkäuenden Thieren fehlt dieſer ganz.

15. Die Subſtanz. Wenn man alle Gefäße, die in ihr Gewebe hinein gehen, abrechnet, ſo kann man nicht ſagen, es beſtehe dieſes Eingeweide aus einem verdickten Blute, welches man in alten Zeiten das Parenchyma der Leber genannt hat, ſondern es iſt aus kleinen, auf einander gehäuften drüſigen Körperchen zuſammengeſezt, welche man vermittelſt des

Einweichens oder Wäſſerns, des Kochens oder des Vergrößerungsglaſes, entdeckt, und eben dieſe Körperchen ſtoßen auf die Gefäße.

16. Die Häute, welche bey den wiederkäuenden Thieren viel feſter zuſammen hangen; an der Zahl zwey. Die eine davon iſt die allgemeine, die andere aber iſt die beſondere. Die erſte entſpringt von dem Bauch-Felle, welches an dem Orte, wo es das Zwerch-Fell nicht überzieht, oder vielmehr an dem Orte des Mittelpunctes der ſehnigen Ausbreitung, ſich in ſich ſelber vertieft, und dieſem Eingeweide eine ſehr große und beträchtliche Taſche darbiethet, die es umſchließt. Die zweyte, die vermittelſt des Zellgewebes mit der erſten vereinigt iſt, hängt ſehr feſt an der Leber an, ſchleicht ſich in die Subſtanz ſelbſt hinein, und dringt zwiſchen die kleinen drüſigen Körperchen dieſes Eingeweides.

17. Die Verbindung a) mit der Hohl-Ader, und b) mit dem Zwerch-Felle, welche theils durch Anhangen, theils durch feſtere Ligamente, geſchieht. Die Verbindung durch das Anhangen geſchieht 7 bis 8 Quer-Finger breit unmittelbar an dem Zwerch-Felle, an dem Orte, wo das Bauch-Fell ſie nicht bedeckt; und die Leber die an dieſer Gegend angeleimt zu ſeyn ſcheint, wird überdies noch durch weißliche Fäſerchen daran befeſtigt, welche in ihre Subſtanz eindringen. Bey den wiederkäuenden Thieren geſchehen die Verbindungen an dem Zwerch-Fell, an der Hohl-Ader, an der Gekröſe-Drüſe, an dem Netze und an dem Pſalter; die Verbindung mit dem Zwerch-Felle geſchieht aber nicht vermittelſt weißlicher Fäſerchen, noch auch durch ein Ligament, von welchen beyden man hier keine Spuren findet.

18. Die Bänder oder Ligamente, an der Zahl drey, nähmlich zwey Seiten-Ligamente, und ein mittleres. Die Seiten-Ligamente, eines an der rechten, und das andere

andere an der linken Seite, ſind einander ungefähr gleich, man mag auf ihre Geſtalt, oder ihre Erſtreckung, Rückſicht nehmen. Beyde entſpringen von der gemeinſchaftlichen Haut, das eine geht von dem großen, und das andere von dem mittlern Lappen der Leber, und beſtändig auf der vordern Fläche, ab, und endigen ſich in dem Zwerch-Felle; bey den wiederkäuenden Thieren aber an den falſchen Rippen. Das dritte, oder das mittlere, iſt das anſehnlichſte darunter; man nennt es auch das ſichelförmige Ligament, weil es bey ſeinem Anfange eine Spitze darſtellt, und hierauf breiter wird, jedoch weniger hier, als bey dem Menſchen, wenn es ſich von der Seite des Eingeweides zwiſchen den Seiten-Ligamenten, und faſt in der Mitte der Leber, fortpflanzt. Es wird gleichfalls durch eine Falte des Bauch-Felles hervorgebracht, welche von der Seite des Nabels ab, längſt der erhabenen Fläche fortgeht, und ſich ebenfalls in dem Zwerch-Felle endigt. In den wiederkäuenden Thieren geht es mit der Nabel-Blutader längſt dem mittlern und rechten Seiten-Theile, bis an die dreyeckige Höhlung, fort. Alle dieſe Ligamente ſchließen überdies die Ränder der Leber ein, und unterſtützen dieſelben, da ſie ſonſt wankten, und bey einer gewaltſamen Handlung des Thieres auf die Därme fallen würden. Dieſes Eingeweide, welches bloß vermittelſt der kronenartigen Anhänge befeſtigt, übrigens aber durch den Magen und durch den ganzen Bündel der Därme, die keinen leeren Raum im Bauche laſſen, unterſtützt iſt, iſt weder einer Verrückung eines oder des andern Theiles, noch dem Zerren der Ligamente, und der Portionen, an welche ſie befeſtigt ſind ausgeſetzt.

19. Die Puls-Adern. Dieſes Eingeweide hat nur eine einzige, und dazu, im Verhältniß der Größe deſſelben wenig beträchtliche Puls-Ader. Sie entſpringt aus der Bauch-Pulsader (coeliaca), geht

von ihrem Urſprunge ſchief auf die rechte Seite niederwärts, und nachdem ſie die rechte vom Magen nach dem Netze hinlaufende (gaſtro-epiploica dextra), und die Puls-Ader des untern Magenmundes (pylorica) von ſich ausgeſchickt hat, verſenkt ſie ſich in die Subſtanz der Leber, in der Gegend der Vertieſung in der Mitte der vertieften Fläche, worin ſie ſich verliert, nachdem ſie ſich gleich anfangs wieder in 3 oder 4 Aeſte vertheilt hat, welche alle ſich hernach in ſehr viele Zweige ausbreiten.

20. Die Venen oder Blut-Adern, deren einige von der Leber-Pfortader, andere von der Hohl-Ader herkommen. Die Leber-Pfort-Ader verliert ſich in der Leber gänzlich; ſie geht aus dem Ende des Stammes heraus, welchen man überhaupt die Höhle der Pfort-Ader (Sinus Venae portarum) nennt. Dieſer Stamm iſt aus der Vereinigung aller Blut-Adern des Bauches entſtanden, und liegt zwiſchen dem Magen, der Leber und dem Zwölffinger-Darm; er läuft 5 bis 6 Quer-Finger breit ſchief nach der rechten Seite, um die Leber zu erreichen, und auf dieſer Seite findet man die kleine Pfort-Ader, welche ſich durch verſchiedene Zweige in die Subſtanz der Leber verſenkt, und an der Seite des Leber-Canales durch vorerwähnte Vertiefung hinein dringt. Ein jeder dieſer Zweige vertheilt ſich darin wieder, und alle zuſammen verbreiten ſich in das ganze Eingeweide; ihre verſchiedene und vermehrte Zweige ſtoßen an eben ſo viele markige und drüſige Körperchen, wovon ſie ſehr ſchwer abzuſondern ſind, und vereinigen ſich mit den Enden der Leber-Blutadern, die von der Hohl-Ader herkommen. Dieſe Leber-Blutadern, deren gleich anfangs drey oder vier ſind, und welche ſich nachher in die ganze Leber, den andern Zweigen entgegen laufend, zerſtreuen, werden von der Hohl-Ader abgegeben, ſobald ſie durch das Zwerch-Fell gegangen iſt.

21. Die

21. Die Nerven entſpringen aus dem Intercoſtal-Pare, aus den großen ſympathiſchen Nerven, und aus dem achten Pare, welche die Leber-Flechte bilden; verſchiedene Aeſte aus eben dieſer Flechte umwickeln die Leber-Pulsader, und gehen mit ihr in die Leber hinein, wo ſie ſich verlieren.

22. Die Lymphen-Gefäße zeigen ſich auf der Oberfläche dieſes Eingeweides, laufen unter der gemeinſchaftlichen Haut weg, und nachdem ſie bald auf der ausgehöhlten, bald aber auf der gewölbten Fläche herum gelaufen ſind, begeben ſie ſich in den Bruſt-Milchgang, oder in das Behältniß des Nahrungs-Saftes.

23. Die Gallen-Gefäße ſind die der Leber eigenen Gefäße, und müſſen als ausführende Canäle aus dieſer zuſammengeſetzten Drüſe angeſehen werden. Ihr Urſprung iſt an allen drüſigen Körperchen, aus welchen ſie zuſammengeſetzt iſt. Sie folgen allen Vertheilungen der Pfort-Ader; viele pflanzen ſich fort, und machen den Leber-Canal aus, der den ganzen mittlern Theil der Leber an der hintern Fläche, von dem Eingange der Pfort-Ader an, bis an das Ende des linken Lappens, einnimmt. Auſſer dieſem Canale findet man bey dem Rindviehe unzählige Zweige, welche aus dem Umfange des mittlern Lappens abgehen, und in den Mittelpunct dieſes Lappens ſich begeben; ihre Vereinigung macht verſchiedene beſondere beträchtliche Canäle aus, welche vermittelſt ſehr vieler merklicher Oeffnungen ſich in den Gallenblaſen-Gang öffnen, von dem Halſe der Gallen-Blaſe an, wo ſie viel ſtärker ſich zeigen, bis an den Gallen-Gang, von welchem ſie nicht unterſchieden ſind, und von welchem ſie Aeſte zu ſeyn ſcheinen. Die Röhrchen, die aus dem rechten Lappen kommen, laufen von der ganzen Oberfläche ab, bilden verſchiedene beträchtlichere Canäle, die zu dem erſten ſtoßen, und ſich mit

ihm vereinigen, wodurch ſie ſeinen Durchmeſſer vermehren, weil ſie zuſammen nur einen einzigen Canal, einen Finger dick, ausmachen, welcher aus der Leber heraus geht, und ſich alsdann noch ungefähr 3 Zoll lang verlängert, damit er den Anfang der dünnen Därme, 5 bis 6 Quer-Finger breit, unter dem untern Magenmunde, erreiche. Er durchbohrt deſſen Häute, ſein Gang zwiſchen den Häuten iſt im geringſten nicht ſchief, und er endigt ſich darin vermittelſt einer Klappe, welche der Flüſſigkeit, die er führt, einen Ausfluß verſtattet, den Rückfluß aber verhindert. Von der Seite des Darmes iſt eine kleine zirkelrunde Geſchwulſt, welche die Oeffnung des Canales genauer verſchließen hilft. In dem Innern dieſes Canales bemerkt man auch noch die eyrunde Oeffnung des vornehmſten Gekröſedrüſen-Canales, welcher ſich dahin begiebt, und ſich darein ergießt, nebſt einer Menge kleiner Höhlen oder Bläschen, die von ſeinem Ausgange aus der Leber an, bis zu dem Orte, wo er ſich endigt, häufig angetroffen werden. Wenn man endlich durch dieſen Canal Waſſer einſprützt, ſo ſchwellt man die Leber auf, und das Waſſer kommt zum Theil durch die Pfort-Ader, zum Theil aber durch die Hohl-Ader zurück; und wenn man an dem Rande dieſes Eingeweides einige Einſchnitte macht, ſo ſchwizt daſſelbe Waſſer gleichſam heraus. Dieſer Canal, welchen man hier den gemeinen Gallen-Gang nennen könnte, iſt bey dem Pferde der einzige, welcher die Galle aus der Leber führt; denn da dieſes Thier keine Gallen-Blaſe hat, ſo ſind weder der Gallen-Blaſen-Gang, noch die aus der Leber und Gallen-Blaſe gemeinſchaftlich herkommenden Canäle (Ductus hepatico-cyſtici), in ihm zu entdecken. Bey den wiederkäuenden Thieren hingegen verhält es ſich anders; dieſe Thiere haben eine Gallen-Blaſe, welche man auch bey den meiſten derjenigen Thiere, die zu einem heftigen Laufen beſtimmt,

ſtimmt, oder dazu gewöhnt ſind, als: bey dem Dromedar, dem Hirſch, und ſogar auch bey vielen Fiſchen, nicht antrifft. Die Gallen-Gefäße machen den Leber-Canal aus; dieſer 4 Zoll lange Canal ſteigt bey dem Rindvieh von oben herunter, bey dem Schafe aber mehr wagerecht von vorn nach hinten, um den Darm zu erreichen, in deſſen Höhle er, bey den erſtern Thieren in Geſtalt einer Warze, bey den andern aber in Geſtalt eines Schnabels von einer Schreib-Feder, ohne die geringſte Klappe, ſich zeigt. Einen ſehr merkwürdigen Unterſchied findet man bey den leztern, daß er den Canal der Gekröſe-Drüſe ungefähr anderthalb Zoll, ehe er in den Darm hinein bringt, in ſich aufnimmt. Uebrigens geſchieht es ſehr oft, daß bey dem Schafe und dem Kalbe, ſeltener hingegen bey dem Rinde, dieſer Canal, und deſſen Zweige mit einer Art von Würmern angefüllt ſind, welche man Egel-Schnecken, **Leber-Egel, Leber-Würmer**, Fr. Douves, nennt, die ſich auch zuweilen in dem Gallenblaſen-Gange und in der Gallen-Blaſe ſelbſt einniſteln. Ein Mehreres von dieſen Egel-Schnecken findet man im X Th., S. 133, fgg.

24. Die gemeinſchaftliche Haut liefert den durch die Leber-Pforte eindringenden und herauskommenden verſchiedenen Leber-Gefäßen eine Scheide, welche Gliſſon in dem Menſchen entdeckt hat; dieſe Kapſel entſpringt von dem Bauch-Felle.

25. Der Nutzen dieſer Gefäße iſt, a) von Seiten der Leber-Pulsader, dieſes Eingeweide zu ernähren, und vielleicht einen geringen Theil der Flüſſigkeit, aus welcher die Galle abgeſondert wird, dahin zu bringen. b) Von Seiten der Leber-Pfortader, die Verrichtung einer Puls-Ader hier zu übernehmen, und in die Durchſeiher der Leber eine große Menge Blut zu führen, aus welchem dieſe Flüſſigkeit heraus gezogen werden ſoll; und dieſes wird auch durch ihre

Rich-

Richtung bewieſen, welche, ehe ſie ſich mit den Enden der Leber-Blutadern vereinigen, nach allen kleinen drüſigen Körpern gerichtet iſt; dieſes zeigt auch die Beſchaffenheit des durch dieſe Gefäße herbeygeführten Blutes, welches, da es aus allen Blut-Adern des Magens, der Därme, des Gekröſes, des Netzes und der Milz, kommt, nothwendig mit wenigerm Waſſer beladen ſeyn muß, weil es dieſes in den Durchſeihern aller dieſer Eingeweide in Menge hat abſetzen müſſen; es muß aber auch mit mehr brennbaren Theilen, welche es in dem Gekröſe und in dem Netze in ſich gezogen hat, verſehen ſeyn. c) Von Seiten der Hohl-Ader, das Blut der Pfort-Ader, nachdem die Galle davon abgeſondert worden iſt, wieder aufzunehmen; die Leber-Aeſte empfangen es, und bringen es in den Kreislauf zurück. d) Von Seiten der Lymphen-Gefäße, Waſſer an ſich zu ziehen, welches ſich in den Bläschen von der Galle vielleicht möchte abgeſondert haben, oder welches wegen der Langſamkeit des Kreislaufes in dieſem Eingeweide, ſich von dem Blute könnte abgeſondert haben. e) Von Seiten der Nerven, die zur Unterhaltung der Bewegung und des Lebens nöthige Flüſſigkeit, ſo wie durchgehends an alle andere Orte, alſo auch hierher, zu liefern. f) Von Seiten der Gallen-Canäle endlich die in den kleinen drüſigen Körperchen abgeſonderte Feuchtigkeit bis in den Leber-Canal, und bis in den erſten Theil des dünnen Darmes zu führen.

26. Der Nutzen der Leber iſt alſo überhaupt der, den eine wahre zuſammengeſetzte Drüſe leiſtet; alſo der Nutzen eines abſondernden Werkzeuges, welches durch ſeine Vereinigung die Galle hervorbringt, d. i. eine Feuchtigkeit von ziemlich dicker Beſchaffenheit, von einer gelblichen in das Grüne ſpielenden Farbe, und von einem ſehr bittern Geſchmacke.

Dieſe

Dieſe Feuchtigkeit iſt eine Art von Seife, welche vermögend iſt, die zähen Theile des Futters aufzulöſen; und dieſes verrichtet ſie in den dünnen Därmen, wo ſie ſich mit ihnen vermiſcht. Man muß ſie als ein bey der Verdauung ſehr wirkſames Weſen anſehen.

Aus Menſchen-Lebern ſollen die Hottentotten ſich eine gute Mahlzeit zubereiten.

Bey etlichen Thieren gelangt die Leber zu einer ganz beſondern Größe; und von machen Thieren wird ſie gegeſſen, und als ein Leckerbiſſen angeſehen.

Die Leber **vierfüßiger Thiere** iſt überhaupt etwas ſchwer zu verdauen; doch ſind die von jungen und in guter Weide gegangenen Thieren, viel ſaftiger, zarter und größer, als die von altem und ſchlecht gefütterten Vieh. Am meiſten wird die Lamms- und Kalbs-Leber geachtet; die von den Schweinen wird, nachdem ſie gereinigt, entädert und gehäutelt iſt, in Därme geſtoßen, und es werden **Leber-Würſte** daraus bereitet. Die Zurichtung der Kalbs-Leber iſt im XXXII Th., S. 415 — 419, beſchrieben worden. Die *von Ziegen oder* **Böcklein**, hält man für höchſtſchädlich.

Die Leber der **Vögel** iſt derber, und daher ſchwerer zu verdauen; doch iſt die Gänſe-Leber ausgenommen, welche, wie ich im XVI Th., S. 62, fgg. gezeigt habe, auſſerordentlich zu vergrößern iſt, und ſodann als ſchöne und geſunde Speiſe angeſehen wird. Von **Hühnern und Kapaunen**, iſt die Leber ſehr beliebt. Man pflegt Semmel-Scheiben zu röſten, mit einer feinen Farce zu beſtreichen, mit fetten Hühner- oder Kapaunen-Lebern zu belegen, und hernach im Ofen oder in einer Torten-Pfanne zu backen, welches in der

ter Koch-Kunſt Foies gras en canapé (fette Lebern en canapé) genannt wird.

Unter den Fiſchen, haben die Quappen (Aalraupen), Welſe und Hechte, die ſchmackhafteſte Leber, welche zu den Leckerbiſſen gerechnet wird. Die erſten haben einen angenehmen Geſchmack; die mittlern ſind ziemlich ſüß und faſt ekelhaft; die letzten aber ſind die beſten. Von Zurichtung der Quappen-Leber, ſ. im I Th. S. 22.; und von der Hecht-Leber, im XXII Th., S. 602, f.

Von dem aus Lebern von allerley Gattungen Fiſche zubereiteten Thran, welcher in Bohuslehn zum Brennen in Lampen gebraucht wird, ſ. im LIX Th., S. 156.

Bey den alten Römern wurde die Leber beſonders mit zur Wahrſagerey gebraucht, welche Ἡπατοσκοπια hieß. Bey der Haupt-Unterſuchung der Eingeweide der Opfer-Thiere, machten die Aruſpices den Anfang mit der Leber, welche gleichſam der Haupt-Sitz, oder, wie ſie *Philoſtratus* (7) nennt, der Tripos aller Wahrſagungen war. Obwohl die andern Eingeweide, als: Herz, Milz, Nieren, auch mit in Betrachtung genommen wurden; hatte es doch, wenn es nur mit der Leber gut ausſahe, mit den übrigen nicht viel zu bedeuten (8). Sie betrachteten ihre Farbe, ob ſie die rechte gehörige Röthe hatte, oder ob man Eiter und kleine Geſchwüre daran wahrnahm; ob ſie die natürliche rechte Conſiſtenz hatte, oder ob Verhärtungen und Steine darin angetroffen wurden; ob ſie im Körper ſich an der rechten Stelle befand, oder ob ſie eine widernatürliche Lage hatte; ob die Opfer-Schlächter bey dem Schlachten die Leber verletzt, und darein unverſehends geſchnitten oder geſtochen hatten;

(7) In vita Apollon. l. 8, 7. §. 15.

(8) *Stuck* de ſacrific. p. 190. apud *Pitiſc.* in *Jecur.*

ten (⁹); ob ſie ſehr klein und angefreſſen war; ob gar keine Leber da war, oder ob ſie ganz ſchwammicht war; denn das alles waren ungemein böſe und traurige Zeichen (¹⁰); ob ſie im Kochen aufſchwoll, oder zerriß, und eiterhafte Stellen zeigte; ob ſie groß, und gleichſam doppelt erſchien, welches ein gutes Zeichen war (¹¹). Es wurde dabey ſonderlich auf ihre Fibras, Fiſſuram und Caput geſehen. Fibrae hießen die Ränder (¹²); und wenn dieſe wie zurückgeſchlagen waren, bedeutet es etwas beſonders gutes (¹³). Die Fiſſura, oder Fiſſum, war, wenn die Leber ſich in 2 Spitzen theilte, welche die Capita hießen (¹⁴), von denen das eine den Opfernden, das andere die Feinde deſſelben angieng, und nachdem eins gegen das andere gut oder ſchlecht beſchaffen war, darnach urtheilten die Extiſpices (¹⁵). Fehlte aber dergleichen Caput gar, war es ein unglückliches Zeichen; war es doppelt, hieß es deſto beſſer (¹⁶); und was der Ränder-

(9) *Plin.* l. 11, 37. Caput extorum caeſum triſtis quoque oſtenti eſt; praeterquam in ſolicitudine et metu, tunc enim perimit curas. („Man hält es für ein unglückliches „Vorbedeutungszeichen, wenn dieſes Haupt-Eingeweide „etwa durch einen Schnitt verletzt war; ausgenommen, „wenn derjenige, welcher opfert, in Bekümmerniß und „Furcht iſt, in welchem Falle es die Sorgen benimmt.“)

(10) *Liv.* l. 30, 2. *Cic.* de diuin. l. 2. 13. *Liv.* l. 27, 26. 41, 15.

(11) *Suet.* Aug. c. 95. *Plin.* l. 11, 37. *Dio Caſſ.* l. 46. v. 35.

(12) *Virg.* Aen. l. 10, v. 176. et *Seru. Honor.* ad h. l. Fibrae ſunt iecoris extremitates. Parent autem, id eſt, peritiſſime agnoscuntur. Id. ad *Virg.* Georg. 1, v. 120. Fibrae per iecur, ſunt venae quaedam ac nerui. *Virg.* Georg. 1, v. 484.

(13) *Suet.* Aug. c. 95.

(14) *Cic.* de diuin. l. 1, c. 10.

(15) *Lucan.* l. 1, v. 626.

(16) *Plin.* l. 11, 37. *Val. Max.* l. 1, 6. §. 9. *Alex. ab Alex.* l. 5, 25. ad eumq. *Tiraquell.* l. c. *Struv.* Antiqu. Rom. c. 6.

beleyen alle mehr waren, die endlich der Kaiſer *Theodoſius M.* insgeſammt ſcharf verboth (¹⁷).

Die Leber, welche ſehr mit Blute angefüllt, und ein Eingeweide iſt, welches roh und ungekocht ſehr gern in Fäulniß geht, kann ſich, wenn es gekocht worden iſt, ganze Jahre halten, ohne zu faulen. Riolan verſichert, daß eine gekochte Leber, welche er in dem mediciniſchen Hör = Sahle gelaſſen, ſich ein ganzes Jahr lang gehalten hätte, ohne von der Fäulniß angegriffen zu werden.

Ueber eine beſondere, durch die Fäulniß bewirkte Veränderung in der menſchlichen Leber, von *de Fourcroy* (*). „Hr. *Poulletier de la Salle* hatte ein Stück Leber an einem Faden aufgehangen; ohne zu faulen, hatte es einen unangenehmen Geruch von ſich gegeben; Inſecten = Larven, beſonders die des Speck = Käſers, hatten es angefreſſen; endlich war es nach und nach verwandelt. Auf dieſe Art war es länger als 10 Jahr aufgehangen geweſen, doch ſchien es ſeit 3 bis 4 Jahren weiter keine Veränderung zu leiden. Dem erſten Anblicke nach, hätte man es für eine erdige Subſtanz, faſt für ſogenannte Mond-Milch halten ſollen; doch konnte man noch einige Spuren vertrockneter Häute wahrnehmen. Zwiſchen den Fingern gerieben, war es fett und weich anzufühlen, faſt wie eine Seife.

Als man es bey der Unterſuchung 1) auf glühende Kohlen brachte, erweichte es ſich, und gab einen Geruch wie verbranntes Fett von ſich; es ſchmolz bald ganz, wurde aufgetrieben, ſchwarz, und ließ eine kohl=

(17) L. 2. C. de pag. et Sacr. et Templ.

(*) Annal. de Chym. To. III. p. 120. v. Crell Beytr. zu den chem. Annalen, 4 Th. S. 378 ſqq.

kohlige leichte Materie zurück, welche, ſehr ſtark erhizt, zu einer weißen Aſche ward.

2) Eine halbe Unze davon, gab bey der Deſtillation anfangs einige Tropfen eines weißen Waſſers, ohne merklichen Geruch; die folgenden weißen dicken Dämpfe verdickten ſich zu einer weißen, feſten Materie, die am Retorten-Halſe hangen blieb; hierauf entſtand ein äuſſerſt widriger Geruch; das verdickte Oehl ward braun, und es entband ſich brennbare Luft nebſt Luft-Säure. Es ſchien ein beträchtlicher Theil der Leber unzerſetzt übergegangen zu ſeyn. Das verdickte Oehl im Halſe und in der Vorlage ſchien blätterricht und kryſtalliniſch, und man bemerkte weder Zeichen von Säure, noch vom Alkali.

3) Von 1 Qu. Leber ſchien ſich etwas in 2 Unzen deſtill. Waſſers durch Digeſtion aufzulöſen. Es war weißlich undurchſichtig, roch ein wenig ſeifenhaft, und bey dem Schütteln zeigte ſich eine Menge Luft-Blaſen; es machte den Veilchen-Saft merklich grün. Kalk-Waſſer, ohne einen merklichen Niederſchlag zu machen, machte ſeinen Geruch etwas unangenehmer. Der nicht aufgelöſete Theil ſchmolz in der Wärme, und kryſtalliſirte ſich wieder im Erkalten. Man bemerkte einen Fett-Geruch, und zulezt entzündete ſich die Maſſe.

4) 1 Qu. mit kauſtiſchem Laugen-Salze, kalt zuſammengerieben, ſchien merklich dadurch verändert; es entband ſich ein ſchwacher Geruch von flüchtigem Alkali, und die Lauge ward ſchaumig. Durch Erwärmung ward ſie braun, und roch wie erwärmte Seife. Nach $\frac{1}{4}$ſtundigem Kochen wurde die Flüſſigkeit heiß durchgeſeihet; nach dem Erkalten ward ſie ſteif und braun. Kochendes deſtill. Waſſer löſete ſie in allen Verhältniſſen auf, ohne ein Rückbleibſel (ſelbſt nicht der häutigen Theile) zu laſſen. Sie ſchäumte ungemein. Beym Erkalten ſetzte ſie einige weiße flockige Theile ab.

Kalk=Waſſer ſchlug daraus eine Menge nieder; die Säuren zerſetzen ſie, ſo wie auch die erdigen Mittel-Salze. Das Alkali hatte alſo eine fette oehlige Materie aufgelöſet, und eine gleichförmige Seife gebildet. Es war alſo noch nöthig, die Art dieſer oehligen Materie zu wiſſen.

5) 1 Qu., zu einer Art eines fettigen Pulvers gerieben, wurde mit 2 Unzen Alkohol, (von 36° nach *Beaume*'s Aräometer) in gelinde Digeſtion geſetzt; nach 2 Tagen hatte der Weingeiſt eine bräunliche Farbe, und gab zugleich einen etwas ſtinkenden Geruch. Nach dem Durchſeihen machte dieſe Tinctur, wie Waſſer, eine ſehr dicke weiße Wolke, und einen beträchtlichen Niederſchlag. In einem Porzellan-Schälchen im Sandbade abgedampft, ließ ſie eine gelbliche Maſſe zurück, die zwar harzig ſchien, doch in etwas vom Waſſer aufgelöſet wurde, und ihm eine weiße Farbe und ein etwas körnichtes Anſehen, als wie eines grauen geronnenen Oehles, gab. Der vom Weingeiſt unaufgelöſete Theil betrug ungefähr 30 Gr.; doch auch hiervon löſeten 4 Unzen, (in zwey Mahlen) noch 10 Gr. auf; der Reſt war nichts, als Häute und Gefäße. Dieſe zulezt aufgelöſeten 10 Gr. verhielten ſich eben ſo, wie die erſten. Man unterſuchte die daraus durch Waſſer abzuſcheidenden Flocken; ſie betrugen, in allem, nach Abzug des im Waſſer auflöslichen Theiles, 37 Gr., von gelblicher Farbe, und waren weich und fettig anzufühlen; man that ſie in eine Phiole, welche man in heißes Waſſer ſteckte; ſie erweichten ſich, und waren eher geſchmolzen, ehe das Waſſer kochte. Waren ſie ganz flüſſig, ſo hatten ſie eine braungelbe Farbe, und einen geringen Geruch von geſchmolzenem Wachſe; (denn der üble Geruch war nach der Auflöſung im Weingeiſte ganz verſchwunden,) ausgegoſſen und erkaltet formirten ſie eine feſte, zerbrechliche und glatte Maſſe; ſie

gab einen glatten Bruch, war inwendig blätterícht und deutlich kryſtalliſirt. Heißer Weingeiſt löſete ſie völlig auf, und verhielt ſich genau wie der Wallrath, nur daß ſie nicht ſo trocken, ſo weiß, ſo durchſichtig, und etwas leichter in Weingeiſt aufzulöſen war.

6) 2 Qu. kleingeſchnitten, wurden in einer Phiole in heißes Waſſer zu 98° Reaum. geſetzt. Ein Theil erweichte ſich und ſchmolz, und wurde durch Auspreſſen von dem übrigen geſchieden. Nach dem Erkalten glich er ſehr dem Weſen, was der Weingeiſt ausgezogen hatte; nur war jener dunkler gefärbt und übler riechend, und hatte das ſeifenhafte Waſſer bey ſich, welches aus dieſem das Waſſer in ſich genommen hatte.

7) Der ſeifenhafte Theil war zu geringe, um ihn genau zu unterſuchen; er ſchien aber aus demſelben fettigen Weſen, etwas flüchtigem Alkali und Soda zu beſtehen; und es iſt glaublich, daß das ganze Fett anfangs in der Leber ſich als Seife befand; welches auch daraus zu vermuthen war, weil im tiefſten, der Luft am wenigſten ausgeſetzten Theile das Seifenartige häufiger zu ſeyn ſchien.

Bey Menſchen ſowohl, als Thieren, iſt die Leber verſchiedenen Krankheiten und Zufällen unterworfen, wovon ich weiter unten im Art. **Leber-Krankheiten** handeln werde.

2. **Leber**, (die) ein Fluß im Nieder-Elſas, im Leberthal, welche in die Scheer fließt; Fr. la Lievre. Siehe **Leberthal**.

Leber-Aar, Fr. Happe-foie, ein gewiſſer Raub-Vogel, der nach der Stockfiſch-Leber ſehr begierig iſt, und ſich daher gern um die auf dem Stockfiſch-Fange begriffenen Schiffe aufhält.

Leber-Abſceß, ſ. unten im Art. **Leber-Krankheiten**, bey **Entzündung der Leber**.

Leberachthal, ſiehe **Leberthal**.

Leber = Ader, in der Anatomie, der untere größere Aſt der Achſel = Ader, welcher ſich wieder in die zwey Bruſt = Adern theilt. Bey den Thieren, wo ſie innerhalb des Schenkels liegt, wird ſie auch die **Viertel = Ader** genannt.

Leber Aloe, Aloë hepatica, ein Nahme des Gummi Aloe, wenn es von gelblicher Farbe iſt, und der Farbe der Leber nahe kommt. Siehe im I Th., S. 567.

Leber = Arterie, ſ. oben, S. 353 und 375.

1. **Leber = Balſam**, **kleines Balſam = Kraut**, **kleiner Coſten = Balſam**, **Garten = Balſam**, **Leber = Kraut**, **Malvaſier = Kraut**, **Rain = Blume**, Achillea Ageratum, foliis lanceolatis, obtuſis, acute ſerratis *Linn.* Ageratum, foliis ſerratis *C. B.* Ageratum pleriſque, herba Julia quorundam *J. B.* Coſtus minor hortenſis *Geſn.* Eupatorium Meſue *Trag. Matthiol. Lonic.* Herba Julia *Anguillàr.* Mentha corymbifera minor. *Cord.* Ptarmica lutea ſuaueolens *Tourn.* Coſtus hortorum, Sweet Maudlin *Hanb.*; eine Pflanze welche in Languedoc und um Florenz wächſt. Aus der faſerigen Wurzel treiben viele, etwa 1 Fuß hohe, in Zweige abgetheilte, ſteife und holzige Stängel, wodurch die Pflanze ein ſtrauchartiges Anſehen erhält.

Die Blätter ſtehen wechſelweiſe; die untern ſitzen platt auf, und länglich, ſtumpf zugeſpitzt, am Rande ſcharf ausgezahnt; je weiter ſie nach oben zu ſtehen kommen, je kleiner werden ſie. Aus den Enden des Stängels und der Zweige treiben gelbe, knopfige Blumenbüſchel. Die Wurzel und die immergrünenden Stängel dauern zwar einige Jahre, beyde aber gehen in hieſigen Gärten, in feuchten Wintern leicht durch die Näſſe verloren, beſonders wenn die Pflanze auf einem guten Boden ſteht. Sie blüht im Jun. und Jul., und trägt im Sept. reifen Samen, den man

im folgenden April auf ein Miſtbeet wieder ausſäet; man kann ſie auch durch Zertheilung der Wurzeln, im Frühlinge oder Herbſte fortpflanzen. Die ganze Pflanze hat einen gewürzhaften Geruch, und dergleichen etwas bittern und zuſammenziehenden Geſchmack. Man hat dieſelbe ehedem wider hartnäckige viertägige Fieber, und wider Krankheiten der Leber, des Magens und anderer Eingeweide, als ein ſtärkendes und auflöſendes Mittel, gebraucht. Sie ſoll auch die Würmer tödten; und Simon Pauli behauptet, daß der Same an ſtatt des bekannten Wurm=Samens (Semen Santonicum) gebraucht werden könne. Eben Derſelbe hat das durch Aufgießen davon bereitete Oehl zu etlichen Tropfen eingegeben, auch mit Baumwolle auf den Nabel gelegt, und will dadurch Kinder von Würmern befreyet haben. In unſern Zeiten iſt dieſe Pflanze ganz aus der Mode gekommen; und da wir mehrere dergleichen und weit kräftigere haben, können wir dieſelbe leicht entbehren.

Folgende Varietäten ſind nicht officinell, ſondern nur Blumen = Pflanzen. a) Mit langen Blumen=Sträußen, Long-corymbous flowered Achillea *Mawe*, oder mit größern Blumenbüſcheln; eine den Luſt = Gärten ſehr ſchätzbare Pflanze. b) Mit breiten Blättern und kleinern Blumendolden.

2. **Leber = Balſam**, eine Benennung der im LIV Th., S. 52, f. beſchriebenen Kropf = Blume, Erinus *Linn.*

Leber=Band, Ligamentum hepatis; ſ. oben, S. 345, f. und 374.

Leber=Blume, weiße Leber=Blume, weißes Leber=Blümlein, weißes Leber=Kraut, Einblatt, Parnaſſer = Kraut, Parnaſſer = Gras, Parnaſſie, Hepatica alba, Parnaſſia, Engl. Graſs of Parnaſſus, iſt bey den meiſten neuern Schriftſtellern eine Gattung Pflanzen mit fünf Staubfäden, vier Staubwegen,

 fünf

fünf Abſchnitten an dem Blumenkelche, fünf Blättlein an der Blumenkrone, fünf herzförmigen Honigbehältniſſen, welche mit Haaren eingefaſſet ſind, und kugelrunde Spitzen haben, und einer Samenkapſel, welche aus vier Schalenſtücken beſteht. Man kennt bisher nur Eine Art, welche von ihrem Aufenthalte in Sümpfen, Parnaſſia paluſtris *Linn.* Parnaſſia paluſtris & vulgaris *Tourn.*, und im Deutſchen Sumpf=Einblatt, Waſſer=Leberblümlein, weiße Herren=Blümlein, weiße Herz=Blümlein, Horn, Blümlein, Stein=Blume, Studenten=Röschen, heißt. Sie wächſt in ganz Europa an etwas feuchten und moraſtigen Orten, und auf ſumpfigen Wieſen wild, und blühet im Aug. und September. Die zaſerige, ausdauernde Wurzel, treibt viele, auf eigenen Stielen ſtehende, eyförmige, völlig ganze Blätter, und ganz einfache, nicht viel über ½ Fuß hohe Stängel, welche ungefähr in der Mitte mit einem einzigen, herzförmigen Blatte umfaſſet, und auf der Spitze mit einer einzigen Blume beſetzt ſind. Die Blume iſt weiß, nicht groß, aber wegen ihrer Beſchaffenheit ſchön. Fünf längliche, ſtehenbleibende Kelch=Blätter umgeben fünf ausgebreitete, rundliche, vertiefte, geſtreifte und eingekerbte Blumenblätter, und dieſe wieder fünf Honigbehältniſſe; jedes beſteht aus einem herzförmigen, ausgehöhlten Blättchen, deſſen Rand mit vielen Stielchen, welche von der Mitte nach den Seiten verhältnißmäßig niedriger werden und ein gelbes Knöpfchen tragen, beſetzt iſt. Die fünf Staubfäden und der Fruchtkeim, welcher oberwärts ein Loch zeigt, und ſeitwärts mit vier ſtehenbleibenden Griffeln beſetzt iſt, vereinigen ſich mit einander, und ſondern ſich wieder von einander ab; und dieſes Spiel iſt ein deutlicher Beweis, daß der Fruchtkeim von den Staubbeuteln befruchtet und geſchwängert werde. Anfangs, wenn die Blühte ſich öffnet, ſtehen die Staubfäden auf=

aufgerichtet, hernach biegt ſich einer nach dem andern, und zwar wechſelweiſe, als: der erſte, hernach der dritte, u. ſ. f. gegen die Oeffnung des Fruchtkeimes, bringt den Staubbeutel in die Oeffnung, und wenn dieſer das Pulver ausgeſchüttet hat, richtet ſich der Staubfaden wieder in die Höhe, ſchlägt ſich auswärts, und legt ſich auf das Blumenblatt. Der Fruchtbalg iſt eyförmig, faſt viereckig, mit den vier Griffeln beſetzt, öffnet ſich mit vier Klappen, und an dieſen hangen einige längliche gelbrothe Samen, welche im Sept. reif werden.

In Gärten unterhält man auch eine Varietät, mit gefüllten Blumen, Parnaſſia flore pleno *Mill.*, welche von Liebhabern ſehr geſchätzt wird. Beyde Sorten werden im Herbſte, im Winter, oder zeitig im Frühlinge, ehe ſie wieder Blätter treiben, durch Zertheilung vermehret. Sie kommen am beſten in einem feuchten und ſchattigen Boden fort, und blühen alsdann jährlich. In einem trocknen und hitzigen Boden aber haben ſie keine rechte Art, wofern ſie nicht beſchattet, und bey trockner Witterung alle Abende regelmäßig begoſſen werden. Die einfache Sorte kann aus Samen gezogen werden, welcher im Herbſte, ſobald er reif iſt, in leichte fette Erde geſäet werden muß, zum Theil aber erſt im folgenden Frühlinge aufgeht. Die jungen Pflanzen müſſen gehörig verdünnet, und, wenn das Beet nicht im Schatten liegt, von der Zeit an, da die Sonne im Frühlinge heiß zu ſcheinen anfängt, gegen ihre Hitze beſchattet, und dieſe Beſchattung den ganzen Sommer über fortgeſetzt, auch vom Unkraute rein gehalten, bey trockner Witterung gehörig begoſſen, und, wenn ihre Blätter ſich verlieren, mit einem Ballen Erde um ihre Wurzel aufgenommen, und auf einen zu ihrer fernern Dauer beſtimmten ſchattigen, feuchten Platz im Garten gepflanzet werden.

Die ältern Aerzte empfahlen die Pflanze zu Eröffnung der verſtopften Leber, und rechneten ſie unter die Wund-Kräuter; ſie ſchrieben den Samen eine urintreibende, und dem Safte der Blätter, ſo wie dem mit der Wurzel abgekochten Waſſer eine beſondere Kraft in Augen-Krankheiten zu; es iſt aber der Gebrauch ganz und gar aus der Mode gekommen, und wir werden dadurch gewiß nichts verlieren. In Weſtmannland pflegen die Landleute die Pflanze mit Bier zu kochen, und dieſe wider das Sodbrennen zu trinken. Die Bienen beſuchen die Blumen fleißig, und hohlen daraus Stoff zu Honig.

Leber-Blutadern, Venae hepaticae; ſ. oben, S. 352, und 376.

Leber-Blutſtürzung, ſiehe unten im Art. **Leber-Krankheiten.**

Leber-Brand, ſiehe eben daſelbſt.

Leber-Braſſen, ſiehe **Leber-Fiſch.**

Leber-braun, der lichten, braunen, ein wenig in das Graue fallenden Farbe der Leber gleich; **leberfarben, leberfarbig.**

Im Oberdeutſchen iſt **der Leberbraune**, eine Art ſüßer Weintrauben von leberbrauner Farbe, welche auch Ruhländer, in Sachſen aber der **Kleinbraune** genannt wird.

Leber-Diſtel, ſiehe **Sonchen-Kraut.**

Leber-Egel, Leber-Würmer, der Schafe; ſ. im X Th., S. 133, fgg.

Leber-Eitergeſchwür, ſ. unten im Art. **Leber-Krankheiten**, bey **Entzündung der Leber.**

Leber-Entzündung, ſiehe eb. daſelbſt.

Leber-Erz. 1. Ein durch Arſenik und Schwefel, mit Kupfer, Eiſen und Spießglaskönig vererztes braunes Silber-Erz. Siehe **Silber-Erz**

2. Ein leberfarbenes, zuweilen gelbliches Kupfer-Erz, welches ſehr reichhaltig iſt, und oft gewachſe-

nes Kupfer enthält. In einigen Kupfer-Gruben wird auch ein röthlicher Eiſen-Stein **Leber-Erz** oder **Leber-Schlag** genannt; doch verſteht man unter **Leber-Schlag** eigentlich den braunen Kupfer-Mulm. Siehe im LV Th., S. 526.

3. Ein leberfarbenes Queckſilber-Erz zu Idria, welches auf 80 Pfund Queckſilber im Centner hält. Siehe **Queckſilber**.

Leber-Farbe, Franz. Couleur de Muſc, eine lichtbraune Farbe, welche der gewöhnlichen Farbe der Leber gleicht, und von den Färbern aus Roth und Braun zuſammengeſetzt wird.

Daher die Bey- und Neben-Wörter **leberfarben** und **leberfarbig**, dieſe Farbe habend. Siehe **Leber-braun**.

Leber-Fiſch. 1. Eine Art **Felſen-Fiſch**, Teuthis Hapatus *Linn.*; wovon in den Supplem. unter **Felſen-Fiſch** zu handeln ſeyn wird.

2. Eine Art **Lipp-Fiſch**, Labrus Hepatus *Linn.* **Leber-Braſſen**; ſiehe **Lipp-Fiſch**.

Leber-Flecken, ein leberfarbener oder leberbrauner Flecken.

Beſonders pflegt man gewiſſe braune, oder gelblich ſchwarze, leberfarbige, breite Mahle und Flecken, welche zuweilen unter dem äuſſerſten Häutchen zum Vorſchein kommen, und ehedem einer Erhitzung der Leber zugeſchrieben wurden, **Leber-Flecken**, L. Lenticula, Lentigo, Maculae hepaticae, zu nennen. Sie kommen nicht nur im Geſichte, wo ſie oft das Frauenzimmer verſtellen (*), ſondern auch auf der

 Bruſt,

(*) Daß Frauenzimmer, die zur Zeit des Monathlichen, Milch oder Leber eſſen, Leber-Flecken davon bekommen, iſt wohl ein Aberglaube; hoffentlich bekommen ſie dergleichen davon ſo wenig, wie vom Honig; mehr von der ſchlechten Beſchaffenheit ihrer Säfte und ihres Körpers. Dann iſt ſchlechte Farbe, mit und ohne Flecken, leicht zu erwarten. Uebrigens kann man dem Frauenzimmer zu ſolcher

Bruſt, auf dem Bauche, dem Rücken, den Armen und Händen, zum Vorſchein, und zeigen ſich mit einer geringen Rauhigkeit der Haut, welche zuweilen ganz dünne Schuppen fahren läßt. Sie haben ihren Urſprung aus der mit etwas Galle vermiſchten Lymphe, welche durch deren Beymiſchung verdicket, und zur freyen Ausdunſtung unfähig gemacht wird, daher ſie in den zarten Schweißlöchern ſitzen bleibt, und dieſe Flecken verurſachet. Je mehr Galle nun unter der Lymphe iſt, deſto brauner ſind die Flecken, die daraus entſtehen. Sie ſind ſchwer zu vertreiben; doch hat man folgende Mittel dagegen empfohlen. Man dämpft Queckſilber in Kalk=Waſſer oder Lauge, und beſtreicht ſie damit. Oder, man ſtreicht, Abends vor Schlafengehen, oder auch wohl täglich 2 Mahl, 8 oder 14 Tage nach einander, gefloſſenes Weinſtein=Oehl, (Ol. tartari per deliq.), entweder allein, oder mit weißen Seeblumen=Waſſer (Aqu. Nymph. alb.) vermiſcht, darauf, und wäſcht ſolches des Morgens mit einem weichen Läppchen, welches in reines, und zwar kaltes Waſſer eingetaucht worden iſt, wohl ab.

An ſtatt dieſes Oehles kann man auch Wein=Eſſig mit Meer=Rettig gebrauchen, wie ich im II Th. S. 151, angezeigt habe; aber der Geruch iſt unerträglich.

Der Hr. geh. Hofr. Delius, in Erlangen, hat ein Mittel zur Vertreibung der Leber=Flecken vorgeſchlagen, welches einfach iſt, auch unſchädlich und ſicher ſeyn ſoll. Man nehme eine kleine weiße Muſchel, die unter dem Nahmen Otter=Köpfchen (Porcellana ſ. Cyprea alba minor) bekannt iſt, lege ſie in eine Thee=Taſſe, und drücke friſchen Citronen=Saft

cher Zeit die ſorgfältigſte Lebens=Ordnung im Eſſen und Trinken anrathen, damit dieſes natürliche und zu ihrer Geſundheit höchſt nöthige Geſchäft nicht etwann in Unordnung gerathe.

Saft darauf, in welchem die Muſchel nach und nach aufgelöſet wird, und in ein weißes ſchleimiges Sälbchen übergeht. Mit dieſem Sälbchen beſtreiche man die Leber-Flecken, und waſche daſſelbe, nachdem es einige Zeit darauf gelegen hat, und trocken geworden iſt, mit reinem Waſſer wieder ab.

Oft iſt auch der Quendel-Spiritus (Spiritus Serpilli abſtractitius) bewährt befunden worden. Man muß mit demſelben die Flecken einige Mahl waſchen, und den Gebrauch eine Zeitlang fortſetzen.

Nach Banau (*), iſt das Decoct der Ulmen-Rinde gegen die Leber-Flecken ſehr dienlich.

Daß Leber-Flecken, mit der Nachgeburt einer Erſtgebärerinn beſtrichen, vergehen, ſo wie die Nachgeburt im Fluß-Waſſer faulet, iſt ſo zuverläſſig, wie andere ſympathetiſche Mittel. Aehnliche dunkle Farbe und Fäulniß vermögen hier nichts. Bey ſorgfaltig angeſtellten Verſuchen mit Perſonen, die einen ſtarken Glauben hatten, hat ſich das Probatum eſt nicht ergeben.

Leber-Flügel, Lobus hepatis; ſ. oben, S. 343.

Leber-Fluß, Leber-Ruhr, Gr. und Lat. Ἡπατιῤῥοια, Hepatirrhoea, Coelica cruenta, Dyſenteria haematodes, Dyſenteria hepatica, Fluxus alui hepaticus, Fluxus hepaticus, eine Art eines Bauch-Fluſſes (Durchlaufes, oder einer Ruhr,) der Abgang einer blutig-wäſſerigen Flüſſigkeit durch den Stuhlgang, da nähmlich der Stuhlgang wie Waſſer, worin rohes Fleiſch abgewaſchen worden iſt (Fleiſch-Waſſer), ausſieht, ſehr häufig iſt, meiſtens bey Nacht abgeht, ohne Schmerzen und Stuhlzwang, (womit die wahre Ruhr verbunden iſt,) aber doch mit vieler Entkräftung und mit einer

(*) Deſſen Abh. vom Gebrauch der Ulmen-Rinde in der Samml. auserleſ. Abhandl. zum Gebr. prakt. Aerzte, 9 B. 2 St., S. 206.

ner Art von Auszehrung, oft auf die rechte Ruhr folgt, und den Nahmen daher hat, weil oft ganz geronnenes, glänzendes und ſchwarzes Geblüt dabey abgeht, als ob es wirkliche Stücke der Leber wären, ungeachtet es gar kein eigentlicher Fehler der Leber iſt. Die Alten erfanden dieſen Nahmen, weil ſie von dem Geſchäfte der Leber in Anſehung der Zubereitung des Blutes einen Begriff hatten, welchen die Anatomie und Phyſiologie uns heut zu Tage verwerfen heißt. Denn obgleich, wie ich im Folgenden zeigen werde, eine in Schwärung gehende Leber dieſes Uebel verurſachen kann, und *Bontius* (1) einen Fall von einem ſolchen chroniſchen Blutfluſſe aufgezeichnet hat, wo dieſer Fehler wirklich durch die Leichen-Oeffnung entdeckt wurde, ſo giebt es doch weit zahlreichere Wahrnehmungen, welche beweiſen, daß die Leber meiſt unverletzt ſey, folglich jene Vorausſetzung bey dieſer höchſt ſeltenen, und um deswillen von Vielen ganz in Zweifel gezogenen Krankheit nicht allemahl zutreffe.

Herr Hofr. Richter (2) hat neulich eine eigene Meinung von der Entſtehung des Leber-Fluſſes geäuſſert; und es haben gewiß wenige Krankheiten zu mehrern Theorien und Widerſprüchen Gelegenheit gegeben. So viel Schriften neuerer Aerzte man über den Leber-Fluß nachlieſet, ſo viel verſchiedene Beſchreibungen und Cur-Methoden findet man. Bey den ältern herrſcht zwar mehr Uebereinſtimmung, aber auch deſto mehr Erdichtung. Alle Parteyen kommen nur darin überein, daß bey dem Leber-Fluß ein blutiges Waſſer, dem, worin das Fleiſch friſch geſchlachteter Thiere abgeſpühlt worden iſt, ähnlich, durch den Stuhlgang ausgeleeret werde. Aber dieſes einzige Sym-

(1) De Medicina Indorum, Tr. IV. obſ. 9.

(2) Im 1 B. ſeiner vortreſſlichen medic. und chirurg. Bemerkungen. (Goett. 1793, 8.) S. 144, ſqq.

Symptom iſt, weil es bey mehrern weſentlich verſchiedenen Krankheiten Statt finden kann, nicht einmahl hinreichend, die Exiſtenz des Leber-Fluſſes, als einer eigenen Krankheit-Gattung zu beweiſen; denn ſonſt mußte es mit gleichbleibenden aus Einer Quelle herzuleitenden Zufällen, immer weſentlich verbunden angetroffen werden. Ob dieß der Fall nun ſey, oder nicht, verdient doch wohl unterſucht und beſtimmt zu werden; denn da bis jezt der Leber-Fluß wenigſtens noch nicht allgemein aus der Reihe der Krankheiten ausgeſtrichen iſt, ſo verliert man ſich, ohne dieſe Beſtimmung, im Reiche der Möglichkeiten und Speculationen. Soll aber eine ſolche Unterſuchung von einigem Nutzen ſeyn, ſo muß man nothwendig bis auf die älteſte Beſchreibung der Krankheit, als der Quelle, welche von den ſpätern Aerzten mehr oder weniger benutzet wurde, zurückgehen. Hier findet man wenigſtens was die Alten unter dieſem Nahmen verſtanden wiſſen wollten, und kann dann beurtheilen, worin der Grund der ſpäterhin entſtandenen Widerſprüche zu ſuchen ſey. Auf dieſem Wege werden wir vielleicht am erſten das Wahre von dem Eingebildeten, und das Willkürliche von dem Feſtbeſtimmten unterſcheiden können.

Galen war, ſo viel ich weis, der Erſte, der des Fluxus hepaticus an mehrern Stellen ausführlich erwähnt; daß man aber ſchon vor ihm dieſe Ausleerung gekannt, und daß man ſie Dyſenteria hepatica genannt habe, erhellt aus mehrern, zum Theil unten angeführten Stellen (3). Im Hippokrates und Celſus findet ſich indeſſen keine Spur davon. Galen's Meinung von der Natur deſſelben, ſtützt ſich aber auf eine Menge von Hypotheſen und Behauptungen, die jezt, wie billig, ganz veraltet ſind, und die

(3) De ſymptom. cauſſ. L. 3, c. 7.

die nur ſo lange als ausgemachte Wahrheiten galten, bis man nach ihren Beweiſen zu fragen anfieng. Gleichwohl iſt es, um ſeine Beſchreibung ganz zu verſtehen, nothwendig, mit ihnen bekannt zu ſeyn.

Die Leber hatte bey **Galen** und den ältern Aerzten, das Geſchäft Blut zu erzeugen. Durch die Blut-Adern des Gekröſes (Venae meſaraicae) wurde, nach ihrer Meinung, der Nahrungs-Saft aus den Därmen in die Pfort-Ader geleitet, aus ihr entſprangen eine Menge Aeſte, die ſich auf der hohlen Fläche der Leber verbreiteten, und mit den Aeſten der Hohl-Ader (Vena caua), welche vorzüglich die erhabene Leber-Fläche einnahmen, in Verbindung ſtanden. Der Nahrungs-Saft wurde nun von der hohlen Leber-Fläche zu der gewölbten, und von da, bereits in Blut verwandelt, zur Hohl-Ader geführt [4]. Man beſchenkte ferner alle Theile unſers Körpers, zum Behuf ihrer Ernährung, mit vielerley Kräften. Die erſte war die anziehende (attractrix); ſie zog die gleichartigen zur Ernährung des Theiles beſtimmten Säfte an ſich. Die zweyte, die verändernde (alteratrix), wandelte den beigezogenen Saft ſo um, daß er dem zu ernährenden Theile ähnlich ward. Ihnen waren zwey andere untergeordnet, nähmlich; die anhaltende (retentrix), die den Saft ſo lange kochte, bis er dem Theile ganz gleich ward; und die reinigende (expultrix), die alles Unbrauchbare und Schädliche abſonderte, und forttrieb [5]. Eben dieſe Kräfte ließ man nun auch bey den abſondernden Organen wirken, wovon die Anwendung ſich leicht auf die Leber machen läßt. Bei ihr war die Facultas alteratrix folglich diejenige, die in dem Haupt-Geſchäfte der Leber, nähmlich der Blutmachung, beſtand, und **Galen** nennt ſie deshalb facultas hepatis propria ſ. ſanguifica.

War

(4) De loc. affecs. L. 5, c. 7. 8.   (5) Am ang. O. c. 8.

War dieſe eigene Kraft der Leber zu ſchwach, ſo nannte er den Zuſtand dieſes Eingeweides imbecillitatem (ἀτονίαν), und die daher rührenden Zufälle, affectiones hepaticas im engern Sinne. In Abſicht der Urſachen dieſer Atonie, konnte Galen nicht in Verlegenheit ſeyn, denn bey ihm hieng das Wohlbefinden des ganzen Körpers und ſeiner einzelnen Theile ſo wie die Wirkſamkeit der Kräfte der Leber, von dem gehörigen Verhältniſſe und der paſſenden Miſchung der Elemente (6), des warmen, kalten, feuchten und trocknen ab, und ein unzählbares Heer von Krankheiten wurde auf Rechnung des Zuviel oder Zuwenig in dieſer Miſchung geſchrieben. So ſollte, z. B. die calida hepatis intemperies, die in der Leber enthaltenen, ſo wie die durch die Gekröſe-Blutadern dahin gebrachten Säfte, braten und verbrennen; die frigida aber, jene dick, und gegen Flüſſigkeit und Bewegung widerſtehend, dieſe aber ſchleimig, roh und gleichſam nur halb-gekocht machen.

Galen (7) giebt überhaupt viererley Arten von blutigen Ausleerungen durch den Stuhlgang, als Folgen von eben ſo vielen verſchiedenen Krankheit-Zuſtänden, an. Alle nannte man im Allgemeinen Dysenterias ſanguineas. „Eine Art dieſer Ausle„rungen,“ ſagt er: „wo wirkliches Blut abgeht, findet „bey denen Statt, denen ein Glied abgelöſet worden, „oder welche die gewohnten Leibes-Bewegungen un„terlaſſen haben, wo ſie periodiſch erfolgt, oder bey „Frauensperſonen nach unterdrückter monathlicher „Reinigung. Eine andere, wobey wäſſeriges Blut, „welches man mit Fleiſch-Waſſer (Lotura carnis) „vergleicht, abgeht, rührt von Atonie der Leber „her

(6) De different. morbor. c. 4, ſqq. De loc. affect. L. 5, c. 8.

(7) De ſymptom. cauſſ. L. 3, c. 7.

„her ([8]). Bey der dritten geht ſchwarzgalliges glän-
„zendes Blut ab. Bey allen dreyen wird viel Blut „auf ein Mahl ausgeleert. Die vierte findet bey Ver„eiterung der Därme (Dysenteria proprie ſic dicta) „Statt.“ Die drey erſtgenannten Ausleerungen entſpringen, nach Galen, zwar alle aus der Leber, aber unter verſchiedenen Bedingungen. Die erſte und dritte, ob expultricis facultatis robur; die zweyte aber ab atonia facultatis propriae, da die Leber den durch die Gekröſe-Venen erhaltenen Nahrungs-Saft zwar aufnimmt, aber nicht in wahres Blut verwandeln kann ([9]). „Die Leber,“ ſagt er, a. ang. O: „leidet dann auf ähnliche Art wie der ſchwache Ma„gen, der zwar Speiſen verlangt, aber von ihnen, „wenn er ſie zu ſich genommen hat, eben weil er ſie „nicht verdauen kann, beſchweret wird, und ſie dann „entweder nur halb-verdauet in die Därme ſchickt, „oder zum Erbrechen gereizt wird ([10]). Die Aus„leerung iſt dann dem Waſſer, worin das Fleiſch „friſch geſchlachteter Thiere abgeſpühlt worden iſt, „ähnlich, und damit verglichen es auch die Vorfahren. „Wenn alſo der Stuhlgang dieſe Beſchaffenheit hat, „ſo kann man dieß als das ſicherſte Zeichen von Atonie „der Leber anſehen ([11]).“ Noch genauer beſtimmt er die Zufälle des Leber-Fluſſes an zwey verſchiedenen Orten ([12]) folgender Maßen. „Im Anfange wird „eine dünne blutige Gauche ausgeleert, hernach in „der Folge der Zeit dickes ſchwarzgalliges Blut, end„lich ſchwarzes und auch wohl reine Galle. Abgefreſ-

(8) Ἥπατος ἔκκρισις nennt ſie Galen, de loc. affect. L. 6, c. 2.

(9) De loc. affect. L. 3, c. 7. und L. 6, c. 2.

(10) Das Blut-Harnen erklärt er auf ähnliche Art ex imbecillitate renum, a. ang. O. L. 6, c. 2.

(11) De loc. affect. L. 5, c. 8.

(12) De loc. affect. a. ang. O. und L. 6, c. 2.

„freſſene Stücke von der innern Haut der Därme, „wie bey der rothen Ruhr (Dyſenterie), findet man „nie. So iſt auch im Anfange die Krankheit biswei- „len, ob frigidam intemperiem, ohne Fieber, in der „Folge aber, wenn das Blut in der Leber in Fäulniß „übergeht (corrumpitur), kommt ein Fieber hinzu. „Bisweilen wird die Ausleerung 2 bis 3 Tage un- „terdrückt, dann kehrt aber das Uebel von neuem zu- „rück, und die Excremente ſehen weit ſchlimmer, als „vorher, aus. Bisweilen kann auch mit dieſem Aus- „fluſſe eine Entzündung der Leber verbunden ſeyn.

So viel mag hinreichend ſeyn, um Galen's Meinung vom Leber-Fluß zu verſtehen. Die auf Galen folgenden Aerzte waren, bekannter Maßen, bis zum Ende des vorigen (17ten) Jahrhundertes, faſt alle ſeine Nachbeter, und bey ihnen dürfen wir alſo keine neue Aufklärungen über die Natur der Krankheit, und keine Beſtätigung durch eigene Erfahrung, erwarten. Selten ſetzten ſie ſeiner Beſchreibung etwas Wichtiges zu (13), wohl aber verunſtalteten ſie ſeine Meinung durch noch mehrere Hypotheſen, als ſie bey ihm fanden (14), oder ſie hatten ihn unrecht verſtanden (15), und ſeine Beſchreibung vom

(13) So ſagt *Avicenna*, L. 4. fen 14. tr. 4. c. 2, daß die Ausleerung beym Leber-Fluß unſchmerzhaft ſey, und bald mit den Excrementen, bald ohne dieſelben, erfolge; wovon Galen, wenigſtens ausdrücklich, nichts erwähnt.

(14) So begnügt ſich Sennert, Pract. med. L. 3, P. 2, Sect. 2, c. 8, nicht damit, die Atonie der Leber ab intemperie herzuleiten, ſondern er nimmt noch überdies das Caſidum innatum zu Hülfe.

(15) *Bernardus de Gordonio*, im Lilio Medicinae, (Venet. 1496,) p. 182, nennt alle blutige Ausleerungen durch den Stuhlgang, ſie mögen nun, ſeiner Meinung nach, von der Leber, oder von andern Eingeweiden herrühren, Fluxus hepaticus. Andere lieſſen die Leber bloß an intemperie frigida leiden, da doch Galen ausdrücklich ſagt, daß alle Ar-

vom Laufe der Krankheit überſehen (16). Man hat demnach auf dasjenige, was ſie ſagten, keine weitere Rückſicht zu nehmen.

Sobald die ſpätern Aerzte aufhörten, an Galen's Unfehlbarkeit zu glauben, und ihn blindlings nachzubeten, auch eine vernünftigere Phyſiologie, die Leber von dem Geſchäfte, Blut zu machen, frey ſprach, gewann die Meinung vom Leber-Fluß eine ganz andere Geſtalt, ja, man wagte es ſogar, an ſeiner Exiſtenz zu zweifeln. Sylvius (17) ſahe den Fluxus hepaticus nie, und zweifelt, ob ihn Andere je geſehen hätten; und Ettmüller (18) erklärt den, aus einem Unvermögen der Leber Blut zu erzeugen, hergeleiteten Fluxus hepaticus für ein Unding. Er, und die meiſten folgenden Aerzte, ließen ihn nun aus andern Quellen entſtehen, und wichen in ihren Beſchreibungen immer bald mehr, bald weniger vom Galen ab, ſo daß, ſo viel ich weis, keine einzige glaubhafte Beobachtung eines neuern Arztes vorhanden iſt, in welcher der Leber-Fluß ſo, wie ihn Galen geſehen haben wollte, und in Begleitung der oben genannten Symptome, beſchrieben wäre. Man hielt ſich faſt allein an die von ihm angegebene Beſchaffenheit der Ausleerung, ohne auf ſeine andern Beſtimmungen Rückſicht zu nehmen.

Billig dringt ſich uns nun, bey Betrachtung deſſen, die Frage auf: was ſollen wir von Galen's Fluxus

Arten von intemperies dabey Statt finden könnten. *Galen*, de compoſ. medic. p. loc. L. 8, c. 6, und *Alex. Trallian*. L. 8, c. 3.

(16) Sie begnügten ſich daher, jeden blutig-wäſſerigen Durchfall Fluxus hepaticus zu nennen, wie die unten angeführten Erfahrungen des Bontius ꝛc. beweiſen.

(17) *Franc. de le Boe Sylvii* Prax. med. L. 1, c. 13, 24.

(18) Oper. med. (Frf. M. 1697.) II. p. 167.

xus hepaticus halten? So viel leidet wohl keinen Zweifel, daß Galen ſolche Ausleerungen, die einem blutigen Waſſer glichen, (ſo wie mehrere andere Aerzte nach ihm,) wirklich geſehen habe. Er ſpricht von ihnen, als einer eben nicht ungewöhnlichen Krankheit, und bedient ſich an mehrern Stellen, bey ihrer Beſchreibung, des Ausdruckes: „ihr werdet oft geſehen „haben ꝛc.“ Auch führt er ausdrücklich die Kranken-Geſchichte eines ſiciliſchen Arztes an, bey welchem dieſe Ausleerung mit Entzündung der Leber verbunden war. Man wird auch leicht begreifen können, warum er die Leber als die Quelle der meiſten blutigen Ausleerungen durch den Stuhlgang, und folglich auch als die, der ebengenannten anſahe; ſobald man ſich nur an ſeine Hypotheſen von den Verrichtungen der Leber erinnert. Allein dieſe Hypotheſen waren es, die ihn darauf leiteten, die Leber anzuklagen. Er ſagt ausdrücklich, daß bey der Affectio hepatis die Subſtanz der Leber fehlerfrey ſey, und daß bloß die (ihr angedichteten) Kräfte litten. Auch führt er kein einziges Symptom an, das auf eine wirklich verletzte Leber hindeutete. Wir würden alſo, um wenigſtens zur negativen Beſtimmung des Galeniſchen Fluxus hepaticus etwas beyzutragen, hieraus, ohne zu irren, ſchon jezt den Schluß machen können, daß die blutig-wäſſerige Ausleerung, die Galen beſchreibt, und die er als das Haupt-Symptom ſeiner Affectio hepatis anſieht, von keinem wirklichen Fehler der Leber hergerührt habe. Da indeſſen mehrere Aerzte, ſogar ſolche, die ſeine erklärte Anhänger waren, aus ihren Erfahrungen das Gegentheil behaupten wollten, und dadurch zu mancherley Verwirrungen Anlaß gaben, ſo muß ich, ehe ich mich weiter zur Beantwortung der obigen Frage wende, dieſe zu widerlegen ſuchen.

Bontius (19) erzählt folgende Kranken=Geſchichte. Ein engländiſcher Soldat bekam nach einer Leber-Entzündung den Fluxum hepaticum, wobey die Geſchwulſt, welche vorher im rechten Hypochondrium war, ganz verſchwand. Nach Verlauf von 6 Monathen ſtarb er, abgezehrt wie ein Skelet. — Bey der Leichen=Oeffnung fand man, ſtatt der Leber, bloß die ſie umgebende Haut, in welcher ſich noch eine Portion von der Gauche, die er ſo lange ausgeleert hatte, und die der lotura carnis ähnlich war, fand. Eben Derſelbe ſagt, daß bey Eröffnung der Geſchwüre, die nach der Leber=Entzündungen entſtehen, ſanioſus humor carnium loturae ſimilis heraus fließe.

Andere Schriftſteller, als: *Ballonius* (20), *Jordanus* (21), *Lieutaud* (22), führen ähnliche Fälle an, wo ſich bey der Leichen-Oeffnung immer eine beträchtliche Deſtruction der Leber fand.

Foreſtus (23) ſagt, daß diejenigen, die am Leber-Fluß ſtürben, nicht allein blutig=wäſſerigen Stuhlgang hätten, ſondern daß ſie ipſam quaſi hepatis ſubſtantiam ausleerten.

Indeſſen beweiſen alle dieſe Erfahrungen, deren ſich vielleicht noch weit mehrere auffinden laſſen, weiter nichts, als daß bey Leber=Geſchwüren bisweilen eine blutige Gauche in die Gedärme überfließe, und lange Zeit durch den Stuhlgang ausgeleeret werde. Aber daß **Galen** ſolche Leber=Geſchwüre bey ſeiner Be-

(19) Medic. Indor. L. 3, obſ. 9.
(20) Conſil. med. L. 1, c. 53.
(21) De peſte phaenom. c. 19.
(22) Hiſtor. anat. L. 1, obſ. 779.
(23) Obſervat. et curat. med. (Frf. 1602, f.) p. 200. 386. Am leztern Orte findet ſich ein ausführliches Capitel von dem Fluxus hepaticus, in welchem *Foreſtus* nicht nur Galen's Lehre von demſelben, ſondern auch die Meinungen derer, die damahls Neoterici hießen, vorträgt.

Beſchreibung des Leber = Fluſſes nicht im Sinne gehabt habe, und daß bey Leber = Geſchwüren ganz andere Symptome vorkommen müſſen, und wie in dem unten vorkommenden Art. **Leber = Geſchwür** gezeigt werden wird, iſt leicht einzuſehen (24).

Auch ſagen dieſe Schriftſteller nicht, daß bey ihren Kranken nur anfangs eine blutige Gauche ausgeleert worden ſey, in der Folge aber Excremente von mannigfaltiger anderer Beſchaffenheit, was doch **Galen** ausdrücklich behauptet (25).

Eben ſo wenig kann man die Haemorrhagiam hepaticam, deren *Morgagni* und *Portal* (26) erwähnen, wobey das Blut durch den gemeinſchaftlichen Gallen-Gang ausfließt, für Galen's Leber = Fluß halten, weil hier ſchwarzes und geronnenes Blut ausgeleeret wird.

Auch unter den neuern Aerzten ſind einige, welche die Leber als Quelle des Leber = Fluſſes anſehen, (z. B. R. A. Vogel, Selle, u. a.); da ſie ſich aber nicht an die Galeniſche Beſchreibung deſſelben binden

 ſo

(24) Galen kannte die Zufälle einer verletzten Leber ſehr gut, und er ſpricht über ihre Entzündung, Verhärtung, Vereiterung ꝛc. mit viel Wahrheit und praktiſchen Sinn; ſ. de loc. affect. L. 5, c. 7; aber er unterſcheidet ſie ausdrücklich von der Affectio hepatis, ſowohl a. ang. O., als: de compoſ. medicam. ſec. loc. L. 8. Affectio igitur hepatica peculiariter, veluti etiam coeliaca et ſtomachica, citra tumores praeter naturam circa ipſas partes contingit. Inflammatum enim eſſe hepar, aut abſceſſu laborare, aut induratum eſſe, medici dicunt, aut aliud quidpiam tale, non tamen hepaticum vocant hominem ipſum, cui tale quidpiam accidit; verum quando *citra manifeſtum* aliquod in viſcere malum, in propriis actionibus debilitatur, tunc aegrum hepaticum appellant.

(25) Am ang. O. Aucta autem affectione, nihil amplius tale excernitur, ſed multiformes aliae qualitates et conſiſtentiae, velut a ventre ex cruditate laborante.

(26) Von den Krankheiten der Leber, in Samml. auserleſ. Abhandl. zum Gebr. prakt. Aerzte, 8 B. 1 St., S. 19.

ſo gehört die Beurtheilung ihrer Meinung noch nicht hierher. Allein einen Schriftſteller, der ſich beſonders um die Krankheiten der Leber verdient gemacht hat, und der bey ſeiner Beſchreibung des Leber-Fluſſes die Galeniſche zum Grunde legt, darf ich nicht unerwähnt laſſen. Es iſt *Bianchi* (27), deſſen Stimme hier allerdings gehört zu werden verdient, wenn ihn gleich ſein Eifer, die Ehre der Alten zu retten, vielleicht in gegenwärtigem Falle zu Inconſequenzen verleitete. Er nimmt ſich des Leber-Fluſſes (den er einen Catarrhum hepatis nennen zu können glaubt,) mit allem Ernſte an, und eifert mit Heftigkeit gegen die neuern Aerzte, die es wagen könnten, eine Krankheit unter die eingebildeten zu zählen, auf deren genaue Beſtimmung die Alten ſo vielen Fleiß gewandt hätten. Er ſucht nun den Begriff, den die Alten ſich vom Leber-Fluß machten, aus einigen Stellen des Galen's feſtzuſetzen; ohne ſich aber damit zu begnügen, fügt er, (ohne jedoch zu ſagen woher, oder ſich auf eigene Erfahrungen zu berufen,) eine Menge Symptome hinzu, die alle auf einen Fehler der Leber deuten, deren aber Galen mit keinem Worte gedenkt; z. B. häufige gallige Stühle, beſonders nach dem Schlafe und Mittags-Eſſen, abzehrendes Fieber, trocknen Huſten, mehr oder weniger ſchmerzhafte Auftreibung des rechten Hypochondrii, Ekel, gelbe Zunge, bittern Geſchmack, ſchluchzendes Athemhohlen ꝛc. Als den vornehmſten Beweis, daß wirklich die Leber beym Leber-Fluß leide, beruft er ſich auf die Erfahrungen des *Bontius*, *Ballonius* ꝛc. die aber, wie ich oben gezeigt habe, hier gar nicht als Beweiſe gelten können. Ueberhaupt erhellt aus der ganzen Abhandlung des *Bianchi*, daß es ihm ganz an eigener Er-

(27) Jo. *Bapt. Bianchi* hiſtoria hepatis. (Genev. 1725.) P. 2, c. 9. P. 3, p. 455.

Erfahrung fehlte, und daß er ſelbſt nicht wußte, was er unter dem Fluxus hepaticus verſtehen ſollte, ſondern ſich theils aus Galen's Beſchreibung, theils aus den Beſchreibungen der folgenden Aerzte, ein ſehr verworrenes Bild davon entwarf. Unmöglich würde er ſonſt die Stelle des *Hippocrates*, in Coac. „Quibus hepati dolor, ſanguine per aluum egeſto „ſeruantur, non autem egeſto moriuntur," als einen Beweis für einen kritiſchen Fluxus hepaticus angeführt haben. So häuft er auch Widerſprüche auf Widerſprüche, wenn er am Schluſſe ſeiner Abhandlung eine Kranken-Geſchichte aus *C. A. Alidii* animadverſionib. anführt, wo eine Kranke, die ein dreytägiges Fieber hatte, welches mit dem ſiebenten Paroxysmus in ein heftiges anhaltendes übergieng, binnen 4 Stunden über 6 Pfund reines Blut (ſinceri ſanguinis) durch den Stuhlgang von ſich gab. *Alidius* nennt dieß ſpecimen fluxus hepatici; und *Bianchi* führt die Behandlung deſſelben als Muſter der Cur des Fluxus hepatici an.

Es bedarf nun wohl keines weitern Beweiſes, um überzeugt zu ſeyn, daß Galen's Fluxus hepaticus nicht von einem Fehler der Leber hergeleitet werden könne. Ich wende mich nun zur fernern Beantwortung der obigen Frage: was man von Galen's Fluxus hepaticus zu halten habe? die ich nun, beſtimmt zu reden, ſo abfaſſen will: „Giebt es wirklich eine für ſich beſtehende Krankheit, die zu Galen's Beſchreibung paßt, und den Nahmen Fluxus „hepaticus verdient; oder, iſt ein blutig-wäſſeriger „Durchfall bloß ein Symptom mehrerer, weſentlich „verſchiedener Krankheiten, und welche ſind dieſe?"

Was den erſten Theil dieſer Frage: „Giebt es „wirklich eine für ſich beſtehende Krankheit, die zu „Galen's Beſchreibung des Fluxus hepatici paßt?" betrifft, ſo wiederhohle ich hier nochmahls, was ich

 oben,

oben, S. 402, nur beyläufig ſagte: mir iſt keine glaubhafte und zuverläſſige Erfahrung eines ſpätern Arztes bekannt, die mit Galen's Beſchreibung vollkommen übereinſtimmte. Foreſt (28) führt zwar vier eigene Beobachtungen vom Fluxus hepaticus an, in welchen, wenigſtens in der erſten und zweyten, nichts vorkommt, was der Galeniſchen Beſchreibung widerſpräche; allein, erſtlich gedenkt er der von Galen ausdrücklich beſtimmten ſtufenweiſen Veränderungen in der Beſchaffenheit der Ausleerung gar nicht; und zweytens, mangeln ſeinen Kranken=Geſchichten die Eigenſchaften guter Beobachtungen, und hauptſächlich die nöthige Vollſtändigkeit ſo ganz, daß ſie unmöglich auf Beweis=Kraft Anſpruch machen können. Mehrere andere Beobachtungen dieſer Krankheit, die mir bekannt ſind, paſſen noch weit weniger zu Galen's Beſchreibung; und ich halte es daher für unnöthig, mich bey deren Anführung und Beurtheilung noch länger aufzuhalten, da doch das endliche Reſultat immer daſſelbe bleiben würde. Exiſtirten wirklich dergleichen glaubhafte Beobachtungen, ſo würden die ſpätern Aerzte, wenn ſie gleich Galen's Theorie verwerfen mußten, doch über die Krankheit ſelbſt einverſtanden ſeyn. Daß Galen ſeinen Fluxus hepaticus wirklich ſo beobachtet habe, wie er ihn beſchreibt, iſt möglich. Es kann ſeyn, daß er ihn ſogar, wie er ſagt, oft geſehen hat, wenn ihn gleich alle folgende Aerzte morbum rariſſimum nennen. Es kann aber auch ſeyn, daß er Symptome zuſammenſetzte, die er bey keinem Kranken wirklich vereinigt ſahe, und daß ſein „oft geſehen haben," nicht eben im ſtrengſten Sinne zu nehmen ſey. Galen's Glaubwürdigkeit hat ohnehin ſchon manchen beträchtlichen Stoß leiden müſſen; er wird aber doch immer der bewunderns-

würz

(28) Obſerv. et curat. med. L. 22, obſ. 21. 22. 23. 24.

würdige und große Mann bleiben, der er wirklich iſt. Dem ungeachtet werde ich r..ne Einwürfe und Bedenklichkeiten nicht ferner zu rechtfertigen ſuchen, da ſich doch ſchlechterdings nichts entſcheiden läßt, und der gute Galen, ſich zu rechtfertigen, auſſer Stande iſt. Bey einer einmahl gefaßten falſchen Hypotheſe iſt es ja ohnehin leicht genug, zu Trugſchlüſſen, wie zu falſchen Wahrnehmungen verleitet zu werden; und es fehlt wohl nicht an Beyſpielen, daß ſich die angeſehenſten Aerzte, ähnliche Menſchlichkeiten zu Schulden kommen ließen.

So bliebe uns dann von Galen's Fluxus hepaticus, verglichen mit neuern Erfahrungen, nichts weiter übrig, als eine blutig-wäſſerige Ausleerung, die aber bey mehrern weſentlich verſchiedenen Krankheiten Statt finden kann, und folglich immer nur ein Symptom bleibt, welches weder einerley Urſachen noch Neben-Zufälle hat, noch nach einerley Cur-Methode behandelt werden kann. Manche Schriftſteller haben daher, weil ſie bloß die blutig-wäſſerige Ausleerung als das charakteriſtiſche Symptom anſahen, bald dieſe bald jene damit verbundene Krankheit, Fluxus hepaticus genannt, da doch eigentlich dieſer Nahme nur derjenigen Krankheit zukommen ſollte, die Galen, bey dem wir die Benennung zuerſt finden, darunter verſtanden wiſſen wollte. Die meiſten hingegen nennen zwar auch jede unſchmerzhafte blutig-wäſſerige Diarrhöe Fluxus hepaticus, aber ſie halten ihn doch nicht für eine eigene Krankheit.

Die Fälle nun beſtimmt anzugeben, bey welchen eine ſolche Ausleerung beobachtet worden iſt, bleibt mir zur Beantwortung des lezten Theiles der obigen Frage noch übrig. Es ſind folgende:

1. Geſchwüre der Leber und des Gekröſes. Wenn auf Entzündung in der Subſtanz der Leber (von Vereiterungen auf ihrer converen Fläche iſt hier

die Rede nicht,) ein Abſceß, oder vielmehr, da wegen der Anhäufung von Blut und Galle, eine gute Eiterung nicht wohl Statt finden kann, ein Geſchwür, welches eine ſolche blutige Sauche erzeugt (29), entſteht, ſo kann ſich dieſelbe, anderer Wege nicht zu gedenken, entweder nach vorhergegangener Verwachſung der Leber mit dem Grimm-Darme in denſelben ergießen, oder ſie fließt durch den gemeinſchaftlichen Gallen-Gang in den Zwölffinger-Darm. In beyden Fällen wird eine blutig-wäſſerige Ausleerung Statt finden können, und nach Maßgabe des Umfanges des Geſchwüres, und der größern oder geringern Abſonderung in demſelben, wird eine bald mehr bald weniger häufige blutig-wäſſerige Diarrhoe entſtehen müſſen. Die vorhergegangenen Zufälle einer Entzündung, die in Eiterung übergegangen iſt, oder, wofern dieſe überſehen werden, die eben gegenwärtigen Zeichen einer verletzten Leber, als: ſchmerzhafte Spannung des rechten Hypochondrii, Schmerz der rechten Schulter, Gelbſucht (die wenigſtens ſelten fehlen wird,) abzehrendes Fieber ꝛc. müſſen dieſen Fall unterſcheiden. Nach den oben erwähnten Erfahrungen, kann eine ſolche Diarrhöe mehrere Monathe hindurch fortdauern, und der Patient ſtirbt abgezehrt oder waſſerſüchtig. Will man dieſes Symptom des Leber-Geſchwüres ausſchließend Fluxus hepaticus nennen, ſo iſt wenigſtens der Nahme der Sache angemeſſen. Auch **Frank** belegt es mit dieſem Nahmen (30). *Sauvages* führt dieſe Ausleerung als erſte Species ſeiner Hepatirrhoea an (31), und ſetzt zu

(29) S. die oben, S. 404, angeführten Erfahrungen, die zur Genüge beweiſen, daß eine blutig-wäſſerige Sauche in einem Leber-Geſchwüre entſtehen kann.

(30) *Franck* epitome L. 2, §. 249.

(31) *Sauvages* Noſol. method. II. Claſſ. 9, Ord. 2, gen. 8. Er nennt ſie Hepatirrhoea vera.

zu der Erfahrung des *Bontius* hinzu: ſimilem obſeruaui ipſe, Mantae ad Sequanam, anno 1730.

Aehnliche Ausleerungen können aber auch bey andern Geſchwüren in der Höhle des Unterleibes, die ſich in den Darm-Canal ergießen, Statt finden. Von einem Geſchwüre im Gekröſe, welches einen ſo genannten Leber-Fluß verurſachete, führt *Bonetus* aus *Jo. Rhodius* einen Fall an (32). Einer unſerer achtungswürdigſten Aerzte, Herr geheim. Rath Selle (33), läßt den unſchmerzhaften fieberloſen Abgang einer röthlich gefärbten Flüſſigkeit, den er Fluxus hepaticus nennt, von Eroſionen und Auflöſungen, oder auch von Erſchlaffungen in den Extremitäten der Gefäße der Leber und der Gedärme entſtehen. „Nicht „immer,“ ſagt er: „iſt die Leber, ſondern auch oft „und mehrentheils ſind die Gefäße des Gekröſes, die „Quelle der abgehenden Feuchtigkeit.“ Ich bleibe jezt bloß bey dem Falle ſtehen, wo die Leber die Quelle ſeyn ſoll. Hr. Selle nennt als Urſachen Eroſionen und Auflöſungen der Gefäße. Mit andern Worten ſoll dieß doch wohl ſo viel heißen, als Geſchwüre oder faulige Verderbniß der Leber? Hier müßten dann aber doch gewiß Entzündung, oder wenigſtens Verhärtung der Leber vorhergegangen ſeyn, wovon aber Hr. Selle, ſo wie von andern Zufällen, die nothwendig die Deſtruction dieſes Eingeweides begleiten müßten, nichts erwähnt. Auf eigene oder fremde Erfahrungen, ſo wie auf Leichen-Oeffnungen, beruft ſich Hr. Selle auch nicht; und ich muß aufrichtig bekennen, daß ich ſeine Meinung, von der Natur der Krankheit, wenigſtens unvollſtändig und undeutlich

(32) *Boneti* Sepulchr. anat. To. 2, L. 3, ſect. 12, obſ. 6. *Sauvages* macht hieraus eine eigene Species; Hepatirrhoea meſenterica.

(33) Medicina clinica, Sechste Aufl. (Berl. 1793, gr. 8.) S. 452.

lich ausgedrückt finde. Seiner Cur=Art wird weiter unten Erwähnung geſchehen.

2. Blut=Anhäufungen in den Arterien des Gekröſes. Gehemmter Blut=Umlauf im Syſtem der Pfort=Ader, und daher rührende Ueberfüllung deſſelben, wird die gewöhnlichſte und vornehmſte Veranlaſſung dazu ſeyn; und es läßt ſich dann leicht einſehen, daß bey immer fortdauerndem Andrange und erſchwertem Rückfluſſe des Blutes, beſonders bey hinzukommender Schlaffheit und Erweiterung der aushauchenden Arterien=Enden, reines Blut, oder wenigſtens blutiges Serum, in den Darm=Canal ausſchwitzen müſſe, auch wohl gar durch die ſchwarzgallige Verderbniß mürbe gewordene Gefäße zerreiſſen können. Wenigſtens iſt dieſe Erklärung den Grundſätzen einer vernünftigen Pathologie angemeſſen (34), und durch analoge Erfahrungen beſtätigt. Es wird dieſes aber um ſo mehr der Fall ſeyn müſſen, wenn in der Leber, der Milz, oder dem Gekröſe, Verſtopfungen vorhanden ſind; wenn andere Ausleerungs=Wege nicht durch reichlichere Ausſonderung ihrer Feuchtigkeiten das Gleichgewicht der Circulation herſtellen; wenn gewohnte Ausleerungen unterdrückt ſind, u. dgl. Höchſt wahrſcheinlicher Weiſe trifft dieſer Fall bey den fließenden Hämorrhoiden (wenn ſie nicht bloß Local=Krankheit ſind,) ein, als bey welchen Stockungen im Syſtem der Pfort=Ader, Ueberfüllung der Arterien des Maſtdarmes und Ergießung des Blutes aus denſelben, veranlaſſen. Es treffen mehrere Umſtände zuſammen, welche Congeſtionen und Auhäufungen des Blutes gerade nach die=

(34) *Boerhaave* praelect. ad inſtit. §. 814. Quando ſanguis per portarum venam eiusque ramos nequit tranſire, tunc ipſe purus ſanguis per anaſtomoſin ex vaſis meſentericis effundi poteſt, quorum oſcula dilatata ſunt.

dieſem Darme begünſtigen. Indeſſen laſſen ſich auch ähnliche Umſtände denken, bey welchen das Blut, unter den oben erwähnten Bedingungen, leichter nach andern Theilen des Darm-Canales, als nach dem Maſt-Darme, Congeſtionen macht. Bey ſtarkem Andrange des Blutes, und daher rührender größerer Erweiterung der aushauchenden Gefäße, oder wirklicher Zerreiſſung der Arterien, wird dann reines Blut, bey geringerm Antriebe bloß ein blutiges Waſſer, in den Darm-Canal ergoſſen werden. Da die Menge der aushauchenden Gefäße in den dünnen Därmen ſo beträchtlich iſt, ſo wird hier die Quelle einer anhaltenden blutig-wäſſerigen Ausleerung vorzüglich Statt finden.

Hierher gehört nun die vom Hrn. Hofr. **Richter** (35) bekannt gemachte wichtige Erfahrung:

Mir iſt es wahrſcheinlich, daß Vomitus cruentus, Morbus niger, Fluxus hepaticus und die güldne Ader, Krankheiten von einerley Natur und Urſprung ſind, und daß ſie bloß in Abſicht ihres Sitzes und des Grades der Heftigkeit von einander verſchieden ſind.

Dringt das Blut in den obern Theil des Darmcanals, ſo entſteht ein Blutbrechen; dringt es in den unterſten Theil des Darmcanals, ſo erfolgt der güldne Aderfluß; dringt es in die kleinere Därme in geringer Menge, ſo erfolgt ein fluxus hepaticus; und der morbus niger, wenn ſich altes ſtockendes Blut, oder auch friſches Blut in größerer Menge in die kleinern Därme ergießt.

Dies zu glauben, berechtigt mich folgender Fall, in welchem ich alle dieſe Krankheiten, die güldne Ader ausgenommen, bey einem einzigen Kranken vereinigt ſah.

C. S. Bedienter bey dem Gr. v. Br. ein Italiäner von Geburt; ein langer, hagrer, melancholiſcher Menſch, von einer braungelben Geſichtsfarbe, ſonſt ziemlich geſund, und ſehr mäßig, einige 50 Jahr alt, klagte mir, daß er ſeit einiger Zeit eine gewiſſe Aengſtlichkeit und Unruhe,

und

(35) Am ang. O.; ſ. oben, S. 396.

und einen immerwährenden tauben Schmerz in der Gegend des Nabels verſpühre; daß ihm der Kopf eingenommen ſey, und daß er ſehr unruhig ſchlafe.

Da er alle Zeichen atrabilariſcher Stockungen in den Eingeweiden des Unterleibes auf ſeinem Geſichte trug, gab ich ihm auflöſende Mittel; vorzüglich den Tartarus ſolubilis mit dem Extracto taraxaci.

Den dritten Tag, vorzüglich gegen Abend war er ſehr beängſtigt und unruhig. Ich verordnete ihm ein Purgierſalz, welches er den folgenden Tag nehmen ſollte; aber in der Nacht ward er übel, und brach Blut aus. Jedoch waren die Zufälle dabey nicht heftig; des Blutes, was er ausbrach, war nur wenig, und betrug dem Anſcheine nach kaum 10 Unzen. Als ich des Morgens zu ihm kam, hatte ſich das Erbrechen glücklich gelegt, und er war jezt ruhiger, und von unangenehmen Empfindungen im Unterleibe freyer, als den Tag vorher.

Er nahm das bereits verordnete Abführungsmittel, welches nichts bemerkliches ſchadhaftes ausleerte, und den Tag drauf wieder Tartarus ſolubilis.

Den achten Tag fing die Empfindung in der Nabelgegend wieder an, lebhaft zu werden; zugleich wurde der Bauch aufgetrieben und geſpannt. Ich gab eine Abführung ohne ſonderlichen Nutzen. Die Empfindung in der Nabelgegend nahm zu.

Den dreyzehnten Tag des Morgens wurde ich zu ihm gerufen. Ich fand ihn auf dem Nachtſtuhle, todtenbleich, mit kaltem Schweiße im Geſichte, heftigem Poltern im Bauche, faſt ohne Puls, und einer Ohnmacht nahe. Unter ihm ſtand ein Eimer, der beynahe halb mit geronnenem Blute angefüllt war, welches ſeit ein paar Stunden von ihm ging. Dieſer Blutabgang continuirte noch immer. Vor jeder Ausleerung wurde der Schmerz in der Nabelgegend heftiger, der Bauch mehr ausgedehnt, und es erfolgte ein Poltern im Bauche. Ich ließ kalte Umſchläge machen, und Ipecacuanha in kleinen Doſen, und ein Infuſum Millefolii, nebſt beſänftigenden Klyſtieren, geben; und die Ausleerungen wurden allmählich ſeltner und ſchwächer, und verlohren ſich endlich gänzlich.

Nach drey Tagen erſchien ein neuer Anfall, der aber durch die eben genannten Mittel bald geſtillt wurde. Von nun an entſtand ein wahrer Fluxus hepaticus, der 10 Tage lang

lang anhielt, und wobey dem Kranken unter einem immerwährenden, bald gelindern, bald lebhaftern Kolikartigen Schmerz in der Nabelgegend eine Feuchtigkeit durch den Stuhlgang abging, die völlig einer lotura carnis glich; bald häufiger, bald ſparſamer abging, bald mehr, bald weniger gefärbt war. Der Kranke nahm während der ganzen Zeit einen ſchwachen Tamarinden-Molken.

Als dieſer Abgang 8 bis 10 Tage gedauert hatte, entſchloß ich mich, ihm ein gelindes Brechmittel zu geben. Der Kopf war ihm eingenommen, die Zunge braungelb belegt, er klagte über einen unangenehmen Geſchmack, hatte keinen Appetit, die Empfindungen in der Nabelgegend minderten ſich nicht, und Purgirmittel hatten nie eine merklich gute Wirkung gehabt.

Das Brechmittel leerte eine bräunliche Materie mit einiger Erleichterung aus. Den Tag darauf gab ich den Tartarus ſolubilis und Tamarindenmolken. Und nun erfolgten kohlſchwarze pechartige Stuhlgänge. Bey dem fortgeſetzten Gebrauche der ebengenannten Mittel continuirten dieſe Stuhlgänge mit einer ſichtbaren Erleichterung. Die Spannung und Geſchwulſt des Bauchs nebſt der ſchmerzhaften Empfindung in der Nabelgegend verlohr ſich, der Kranke ward munter, und Kräfte und Appetit kamen allmählich wieder.

Vierzehn Tage und drüber dauerte dieſer ſchwarze Kothabgang, da er denn allmählich ſeine natürliche Farbe wieder annahm. Die China mit dem Lichen island. ſtellte die Kräfte wieder her. Ein paar Monathe hatte ich Gelegenheit den Mann nachher täglich zu ſehen; und er befand ſich ſehr wohl. Er reiſete darauf von hier ab, da ich denn weiter nichts von ihm gehöret habe.

Ich dächte, die Quelle des Blutes ſowohl, als des Blutwaſſers, welches durch den Stuhlgang abging, war in dieſem Falle ſichtbarlich in den kleinen Gedärmen. Der Mann hatte übrigens nie die güldne Ader gehabt, auch hatte er jezt keine Empfindung davon."

Schon *Bartholdi* (36) ſcheint eine ähnliche Meinung vom Leber-Fluſſe gehabt zu haben. Er handelt ihn

(36) *G. Theod. Bartholdi* Opera medica (poſthuma), Part. 2, c. 4. Auch folgende Stelle, die hier vorkommt, verdient ange-

ihn mit dem Vomitu cruento in Einem Capitel ab, und ſagt, daß beyde Krankheiten einerley Heil=Art erforderten.

Auch verdient, zur Beſtätigung der Meinung, daß dergleichen Ausleerungen ex anaſtomoſi vaſorum exhalantium ihren Urſprung nehmen, die von Vogel angeführte Leichen=Oeffnung des *Klaunigius* Erwähnung (37).

Hierher gehören nun auch die Meinungen mehrerer Aerzte, welche, ohne jedoch beſtimmte Erfahrungen anzuführen, den Leber-Fluß von den obern Hämorrhoidal-Gefäßen herleiten, und für nichts weiter, als eine Anomalie der goldenen Ader, halten. *Sauvages* macht die aus dieſer Quelle entſpringende blutig-wäſſerige Ausleerung, zur zweyten Species ſeiner Hepatirrhoea (38).

3. Folge

angeführt zu werden: Fluxus hepaticus adſcribitur hepati, ſed perperam, legibus enim anatomicis repugnat. Prouenit potius ex vaſis meſaraicis, vbi ſanguis congeſtus tandem membranas inteſtinorum rumpit, et in inſigni quantitate ater ille ſuccus plus minus ſeroſus ad Libr. ij. vel Libr. iij. interdum eiicitur, cum virium et appetitus proſtratione.

(37) *R. A. Vogel* Praelect. §. 283, ſagt, indem er ſich auf *Klaunigii* Noſocom. charit. obſ. 23, bezieht: Alias vero videtur, malum ex arteriis inteſtinorum lymphaticis relaxatis — — deriuari poſſe. — — Hæcque ſententia — ipſâ autopſiâ confirmata fuit, dum in cadauere non ſolum turgidae meſenterii venae ac arteriae repertae, ſed et ilei, coli ac recti internæ ſuperficies, punctulis rubris obſeſſa viſa eſt, vnde adeo guttulae ſanguinis exprimi potuere.

(38) Hepatirrhoea inteſtinalis. — Et fluxus alui loturae carnium ſimilis, doloris expers, cuius materia per inteſtinorum vaſa ſecretoria anaſtomoſin paſſa et dilatata, in inteſtina effunditur. *Sauvages*, a. ang. D.

Bey Blut-Anhäufungen in den Gefäßen des Gekröſes und der Därme, und beſonders bey ſchwarzgalligen die Gefäße mürbe machenden Stockungen daſelbſt, entſteht ſehr oft ein varicöſer Zuſtand in dieſen Theilen. (*J. E. Pohl*, reſp. *C. C. F. Menz*, diſſ. de Varice interno. Lpſ. 1785. 4.)

3. Folge der Ruhr. Mehrere Schriftſteller behaupten, daß der ſogenannte Leber = Fluß, oder eine blutig = wäſſerige Diarrhöe, bisweilen nach der Ruhr folge. Auch Ettmüller führt dieſen Fall, unter den drey verſchiedenen Arten von blutig = wäſſerigen Ausleerungen, die er für möglich hält, an, und beruft ſich auf Sydenham, bey welchem ich doch keine Stelle finden kann, wo von einem blutig = wäſſerigen Abgange nach der Ruhr die Rede wäre (39).

Aus einer, wiewohl einzigen, Erfahrung, glaube ich endlich 4. Fiſteln und Geſchwüre des Maſt = Darmes, als die Quelle eines lange dauernden blutig-wäſſerigen Durchfalles anführen zu können. Bey einem vierzigjährigen Gelehrten, der ſchon ſeit mehrern Jahren an blinden Hämorrhoiden und andern Hämorrhoidal = Beſchwerden litt, auch vor 8 Jahren eine kleine Fiſtel an der Oeffnung des Maſt = Darmes ſich operiren ließ, finden ſich noch folgende Umſtände: An der äuſſern Oeffnung des Maſt = Darmes ſieht

Die übermäßig ausgedehnten Gefäße zerreiſſen endlich, und es erfolgt ein Ausfluß einer blutig = wäſſerigen Feuchtigkeit, deſſen angegebener Urſprung ſich oft bey Leichen-Oeffnungen zeigt; und der mit hierher gerechnet werden muß.

(39) Die einzige Stelle, welche hierher gezogen werden könnte, iſt: *Tho. Sydenham* Opuſcula, (Amſt. 1683.) p. 167. Accidit nonnunquam, licet raro admodum, vt dyſenteria, ſub initio non rite curata, particulare ſubiectum ad annos aliquot discruciet — aegro interim ſingula vitae munia mediocriter bene obeunte. Huius ſpecimen ſe mihi obtulit non ita pridem in muliere quadem — quae per tres annos — hoc malo continenter exercebatur. — Dieſe Stelle beweiſet indeſſen weiter nichts, als daß, wie auch Andere beobachtet haben, bisweilen auf wirkliche Ruhr, nachdem die fieberhaften Zufälle, das Bauchgrimmen und der Stuhlzwang, ſich ſchon ſehr vermindert haben, noch ein Durchfall mit Blute vermiſcht, fortdauert, der aber, wenn man auch bloß auf die Beſchaffenheit der Ausleerung ſehen wollte, den Nahmen Fluxus hepaticus doch nicht verdient.

ſieht man zu beiden Seiten zwey traubenförmige Auswüchſe, wovon der gröſſere etwa 1 Zoll lang iſt. Sie waren beyde anfangs kleiner, und im Maſt = Darme verborgen. Zu Anfange dieſes (1794) Jahres traten ſie aus dem Maſt=Darme heraus, wurden nach einiger Zeit weggeſchnitten, wuchſen aber bald von neuem wieder. Unter dem größern iſt der Eingang in eine kleine Fiſtel, die unter der Haut des Mittel-Dammes (Perinaeum) etwa 1 Zoll weit fortläuft. Die Oeffnung des Maſt-Darmes iſt von auſſen ſchwielig (callös) anzufühlen, und kann ſeit einem Jahre nicht mehr geſchloſſen werden. Bringt man den kleinen Finger in den Maſt = Darm, welches aber nicht ohne groſſe Schmerzen geſchieht, ſo fühlt man da, wo der innere Schließ-Muskel (Sphincter ani internus) ſitzt, eine ringförmige, knorpelartige Verhärtung, und auch weiter hinauf im Maſt = Darme mehrere einzelne callöſe unebene Stellen. Gewöhnlich, doch ein Mahl mehr als das andere Mahl, gehen die Excremente unwillkührlich, und nach und nach, zuweilen derb und hart, aber dann nie dicker als ein Feder-Kiel, ab; oft iſt auch der Stuhlgang dünn und flüſſig. Die flüſſigern Excremente ſind immer mit Blut-Klümpchen, Blut-Streifen, und einer zähen, ſchleimigen, Eiter = ähnlichen Maſſe vermiſcht, die dichtern aber damit überzogen. Hat der Maſt = Darm ſich von den Excrementen entledigt, ſo geht nun bald ein weißes ſchleimiges Weſen fort, bald nur gelbrothe oder blutrothe, dem Fleiſch = Waſſer ähnliche Gauche, die ſehr empfindlich brennt; dies hört aber auf, ſobald wieder Excremente in den Maſt = Darm kommen. Dieſe blutige Gauche fließt beſonders des Nachts ſehr häufig, doch auch bey Tage, nur bald mehr, bald weniger. Manche Speiſen gehen unverdauet, die meiſten aber recht wohl verdauet, nach 24 Stunden ab. Der Kranke hat den beſten Appe-

tit,

tit, und auſſerdem, daß er ſehr von Blähungen geplagt wird, kein Uebel, als ſeine Beſchwerden im Maſt-Darme, abwechſelnde heftige Schmerzen im Kreuze, und beſtändige Schmerzen unter den Gefäß-Muskeln der linken Seite. Die Leiſten-Drüſen dieſer Seite ſind auch beſtändig geſchwollen.

Schon aus den angeführten Umſtänden erhellt mit großer Wahrſcheinlichkeit, daß Geſchwüre und Fiſteln im Maſt-Darme die Quelle der abgehenden Sauche ſeyn müſſen. Dieſe Wahrſcheinlichkeit wird aber noch erhöhet, wenn man den ganzen Verlauf der Krankheit (deſſen umſtändliche Erzählung hier zu vielen Raum wegnehmen würde,) in Betrachtung zieht. Dieſes Uebel iſt gewiß eben ſo merkwürdig, als ſelten (40).

Einige rechnen auch zum Leber-Fluß den blutigen Durchfall, der in den heißen Klimaten bisweilen Perſonen ohne Bauchgrimmen befallen ſoll, und den *Macbride* (41) von einer fauligen Auflöſung des Blutes herleitet; ferner die blutige Diarrhöe beim Scorbut; und endlich den durch den After erfolgten Blut-Verluſt bei den Anfällen des bösartigen Wechſel-Fiebers, deſſen *Torti* (42) gedenkt, und welches er um deswillen Febris hepatica oder ſubcruenta nennt. Da aber hier wirkliches Blut, kein blutiges Waſſer, abgeht, ſo ſehe ich keinen Grund ein, warum man ſie zum Leber-Fluß gerechnet hat (43). Eher ver-

(40) Fälle von ähnlichen Verhärtungen des Maſt-Darmes, findet man: in *Ruyſchii* obſſ. anat. obſ. 95, 96. und eben Deſſ. Adverſ. anat. med. chir. Dec. 2, c. 10, zu Ende. *Morgagni* de ſedib. et cauſ. morbor. epiſt. 32, 6.

(41) Syſtemat. Einleit. in die theoretiſche und praktiſche Arzneyk. Th. 2, S. 752.

(42) *Franc. Torti* Therapeutice ad febr. period. pernic. S. 126. 128.

(43) *Sauvages*, a. ang. O., macht aus dieſen drey Fällen eben ſo viel Species der Hepatirrhoea.

diente der blutig-wäſſerige Durchfall eine genauere Unterſuchung, der ſich bey erklärten Branntwein-Trinkern oft einfindet, wenn es mit ihnen, unter gänzlichem Mangel an Eßluſt, ſchleichendem Fieber, Abnahme der Kräfte ꝛc. bald zu Ende geht; deſſen Urſachen noch nicht ganz klar ſcheinen.

Aus dem bisher Geſagten kann folgendes Reſultat gezogen werden: der Leber-Fluß von Atonie der Leber entſtanden, iſt ein Unding. Die Krankheit, ſo wie ſie Galen unter dieſem Nahmen beſchreibt, iſt von neuern Aerzten nicht beobachtet worden. Ihr vornehmſtes Symptom aber, der Abgang einer blutig-wäſſerigen Flüſſigkeit durch den Stuhlgang, kann bey mehrern, ihrer Natur nach ſehr verſchiedenen Krankheiten Statt finden, und man ſollte daher aufhören, den Leber-Fluß als eine eigene Krankheit-Gattung anzuführen.

Journal der Erfindungen, Theorien und Widerſprüche in der Natur- und Arzneywiſſenſchaft, 1 B. 4 St. (Gotha, 1793, 8.) S. 58, fgg. und 5 St. S. 22, fgg.

Ich komme zur Beſchreibung der Cur des Leber-Fluſſes, und werde zuerſt einige Vorſchriften berühmter neuerer Aerzte, ſodann aber meine eigene Beobachtung davon anführen.

D. Ge. Heinr. Behr's Conſilium de fluxu hepatico, cum haemorrhoidibus ſymptomatice fluentibus, febreque lenta coniuncto, oder von einem lange dauernden Leber-Fluß, mit dazu ſchlagender goldenen Ader, und ſchleichendem Fieber verknüpft (44).

„Indicationes. 1. Primas vias von ihren Unflätigkeiten zu ſäubern und zu reinigen.

2. Die Gedärme durch lenia abſtergentia, temperantibus ſimul, ad infrigendum humorum aeſtum, remixta, von allen ſcharfen Mucoſitaitbus zu befreyen.

3. Die

(44) Aus Deſſen Medicina conſultatoria, 1 Th. (Augsp. 1751 4.) S. 49, fgg.

3. Die ſo nöthige Dauung beſter Maßen wieder her zu ſtellen, und folglich auch
4. durch behörige Tonica und Subadſtringentia den Gedärmen ihre gehörige Elaſticität und motum peri. ſtalticum wieder zu verſchaffen.
5. Da dieſer Morbus ſehr gern in Tabem oder Hecticam degenerirt, taugliche Nutrientia und Gelatinoſa, wie auch hauptſächlich evpepta alimenta, weil ſolcher Fluxus auch mit ſolcher Cachexie, oder wohl gar der Hydrope bisweilen begleitet wird, zu verordnen.
6. Die Symptomata zu mindern, den Schmerz im After zu beſänftigen, und die Haemorrhoides ſymptomaticas à ſero nimis acri et arrodente exortas, in etwas zu mäßigen.

Der erſten Indication nach, ſind die Pilulae Beccherianae oder Stahlianae, wie auch remedia rhabarbarina, zu gebrauchen.

Der zweyten Indication nach, müſſen die Abſorbentia cum ſalibus neutris atque nitro remixta eingegeben werden.

Nach der dritten Indication, ſind folgende Pillen zu verordnen:

℞. Extr. cent. min.
fumar.
gentian. āā ℈j.
tamariſc.
tormentill.
cort. caſcar. c. 🜄a parat.
Gumm. Thur.
heder. āā ℈ß.
M. f. c. Eſſ. travmat. Pilulae, no. LXX. conſp. Pulv. cinam. D. S. Stärkende Pillen, des Morgens und Abends jederzeit 10 zu nehmen.

In welcher Abſicht zugleich folgende Tinctur verſchrieben werden kann:

 ℞. Tinct.

R. Tinct. vitr. mart. Ludov. c. Spir. vin. gall.
parat. Eſſ. travmat. Wed. āā ℥ ß.
catechu, ʒ ij.

M. D. S. Stärkende Tinctur, davon jederzeit vor Tiſche 60 Tropfen in einem Löffel voll Burgunder Wein zu nehmen.

Nach der vierten Indication, wird, nebſt erſtgedachte Arzney-Mitteln, auch folgendes verordnet:

R. Limat. mart. non rubigineae, et alcoholni
ſatae, ℥ j.

D. S. Stahlpulver, davon jederzeit eine gute Meſſer-Spitze voll, vorm. um 10, und nachm. um 4 Uhr, zu nehmen.

Wie auch:

R. Trag. ſuav. rubr. ℥ j.

D. S. Magen-Treſeney, davon jederzeit zugleich, mit vorgedachtem Stahl-Pulver, eine Meſſerſpitze voll zu nehmen.

Ohne dieſes Pulver, können auch nachgeſetzte Magen-Morſellen nach einiger Zeit gebraucht werden:

R. Condit. Nuc. indic.
Cort. aurant.
citr. āā ℥ j.
rad. zingib.
Confect. Alkerm. compl. āā ℥ ß.
Amygd. d. excort. ʒ vj.
Piſtac. ʒ ij.
Spec. diacinam.
diambr. āā ʒ j.
Corall. rubr. ppt.
Nuc. moſch. āā ʒ ß.
M. f. c. ſ. q. Sachar. in ▽cinam, ſolut. l. a.
Morſuli.

D. S. Stärkende Morſellen, von welchen ſich dann und wann, eines Stückchens zu bedienen.

Nach

Nach der fünften Indication, werden, nebſt den mancherley leicht zu verdauenden Speiſen, als: dem ſo beliebten himmliſchen Manna, den geſponnenen Nudeln, Eyer-Gerſten, weich geſottenen Eyern, Reiß-Breyen, Gerſten-Schleimen, u. ſ. f. auch mancherley nährende Gallerten oder Sulzen, Kräuter-, Schnecken- und Krebs-Brühen, Chocolat-Getränke und Mandel-Milche, gegeben.

Leztens können bald Clyſmata, bald Iniectiones balſamico-demulcentes, bald aber Decocta Vulneraria, per anum appliciret werden."

Nach R. A. Vogel's Vorſchrift (45), wird die Cur des Leber-Fluſſes, wenn er nicht periodiſch iſt, folgendermaßen eingerichtet. Den Anfang macht man mit einem Wein-Aufguſſe von Ipecacuanha, deren eine halbe Drachme zu 2 Unzen weißen Wein genommen wird, und läßt vormittags den Kranken, von Stunde zu Stunde, davon nehmen, nicht daß er ſich erbricht, ſondern nur einen Ekel darauf bekommt. Nachmittags reicht man ihm Pulver, worin ſtärkende Arzeneyen mit Abſorbir-Mitteln und ſchleimigen Dingen verſetzt ſind. Vogel giebt folgendes Recept:

R. Lap. cancr. ppt.
Boli armen. ppt. āā ʒj.
Gumm. tragac. ℈ij.
Extr. caſcar. gr. xij.
M. f. Pulv. divid. in vj. p. æ.

Zum Getränk preiſet er das Wegwart-Decoct mit ein wenig Wein, auch Citronen-Saft mit Honig-Waſſer, täglich 1 Maß zu trinken. Brod, mit einem ſtärkenden Magen-Pulver beſtreut und in Wein geweicht, wie auch Hirſebrey, ſind die dienlichſten Nahrungs-Mittel. Wenn man den Gebrauch von obiger Infuſion und Pulvern eine Zeitlang fort-

(45) Praelect. §. 284.

geſetzt hat, und gute Folgen davon bemerkt, ſo beſchließt man die Cur mit Mitteln aus der ſtärkenden Claſſe, wobey man unter Infuſionen, Eſſenzen, aufgelöſeten Extracten ꝛc. die Wahl hat.

Herr geheim. Rath Selle, deſſen Meinung von der Natur dieſer Krankheit ich oben, S. 411, angeführt habe, hält dieſelbe für äuſſerſt ſchwer zu heilen, beſonders wenn ſie etwas eingewurzelt iſt. „Laxantia,“ ſagt er: „ſchwächen, ohne zu helfen. Aderläſſe „finden, der Kacherie wegen, äuſſerſt ſelten Statt. „Temperantia ſchicken ſich eben ſo wenig, da die „Kranken mehr kühl als warm ſind, und einen kleinen Puls haben. Hält man den Abgang an, ſo entſtehen gemeiniglich Aengſtlichkeiten, und andere noch „ſchlimmere Zufälle. Alles was man thun kann, iſt: „die Congeſtionen des Blutes zu verhindern, welches „man durch emollientia und antiſpasmodica, und „durch Blutigel und Schröpfen zu bewirken ſuchen muß.“

In meiner dreyßigjährigen Praxis (von 1749 bis 1779) iſt mir nur ein einziger Fall dieſer Krankheit vorgekommen, und zwar im J. 1752, als ich noch in Frankfurth an der Oder wohnhaft war. Eine Frau von ungefähr 36 Jahren klagte über einen beſtändigen drückenden Schmerz in der rechten Seite, im rechten Hypochondrio unter den falſchen Rippen, und über Beängſtigungen; ſie bekam öftere Uebelkeiten, hatte dabey ein ſchweres Athemhohlen, Spannen im Rücken, auch bisweilen im Unterleibe, und ziemlich heftige Leib-Schmerzen; dabey nahm ſie beſtändig ab, und verlor nach und nach die Kräfte; der Appetit ward täglich geringer; der Schlaf war ziemlich ordentlich, doch zuweilen unterbrochen. Weil ſie ſich in dürftigen Umſtänden befand, ließ ſie etliche Tage verſtreichen, ehe ſie, ſich nach einen Arzt zu wenden, ſich entſchloß. Endlich ſchickte ſie zu mir, und ließ ſagen: ſie hätte Herzens-Angſt, Spannen im Rücken, Reiſſen im Leibe, und kurzen Athem. Weil ich eben damahls nach Küſtrin zu einem kranken Officier war gefordert worden, und ich die kranke Frau in Frankfurth nicht ſelbſt beſuchen konnte,

konnte, ſo verordnete ich ihr, weil ich anfangs ihre Krankheit für hyſteriſch hielt, den Spiritum nitri dulcem. Dieſer minderte zwar die Zufälle, hob aber nicht das Haupt-Uebel. Hierauf ließ es die Frau wieder anſtehen, bis ſie mir, bey meiner Rückkunft, nach etlichen Tagen melden ließ, ſie hätte ſich plötzlich legen müſſen, weil auf etliche Quart Blut mit dem Stuhlgange abgegangen waren. Bey meinem perſönlichen Beſuche fand ich, nach näherer Unterſuchung, daß es kaum 2 bis $2\frac{1}{2}$ Pfund Blut geweſen. Es war lauter geronnenes Blut, und etwas dunkel, wie ein aus der Ader gelaſſenes, welches ſich coagulirt hat. Ich erkannte dieſe Krankheit ſogleich für einen Leber-Fluß, wovon ich folgende Theorie hatte. Das Blut kann unmöglich aus der Leber kommen. Die Arterien der Därme, ſind Zweige von den Gekröſe-Arterien; in der innern Fläche der Därme ſind viele Vascula hiantia, welche, ordentlicher Weiſe, niemahls Blut, ſondern nur ein Serum, ausfließen laſſen. Die Venen der Därme ſind gleichfalls Ramificationen von der Gekröſe-Vene, welche ihr Blut in die Pfort-Ader ergießt. Die Anhäufung des Blutes nun in dieſer Krankheit, geſchieht im Gekröſe. Die großen Gefäße des Gekröſes werden erweitert, die kleinern Seiten-Gefäße und Arteriolae aber können zerſprenget werden, und Lezteres iſt wohl am gewöhnlichſten. Es geſchieht gleichſam eine wirkliche Haemoptyſis in den Därmen. Dieſe Ausdehnung der Arterie entſteht von einer Verſtopfung der zurückführenden Venen, und weil das abgegangene Blut coagulirt erſcheint, ſo geht die Extravaſation vielleicht in den dünnen Därmen vor (*), weil daſelbſt das Blut länger liegt, einen weitern Weg zu gehen hat, und ſich alſo mehr und mehr coaguliren muß. Daß es in den dicken Därmen ſo lange dauern ſollte, iſt nicht wahrſcheinlich; doch kann dergleichen zu gewiſſen Zeiten auch gar wohl im Grimm-Darme (Colon) geſchehen, da aber alsdann, ſobald Zerreiſſung und Extravaſation geſchehen wären, das Blut bald fortgehen, und noch ſehr flüſſig, auch zugleich häufig ſeyn würde. Mehrentheils

(*) Daß die Quelle des Blutes ſowohl, als des Blutwaſſers, welches durch den Stuhlgang abgeht, in den kleinen Gedärmen ſey, bekräftigt Hr. Hofr. Richter; ſ. oben, S. 413.

theils iſt auch bey ſolchen Perſonen die Leber und Pfort-Ader verſtopft, wie denn meine Kranke auch lange zuvor einen drückenden und ſpanenden Schmerz im rechten Hypochondrio, dem Orte der Leber, empfunden hatte. Sie hatte eine ſitzende Lebens-Art, und dabey beſtändig viel Gram und Kummer gehabt, und ihre monathliche Reinigung war ſchon ſeit etlichen Jahren irreguláir und geringe geweſen, welches alles zur Verſtopfung der Pfort-Ader und der Gekröſe=Gefäße hat beytragen können. Begangene Diät-Fehler geſtand ſie nicht, doch aber daß ſie ſich zuweilen geärgert hätte. Da ich ſie nach dem Blutfluſſe ſehr ſchwach fand, ſo konnte ich keinen Aderlaß bey ihr anſtellen laſſen, ob ſich gleich etwas Fieberhaftes bey ihr bemerken ließ, denn ſie hatte Unruhe, ſchnellen Puls, und etwas Hitze.

Ich verordnete ihr, an ſtatt des ordinairen Getränkes, einen Gerſten-Trank, aus Rad. ſcorzon. 2 Loth; Rad. gram. arv. 1 Loth; Raſur. C. C. 4 Loth, und reiner Gerſte, 5 bis 6 Händevoll; davon mußte ſie, verſchlagen, ſo viel als möglich, trinken, ſowohl um das dicke Blut zu verdünnen, als auch die Verſtopfung in der Leber und Mutter zu eröffnen, wie auch den Blut=Verluſt einiger Maßen durch eine temperirte Flüſſigkeit wieder zu erſetzen; die Mucilaginea wählte ich, um die zerriſſenen oder ſehr erweiterten Theile in den dünnen Därmen zu verkleiſtern. Mit dieſem Decocte mußte ſie 14 Tage lang fortfahren; alle ſcharfe und hitzige Getränke aber wurden ihr verbothen. Zugleich verordnete ich ihr folgendes Tränkchen:

R. Aqu. endiv.
lactuc. āā ℥ iij.
Crem. tart.
Conch. citrat. āā ℈ j.
Nitr. depur. ʒ ij.
Mucilag. ſem. cydon. ʒ j.
Pulv. paeon. ℈ ß. M. D.

Hiervon mußte ſie anfangs alle Stunden einen, hernach aber, etliche Tage hindurch alle 2 Stunden, einen Eßlöffel voll nehmen. Darauf kam ferner kein Blut, und in Anſehung der übrigen Zufälle hatte ſie gute Linderung; indeſſen

indeſſen ließ ich mit dieſem Tränkchen noch 8 Tage lang continuiren. Alsdann veränderte ich daſſelbe, ließ den Mucilag. ſem. cydon. weg, und ſetzte, an deſſen ſtatt, Liquor. terrae fol. tart. ℥j. hinzu, um die Verſtopfung mehr und mehr zu reſolviren. Um auch die irregulaire und verminderte monathliche Reinigung wieder herzuſtellen, verſchrieb ich folgendes Pulver, welches ſie aber, des Geſchmackes wegen, nicht lange ertragen konnte.

℞. Lap. cancr. ppt.
Tart. ſolub.
Sal. acetoſell.
Rhab. orient. āā ℈j.
Nitr. dep. ℥j.
Gran. cherm. gr. IV.
M. F. Pulv. divid. in vij. p. æ. D.

Dieſes Pulver bekam ſonſt gut, es trieb den Urin, eröffnete, abſtergirte auch gelinde, denn ich ließ des Tages 3 Theile davon brauchen; des Morgens hatte ſie allezeit darnach einen Stuhlgang, wodurch viele Unreinigkeiten abgingen. Ich mußte aber, wegen des übeln Geſchmackes, den Rhabarber weglaſſen, und ſetzte, an deſſen ſtatt, Sal. Ebſham. ℥j. dazu. Als ſie hiermit eine Zeitlang continuirt hatte, ließ ich auch letzteres weg, und ſetzte Borac. venet. ℥ß. dazu, um das Monathliche in Gang zu bringen. Nach Verlauf von 4 Wochen war ſie völlig beſſer. Sie hatte zwar, die ganze Zeit über, einen Inſultum febrilem dabey; allein, dieſes Fieber war durchaus nicht ſchädlich, indem es die Säfte verdünnte, und die Verſtopfungen öffnete, zumahl da ich mit Incidentibus zu Hülfe kam. Ich rieth der Patientin, noch mehr zu brauchen, um das Monathliche gänzlich in Ordnung zu bringen. Weil es gegen das Frühjahr ging, verordnete ich ihr Bäder aus Herb. ſerpill, et menthäe, und Flor. cham. rom.; und um eben die Zeit ſetzte ich auch unter das eröffnende Pulver 3 Gran vom Croc. orient.; vorher aber mußte ſie am Fuße aderlaſſen. Hierauf kam der Fluxus menſtruus wieder ſtärker zum Vorſchein, und die Perſon hat ſich nach der Zeit vollkommen geſund befunden.

* * *

Einer Leber=Ruhr bey Pferden, geſchieht, im 2 B. des von den Herren Buſch und Daum herausgegebenen Archiv für Roßärzte und Pferdeliebhaber, (Marb. 1789, 8.) S. 78, fgg. Erwähnung.

„Im verfloſſenen Winter wurde ein altes Pferd zum hieſigen zootomiſchen Theater lebendig abgeliefert, das eine unheilbare Leber=Ruhr hatte, die wenigſtens durch keines von den angewandten Mitteln hätte gehoben werden können. Wegen dieſes ſonderbaren Zufalles will ich hier kürzlich die Erſcheinungen bemerken, die ſich bey der Oeffnung des Körpers vorfanden. In der Leber war nehmlich kein Tropfen Galle zu finden, ſo genau ich auch dieſes Eingeweide durchſuchte. Der Gallengang war durch eine offenbare Verwachſung gänzlich verſchwunden, Neben der linken Niere lag eine mit Luft angefüllte Blaſe in der Größe eines neugebornen Kindskopfs, nur war ſie etwas eyförmig verlängert, und beſtand aus zwo getrennten Schichten des Bauchfells. An der linken Neben=Niere hing ein Stückchen Fleiſch, das einem fingerlangen und ſchmahlen Ligament glich, das in einen auflösbaren einfachen Knoten geſchlagen war. Der ganze Canal der Gedärme war mit einer Menge Waſſerbläschen und Knoten beſetzt, die größtentheils wie Hühnerärſche aufgebürſtet ſtanden. Die dicken Gedärme waren im Lichten noch einmahl ſo weit ausgedehnt, als gewöhnlich. Die übrigen innerlichen Theile waren alle geſund. Das ganze Thier war, wie leicht zu erachten iſt, ſchrecklich mager, und fiel gleich von einem einzigen Schlage auf den Kopf völlig tod zur Erde nieder.“

Leber=Fuchs, ein Fuchs, d. i. röthliches Pferd, deſſen Haare in die Leber=Farbe fallen. Siehe im XV Th. S. 411.

Leber=Gallengang, ſiehe das Folgende.

Leber=Gang, in der Anatomie, ein jeder Gang oder Canal, welcher nach und von der Leber führt.

In engerer Bedeutung iſt es ein Gallen=Gang, welcher die Galle aus der Leber in den Zwölffinger=Darm

Darm führt; Leber-Gallengang; zum Unterſchiede von dem Blaſen-Gange und gemeinen Gange; Siehe oben, S. 355.

Leber-Geſchwulſt, ſiehe unten im Art. Leber-Krankheiten, bey Entzündung der Leber und bey Verſtopfung derſelben.

Leber-Geſchwür, ſiehe eb. daſelbſt.

Leber-Kies, im Bergbaue einiger Gegenden, ein bräunlicher, leberfarbener Kupfer-Kies. Siehe im LV Th. S. 561, fgg.

Leber-Klee, Trifolium hepaticum; ſiehe Leber-Kraut.

Leber-Klette, eine Benennung der im I Th., S. 453, fgg. beſchriebenen Odermennig, Agrimonia Eupatoria *Linn.* wegen ihrer guten Wirkung in den Verſtopfungen der Leber.

Leber-Knoten; gemeine Knötchen der Leber; große weiße, weiche braune, und ſkrophulöſe Knoten der Leber; ſiehe unten im Art. Leber-Krankheiten.

Leber-Kolik, ſiehe eb. daſelbſt.

Leber-Krankheiten, der Menſchen und Thiere. Unter Leber-Krankheit, L. Morbus hepaticus, verſteht man eine jede Krankheit, d. i. widernatürlichen Zuſtand der Leber in den Körpern der Menſchen und Thiere.

Unter allen Krankheiten, welchen der Menſch unterworfen iſt, ſind faſt keine gefährlicher, als diejenigen, davon der eigentliche Sitz uns unbekannt iſt. Ein jedes Eingeweide hat eine ihm beſonders eigene Art von Bau; und es iſt daher daſſelbe nicht nur gewiſſen Krankheiten unterworfen, von denen andere Eingeweide befreyet bleiben, ſondern es wird auch auf eine ihm beſondere eigene Art wieder hergeſtellt. Da nun aber bey der Behandlung einer Krankheit die größte Kunſt eines Arztes darin beſteht, daß er die

Natur

Natur unterſtützt, ſo wird er nie die Abſicht erreichen, wofern er nicht den Sitz der Krankheit vollkommen gut erkennt.

Die Leber, die in der Einrichtung und den Geſchäften des thieriſchen Körpers ſo wichtige Dienſte leiſtet, iſt eines von denjenigen Werkzeugen, deren widernatürliche Veränderungen man am wenigſten kennt. Man ſchreibt ihr bald Krankheiten zu, von denen ſie ganz frey iſt, bald aber verkennt man diejenigen, die ihren Sitz in dieſem Eingeweide haben, wieder ſo ſehr, daß man ſolche in andern Theilen ſucht, die ſich in dem geſundeſten und natürlichſten Zuſtande befinden. Dergleichen Irrthümer ſind aber von deſto größerer Wichtigkeit, weil ſie gewiß vielen Kranken das Leben gekoſtet haben, die man auſſerdem, wenn man den wahren Sitz ihrer Beſchwerden erkannt hätte, leicht curirt haben würde. Da man aber oft zur Erkenntniß der Wahrheit nicht anders als dadurch gelanget, daß man ſeine Irrthümer einſieht, ſo muß man ſolche durch Oeffnung der Leichname zu entdecken ſuchen; und man muß geſtehen, daß wenn je die Anatomie dem Arzte Nutzen ſchaffet, dieſes alsdann der Fall iſt, wenn ſie ihm ſeine begangenen Fehler zeigt.

Die Ergießungen und Anhäufungen von Feuchtigkeiten in der rechten Bruſt-Höhle, und die Verſtopfung desjenigen Flügels der Lungen, welchen dieſe Höhle enthält, bringen in der Lage der Leber eine ſolche Veränderung hervor, daß man oft eine Verſtopfung dieſes Eingeweides vermuthet, ungeachtet ſich daſſelbe in einem ſehr guten Zuſtande befindet. Einige Beyſpiele hiervon führt **Portal** (*) an, aus welchen

(*) In ſeiner, in den Memoir. der pariſer Akad. v. J. 1777, S. 107, fgg, befindlichen, und in der Samml. auserleſ. Abhandl. zum Gebr. prakt. Aerzte, 8. B. 1 St. (Lpz. 1783, gr. 8.) S. 3, fgg. überſ. Abhandlung von den Krank-

chen erhellt, daß die Leber bey allen Schwindſüchtigen, bey denen der rechte Lungen-Flügel verſtopft iſt, ſehr ſtark unter den falſchen Rippen hervorraget, und daß dieſes Eingeweide, ſo wie die in dem beſagten Lungen-Flügel enthaltene Materie durch den Auswurf ausgeleeret wird, auch ſich immer nach und nach wieder unter die kurzen Rippen zurückzieht. Es iſt dieſes in der That eine ſehr wichtige Bemerkung. Dieſe Verminderung der Geſchwulſt in der rechten Seite, die ſich in dem Fortgange der Krankheit eräugnet, hat oft viel dazu beygetragen, die Aerzte in ihrer falſchen Meinung über den Siz der Krankheit zu beſtärken.

Bey denjenigen Verſtopfungen, die in der linken Lunge entſtehen, empfindet man auch einen Widerſtand unter den falſchen Rippen auf der linken Seite, der aber von der Milz entſteht, die alsdann gegen die Niere herunter gedrückt wird. Da aber die Milz weit kleiner, als die Leber, iſt, und auch noch mehr unter den Rippen liegt, ſo iſt der Widerſtand, welchen man unter den linken kurzen Rippen verſpüret, nie ſo groß, als es ſolcher auf der rechten Seite zu ſeyn pflegt. Man muß dieſe Umſtände wiſſen, um der Milz nicht die Krankheiten zu zuſchreiben, die eigentlich in der linken Lunge ihren Siz haben.

Eine andere Art von Irrthum, in den man öfters verfällt, beſteht darin, daß man allemahl, ſobald eine Gelbſucht vorhanden iſt, auch gleich die Leber krank zu ſeyn glaubt. Es iſt wahr, daß dieſe Krankheit ſich bey vielen Fehlern der Leber einſtellt; allein, ſo wie, nach verſchiedener Aerzte Bemerkung, bey einigen Fehlern der Leber doch keine Gelbſucht erfolgt, ſo giebt es auf der andern Seite wieder gelbſüch-

Krankheiten der Leber, die man andern Theilen zuſchreibt, und von denjenigen Krankheiten, deren Siz man gemeiniglich in der Leber ſucht, ob er ſich gleich nicht eigentlich darin findet.

ſüchtige Kranke, bei denen die Leber ſehr geſund iſt, und bei welchen die Abſonderung der Galle auf die regelmäßigſte Art geſchieht. Verſchiedene Beyſpiele davon, führt **Portal**, a. ang. O., an; und im XVI Th., S. 767, habe ich Fälle nahmhaft gemacht, wo eine Gelbſucht nach dem Biſſe giftiger oder zorniger und raſender Thiere, folglich ohne vorhergegangene Krankheit der Leber, erfolgt iſt.

So wie man aber auf der einen Seite, der Leber gewiſſe Krankheiten zuſchreibt, von denen dieſelbe frey iſt, ſo giebt es auch auf der andern Seite wieder einige Krankheiten, die wirklich ihren Sitz in der Leber haben, ob man ſie gleich öfters andern Eingeweiden zuſchreibt. Da dieſes Eingeweide an das Zwerch=Fell, an die rechte Niere, an den Grimm=Darm und an den Magen ſtößt, welchen letztern es zum Theil mit bedeckt, ſo geſchieht es daher, daß man die genannten Eingeweide für krank hält, ob ſie gleich in der That geſund ſind, und ungeachtet nur bloß die Leber leidet. Dieſes Irrthumes wird an verſchiedenen Stellen der Werke von *Morgagni* (de ſedibus & cauſſis morborum), und von *Lieutaud* (Hiſtoria anatomico pathologica) gedacht. Man vergleiche hiermit dasjenige, was ich unten von Verſtopfungen und Stockungen in der Leber ſagen werde.

Eine gewiſſe widernatürliche Veränderung der Leber, deren *Morgagni* Erwähnung thut, welche die übrigen Aerzte faſt gar nicht zu kennen ſcheinen, die **Portal** aber ſelbſt zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, iſt die **Blutſtürzung aus der Leber**, Haemorrhagia hepatica, wobey das Blut durch den gemeinſchaftlichen Gallengang (Ductus choledochus) aus der Leber herausfließt, und welchen man nicht, wie ich bereits oben erinnert habe, für **Galen**'s Leber=Fluß zu halten hat. **Portal** hatte ſchon vorher in 5 oder 6 Körpern, die er auf ſeinem Zergliederungs=

Sahle

Hohle öffnete, die Gallengänge und dünnen Gedärme mit Blute angefüllt gefunden, als er zu einem Kranken gerufen wurde, der eine ſehr heftige Entzündung der Leber hatte, die aber gleich von ihrer erſten Entſtehung an, ſehr vernachläſſigt worden war. Ungeachtet dem Kranken verſchiedene Mahle zur Ader gelaſſen wurde, gab doch derſelbe noch immer viel ſchwarzes und geronnenes Blut durch das Erbrechen von ſich. Es gieng auch viel dergleichen durch den Stuhl ab; und man bemerkte deutlich, daß, ſo wie dieſe Ausleerung anhielt, auch die Größe der Leber immer verhältnißweiſe abnahm. Das Athemhohlen ward weit leichter, und der heftige Schmerz, welchen der Kranke im Halſe in der Gegend des Urſprunges der Zwerchfell-Nerven empfunden hatte, ward ſchwächer, und verſchwand endlich gänzlich. Unterdeſſen zeigten ſich doch in dem Blute, welches der Kranke von ſich gab, einige Streifen Eiter, es entſtand ein ſchleichendes Fieber, und der Kranke ſtarb in kurzer Zeit. Durch die Oeffnung des Körpers überzeugte ſich **Portal**, daß die Krankheit ihren Sitz vornehmlich in der Leber gehabt hatte, und daß alle andere Theile des Körpers geſund waren. Die Leber hatte eine ſo beträchtliche widernatürliche Größe erlangt, daß ſie einen Raum einnahm, der doppelt ſo groß war, als er es ſonſt gewöhnlicher Weiſe zu ſeyn pflegt. Sie hatte eine dunkle ſchwarze Farbe, und ihre Subſtanz war ganz faulicht, inwendig aber fanden ſich in dieſem Eingeweide viele Eiter-Geſchwülſte, die unter ſich zuſammenhiengen. Der Leber-Gallengang und der ausführende Gang der Gallen-Blaſe, die Gallen-Blaſe, der gemeinſchaftliche Gallengang, und die kleinen Gedärme, waren insgeſammt mit Blut und Eiter angefüllt.

Doch haben die Blutſtürzungen aus der Leber nicht immer den übeln Ausgang, welchen ſie in

dem izt angeführten Falle gehabt hatte; ja, ſie ſchaffen ſogar oft dem Kranken dadurch Nutzen, daß die damit verknüpften Ausleerungen des Blutes durch den Mund oder durch den Stuhlgang, welche eine Folge dieſer Blutſtürzungen ſind, die Entzündung der Leber verhüten, oder dieſelbe, wenn ſie bereits vorhanden iſt, wieder zertheilen.

Ein junger Menſch, welcher ſich verſchiedenen Arten von Ausſchweifungen ergeben hatte, wurde mit einem sehr heftigen hitzigen Fieber befallen, und klagte dabey über einen ſtarken Schmerz in der rechten Seite unter den kurzen Rippen, welcher Ort auch beträchtlich aufgeſchwollen war. Sobald man die Gegend des Magens nur etwas berührte, fieng der Kranke ſogleich an auf das heftigſte zu ſchreyen. Er bekam hierauf Ekel und Neigung zum Erbrechen, und gab endlich ſowohl durch das Erbrechen, als durch den Stuhlgang, eine ſo große Menge Blut von ſich, daß man dieſelbe auf 2 Pfund ſchätzte. Dieſer Blutſturz hatte die heilſamſte Wirkung; die Geſchwulſt der rechten Seite ſetzte ſich, die Schmerzen vergiengen, das Fieber verſchwand, und der Kranke ward vollkommen geſund.

Wenn die Blutſtürzungen aus der Leber, die durch den gemeinſchaftlichen Gallengang geſchehen, ſehr klein ſind, und nur von Zeit zu Zeit erfolgen, ſo ſind ſie weit ſchwerer zu erkennen, als dieſes bey denen Kranken, deren Geſchichte kurz vorher erzählt worden iſt, der Fall war. Das Blut vermiſcht ſich ſodann zuweilen mit der Galle, oder mit dem Magen-Safte, und geht, bald mehr bald weniger verändert, durch den Mund von dem Kranken ab. Die Aerzte irren ſich hier leicht in Anſehung der Quelle, woraus dieſes Blut kommt, und ſetzen gewiſſe Krankheiten der Lunge, die doch gar nicht zugegen ſind, als gegenwärtig voraus; ja, ſie behandeln ſogar die Kranken ſo, als wenn dieſe Krankheiten wirklich vorhanden wären. Portal hat dieſes in zwey Fällen durch die Leichen-Oeffnungen beſtätigt gefunden. Geht ein in

ſo

ſo kleiner Menge aus der Leber kommendes Blut in die Gedärme, ſo wird die Krankheit oft für einen Hämorrhoidal-Fluß gehalten.

Portal meldet bey dieſer Gelegenheit, daß er geſehen habe, daß ſehr große Geſchwülſte der Milz ſich auch mit dem glücklichſten Erfolge durch ſolche Blut-Stürzungen endigten.

Der berühmte Botaniker, *Aublet*, hatte ſeit langer Zeit eine Geſchwulſt auf der linken Seite des Unterleibes, die ſich unter den Rippen zu verlieren ſchien; dabey fiel ihm das Athemhohlen beſchwerlich, und es waren ihm auch die Füße geſchwollen. Man fragte Hrn. Portal um Rath, welcher nach einer genauen Unterſuchung der Geſchwulſt glaubte, daß dieſelbe in der Milz ihren Sitz hätte; da ſie, aber ſehr hart war, ſo ließ er ſich nicht einkommen, daß ſie, wie ſolches doch der Ausgang beſtätigte, bloß von einer Stockung des Blutes in dieſem Eingeweide herrührte. Der Patient gab durch das Erbrechen und den Stuhlgang zu einer Zeit, wo ſeine Geſchwulſt ihn am allerwenigſten beſchwerte, eine ſo große Menge Blut von ſich, daß man ſolche auf 3 Kannen ſchätzte. Durch dieſen Blutfluß verlor ſich die Geſchwulſt in der linken Seite gänzlich, indem wahrſcheinlicher Weiſe das Blut, welches durch ſeine Stockung dieſelbe hervorbrachte, ſich in dem Magen durch die ſogenannten kurzen Gefäße (Vaſa brevia), und die zu denſelben gehörigen zurückführenden Adern ausgeleeret hatte. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo erlangte doch der Kranke dadurch vollkommen ſeine Geſundheit wieder. Portal ertheilte ihm indeſſen doch den Rath, ſich, ſo oft als er wieder verſpürte, daß ihm die linke Seite etwas aufträte, ſogleich eine Ader öffnen zu laſſen. Er hat dieſes auch immer, und zwar mit dem beſten Erfolge, gethan, indem allemahl ſeine Geſchwulſt, ſo wie er ſich das Blut abzapfen ließ, und verhältnißweiſe kleiner ward; wenn er aber dieſes Aderlaſſen vernachläſſigte, oder ſich eine ungewöhnlich ſtärkere Bewegung machte, ſchwoll die Milz auf, und füllte ſich mit Blute an, bis endlich das Blut ſich in den Magen ergoß.

Unter der Benennung **Leber-Brand**, wird in Hrn. Rath Adelung Wörterbuch, Th. III, Col. 107, dasjenige angeführt, was ich im VI Th. S. 407, Leder-Brand genannt habe.

Von den **Leber-Egeln** der Schafe, habe ich im X Th. S. 133, fgg. gehandelt.

Die **Leber-Entzündung**, Gr. und Lat. Hepatitis, Inflammatio hepatis, welche den Nahmen **Leber-Krankheit** in engerer Bedeutung führt, unterſcheidet ſich von der Bruſtfell-Entzündung (Pleuritis) dadurch, daß bey ihr kein ſtechender, ſondern ein drückender Schmerz in der Gegend der Leber in der rechten Seite unter den kurzen Rippen iſt, wobey man öfters eine Geſchwulſt an beſagtem Orte verſpüret. Das Athemhohlen iſt hierbey frey, und die Lungen können, ſo viel der Kranke will, ausgedehnet werden.

Die Leber-Entzündung findet entweder nur in der äuſſern Membran, oder auch in der Subſtanz derſelben, Statt. Bey der Entzündung der äuſſern Membran der Leber, iſt entweder das Bauch-Fell durchaus in der Höhle des Unterleibes entzündet, oder die Entzündung iſt auf die Membran der Leber eingeſchränkt. Im leztern Falle iſt ſie nicht ſehr oft über die Membran ganz ausgebreitet, ſondern zeigt ſich gemeiniglich an dem Theile, welcher die vordere oder gewölbte Oberfläche der Leber überzieht. Auch ſieht man nicht ſelten Entzündung, oder wenigſtens ihre Wirkung, an der Seite der Leber, welche den Magen und den Zwölffinger-Darm berührt.

Findet Entzündung in der Membran der Leber Statt, ſo zeigt ſie genau dieſelben Erſcheinungen, welche man bey der Entzündung des Bauch-Felles, von welchem ſie ein Theil iſt, wahrnimmt. Sie iſt

mit

mit einer großen Menge von ſehr kleinen Gefäßen überzogen, welche rothes Blut führen; auch iſt ſie dicker, als im natürlichen Zuſtande, und es wirft ſich auf ihre Oberfläche eine Lage von gerinnbarer Lymphe. Dieſe Lage iſt in einigen Fällen dicker, als in andern, und leimt oft die Leber mehr oder weniger an die benachbarten Theile; zugleich wird auch eine Menge einer seröſen Flüſſigkeit abgeſondert.

Es iſt gewöhnlicher, Verwachſungen als Folge einer vorgängigen Entzündung der Membran der Leber zu ſehen, als die Membran ſelbſt in einem Entzündungs=Zuſtande zu finden. Dieſe Verwachſungen werden von der gerinnbaren Lymphe des Blutes, welche ſich ſtufenweiſe verändert, gebildet. Sie beſtehen gemeiniglich aus einer dünnen, durchſichtigen Membran, welche die Leber mit den benachbarten Theilen verbindet. Dieſe Verwachſung kann entweder allgemein ſeyn, und über eine der Oberflächen der Leber ſich erſtrecken, oder ſie kann aus einer Anzahl von Verwachſungs=Proceſſen beſtehen. Die Verwachſung geſchieht bisweilen durch eine Membran von anſehnlicher Länge; bisweilen iſt die Verwachſung ſehr kurz, indem die Oberfläche der Leber unmittelbar an den benachbarten Theilen liegt. Die Oberfläche der Leber, wo dieſe Verwachſungen am meiſten gefunden werden, iſt die vordere, durch welche ſie mit dem Bauch=Felle verbunden wird, welches die Muskeln am obern Theile der Bauch-Höhle überzieht. Bildet ſich ein Abſceß in der Subſtanz der Leber, der ſich nach auſſen ſpitzt, ſo ſind dieſe Verwachſungen von großem Nutzen, indem ſie hindern, daß der Eiter ſich nicht in die allgemeine Höhle des Unterleibes begeben kann. Man findet auch öfters Verwachſungen der hintern Oberfläche der Leber mit dem Magen und Zwölffinger=Darme; und dieſe mögen ebenfalls bey Abſceſſen der Leber an

 ihrem

ihrem hintern Theile von Nutzen ſeyn, indem ſie hindern, daß die Materie ſich nicht in die allgemeine Höhle des Unterleibes begeben, und entweder in den Magen, oder in den obern Theil des Darm-Canales dringen kann.

In den beyden Indien, iſt, wie ich hernach zeigen werde, dieſe Krankheit weit häufiger, als bey uns. Die idiopathiſche Leber-Entzündung kommt aber noch ſeltener vor, als die ſymptomatiſche. Sie iſt eine der wichtigſten Krankheiten; und glücklich iſt der Arzt, wenn er allemahl die übeln Folgen davon abwenden kann.

Die Leber hat, wie ich oben, S. 347, erwähnt habe, zwey Flächen oder Seiten: die obere, erhabene, gewölbte, convexe, und die untere, gehöhlte, concave. Man muß bey den Kennzeichen und Zufällen dieſer Krankheit hierauf Rückſicht nehmen; es wird ſeinen guten Nutzen haben; denn die Entzündung iſt entweder nur in der Oberfläche des erhabenen Theiles der Leber, und in dem angränzenden Zwerch-Felle; oder ſie iſt in dem untern hohlen Theile, und mehr in der Subſtanz derſelben. Beyde unterſcheiden ſich durch die vorhergegangenen Urſachen, und erfordern mehrentheils eine verſchiedene Heil-Art.

Die Entzündung des erhabenen Theiles der Leber, äuſſert ſich durch einen anhaltenden ſtechenden Schmerz, im rechten Hypochondrio, unter den falſchen Rippen, der ſich nach oben erſtreckt; dieſer Schmerz wird inſonderheit, wenn das Zwerch-Fell bewegt wird, allemahl ſehr heftig, und zieht ſich längſt der Scheidewand der Bruſt gegen die Kehle und das Schlüſſelbein hinauf. Das Einathmen iſt dabey ebenfalls ſchmerzhaft, dahingegen das Ausathmen leichter geſchieht. Der Puls iſt voll und hart; dabey iſt leicht ein trockner Huſten. Die rechte Seite unter den Rippen iſt ſehr geſpannt, und der Kranke empfindet

Schmer-

Schmerzen, wenn man ſie anfühlt. Die Entzündung des untern und innern Theiles der Leber äuſſert ſich nur durch einen ſtumpfen drückenden Schmerz, welcher durch die Bewegung des Zwerch-Felles nicht vermehrt wird; dabei zeigen ſich gemeiniglich gelbſüchtige Zufälle, weil hier die Abſonderungs- und Ausführungs-Werkzeuge der Galle unmittelbar leiden. Der Puls hat nicht die Härte, die er im erſten Falle hat, ſondern iſt oft, ſo wie bey der Peripneumonie. Ueberhaupt kann dieſe Entzündung leicht verkannt werden, und ſie erfordert daher die genaueſte Beobachtung. Zuweilen erhebt ſich eine Geſchwulſt nach auſſen.

Die Zufälle bey dieſer Krankheit ſind theils ſchon erwähnt, theils ſind es noch: ein anhaltendes hitziges Fieber, heftiger Durſt, trockner Huſten, brennender Urin, und Verſtopfung des Leibes. Bey der Entzündung der erhabenen Fläche iſt gemeiniglich der Schlucken; iſt dieſe aber am untern Theile der Leber, mehr Brechen, Beklemmung und Aengſtlichkeit.

Franz Home (*) theilt die Leber-Entzündung noch in eine wahre, und in eine falſche, ab; den Sitz der leztern weiſet er in dem die Leber umkleidenden Bauch-Fell und falſchen Rippen, an.

Die Urſachen der ediopathiſchen Leber-Entzündung, können alles das, was eine Entzündung hervor zu bringen vermögend iſt, ſeyn. Vorzüglich aber kann man hierher rechnen: Vollblütigkeit, ein Schlag oder Stoß in die rechte Seite, Verſtopfungen und ſteinartige Verhärtungen in der Leber, heftige Leidenſchaften, unterdrückter Hämorrhoidal-Fluß, und gehemmte monathliche Reinigung, bey gallichter Conſtitution der Luft und des Körpers. Die nächſte Urſache bey der Entzündung des untern Theiles der

(*) Principia medicinae, p. 152.

Leber ſcheint eine Anhäufung eines ſcharfen gallichten Blutes in dem Syſtem der Pfort-Ader zu ſeyn.

Eine ſymptomatiſche Leber-Entzündung, kann irgend leicht durch Verſetzung einer Fieber-Materie, bey Rheumatismen und Podagra, und von einem Schlage oder Falle auf den Kopf, entſtehen.

Der Ausgang dieſer Krankheit iſt verſchieden; entweder die Entzündung zertheilt ſich, oder es entſteht ein Abſceß, oder eine Verhärtung der Leber daraus. Die kritiſche Ausleerung bey einer Leber-Entzündung, ſind: gallichter Stuhlgang, wobey die Excremente mit etwas Blut vermiſcht ſind; ein Naſenbluten aus dem rechten Naſenloche; dicker Urin mit einem weißlichen Bodenſatze, und ein anhaltender Schweiß. Giebt aber der Kranke eine ſchwarze ſtinkende Materie durch das Erbrechen und den Stuhlgang von ſich, welches mit anhaltendem Schlucken und großem Durſte begleitet iſt, und ſind Hände und Füße kalt, ſo ſind dies Kennzeichen des gegenwärtigen Brandes und des bevorſtehenden Todes.

In Beziehung auf eine richtige Cur-Methode bey der Leber-Entzündung, theilt man dieſelbe am füglichſten in eine rein entzündliche Leber-Entzündung (Hepatitis mere inflammatoria), und in eine gallichte Leber-Entzündung (Hepatitis bilioſa), bey welcher ſich auch leicht ein faulichter Zuſtand einfinden, oder welcher auch vorhergehen kann, ein.

Bey der erſten Art hat man nun vorzüglich dahin zu ſehen, daß man den Antrieb der Säfte auf die Leber vermindere, die dicken zähen Säfte verdünne, und das Aufgelöſete ausführe. Die erſte Abſicht zu erreichen, wird eine große Menge Blut gelaſſen, und der Aderlaß wird, wenn der Schmerz nicht nachläßt, und die Kräfte des Kranken es verſtatten, wiederhohlt. Zur Erreichung der zweyten Abſicht, muß der Kranke viel verdünnendes Getränk mit Salpeter und andern

Mittel-

Mittel-Salzen zu ſich nehmen; äuſſerlich kann man auf die ſchmerzhafte Stelle das flüchtige Liniment einreiben, und warme Bähungen darüber ſchlagen. Einige rathen auch Blaſen-Pflaſter aufzulegen, die gewiß alsdann gute Dienſte leiſten werden, wenn durch eine auf die Leber verſchlagene rheumatiſche Materie die Leber-Entzündung verurſachet worden iſt. Nach der dritten Abſicht endlich, muß man darnach gelinde abführende Mittel geben, die aus Weinſtein-Rahm, Rhebarber, Tamarinden, Seignette-Salze und andern Mittel-Salzen, beſtehen. Reizende Klyſtiere werden auch gute Dienſte thun, und überhaupt muß man mit dieſen gelinden Abführungen einige Tage anhalten. Hat ſich nun der Schmerz und das Fieber verloren, ſo iſt es doch noch nöthig, um vor einer Verhärtung in der Leber ganz geſichert zu ſeyn, den Kranken eine Zeitlang auflöſende Pillen nehmen zu laſſen. Dieſe Pillen können aus ſpaniſcher Seiſe, Ammoniak-Gummi, Rhabarber und Calomel, beſtehen; wobey noch ein Decoct von der Gras-Wurzel zum gewöhnlichen Getränk zu empfehlen iſt.

Die zweyte Art, nähmlich die gallichte Leber-Entzündung, erfordert weit mehr Vorſicht. Mit dem Aderlaſſen muß man hier vorſichtig verfahren; beſſer wird es hier ſeyn, Blut-Egel an den Maſt-Darm zu ſetzen. Vornehmlich ſuche man die angehäufte Galle auszuführen; trugescirt dieſelbe gleich anfangs, ſo kann man auch gleich im Anfange der Krankheit zuerſt ein Brech-Mittel geben, und dann mit antiphlogiſtiſchen Laxier-Mitteln continuiren. Dabey läßt man den Kranken Molken, mit Tamarinden gekocht, oder ein Decoet von der Gras-Wurzel, mit Weinſtein-Rahm und Sauer-Honig (Oxymel) verſetzt, fleißig trinken. Aeuſſerlich kann man, wie man auch in Oſt-Indien zu thun pflegt, eine Queckſilber-Salbe einreiben, wovon weiter unten Nachricht

erfolgen wird. Nach hinlänglichen Ausleerungen, und wenn Schmerz und Fieber ſich verloren haben, kann man den Kranken, der ſehr von Kräften ſeyn wird, die China-Rinde mit etwas Rhabarber und etlichen Granen Calomel verſetzt, nehmen laſſen.

Wenn in beiden Fällen der Leber-Entzündung, die Zertheilung nicht ſpäteſtens am zwölften Tage erfolgt iſt, ſo hat man bey guten Umſtänden Eiterung zu erwarten. Wenn ein Eiter-Geſchwür (Abſceß) entſteht, und ſich derſelbe durch eine Geſchwulſt nach auſſen zeigt, ſo ſuche man, durch Eröffnung derſelben, dem Eiter Ausfluß zu verſchaffen, und das Geſchwür zu heilen. Man öffne aber nicht jede Erhöhung, zumahl vorwärts am Rande der falſchen Rippen, weil ſich auch hier eine von vieler Galle aufgelaufene Gallen-Blaſe zeigen, und dieſe Erhöhung veranlaſſen kann. Der Wund-Arzt erforſche daher vorher, ob er ein Schwappen (eine Fluctuation) in der Erhöhung fühle, und ob an dieſer Stelle ein klopfender Schmerz vorhergegangen iſt. Iſt es ein wirklicher Abſceß, ſo wird man nicht leicht ein Schwappen darin bemerken, und man fühlt es auch nur anfangs im Mittelpuncte der Geſchwulſt, der noch von einer gewiſſen Härte umgränzt wird. Zuweilen aber wird der Eiter in die Schenkel oder Waden abgeſetzt, und es entſtehen Geſchwüre, die, da ſie faſt immer von der fortdauernden Exulceration der Leber unterhalten werden, meiſtentheils unheilbar ſind, oder doch nicht geheilet werden dürfen. Der Eiter kann durch die Gallen-Gänge nach den Därmen, und durch die Leber-Venen in das Blut geführt, und von hier aus durch die Urin-Wege, durch die Lungen und durch die Därme ausgeführt werden. Auch kann in der erſten Art der Leber-Entzündung, der Magen, und in der andern Art ein Darm zerfreſſen werden, wodurch der Eiter ſeinen Ausweg erhält, da dann im Falle der

Hei-

Heilung die Leber entweder mit dem Magen oder mit dem Darme verwächſt. Wenn die Einſaugung langſam geſchieht, ſo folgt ein abzehrendes Fieber; und wenn der Abſceß ſich in den Unterleib öffnet, folgt die Eiter-Bauchwaſſerſucht (Aſcites purulentus), und in beyden Fällen der Tod.

Wenn weder Zertheilung, noch Eiterung, noch Gangrän erfolgt, ſo bleiben Verhärtungen, wo zwar der Schmerz aufhört, aber beſchwerliches Athemhohlen und üble Verdauung zurückbleiben, und Kacherie und Waſſerſucht erfolgen.

Nähere Anweiſung zur Behandlung der Leber-Entzündung, und der damit verknüpften Zufälle. Die Cur dieſer Krankheit, richtet ſich nach der Entzündung. Meiſtentheils macht man zuerſt, weil die Krankheit nicht gleich heftig anfängt, einen kleinen Aderlaß am Fuße der leidenden Seite, und ſieht wie die Erleichterung darauf wird, weil zuweilen ein gaſtriſches oder gallichtes Fieber dieſe Larve von Entzündung annehmen, und in dieſem Falle der Aderlaß ſchaden kann. Spürt der Kranke Erleichterung, ſo läßt man mehr Blut weg, oder ſezt am untern Rande der falſchen Rippen der rechten Seite Blut-Egel oder Schröpf-Köpfe, doch nicht bis zur Entkräftung, worauf Stockungen, und zulezt Verhärtungen der Leber folgen. Ferner giebt man verdünnende und auflöſende Getränke; z. B.

No. 1.

Rc. Rad. gramin.
ſcorzon. aa. Vnc. j.
carlin. Vnc. dim.
M. C. coqu. c. Aqu. Menſ. iij.
Colat. add.
Oxym. ſimpl.
Syr. de 5 aper. aa. Vnc. d.
D. S. Oefters eine Taſſe davon zu trinken.

Oder No. 2.

Rc. Aqu. fl. ſamb. Vnc. viij.
Spirit. Mindereri Vnc. iv.
M. D. S. Alle Stunden 2 Eß-Löffel voll zu nehmen.

Oder No. 3.

Rc. Aqu. fl. chamom. Vnc. vj.
Liqu. terr. f. tart. Vnc. ij.
M. D. S. Alle halbe Stunde 1 Eßlöffel voll zu nehmen.

Fer

Ferner läßt man erweichende Umſchläge äuſſerlich auflegen; z. B.

No. 4.
Rc. Pulv. fl. cham.
melil. aa. Vnc. j.
Farin. ſem. lini Vnc. dim.
M. f. c. Lactis q. ſ. Catapl.
add. Ol. verbaſc. Vnc. j.
D. S. Brey-Umſchlag.

Oder: No. 5.
Rc. Farin. ſem. lini
foenugr.
Pulv. fl. ſamb. aa. Vnc. j.
M. f. c. Vitell. ovor. et Lact.
q. ſ. Catapl.
cui add.
Ol. lil. alb. Vnc. j.
D. S. Brey-Umſchlag.

auch ein laulichs Klyſtier ſtark einſpritzen, damit es bis zum Grimm-Darm gelangen könne; verordnet zugleich ein Abführ-Mittel; z. B.

No. 6.
Rc. Crem. tart. ſolub. Vnc. j.
Pulp. tamarind. Vnc. ij.
Coqu. in Aqu. font. Libr. j. dim.
Colat. add. Tart. emet. gr. iij.
Oxym. ſimpl. Vnc. j.
D. S. Alle Stunden eine Theetaſſe davon zu nehmen.

und giebt auf die Kriſis Achtung. Entſteht ein Durchfall, ſo fährt man mit den Klyſtieren und verdünnenden Getränken fort, und verordnet;

No. 7.
Rc. Flor. ſulph.
Sacch. alb. aa. Drachm. ij.
Crem. tart. Drachm. vj.
Sem. foenic. Drachm. j.
M. f. Pulv. D. S. Auf 4 Mahl des Tages zu nehmen.

Oder: No. 8.
Rc. Flor. ſulph. Drachm. ij.
Crem. tart. Vnc. dim.
Pulp. tamar. Vnc. ij.
Rob. ſamb. q. ſ.
M. f. Elect. D. S. Alle 2 Stunden ſo viel als eine ſtarke Haſelnuß groß zu nehmen.

Dieſe Mittel führen die Unreinigkeiten gut ab.

Ent-

Entſteht ein Brechen, und werden viele Unreinigkeiten mit ausgeleert, ſo unterhält man es dadurch, daß man öfters eine Taſſe Kamillen = Thee mit einem Löffel voll Honig trinken läßt. Sind aber die Unreinigkeiten ausgeleert, ſo ſtillt man es mit dem Rivierſchen Tränkchen, welches aus Wermuth - Salz und Citronen - Säure beſteht, und welches man während des Aufbrauſens nehmen läßt; oder man verſchreibt zu eben dieſer Abſicht Folgendes:

No. 9. a)
Rc. Sal. tart. dep. Drachm. j.
Solv. in
Aqu. deſtill. Vnc. vj.
D. S. No. 1.

b)
Rc. Spir. vitr. Drachm. dim.
Dilue cum
Aqu. font. Vnc. vj.
D. S. No. 2

Von dieſen beyden Mitteln läßt man den Kranken von No. 1. zuerſt eine halbe Taſſe voll nehmen, und dann gleich darauf von No. 2. eben alls eine halbe Taſſe, und eine ſolche Portion alle 2 Stunden wiederhohlen, bis das Brechen nachläßt. Dann giebt man ein gelindes Purgier-Mittel, als:

No. 10.
Rc. Aqu. chamom.
menth. criſp. aa. V. ij.
Anim. rhei Vnc. j.
M. D. S. Alle halbe Stunden 2 Eßlöffel voll zu nehmen.

Oder: No. 11.
Rc. Pulp. tamarind. Vnc. ij.
Sal. mirab. Glaub Dr. vj.
Mann. calabr. Vnc. i. dim.
M. ſolv. in Aqu. Vnc. viij.
Colat. D. S. Auf 2 Mahl zu nehmen.

Hört das Brennen noch nicht auf, ſo giebt man das Opium; z. B.

No. 12.
Rc. Opii puri gr. IV.
Sacch. alb. Scrup. j.
M. div. in 3 p. æ. D. S. Alle Stunden ein Pulver zu nehmen.

Rührt aber das Brechen von der Entzündung her, ſo läßt man zur Ader, legt ein Blaſen = Pflaſter auf die Leber-Gegend, oder ſezt Blut - Egel dahin.

Ent-

Entſteht Brennen in den Nieren, ſo legt man Umſchläge auf dieſe Gegend; z. B. die oben, S. 444, beſchriebenen, No. 4 und 5; giebt ein urintreibendes Mittel, als:

No. 13.
Rc. Rad. gramin.
taraх. aa. Vnc. j.
Sem. foenic. Drachm. ij.
C.C.M. Coqu. in Aqu. font.
Lib. iv.
Col. add. Oxym. ſquill. V. d.
D. S. Oeſters eine Taſſe davon zu trinken.

Oder: No. 14.
Man giebt die Molken mit ein wenig Weinſtein-Rahm, oder mit ein paar Eßlöffel Meerzwiebel-Honig, oder mit ein paar Theelöffel Salpeter.

und ſetzt die andern ausleerenden Mittel aus; mit den Klyſtieren aber fährt man fort.

Entſteht ein Bluten aus dem rechten Naſenloche, ſo unterſtützt man es dadurch, daß man den Dampf von warmen Waſſer, vermittelſt eines Trichters in die Naſe ziehen läßt. Wird daſſelbe aber zu heftig, ſo legt man mit Eſſig befeuchtete Tücher auf die Stirn, den Nacken, die Schläfe, oder ſteckt, im äuſſerſten Nothfalle, eine Wieke von Charpie, die man mit einer ſchwachen Alaun-Auflöſung getränkt hat, in die Naſe.

Zeigt ſich der Goldader-Fluß, ſo läßt man den Kranken auf den Nachtſtuhl, worin ein Topf mit einem Decocte von bittern Kräutern ſteht, von denen der Dampf an den Maſtdarm geht, ſetzen, legt einen von oben beſchriebenen Umſchlägen auf das Kreuz; giebt zum Abführ-Mittel, No. 8, und ſetzt 6 bis 8 Blut-Egel an den Maſt-Darm.

Treten mäßige Schweiße ein, und, wegen erſchwerten Ausbruch deſſelben, Aengſtlichkeiten, ſo läßt man ſie etwas warm halten, und einige Taſſen Thee von Hohlunderblumen, Lachenknolbauch, Ehrenpreis und etwas Wein-Molken dazwiſchen trinken. Wird der Schweiß zu ſtark, ſo verändert man die Betten behutſam, ſprengt im Sommer mit kaltem Waſſer die Stube, und läßt die naſſe Wäſche mit trockner, wohl ausgeräucherter verwechſeln.

Zeigt ſich eine roſenartige Entzündung, die nicht mißfarbig ausſieht, ſo giebt man Purgier-Mittel mit ſchweiß-

ſchweißtreibenden verbunden, als z. B. No. 7, nur ſtatt des Fenchel-Samens mit einem Zuſatz von ½ Scrupel Campher.

Iſt ein Auswurf im Anzuge, ſo giebt man, um denſelben zu unterhalten, einen Bruſt-Thee; z. B.

No. 15.
Rc. Spec. herb. pect. Lib. dim.
Flor. verbaſc.
rhoead. aa. Mj.
Rad. liquir.
foenic. aa. Vnc. iij.
C. C. M. in 4 p. D. S. Hiervon einen Theil eine Stunde lang mit 4 Pfund ſiedendem Waſſer zu übergießen, und alle Stunden 1 Taſſe davon mit einem Löffel voll von folgenden beyden Leck-Säften No. 16. 17. zu geben.

No. 16.
Rc. Syr. de ſymphyt.
rhoead.
Oxym. ſimpl. aa. Vnc. iv.
M. f. Linctus. D. S. Zu brauchen, wie ſo oben geſagt iſt.

Oder: No. 17.
Rc. Gumm. tragac. vitell. ovor. ſol. Vnc. j.
Sperm. cet. Vnc. dim.
Syr. diacod.
alth. aa. Vnc. iv.
M. f. Linctus. D. S. Zu brauchen wie der vorhergehende Leck-Saft.

Iſt die Krankheit heftiger, ſo muß man mehr Blut weglaſſen, und zwar gleich 12 Stunden nach dem erſten Aderlaß. Will die Entzündung hierauf nicht nachlaſſen, ſo kann man den Kranken, wenn er hinlängliche Abführ-Mittel bekommen hat, in ein warmes Bad ſetzen, eine mit warmer Milch gefüllte Blaſe, oder Umſchläge aus erweichenden Mitteln, z. B. No. 4, auflegen und die Eibiſch-, oder auch die Pringlſche Salbe, die aus 1 Th. Hirſchhorn-Geiſt, und 2 Th. Baum-Oehl, beſteht, einreiben laſſen, aber keine kalten Umſchläge auflegen, denn dieſe reizen zu ſehr. Am allernützlichſten aber ſind hier die Blaſen-Pflaſter, und über dieſe die Brey-Umſchläge oder feuchten Bähungen. Wird der Kranke nach dem eine zeitlang fortgeſetzten Gebrauche der ſo eben beſchriebenen Mittel matt und ſchwach, ſo muß man ihm nun bittere Mittel geben, als:

No. 18.

℞. Extr. cort. peruv.
tarax. aa. Vnc. dim.
Solv. in Aqu. meliſſ. c. vin.
Vnc. viij.
D. S. Alle Stunden 2 Eß-
Löffel voll zu nehmen.

Oder: No. 19.

℞. Decoct. cort. peruv. Lib. j.
Pulv. cort. peruv. Vnc. j.
Elix. vitriol. arom. Dr. ij.
M. D. S. Alle Stunden 3 Eß-
Löffel voll zu nehmen.

Erholt ſich hierauf der Kranke, und wird beſſer, ſo kann man ſchließen, daß die Entzündung zertheilt und die Krankheit gehoben ſey, ſo wie dieſes auch der natürliche Stuhl- und Urin-Abgang, die Nachlaſſung des Schmerzens in den Weichen, die Wiederherſtellung der vorigen guten Geſichts-Farbe, und die Abnahme und nach und nach gänzliche Verſchwindung der Aengſtlichkeit nach dem Eſſen beweiſet. Und nun läßt man den Kranken den Eger-Brunnen, oder, noch beſſer, das Karlsbad, brauchen.

Geht aber die Entzündung in Eiterung über, ſo entſteht entweder ein verſchloſſenes Geſchwür, und alſo eine wahre Vomica, die zuweilen nach auſſen eine Geſchwulſt bildet, und mit gutem Erfolge geöffnet werden kann; oder es entſteht ein offenes Geſchwür, wenn die Geſchwulſt nach innen geſtorben iſt, und ſich nun der Eiter in die Därme ausleert. Hier giebt man Klyſtiere, und folgende Purgier-Mittel:

No. 20.

℞. Mannae calabr. Vnc. ij.
Extr. cort. aurant. Dr. ij.
Solv. in Aqu. ſimpl. Vnc. vj.
et add.
Sal. mirab. Glaub. Vnc. d.
D. S. Auf zwey Mahl zu
nehmen.

Oder: No. 21.

℞. Tinct. rhei aquoſ. Vnc. j.
Extr. gent. rubr. Dr. j.
Solv. in Aqua cinam. V. iv.
et add.
Tart. tartaris. Vnc. dim.
D. S. Zu nehmen wie
voriges.

Auch kann man die Molken mit Manna oder Tamarinden und etwas Weinſtein-Rahm nehmen laſſen; und, wenn ſolcher Geſtalt der Darm-Canal gereinigt iſt, ſtärkende Mittel geben, als:

No. 22.
Rc. Pulv. cort. peruv. Vnc. j.
Tart. vitriol. Dr. j. dim.
Extr. milleſol. Dr. ij.
Conſ. ſumar. q. ſ.
M. F. Electuarium. D. S.
Alle Stunden ungefähr 1 Quent, oder ſo viel wie eine Muskatennuß groß, zu nehmen.

Oder: No. 23.
Rc. Extr. card. ben. Dr. ij.
caſc. aquoſ.
Gumm. ammon. el.
Limat. mart. n. rub. aa.
Drachm. j.
M. f. c. Elix. Pr. Pilulae
No. 150. conſp. ſem. lycop.
D. S. Früh und abends 10 Stück zu nehmen.

Oder: No. 24.
Rc. Hb. cent. min. Mj.
Cort. Winter.
Rad. galang. aa. Dr. ij.
Flaved. cort. aur. Dr. dim.
Sem. foenic. Dr. dim.
C. M. D. S. Species mit 1 Maß Rhein-Wein zu infundiren, und vor der Mahlzeit 1 Spitzglas voll zu nehmen.

Oder: No. 25.
Rc. Lim. mart. n. rub. Vnc. j.
Succi citri Vnc. dim.
M. dig. et adde
Extr. abſinth.
cort. aur. aa. Dr. iij.
Vini rhen. Libr. ij.
M. ſtent per 24 hor. in loco temperato.
Colat. D. S. Vor- und nachmittags 1 Spitzglas voll zu nehmen.

Geht die Eiter-Materie nach den Nieren, ſo legt man äuſſerlich einen ſtärkenden Umſchlag auf, und braucht ein urintreibendes Mittel. Vorſchriften zu beyden ſind folgende:

No. 26.
Rc. Aqu. chaereſol. Vnc. iv.
cinam. ſ. v. Vnc. j.
Acet. ſquill. Drachm. iij.
Syr. de eryſ. Lob. Dr. ij.
M. D. S. Alle 2 bis 3 Stunden ein halbes Theeköpſchen voll zu nehmen.

Oder: No. 27.
Rc. Herb. rutae
abſinth.
ſcordii
Fl. cham. rom. aa. Mj.
C. M. D. S. Species zum Umſchlag, wovon die Hälfte mit 1 Pf. Waſſer zu kochen.

und dann giebt man oben erwähnte innerliche ſtärkende Mittel.

Bahnt ſich die Materie einen Weg nach den Lungen, ſo iſt der Ausgang meiſtentheils unglücklich. Manchmahl geht ſie nach den Waden, und macht da einen Abſceß, ohne daß das Schwappen des Eiters in der Leber aufhört. Dieſe Abſceſſe heilen faſt gar nicht zu, weil der Eiter aus der Leber ſich vielleicht unter dem Zellgewebe fortſchleicht. Noch ein anderer Ausgang iſt die Verhärtung oder der Skirrhus. Sind ſolche Skirrhen klein, ſo hat es nicht viel zu bedeuten; ſind ſie aber groß, ſo zehren ſich die Kranken dabey ab. Bey erſtern muß man ſich vor ſtarken heftigen Purgier-Mitteln hüten, ſo wie auch vor Brech-Mitteln, welche die Leber zu ſehr erſchüttern, und öfters den Krebs verurſachen. Man brauche hier bloß gelinde auflöſende Mittel, als:

No. 28.

Rc. Sap. vener.
Extr. fumar.
cichor. aa. Dr. iij.
Gumm. ammon. Dr. dim.
Oxymel. ſimpl. q. ſ.
M. f. Pilulae ad pond. gr. ij.
D. S. Täglich 4 Mahl 6 Stück zu nehmen.

Oder: No. 29.

Rc. Sap. venet. Drachm. vj.
Gumm. ammon.
Extr. tarax ex ſucc.
rhei aquoſ. aa. Drachm. iij.
Balſ. peruv. q. ſ.
M. f. Pilulae gr. ij.
D. S. Täglich 4 Mahl 8 St. zu nehmen.

Zum Nachtrinken auf dieſe Pillen, kann man Folgendes verordnen:

No. 30.

Rc. Rad. tarax. Vnc. iv.
Herb. ſumar.
triſ. fibr. aa. Mvj.
C. C. M. D. S. Hiervon den 4ten Theil zu nehmen, in 5 Quart Waſſer 1 Stunde lang zu kochen, durchzuſeihen, auszudrücken, und 2 Taſſen voll zu trinken.

Oder: No. 31.

Rc. Rad. cichor.
lapath. acut.
tarax. aa. Vnc. j.
Herb. fumar.
abſinth.
triſ. fibr. aa. Mvj.
C. C. M. D. S. zu behandeln und zu brauchen wie voriges.

Ferner

Ferner kann man auch den Unterleib mit Tüchern, die mit Wachholder=Beeren durchräuchert ſind, frottieren, und folgende Salbe in der Leber=Gegend beym Ofen gelinde einreiben, oder einen gewürzhaften Umſchlag auflegen laſſen; z. B.

No. 32.
Rc. Vngu. popul. Vnc. iij.
nervin. Vnc. j.
M. D. S. Salbe zum äuſſerlichen Gebrauch.

Oder: No. 33.
Rc. Vngu. alth. Vnc. iij.
Spir. ſal. ammon. Vnc. d.
M. D. S. Salbe zum äuſſerlichen Gebrauch.

No. 34.
Rc. Bacc. junip.
Sem. aniſi
carvi.
Herb. menth. criſp. aa. Vnc. ij.
Inc. cont. M. c. ſ. q. Mellis deſpum. ut fiat Cataplasma.
D. S. Aeuſſerlich aufzulegen.

Mit Nutzen giebt man auch hier die Queckſilber=Mittel ſowohl innerlich als äuſſerlich, wie aus dem Folgenden zu erſehen ſeyn wird.

In Europa pflegt, bereits erwähnter Maßen, die **Leber=Entzündung** ſo ſelten vorzukommen, daß einige angeſehene Aerzte, und unter denſelben auch Fried. Hoffmann (*), an dem wirklichen Daſeyn derſelben gezweifelt haben. In Weſt=Indien iſt ſie eben ſo ſelten, als in Europa, allein ſie kommt dagegen ſehr oft in Oſt=Indien (**) vor, und befällt die Europäer in ſolchen Gegenden. Wenn dieſe Krankheit urſprünglich iſt, und nicht durch remittirende Fieber oder andere Krankheiten hervorgebracht wird, ſo nimmt dieſelbe mit einem ſpannenden, drücken=

(*) Opuſc. pathol. practic. Dec. II. Diſſ. VIII. p. 484.
(**) *Andr. Murray* diſſ. de Hepatitide, maxime Indiae orientalis. Goett. 1779. 4. 7 Bog.

drückenden, doch aber auch zuweilen ſtechenden Schmerz in der rechten Seite unter den Rippen ihren Anfang, wobey der Schmerz ſich ſehr vermehrt, wenn man die Leber in die Höhe drückt, oder der Kranke auf der linken Seite liegt. Die Augen ſind gemeiniglich gelb gefärbt, und der Kranke empfindet einen heftigen Schmerz auf der Spitze der Schulter, welcher der pathognomiſche Zufall dieſer Krankheit iſt. Der Puls iſt zuweilen geſchwinde und ſtark, zu andern Zeiten aber iſt derſelbe ſehr wenig von dem natürlichen Pulſe unterſchieden. So wie die Krankheit ſich vermehrt, nimmt die Haut gemeiniglich eine dunkle, fahle Farbe an; das Athemhohlen wird dem Kranken ſchwer, und derſelbe wird von einer ſtarken Uebelkeit beſchweret, welche öfters mit einem gallichten Erbrechen und Durchfalle verbunden iſt. Wenn die Entzündung anhält, ſo folgen bald kleine Anfälle von Fröſteln, und eine Vereiterung. Macht der Eiter nach auſſen zu eine Spitze, und wird er durch einen gemachten Einſchnitt ausgeleeret, ſo wird der Kranke oft wiederhergeſtellet. Allein, die Krankheit hat ſelten einen ſo glücklichen Ausgang, wenn das Eiter-Geſchwür ſich nach innen zu öffnet, weil in dieſem Falle entweder der Tod unmittelbar, oder doch bald darauf, erfolgt, indem der Kranke, weil der Eiter ſich in die Bauch- oder Bruſt-Höhle ergoſſen hat, an der Abzehrung ſtirbt.

In Oſt-Indien pflegt man, ſobald man überzeugt iſt, daß die Leber leidet, (welches man daraus, daß der Kranke Schmerzen an dieſem Theile empfindet, wenn die Leber in die Höhe gedrückt wird, noch eher als der Schmerz in der Schulter ſich einſtellt, ſchließt,) ein wenig Blut dem Kranken abzuzapfen. Man ſchränkt ihn alsdann auf ein gehöriges antiphlogiſtiſches Verhalten ein, und macht nun den Anfang, die Queckſilber-Salbe in die kranke Seite einzureiben,

und

und zu gleicher Zeit das Calomel, oder alkaliſirtes Queckſilber, (welches aus lebendigem Queckſilber, davon man 3 Theile mit 5 Theilen Krebsſteinen ſorgfältig zuſammen reibt, bereitet wird,) innerlich zu geben, wobey man ſich alle mögliche Mühe giebt, es bald dahin zu bringen, daß ein Speichelfluß entſtehe, weil, ſobald derſelbe ſich zeigt, der Schmerz gemeiniglich aufhört; und wenn die Wirkungen des Queckſilbers vorüber ſind, welches gemeiniglich in 14 Tagen oder 3 Wochen geſchieht, ſo iſt alsdann die Cur des Kranken völlig zu Stande gebracht.

Den zuverläſſigſten Bericht von dem Verlaufe dieſer Krankheit und der Cur-Methode derſelben in Oſt-Indien, ertheilt Hr. D. Schwartze (*), aus eigenen Wahrnehmungen, in Folgendem:

„Die erſten Zufälle der Leber-Entzündung pflegen insgemein in einer Spannung in der Gegend des Zwerch-Felles, einer Schwere der Glieder, Mangel an Eßluſt, einer unreinen Zunge, einem öftern kurzen Huſten, einem Schmerz in der Seite, der dem Schmerze bey der Bruſt-Fell-Entzündung gleicht, und einem beſchwerlichen Athemhohlen zu beſtehen; überdies klagen die Kranken noch, daß ihnen das Liegen auf der leidenden Seite ſchwer wird; man bemerkt dabey ein heftiges Fieber und Phantaſiren, welches leztere doch bisweilen fehlt.

So lange als die hier erwähnten Zufälle keinen hohen Grad erreichen, wird dieſe Krankheit, insbeſondre unter den Soldaten, oft wenig geachtet, und daher findet der Arzt ſchon bey dem erſten Beſuche, daß dergleichen Patienten gefährlich, ja tödlich, krank ſind. Dieſes gilt hauptſächlich von derjenigen Art dieſer Krankheit, welche in der hohlen Fläche der Leber ihren Siz hat, und deren Anfang größten Theils gelinde iſt, und nicht deutlich in die Augen fällt. Bey einigen Kranken bemerkte ich gleich beym Ausbruch der Entzündung, eine Geſchwulſt, Härte und Schmerz auf der rechten Seite unter den kurzen Rippen,

(*) Diſſertatio inaug. medica, Obſervationes quasdam medicas continens. Auct. *Jo. Fr. Schwartze.* Goett. 1787, 4.

pen, und bey dieſen war es ſchwer, die Vereiterung zu verhindern; bey andern hingegen, ſo heftig auch das Fieber war, kam weder Geſchwulſt noch Härte zum Vorſchein. Mir ſind Kranke dieſer Art vorgekommen, welche, auſſer dem Schmerz und einer geringen Geſchwulſt und Härte, keine weitern Zufälle, und faſt ganz und gar kein Fieber hatten; dieſe leztern kamen unter allen am leichteſten durch.

War der Puls voll und hart, das Athemhohlen ſehr erſchwert, das Fieber heftig, und die Gegend unter den kurzen Rippen geſpannt, ſo verſchaffte das Aderlaſſen bisweilen Erleichterung. In warmen Gegenden muß jedoch das Aderlaſſen behutſam und nur alsdann vorgenommen werden, wenn das ſtarke Anſehen des Kranken ſolches zu zulaſſen ſcheint, wofern man nicht die Heilung erſchweren, und die Gefahr der Abzehrung bey den Kranken vermehren will.

Ich habe, ſo lange als das Fieber fortdauerte, den Salmiak mit dem Glauberſchen Salze, meinen Patienten verordnet, wodurch der Leib, welcher insgemein verhärtet, oder gar verſtopft zu ſeyn pflegt, mit großer Erleichterung offen erhalten wurde. Schwächern Perſonen ſchienen die Klyſtiere größern Nutzen zu gewähren, als die Laxier-Mittel.

Schwächlichen Kranken, bey denen die Krankheit ſchwer, und das Fieber und der Schmerz heftig waren, verſchafften die an der leidenden Stelle angeſetzten Blut-Egel vortreffliche Linderung. Ich muß aber doch überhaupt erinnern, daß ich ſelten die Blut-Egel, noch ſeltener aber das Aderlaſſen anzuwenden nöthig gehabt habe. Auch iſt der Gebrauch der Blut-Egel mit einer gewiſſen Beſchwerlichkeit verknüpft; denn es bluten die kleinen Wunden, welche die beſagten Thierchen machen, bey ſolchen Kranken, deren Blut oft ſehr aufgelöſet iſt, lange, ja zuweilen etliche Tage lang fort, und es wird nicht nur der Kranke geſchwächt, ſondern auch das Auflegen anderer äuſſerlicher Mittel dadurch verhindert.

Auſſer den ſogenannten antiphlogiſtiſchen Mitteln, haben mir auch Pillen aus Rhabarber, Seife und dem Brech-Weinſtein, vortreffliche Dienſte geleiſtet. War der Schmerz heftig, und bemerkte man eine Geſchwulſt und Härte, ſo bediente ich mich äuſſerlich einer warmen Auf-

Auflöſung des Salmiakes in Waſſer und Eſſig; äuſſerte ſich aber ein ſtarker Schmerz ohne Geſchwulſt, ſo thaten die Blaſen-Pflaſter gute Wirkung. In Anſehung der Blaſen-Pflaſter muß ich noch die Erinnerung hinzu fügen, daß man durch dieſelben bloß eine Röthe, nie aber eine Blaſe, hervorbringen, und ſich ſorgfältig hüten müſſe, daß ſie keine Suppuration verurſachen, wodurch der Gebrauch der äuſſerlichen Mittel, die ich hernach anzeigen werde, und auf welchen der ganze Grund der Cur beruhet, verhindert, oder doch wenigſtens erſchweret wird.

Sobald als das Fieber und der Schmerz aufhören, iſt es die rechte Zeit das Queckſilber äuſſerlich und innerlich anzuwenden; ein Mittel, welches bey einer ſehr großen Anzahl von Kranken, welche ich bey meiner Praxis in den warmen Gegenden zu behandeln gehabt habe, von mir faſt nie ohne Nutzen gebraucht worden iſt.

Es iſt ſehr dienlich, in den warmen Ländern bey dem Gebrauche des Queckſilbers die Fieber-Rinde zu verordnen, welche leztere die Wirkung des Queckſilbers, das Blut aufzulöſen, verhütet. Dieſes iſt nicht ſelten in warmen Gegenden nothwendig, wo das Blut insgemein aufgelöſet und zur Fäulniß geneigt iſt, und wo folglich das Queckſilber durch ſeine auflöſenden Kräfte ſchadet, indem die übrigen Wirkungen deſſelben heilſam ſind. Aus eben dieſer Urſache glaube ich beobachtet zu haben, daß das Queckſilber weniger dienlich iſt, wenn man einen Speichelfluß dadurch erreget; dieſer iſt um deswillen deſto ſorgfältiger zu vermeiden, weil er bey dieſem Zuſtande des aufgelöſeten Blutes leicht entſteht, und die erſchöpften Kranken noch mehr ihrer Kräfte beraubt. Ich habe daher, ſobald als das Fieber und der Schmerz verſchwunden waren, innerlich von dem Queckſilber-Sublimat in den erſten Tagen ein Drittel Gran, in der Folge aber einen halben Gran, und zugleich einige Doſes von der Fieber-Rinde verordnet, dabey aber auch etwas von der Queckſilber-Salbe in die leidende Seite einreiben laſſen, und ſehr dafür geſorgt, daß dem Kranken täglich ein bis zwey Mahl offener Leib gemacht werde. Denenjenigen, welche einen ſchwachen und ſehr empfindlichen Magen zu haben ſchienen, habe ich, an ſtatt des Sublimates, das verſüßte Queckſilber, des Morgens und Abends zu 2 Gran, in Pillen-Form verordnet. Ich kann verſichern, daß ich

mich dieſer Methode allemahl mit ſo glücklichem Erfolge bedient habe, daß nicht ein einziges Mahl ein Speichel-Fluß entſtand; nur bey drey Kranken fiengen das Zahn-Fleiſch und die Drüſen ein wenig anzuſchwellen an, welches einen bevorſtehenden Speichelfluß anzuzeigen ſchien. Ich hatte aber auch zu argwöhnen, daß dieſe Leztern, ehe ſie von der Leber-Entzündung befallen wurden, Merkurial-Mittel gebraucht haben mochten.

Fängt die Geſchwulſt an, ſich allmählich zu verlieren, und kommt eine lebhafte Farbe bey dem Kranken im Geſicht wieder, ſo muß man von dem fernern Gebrauche des Queckſilbers abſtehen, und die Fieber-Rinde ganz allein noch etliche Tage gebrauchen laſſen. Zur völligen Wiederherſtellung meiner Patienten wurden ſelten mehr als 15 Gran vom Queckſilber-Sublimat erfordert.

Durch Hülfe der angezeigten Mittel ſind von mir die mehreſten Kranken, von denen einige eine ſehr beträchtliche und ziemlich harte Geſchwulſt der rechten Seite unter den kurzen Rippen hatten, völlig curirt worden. Unter dieſen befanden ſich einige, bey denen die Geſchwulſt und Härte ſich bis in die Magen-Gegend ausbreitete. Wofern jedoch bey einem acht- oder zehntägigen Gebrauche dieſer Mittel, die Geſchwulſt nicht zertheilt oder verringert wird, und der Schmerz ſich wieder einſtellt, ſo hat man eine Vereiterung zu befürchten, und man darf ſich mit der Hoffnung, die Geſchwulſt zu zertheilen, nicht mehr ſchmeicheln. Sodann iſt es, meinen Beobachtungen nach, beſſer, äuſſerlich erweichende Mittel aufzulegen, und die Erzeugung des Eiters zu beſchleunigen, und, ſo bald als möglich, denſelben auszuleeren, als mit dem Gebrauche der zertheilenden Mittel, welche insgemein nunmehr fruchtlos angewendet werden, fortzufahren. Denn ich habe es zu wiederhohlten Mahlen erfahren, daß hauptſächlich von der zeitigen Ausleerung des Eiters das Leben des Kranken abhieng; und daher rathe ich, gleich bey den erſten Kennzeichen des erzeugten Eiters die Geſchwulſt zu öffnen, wenn man auch gleich keine Fluctuation oder Weiche in derſelben verſpürt. Dieſer Rath iſt vorzüglich alsdann von groſer Wichtigkeit, wann der Eiter nicht in der Oberfläche, ſondern tiefer in der Subſtanz der Leber ſelbſt, ſeinen Sitz zu haben ſcheint; in dieſem Falle bemerkt man die Fluctuation ſehr ſpät von auſſen, und nur

erſt

erſt alsdann, nachdem bereits ein großer Theil der Leber von dem Eiter zerſtöret worden iſt.

Man hat in einem ſolchen Falle gar nicht zu befürchten, daß man den Ort, wo der Eiter ſeinen Sitz hat, nicht erreichen werde, wenn man nur mit der Lanzette in denjenigen Theil den Einſchnitt macht, welcher am meiſten hervor raget, und bey dem äuſſerlichen Druck am meiſten ſchmerzet. Uebrigens iſt es gewiß, daß in der Leber die Erzeugung des Eiters ſehr geſchwinde von Statten geht. Ich habe Kranke geſehen, bey denen man des Abends vorher nicht die geringſte Spur von vorhandenem Eiter zu entdecken vermochte, und bey welchen man doch am folgenden Morgen fand, daß die ganze Geſchwulſt weich und fluctuirend war, und nach der Oeffnung derſelben auf 3 Pfund Eiter heraus liefen.

Man erſieht hieraus, daß man die Oeffnung der Geſchwulſt, wenn ſich in derſelben Eiter erzeugt hat, nicht ſo lange aufſchieben dürfe, bis man aus den äuſſerlichen Kennzeichen die Gegenwart und den Sitz des Eiters erkennen kann. Oft muß man mit der Lanzette bis auf 2 Zoll tief hinein gehen, ehe man den Ort des Eiters erreicht; und hauptſächlich in dieſen leztern Fällen erlangten die Kranken ihre Geſundheit ſehr zeitig wieder.

Es iſt jedoch hier ein großer Einſchnitt in die Geſchwulſt keineswegs dienlich: 1) weil ſolcher über die Gränzen der widernatürlichen Verwachſung der Leber an die äuſſerlichen Haut-Decken des Unterleibes, als welche allemahl durch die vorhergehende Entzündung verurſachet wird, ſich leicht erſtreckt, und folglich ſodann der Eiter in die Bauchhöhle jederzeit mit einem tödlichen Erfolge ausgeleeret wird; 2) weil eine allzugroße Oeffnung der Luft einen freyen Zutritt zu dem Eiter verſtattet, welche, wenn ſie in den Abſceß hinein dringt, den Eiter verſchlimmert, und den Abſceß verdirbt; und endlich 3) weil der Wund-Arzt, welcher bloß die Ausleerung des Eiters verlangt, durch eine kleine Oeffnung ſeinen Zweck hinlänglich erreicht. Ich habe ſehr oft geſehen, daß bey der Oeffnung des Eiter-Geſchwüres ſehr guter Eiter herauskam, und ſolcher nach einigen Tagen immer ein ſchlechteres Anſehen annahm, welches ich der in die Höhle des Abſceſſes eindringenden Luft zuſchreibe. Ein Kranker, bey welchem in die Seite ein Einſchnitt von 2 Zoll lang gemacht wor-

den war, mußte an dem Brande des Geſchwüres ſterben; ſo gefährlich iſt in warmen Ländern die Witterung der Luft auf die Geſchwüre.

Nach gemachtem Einſchnitt muß der Kranke ſich auf die leidende Seite legen, damit der neu erzeugte Eiter beſtändig abfließen könne, und die Leber nicht anfreſſe und zerſtöre. Auſſerdem ſprizt man täglich ein oder zwey Mahl ein Kamillen=Decoct, mit Honig vermiſcht, behutſam ein, damit der Eiter verdünnet werde, und leichter heraus fließe; dabey ſezt man den innerlichen Gebrauch der Fieber-Rinde fleißig fort. Die Kranken müſſen eine leicht verdauliche und gut nährende Diät beobachten. Nach dieſer Methode habe ich alle Patienten, bey denen eine Eiterung in der Leber entſtand, behandelt und alle erhalten.

Diejenigen Kranken, bey welchen der Eiter ſeinen Weg nach innen zu nimmt, oder wo derſelbe ſeinen Siz in der Tiefe hat, oder ſich einen Weg in die Gedärme bahnet, können ſchwerlich wiederhergeſtellet werden; und es ſterben ſolche, wenn die Leber zerfreſſen wird, an der Abzehrung. Ich habe in dem Leichnam einer Mannsperſon, die nach der Operation noch ein Jahr ſich wohl befand, und endlich von einer andern Krankheit weggerafft wurde, faſt den ganzen rechten Lappen der Leber dermaßen vom Eiter durchgefreſſen geſehen, daß wenig oder gar nichts davon übrig geblieben war. Man muß ſich allerdings hierüber verwundern, indem der Kranke ſich wohl zu befinden ſchien, und keine Beſchwerde empfand, die man dem Verluſte eines Theiles der Leber hätte beymeſſen können.“

Daß die Leber=Entzündung auch in Europa als eine urſprüngliche Krankheit vorkommen könne, erſieht man aus folgender Beobachtung des Hrn. Ge. Wilkinſon (*).

„Ein Schulmeiſter von 65 Jahren, und einer ziemlich geſunden Leibes-Beſchaffenheit, bekam im Jun. 1783, einen Anfall von Froſt, worauf ein Huſten, ſchweres Athemhohlen, ſchwacher Auswurf, und ein ſtarker ſtechen-

der

(*) Im London medical Journal, P. II. p. 142; und Samml. zum Gebr. f. pr. Aerzte, 13 Th. S. 363, fgg.

der Schmerz in der untern Gegend des Bruſt-Beines, vornehmlich nach der rechten Seite zu, erfolgte. Sein Puls war voller und geſchwinder als gewöhnlich, allein der Kranke hatte keinen großen Durſt. Sein Appetit war vermindert, und der Leib verſtopft. Man rieb, zur Erleichterung dieſer Zufälle, die flüchtige Salbe in den ſchmerzhaften Theil ein, und legte auch ein Blaſen-Pflaſter zwiſchen die Schultern. Man gab ihm dabey von Zeit zu Zeit etwas von einem abführenden Mittel, und ließ ihn, den Tag über, eine Auflöſung von Gummi Ammoniacum mit Meerzwiebel-Sauerhonig, und des Abends bey dem Schlafengehen ein gelindes Opiat nehmen.

Bey dieſer Behandlung beſſerte ſich der Kranke bald, ſo daß ich nach 8 oder 9 Tagen ihn nicht weiter beſuchte. Ich ſahe ihn zuerſt d. 12 Sept. wieder, da ich abermahl zu ihm gerufen wurde; und ich fand, daß er, ob er gleich auf einem Stuhle ſaß, doch ſehr engbrüſtig war. Seine Augen waren gelb, und ſeine Füße ſehr geſchwollen. Er klagte ſehr über Durſt, und hatte öftere Neigung zum Erbrechen. Sein Puls war dabey ſehr geſchwinde; ſein Urin außerordentlich dunkel gefärbt, und gieng in geringer Menge ab; dabey war der Kranke jezt ſo verſtopft, daß er ſchon binnen 9 Tagen keinen Stuhlgang gehabt hatte.

Ich ſahe nun deutlich, daß ſeine Krankheit, die ich im Anfange als eine Lungen-Entzündung behandelt hatte, eine Leber-Entzündung war. Ich wurde davon noch mehr überzeugt, da ich bey ihm eine ziemlich große und etwas ungleiche Geſchwulſt entdeckte, die ſich von der Gegend unter dem ſchwertförmigen Knorpel bis zu dem Nabel erſtreckte, und durch welche die falſchen Rippen auf der rechten Seite ein wenig in die Höhe gehoben zu werden ſchienen.

Ich erfuhr, da ich mich genauer nach der Urſache und dem Fortgange der Krankheit erkundigte, daß der Kranke oft eine Art von unangenehmer Empfindung oder Schmerz um die Gegend der Leber verſpürt habe, von der er geglaubt hatte, ſie entſtände davon, daß er ſich bey dem Schreiben mit dieſem Theile an das Pult lehnte. Dieſer Schmerz hatte einige Zeit vorher, ehe ich das erſte Mahl zu ihm gekommen war, welches nun vor 3 Monathen geſchahe, nach und nach zugenommen. Er hatte darauf

ſchiedene unregelmäßige Anfälle von Froſt gegen Abend bekommen, die mit einem Schweiße verknüpft waren, und war ſehr mit Verſtopfung beſchwert worden. Die Farbe der Excremente war ſeit einiger Zeit weißlich geweſen. Die Gegend der Leber war jezt nicht nur, wenn man auch noch ſo leicht darauf drückte, auſſerordentlich ſchmerzhaft, ſondern der Kranke empfand auch, daß der Schmerz ſich bis nach der Spitze der Schulter auf dieſer Seite ausbreitete; dieſes geſchahe vornehmlich alsdann, wann er, auf der entgegengeſezten Seite zu liegen, oder ſich herum zu drehen, verſuchte.

Da jezt die Natur der Krankheit ſo vollkommen beſtimmt war, entſchloß ich mich, ungeachtet des Alters des Kranken, und ob ich gleich Urſache zu vermuthen hatte, daß bereits eine Vereiterung ihren Anfang genommen hätte, doch die Wirkungen des Queckſilbers, und alſo dem Rathe des Celſus zu Folge, lieber ein ungewiſſes Mittel zu verſuchen, als den Kranken ohne alle Hülfe umkommen zu laſſen. Ich ließ ihn zuerſt ein purgierendes Klyſtier, und darauf, den Tag über, 2 Scrupel von den Koloquinthen-Pillen (Pilulae ex colocynthide des engl. Diſpenſat.), und 6 Gran verſüßtes Queckſilber, nehmen. So ſtark aber auch dieſe Doſis war, ſo fand ich doch, da ich den Patienten des andern Morgens, d. 13 Sept., beſuchte, daß er noch keine Oeffnung gehabt hatte, ob man ihm gleich noch ein zweytes Klyſtier gegeben, und derſelbe alle Pillen, jedoch wegen der großen Reizbarkeit ſeines Magens, mit einiger Schwierigkeit bey ſich behalten hatte.

Da ich auf die Gedanken kam, daß ein Ueberfluß von Säure die Auflöſung und Wirkung der zulezt gegebenen Arzeneyen verhinderte, ſo ließ ich den Kranken 2 Scrupel Weinſtein-Salz und ½ Quent weiße Magneſia, in einer ſchicklichen Flüſſigkeit alle 2 Stunden nehmen. Man bemerkte die guten Wirkungen dieſer Miſchung augenſcheinlich gleich bey der zweyten Doſis, indem der Kranke nicht nur einen ſehr ſtarken Stuhlgang bekam, ſondern auch eine beträchtliche Menge Urin ließ.

Ich ließ nun 2 Quent von der ſtarken Queckſilber-Salbe unſers Diſpenſatorii in die Gegend der Leber einreiben, und den Kranken des Abends bey dem Schlafengehen 5 Gran Calomel nehmen; und man ſezte dieſe Mittel

tel von Zeit zu Zeit bis zum 18 Sept. fort. Es waren ſodann ungefähr 6 Quent Salbe eingerieben, und 20 Gran Calomel innerlich gegeben worden. Die Geſchwulſt hatte ſich ſehr geſezt, und war bey dem Anfühlen weniger ſchmerzhaft. Der Kranke klagte aber über eine Völle in der Gegend des Nabels, oder vielmehr unter demſelben, in der ich, da ich mit meinem Finger dieſelbe unterſuchte, deutlich die Bewegung einer eingeſchloſſenen Flüſſigkeit fühlte. Die Excremente waren bis jezt weißlich geweſen, allein an dem heutigen Tage ſchien der Stuhlgang mit Galle vermiſcht zu ſeyn. Am folgenden Tage, d. 19 Sept., ließ ich die Queckſilber-Cur ausſetzen, und, ſtatt deſſen, ein Salz-Tränkchen (Mixtura ſalina), mit Oxymel ſquillit., der gewürzhaften Tinctur, und dem flüſſigen Laudanum, geben. Das Queckſilber hatte um dieſe Zeit auf den Mund zu wirken angefangen, und es war ein mäßiger Speichelfluß entſtanden. Die gelbe Farbe des Weißen im Auge war verſchwunden, und die Menge des Urins war ſehr vermehrt. Am 20 Sept. gieng auf ein Mahl durch den Stuhlgang eine beträchtliche Menge einer weißen eiterartigen Feuchtigkeit ab, die der gerinnbaren Lymphe, welche man oft in der Bauch-Höhle bey einer Entzündung des Bauch-Felles findet, ſehr ähnlich war.

Ich traf, da ich, nachdem dieſes geſchehen war, zu dem Kranken kam, denſelben ſehr ſchwach an; zu meiner Verwunderung aber bemerkte ich, daß die Geſchwulſt des Unterleibes ſich völlig verloren hatte. Von dieſer Zeit an gieng, bis zum 27 Sept., täglich mehr oder weniger von dieſer eiterartigen Materie mit dem Stuhlgange ab. Um dieſe Zeit aber fieng der Kranke an, ſich zu erhohlen, doch war er noch immer ſehr ſchwach. Sein Speichelfluß hatte aufgehört; der Urin gieng in beträchtlicher Menge ab, war aber doch zuweilen mit einer Art von Schleim, der dem Eiter ähnlich war, vermiſcht. Ich rieth dem Kranken, von Zeit zu Zeit ein Decoct von der Fieber-Rinde, und des Abends bey dem Schlafengehen ein Opiat zu nehmen.

Zwey Tage darauf, nähmlich d. 29 Sept., fand ich den Patienten ſehr unruhig und fieberhaft, mit einem geſchwinden Pulſe, und mit Durſt. Er hatte den Abend vorher einen ſtarken Froſt bekommen, und eine ziemlich ſchlechte Nacht zugebracht. Ich entſchloß mich nun, die Fie-

Fieber-Rinde in Subſtanz, und zwar von 2 Scrupel bis zu 1 Quent, alle 3 oder 4 Stunden zu geben. Auf dieſe Art fuhr ich, ohne große Abänderung, ungefähr 14 Tage lang fort, nach welcher Zeit der Kranke faſt wieder hergeſtellt war, ſo daß er ſich nun ziemlich wohl befindet.

Dieſer Fall iſt wegen der Art ſeines Ausganges, und deswegen merkwürdig, weil er ein deutliches Beyſpiel von einer Krankheit iſt, die, wie man durchgängig annimmt, in Europa ſelten als eine urſprüngliche Krankheit vorkommt, dergleichen ſie bey meinem Kranken geweſen zu ſeyn ſcheint. Die ſymptomatiſche oder diejenige Leber-Entzündung, welche die Folge einer andern Krankheit iſt, und die in unſrer Gegend am häufigſten vorkommt, endigt ſich ſelten mit einer Vereiterung, ſondern es entſteht gemeiniglich ein Skirrhus, auf den die Waſſerſucht folgt.

Es ſcheinen gute Gründe vorhanden zu ſeyn, die uns glauben machen, daß in dem gegenwärtigen Falle die Krankheit bloß in einem Theile der Leber, und zwar in einem ſolchen befindlich geweſen iſt, der den Ausgang des Eiters in den Darm-Canal geſtattet hat. Es wird dieſes durch die geſchwinde Endigung der Krankheit, und durch die Leichtigkeit der Wiederherſtellung des Patienten beſtärket.

Obgleich die Leber-Abſceſſe ſelten durch den Stuhlgang ſich öffnen, ſo ſcheint es doch öfter zu geſchehen, als es die Aerzte erfahren, weil dieſe nicht allemahl genug auf die Beſchaffenheit des Stuhlganges Acht geben.

Ich will nicht beſtimmen, wie viel Antheil das Queckſilber bey dieſer Cur gehabt hat. So viel ſcheint indeſſen gewiß zu ſeyn, daß dieſes Mittel mit größerm Nutzen, als irgend ein anderes, bey den Krankheiten der Leber gebraucht worden iſt. Der merkwürdige Fall, den D. Clarke, im 5 B. der edimburg. Commentarien, erzählt, wo ſchon, wie es ſcheint, eine Vereiterung entſtanden war, bewog mich, das Queckſilber, ungeachtet der Ungleichheit des Alters, die ſich zwiſchen meinem und Clarke'ns Patienten fand, zu verſuchen.

Ich würde, wenn ich die Natur der Krankheit im Anfange hätte genau beſtimmen können, vielleicht die Entſtehung der Vereiterung verhindert haben. Allein, die Dunkelheit der Zufälle verurſachte, wie ich bereits erinnert

nert habe, daß ich dieſelben bloß als Wirkungen eine Krankheit der Lungen anſahe, und folglich nicht genug Rückſicht auf die Leber nahm. Man kann daher auſſer dem, was uns dieſer Fall in Anſehung der wunderbaren Hülfsmittel der Natur bey dergleichen Krankheiten lehrt, noch aus ihm etwas in Anſehung der Kennzeichen, die uns das Daſeyn einer Leber-Entzündung zu erkennen geben, lernen.“

Von Abſceſſen der Leber nach Kopf-Wunden. Ein Jeder, der die Beobachtungen der praktiſchen Aerzte, beſonders der Wund-Aerzte (*), geleſen hat, wird wiſſen, daß zuweilen nach Beſchädigungen und Wunden des Kopfes und des Gehirnes, Leber-Abſceſſe ſich einſtellen, und eine Folge derſelben ſeyn, von welchen Erſcheinungen alle Schriftſteller des vorigen Jahrh. die Urſache theils in der Mitleidenſchaft der Nerven, theils in einer Verſetzung des Eiters ſuchen (**). **Bertrandi** aber läugnet beydes, und zwar 1. deswegen, weil man keine andere Eingeweide, zu welchen die Aeſte ein und deſſelben Nerven hingehen, entzündet antrifft; 2. weil dem ungeachtet, wenn gleich das Gehirn von keiner Eiterung angegriffen, ſondern nur erſchüttert worden iſt, die Leber voll Eiter ſich befindet (***). Vielmehr müſſe man, ſagt er, die Urſache von dem in Unordnung gerathenen Kreislaufe des Blutes im Gehirne, nähmlich von der allzugroßen Anhäufung deſſelben in dieſem Eingeweide, und von dem mit Gewalt nach dem rechten Herz-Ohr zurückſtröhmenden Blute herleiten; einer

(*) S. Memoir. de l'Acad. R. de Chirurgie, To. III. S. 482; und Cheſton's pathological inquiries and obſervations in Surgery, S. 37, und 112.

(**) *Meibom* de abſceſſuum internorum natura et conſtitutione. (Dresd. & Lpſ. 1718.) Art. 7 de hepatis abſceſſibus.

(***) S. *Bertrandi* Traité des operations de chirurgie; Reponſe ſur les abſcès de foie, à Mr. *Pouteau*, S. 286.

einer Meinung, welcher er durch die Erſcheinungen und Zufälle, von welchen er ſie hernimmt, noch mehreres Gewicht giebt. Denn man ſieht ja, fährt er weiter fort, aus dem Ausfluſſe des Blutes aus Augen, Ohren und Naſe, dem Anſchwellen des Geſichtes, den verſchiedenen convulſiviſchen Bewegungen am Halſe, dem Klopfen der Droſſel-Adern, dem Fieber und Phantaſieren, daß dieſe Flüſſigkeit nach dem kranken Theile weit ſtärker zuſtröhme, folglich in weit größerer Menge durch die Blut-Behälter und obere Hohl-Ader zurückgehe, das in der untern Hohl-Ader heraufſteigende Blut alſo, dieſem zu Folge, mit einer Gewalt von dem rechten Herz-Ohre zurückgedrückt und gepreſſet werde, die um ſo größer ſeyn müſſe, als zuverläſſig die Behauptung der Schriftſteller iſt, daß die Hülfsmittel, durch welche der Blutlauf der obern Hohl-Ader unter dem Winkel am Einpflanzungs-Orte in das Herz-Ohr (Valvulam cartilagineam *Highmori*, Iſthmum *Vieuſſenii*, und Tuberculum *Lowerі*) geleitet und erſchwert wird, abweſend ſeyn und fehlen. Dieſe Urſache ſey es, warum die Leber bey Kopf-Wunden mit Blut verſtopft werde, eine Entzündung entſtände und in Eiterung übergienge, wenn ſie ſich nicht zuvor mit dem Brande endige. Hiervon iſt in der That einiges, was wahr iſt, und was man wirklich glauben muß; anderes wieder nicht, da ſich die triftigſten Einwürfe dagegen machen laſſen. Iſt der Kopf verwundet, oder das Gehirn nur erſchüttert worden, und iſt eine ſo große Reizung der zarten Gehirn-Faſern vorhanden, ſo gebe ich es gern zu, und glaube, daß dieſes, was man bey allen Verwundungen ſieht, auch hier geſchehen, und eine Anhäufung des Blutes nach dem Kopfe Statt finden könne, wenn es gleich **Pouteau** (*) bey Kopf-Wunden läugnet,

(*) Melanges de Chiturgie, S. 123. ſur les abſcès du foie qui ſe forment à l'occaſion de plaies de la tête.

net, und mit dieſen Beweiſen gegen **Bertrandi** zu Felde zieht. Allein, die Frage und der Streit iſt der: werden von dieſer in dem Gehirne angehäuften Feuchtigkeit, die Blut-Behälter und die mit dieſen in Verbindung ſtehenden zurückführenden Blut-Adern des Gehirnes ſo erweitert und ausgedehnt, daß durch die Schwere und Menge deſſelben das aus der untern Hohl-Ader heraufſteigende Blut in jene zu fließen, wenn gleich nicht ganz verhindert, doch erſchwert werde? Ich zweifle. Bey der Vollblütigkeit und bey Entzündungs-Krankheiten werden die großen Arterien außerordentlich vom Blute aufgetrieben, die kleinern hingegen vom Krampfe zuſammengezogen und zuſammengeſchnürt. Läßt man Blut weg, und entledigt man das Schlagader-Syſtem, ſo werden durch alle Ausſonderungs-Wege die Säfte von neuem ausgeleert, im Urin iſt ein kritiſcher Bodenſatz, und die Haut iſt feucht; ein Beweis, daß durch das Aderlaſſen und durch die verminderte Bewegung des Blutes, den Säften ihre ganze vorige Freyheit durch die kleinen Arterien wiederhergeſtellt ſey. Da nun dieſes von den Entzündungs-Krankheiten überhaupt gilt, warum ſoll es nicht auch von den Kopf-Wunden und den Beſchädigungen des Gehirnes gelten, bey welchen Uebeln doch, wenn Säfte mit Ungeſtüm zu dieſen Theilen hinſtrömen, die in der weichen Hirn-Haut und dem Gehirne vertheilten Aeſte der Hals-Schlagadern und der baſilaris erweitert, die etwas kleinern in der Gehirn-Rinde eingewebten und folglich mit den zurückführenden Venen in Verbindung ſtehenden verengert werden? Daher iſt der Durchgang des Blutes aus der Arterie in die zurückführende Vene nicht nur erſchwert, ſondern auch verhindert. Die Schlafſucht, die Schlafloſigkeit, das Phantaſiren, das Zittern, die Zuckungen, das Erbrechen, und die andern von dem Drucke des Gehir-

nes entſpringenden Uebel bey den am Kopfe Verwundeten, ſind nicht Wirkungen, die von erweiterten zurückführenden Blut-Adern und Blut-Behältern entſtanden ſind, ſondern Folgen von erweiterten Schlag-Adern, und der auſſer den Gefäßen befindlichen Feuchtigkeit, des Schlagader-Blutes, des Blut-Waſſers und des Eiters. Auch muß man auf die Zartheit der zurückführenden Blut-Adern der weichen Hirn-Haut, und auf die Verengerung der Mündungen, mit welchen die zurückführenden Blut-Adern ſich in die Blut-Behälter einpflanzen, Rückſicht nehmen, aus welcher Urſache die zurückführenden Blut-Adern, noch ehe die Blut-Behälter mit Blute verſtopft werden können, zerreiſſen.

Nachdem nun **Pouteau** die Schwierigkeiten, welchen dieſe Meinung unterworfen iſt, eingeſehen hatte, fiel er auf entgegengeſetzte Seiten. Seine Meinung iſt dieſe: daß, wenn der Kopf verwundet worden iſt, das Blut in geringerer Menge nach dem Gehirne, in größerer aber zu den Eingeweiden des Unterleibes gebracht werde; es ſey alſo nicht die Verſtopfung der zurückführenden Leber-Blutadern, ſondern die allzu heftige Bewegung des Blutes, an der Entzündung und dem Abſceß der Leber Schuld. Allein, die Schwäche und Atonie des Gehirnes, und die große Ergießung der Säfte, von welchen, wenn die Schlag-Adern zuſammengedrückt werden, der Zufluß des Gehirn-Blutes vermindert würde, iſt das Gehirn-Mark, welches keinen Druck leiden kann, nicht lange auszuſtehen vermögend, und bringt dem Verwundeten, noch ehe dieſer Urſache wegen ſich ein Abſceß bildet, den Tod zuwege. Auch entſpricht dieſes dem nicht, was man bey allen Verwundeten wahrnimmt: denn es iſt ausgemacht, daß ein um deſto größerer Zufluß von Säften nach einem jeden Theile geſchieht, je größer

ßer die Verwundung oder der Stoß jenes Theiles geweſen iſt.

Da nun keine von dieſen Meinungen beweiſet, was ſie beweiſen ſoll, ſo müſſen wir nun ſehen, ob wir nicht die Urſache von dieſer Erſcheinung, die man in den Blut-Gefäßen nicht finden konnte, in den Nerven antreffen. Sehr viele hatten ſchon längſt die Mitleidenſchaft verſchiedener Theile gekannt und eingeſehen, ſuchten aber die Urſache dieſer wechſelſeitigen Uebereinſtimmung bald in den netzförmigen Verwickelungen und knotenartigen Geflechten der Nerven, bald in den Biegungen und ſogenannten Handhaben der Nerven, bis man endlich dieſe Meinung ändert, und ſie von dem Sammelplatze der Nerven (Senſorium commune) herleitete. Dieſes iſt jenes Geſetz, nach welchem die Bewegungen der Nerven und Gefäße ſo regieret werden, daß, wenn jenes vernachläßiget worden iſt, die Verrichtungen des Körpers geſtöret und in Unordnung gebracht werden. Zwiſchen dem Gehirne und den Blut-Gefäßen findet eine beſondere Mitleidenſchaft Statt, wodurch, wenn die Urſache der geſtörten Bewegung in einem Theile ſich befindet, auch die Wirkung auf den andern ſich fortpflanzt. Nach dieſer Erklärung gelangt man nun zu einer andern, die uns etwas näher zur Wahrheit führt, wenn wir erwegen, daß zwiſchen einigen Eingeweiden und Theilen eine größere Mitleidenſchaft, und gleichſam etwas Eigenes mit dem Gehirne Sattt finde, wovon andere Theile ausgeſchloſſen ſind. Bey einem geſunden Menſchen, welcher ſtarke Verdauungs-Werkzeuge hat, und aus den gehörig verdaueten und gekochten Nahrungs-Mitteln diejenige Stärke, die ſeine Arbeiten ihm entzogen haben, wieder erhält, häufen ſich Unverdaulichkeiten im Magen an, ſeine Verdauungs-Kräfte werden ſchwach, er beſchwert ſich über Mattigkeit und Kopfweh, bekommt Schwin-

del, und kann manchmahl ſeine innern und äuſſern Sinne nicht recht brauchen; ein am Kopfe Verwundeter klagt über Ekel und bekommt Erbrechen; offenbar ſteht alſo hier der Magen mit dem Gehirne in Mitleidenſchaft. Eben dieſe Mitleidenſchaft findet auch zwiſchen der Leber und dem Gehirne Statt; denn die Erfahrung lehrt, daß, wenn jenes Eingeweide angegriffen iſt, auch die Verrichtungen dieſes Eingeweides geſtöret werden, und daß dieſes ſehr oft die Urſache der Melancholie und Tobſucht iſt, die nicht eher gehoben werden, als bis man die Verſtopfung durch auflöſende und abführende Mittel hebt; worüber man ſich auch nicht verwundern darf, da von den Zwiſchenrippen-Nerven und dem herumſchweifenden Pare, Aeſte zu dieſem Eingeweide gehen, wodurch es geſchieht, daß, wenn das Gehirn-Mark angegriffen worden iſt, auch die Wirkung des Reizes von der Leber empfunden, und die Bewegung der in derſelben befindlichen Säfte verändert wird.

J. G. Haaſe diſſ. de abſceſſibus hepatis. Reſp. *J. S. Lieberkühn*. Lipſ. 1776, 4.

Bey Pferden, iſt die Leber-Entzündung ein ſehr ſeltener Fall, weil die Leber-Arterie, in welcher das Blut nach dieſem Eingeweide hingeleitet wird, ſehr klein iſt, mithin dieſelbe verhindert, daß das Uebermaß des Blutes nicht gleich dahin geleitet werden kann. Und obgleich die Pfort-Ader die mehreſten in der Leber ſich verbreitenden Gefäße ausmacht, ſo giebt ſie doch nicht leicht Veranlaſſung zur Entzündung, weil das in dieſer Ader enthaltene Blut nur langſam in ihren Gefäßen bewegt wird. Auch trägt der Bau dieſer Pfort-Ader ſehr viel zur Abhaltung der Entzündung der Leber bey. Da nähmlich dieſe Ader nicht mit Klappen (Valveln), wie andere Blut-Gefäße im Körper, verſehen iſt, ſo kann das Blut, wenn es in derſelben Widerſtand findet, ungehindert

wie-

wieder zurück treten, welches aber in andern Blut=Gefäßen nicht geſchehen kann, indem die daran befindlichen Klappen ſolches verhindern. Dieſe beyde angeführte Urſachen ſind es, warum die Entzündung der Leber, wie bey Menſchen, ſo auch bey Thieren, nicht ſo oft wie Lungen-Entzündungen, oder dergleichen Krankheiten in andern Eingeweiden, vorfallen. Zuweilen aber iſt dieſe Art Krankheit epidemiſch, und hat in einer bisher unbekannten Urſache ihren Grund. Hingegen entſtehen alle Verſtopfungen in dieſem Eingeweide, ſo, daß man auch unter zwanzig verreckten Pferden kaum fünf findet, bey denen nicht eine Verſtopfung oder Verhärtung der Leber anzutreffen iſt. Die Urſache hiervon iſt aus dem Vorhergehenden leicht einzuſehen. Die der Leber die benöthigten Nahrungs = Säfte zuführenden Gefäße, nähmlich: die Leber = Arterie, iſt auſſerordentlich klein, mithin findet hierin kein überflüſſiger Zufluß Statt; das Blut in der Pfort = Ader aber kann, wegen ſeiner Zähigkeit und geringen Bewegung, ganz ohne große Gewalt in die Leber hinein gebracht werden. Weil aber die Bewegung dieſes Saftes in dieſem Eingeweide nicht ſtark iſt, und nicht leicht Entzündungen bewirken kann, ſo iſt dieſes als die Urſache anzuſehen, warum bey Pferden ſo oft Verhärtungen in der Leber, Scirrhi, und Polypen in den Blut=Gefäßen angetroffen werden.

Die Kennzeichen, woran die Entzündung der Leber bey Pferden zu erkennen iſt, ſind folgende: 1. Das Pferd ſteht traurig, und will nicht freſſen, ohne dabey unruhig zu ſeyn. 2. Der Puls geht, wie bey allen Entzündungen, geſchwinde und hart; wenn der Urin gelb, zähe und ſchleimig iſt, und das Weiße in den Augen, oder mit dieſem zugleich das Maul und die Zunge gelb von Farbe iſt.

Die dienſtlichen Hülfsmittel wider dieſe Krankheit, beſtehen, nach dem Rathe des ehemahl. kurhannöver. Ober-Hof-Roßarztes Kerſting (*), in folgenden. Gleich zu Anfange der Krankheit, wenn der Puls das Entzündungs-Fieber durch ſeine Geſchwindigkeit und Härte anzeigt, muß dem Pferde eine Ader geöffnet, und eine ſtarke Portion Blut abgelaſſen werden. Nach dem Aderlaſſen giebt man ihm alle 6 Stunden folgenden Trank:

Rc. Rad. gramin.	R. Graswurzel,
cichor.	Hindlauftwurzel,
tarax. aa. Vnc. j.	Kuhblumenwurzel, von jedem 2 Loth.
Herb. hepatic.	Leberkraut,
arinc. c. flor. aa. Mij.	Wolverleykraut mit den Blumen, v. j. 3 Händev.
Conc. cont. M.	Z. z. und Species dav. gemacht.

Dieſe Species werden mit 2 Maß Waſſer gekocht, und von der Brühe jedes Mahl ein guter Schoppen dem Pferde eingegeben. In ſo fern aber der Puls eine beſtändige Wallung des Blutes anzeigt, muß man ſich zwiſchen dieſem Tranke derjenigen niederſchlagenden Mittel bedienen, welche bey der Lungen-Entzündung werden vorgeſchlagen werden, und das ſo lange, bis der Puls ruhiger und weicher zu ſchlagen anfängt.

Wenn man durch den Gebrauch dieſer Mittel die Beſſerung erlangt; und das Pferd einige Tage wieder zu freſſen angefangen hat, kann ihm folgende gelinde abführende Latwerge gegeben werden:

Rc.

(*) In Deſſen, vom Hrn. Hauptm. Sothen herausgegebenen, nachgelaſſenen Manuſcripten über die Pferdearzeney-Wiſſenſchaft. (Berl. 1789, gr. 8.) S. 248, f.

Rc. Rad. alth. Vnc. iij.	R. Eibiſchwurzel, 6 Loth.
Aloë hepat. Vnc. iij.	Leberaloe, 6 Loth.
Crem. tart. Vnc. iv.	Geläut. Weinſtein, 8 Loth.
M. f. Pulvis.	M. es zu Pulver.

Dieſes wird mit einem Pfund ſchwarzer Seife zur Latwerge gemacht, und dem Pferde davon Morgens und Abends jedesmahl ein guter Eßlöffel voll auf die Zunge geſtrichen. Sie führt ſo gelinde ab, daß der Miſt nur ſchlüpfrig wird; und im Fall, daß das Pferd durch dieſes gelinde Laxativ zum ſtarken Laxiren gebracht würde, ſo kann demſelben davon täglich nur ein Mahl gegeben werden. „Ich bekenne hier auf„richtig,“ ſagt **Kerſting**: „daß es nicht möglich ſey, „die Verſtopfung und Verhärtung der Leber durch die „Kunſt zu curiren, wenn nicht etwas auſſerordentli„ches dabey vorgeht. Die Hülfsmittel können nur „die übeln Zufälle abhalten, und bewirken, daß die „Krankheit gleichſam eingekerkert werde; d. i. ſo viel „geſagt, daß die Verſtopfung der Leber alsdann lange „zugegen ſeyn kann, ohne daß das Thier daran „ſtirbt.“

Entzündung der Leber bey dem Rindvieh. Nach Hrn. v. **Willburg** (*), äuſſert ſich unter allen Krankheiten des Rindviehes keine ſo vielfältig, als dieſe, und ſie rafft, auſſer einer wirklichen Seuche, das meiſte Vieh weg. Es iſt dabey zu bedauern, daß eben dieſe Krankheit bey ihrer ſo vielfältigen Aeuſſerung zugleich wenige zuverläſſige Kennzeichen ihres Daſeyns an den Tag legt, davon der Grund in der Beſchaffenheit dieſes Eingeweides ſelbſt liegt, indem es keine, oder nur wenige Empfindungs-Nerven hat, daher auch nur ſehr wenig ſchmerzhaft iſt, davon

 man

(*) In Deſſen Anleit. für das Landvolk in Abſicht auf die Erkenntniß und Heilungsart der Krankheiten des Rind-Viehes, (2te Aufl. Nürnb. 1781, 8.) S. 105, fgg.

man gleichwohl die Gegenwart einer Entzündung in dieſem Eingeweide am ſicherſten folgern könnte; wenigſtens hindert dieſes, daß man dieſes Uebel nicht ſogleich, wie die übrigen Entzündungs-Krankheiten, bey dem erſten Anfange hinlänglich erkennen und beurtheilen kann, da uns indeſſen folgende Anzeigen bey dem Fortgange dieſer Krankheit, von ihrer wirklichen Gegenwart überzeugen. Die erſten Tage ſtehen ſie mit hängendem Kopf, und wollen wenig oder gar nichts freſſen; die rechte Seiten-Weiche unter den kurzen Rippen iſt etwas geſpannt, hart, und beym Anfühlen mit wenigen Schmerzen begleitet, daher vermeiden auch die Thiere, wegen dieſer, obgleich nur ſtumpfen und ſpannenden Schmerzen, auf der linken Seite zu ruhen, weil in dieſer Lage die Laſt der Leber mit einer Empfindung auf dieſe Seite gezogen wird; das Athemhohlen geſchieht ſchwer, und dieſes vermehrt ſich, wenn das Vieh etwas Futter zu ſich genommen hat, oder einige Bewegung macht; ſie haben einen trocknen Huſten, der ſich gegen Abend gemeiniglich ſtark zu vermehren pflegt; die Augen bekommen eine gelbe Farbe; aus der Naſe fließt eine gelbe Feuchtigkeit; die Zunge iſt trocken, gelblich und zulezt ganz ſchwarz; der Puls wenig hart doch geſchwinde, und der Durſt ſelten groß, wie bei andern Entzündungs-Krankheiten.

Weil dieſe Krankheit bei dem Rindvieh ſich ſo vielfältig zu äußern pflegt, ſo iſt es eine Sache von großer Wichtigkeit, daß man ihre Urſachen nach Möglichkeit zu erforſchen trachte, damit man, durch Verhütung derſelben, dieſem ſo oftmahligen und gefährlichen Uebel um ſo mehr vorbauen könne. Das kalte Trinken, beſonders wenn es auf vorhergegangene Erhitzung des Leibes, und in großer Menge geſchieht, gehört billig unter die erſten und vornehmſten Urſachen dieſer Krankheit; und man hat ſich hierüber um

ſo weniger zu verwundern, wenn man erweget, daß die Leber größten Theils auf dem Magen liegt, daher das Blut in dieſem Eingeweide, nach einem ſolchen kalten Trunke bey erhiztem Leibe, nothwendig zu einer ſchnellen Stockung und Entzündung gebracht wird. Eine gleiche Beſchaffenheit hat es auch mit dem Baden und Schwimmen der Thiere, wenn ihr Leib zuvor durch Arbeit und Springen ſehr erhizt worden iſt. Große Fettigkeit des Netzes verurſachet auch ſehr oft eine Entzündung der Leber; denn nicht ſelten hat man das Netz bey gemäſtetem Vieh über 1 Centner ſchwer gefunden, welche große Laſt aber durch ihren ſchweren Druck auf die Leber, nebſt andern Zufällen, ſehr oft dieſe Krankheit hervorbringen kann. Eben ſo kann dieſes Fett, wenn es durch die Hitze mancherley Krankheiten aufgelöſet und ſcharf geworden iſt, alsdann ein gleiches Uebel erzeugen. So geſchieht es auch nicht ſelten, daß bey ſtarker Sommer=Hitze oder heftiger Bewegung, dieſes Fett des Netzes ſchmilzt, und alsdann in großer Menge und mit ſtarkem Triebe in die Leber kommt, wodurch die Enden der Pfort=Ader verſtopft werden, und auf dieſe Weiſe ebenfalls eine Entzündung der Leber, oder auch wohl eine gänzliche Zerreißung der Gefäße, und, im lezten Falle, ein ſehr ſchneller Tod erfolgt. Man beobachtet dieſes leztere ſehr oft bey heißem Wetter an dem Rindviehe, welches vorher ganz geſund war, und ſich die Weide wohl ſchmecken ließ, aber plötzlich nach einer Erhitzung erkrankt, ein Keichen bekommt, die Augen gelb werden, ſchwindelig wird, bald darauf zur Erde fällt, und todt iſt. Oeffnet man alsdann ein ſolches Vieh, ſo findet man den ganzen Bauch mit Blut angefüllt, und man glaubt, das Vieh habe ſich etwas zerſprengt. Wenn die Galle der Thiere durch ſtarke Sonnen=Hitze, oder viele Bewegungen und Arbeit zur Fäul=

niß geneigt worden iſt, ſo kann ſie gleichfalls durch ihre freſſende Schärfe die angränzende Leber aufs höchſte entzünden. Nicht weniger ſind die Steine, die man ſowohl in dem Gallengange, als auch in der Leber des Rindviehes ſehr oft findet, und die ſich zur Winterszeit, wenn das Vieh in den Stellen ruhet, und trocknes Futter bekommt, in dieſen Theilen anſetzen, zuweilen eine Urſache dieſer Entzündung. Zum Glück aber ſind dieſe Steine, wie *Gliſſonius* (*) und Ruyſch (**) bemerkt haben, ſehr mürbe, daher ſie auch durch die grüne Sommer-Weide meiſtens wieder aufgelöſet, und aus dem Körper geführt werden. Indeſſen geſchieht dieſe Auflöſung jener Steine durch die Sommer-Weide doch nicht immer vollkommen, ſondern es bleibt zuweilen ein, eines Hühner-Ey großes, Ueberbleibſel zurück, welches dann im folgenden Winter um ſo mehr, und zu einer unglaublichen Größe, die öfters einen Kindes-Kopf überſteigt, anwächſt (***). Hr. v. Willburg hat dergleichen Steine bey allen Gattungen von Rindvieh, nur bey Kälbern nicht, von ungeheurer Größe angetroffen. Es erhellt aber von ſelbſt, daß dergleichen große und widernatürliche Körper, die ſich in der Subſtanz der Leber befinden, die daſelbſt häufig laufende Blut-Gefäße zuſammen drücken, und folglich ſowohl öftere Entzündungen, als auch mehrere Krankheiten, in dieſem Eingeweide hervorbringen müſſen. Daß eine Entzündung auch von den zuweilen in der Leber anzutreffenden Würmern entſtehen könne, werde ich weiter unten zeigen. Endlich hat man auch bemerkt, daß die Entzündung der Leber bey einer ſehr groben und trock-

(*) *Gliſſonii* Anatomia hepatis, c. 7.

(**) Nova Acta phyſ. med. To. V. obſ. 112. p. 392.

(***) Mittelhäuſers Abhandlung von der Viehſeuche. S. 193.

trocknen Nahrung zu Winterszeit, beſonders wenn es zugleich dem Viehe an einem hinlänglichen Getränke und Feuchtigkeit dabey mangelt, öfters entſtanden ſey, wovon man die Urſache gar leicht in einem dem Geblüte beygemiſchten groben Nahrungs-Safte finden wird. Daß aber dieſe Krankheit auch durch äuſſerliche Verletzungen, als: Fallen, Schlagen und Stoßen hervorgebracht werden könne, iſt leicht zu erachten, und die Urſache davon iſt leicht einzuſehen.

Die Entzündung der Leber bey dem Rindviehe, wird, wie bey Menſchen, entweder durch die Zertheilung gehoben, oder ſie geht in ein Geſchwür, in eine Verhärtung, oder in einen Brand der leidenden Theile, über. Die Zertheilung der ſtockenden Säfte iſt der einzige Weg, der bey dieſer Krankheit eine vollkommene Geſundheit zu geben verſichert, daher man auch, dieſe zu bewirken, mit allem Ernſte bedacht ſeyn muß. Man läßt deswegen ſogleich bey der Vermuthung einer ſolchen Entzündung auf der rechten Seite des Bauches, der Bruſt, oder des Halſes, zur Ader, und ſparet dabey den Ausfluß des Blutes weniger, als bey irgend einer andern Entzündungs-Krankheit; ja, man wiederhohlt einen ſolchen reichlichen Aderlaß die erſten vier Tage ſo oft und ſo ſtark, bis ſich ſichere Merkmahle einer Beſſerung zu erkennen geben. Zugleich giebt man innerlich, alle 2 Stunden, einen Löffelvoll von folgendem Pulver:

Zu Pulver geſtoßene Auſter- oder Muſchel-Schalen, 8 Loth;
Gereinigten Salpeter, 2 Loth;
Campher, ½ Quent.

Der Campher wird zuerſt mit einem Par Nuß- oder Mandel-Kerne zu einem Pulver abgerieben, ſodann durch ferneres Beymiſchen und Abreiben mit dem Salpeter und den Auſter-Schalen, zu einem Pulver gemacht, welches man in einem zugebundenen Zucker-Glaſe zum Gebrauch verwahrt.

Zu-

Zugleich läßt man von einem Decocte aus 4 Handvoll rohe Gerſte, und 1 Loth Salpeter, mit 2 Quart Waſſer, ſo viel als das Vieh mag, jedoch wohl überſchlagen, trinken. Aeuſſerlich gebraucht man eine Bähung von erweichenden Kräutern, die man ſehr oft des Tages an den Bauch der Thiere gehen läßt. Dergleichen erweichende Kräuter ſind: der Eibiſch, die Käſepappeln, das Wollkraut, die Kamillen, die Hollunderblühte, und der Leinſame. Von Klyſtieren ſchickt ſich folgendes hierzu am beſten:

Man nimmt: Kraut und Wurzel von Eibiſch, oder auch von Käſepappeln, zuſammen 2 Handvoll; Leinſamen, 1 Loth; läßt es mit 2 Maß Brunnenwaſſer ½ Stunde ſieden, ſeihet es hernach durch Leinwand, nimmt davon 1 Pfund, miſcht ½ Loth Salpeter und 2 Eßlöffel voll Harſamen-Oehl darunter, und gebraucht ſolches als Klyſtier.

Dergleichen Klyſtier muß man des Tages 3 bis 4 Mahl beybringen; ja, es kann nicht oft genug wiederhohlet werden, denn es dient zugleich innerlich, ſtatt einer Bähung, und hilft dadurch die Entzündung mit Nachdruck zertheilen.

Wenn, auf dieſen Gebrauch, innerhalb 5 bis höchſtens 6 Tagen, die Zufälle ſich nicht vermindert zeigen, ſo bleibt alsdann keine fernere Hoffnung zu einer Zertheilung übrig, ſondern die Entzündung geht in ein Geſchwür, in eine Verhärtung, oder in den Brand, über, welche Stücke zugleich mit einer Gelbſucht begleitet werden, die ſich an der gelben Farbe der Augen kennbar macht. Iſt das Uebel in ein Geſchwür und in Vereiterung gegangen, ſo fangen die Thiere an zu fröſteln und zu zittern, bald aber auch wieder neue Beängſtigungen und Hitze zu bekommen; das Geſchwür bricht alsdann auf, und deſſen Eiter ergießt ſich entweder in die Bauch-Höhle, oder er wird durch den Gallen-Gang in die Gedärme geführt. Im erſten Falle ſchwillt der Bauch hoch auf, und im

lezten nimmt der Eiter, mit ſtinkenden Excrementen vermiſcht, durch den Maſt-Darm ſeinen Abgang. Weil aber alle dieſe Uebel faſt beſtändig unheilbar ſind, und der Tod hierauf gar bald zu erfolgen pflegt, ſo lohnt es ſich nicht der Mühe, davon weitläuftiger zu handeln. Wenn aber, wie zuweilen der ſeltene Fall erfolgt, das Geſchwür der Leber an der inwendigen Haut des Bauches ſich anſezt, welches man an der äuſſerlich in der Gegend der Leber zum Vorſchein kommenden Geſchwulſt bemerkt, ſo muß dieſe Geſchwulſt unverzüglich aufgeſchnitten, und in die gemachte Oeffnung täglich 3 Mahl ein mit roher Gerſte gekochtes Waſſer, worunter etwas Honig gemiſcht worden iſt, laulich bis zur Heilung eingeſprizt, die äuſſere Wunde aber vor dem Zugange der Luft, beſtändig durch folgendes Pflaſter bedeckt gehalten werden.

Man nimmt: Baumöl, 1 Pfund; rothe Mennige, ½ Pf.; läßt alles zuſammen ſo lange kochen, bis es die Conſiſtenz eines Pflaſters erlangt hat; thut alsdann ½ Loth gelbes Wachs hinzu, und wann lezteres zerſchmolzen iſt, nimmt man es vom Feuer, und miſcht ſolchem ½ Loth Campher, der mit einem Löffel voll Branntwein vorher aufgelöſet worden iſt, bey. Man gießt alsdann dieſe Miſchung in Formen von Papier in beliebiger Größe, oder macht ſolches zu ſonſt gewöhnlichen Pflaſter-Zapfen.

Wenn die herausgehende Materie weiß, dicklich und ohne Geruch iſt, ſo hat man ſich der Geneſung zu getröſten; im widrigen Falle aber bleibt dieſe zweifelhaft.

Erlaubt es die Jahrszeit, ſo muß das mit einer Entzündung der Leber behaftete Vieh, während dieſer ganzen Krankheit, mit lauter grünem und zarten Futter ernähret werden, welches man aber auch nur ſparſam geben darf. Allein zum Unglück fällt dieſe Krankheit nur meiſtentheils im Winter vor, und man muß alsdann ſeine Zuflucht für die Nahrung dieſer

Thiere,

Thiere, in den vorräthigen Rüben und Salat ſuchen. Wenn es aber auch an dieſen leztern Gattungen mangelt, ſo müſſen, an deren Statt, wohl angebrühete Geſöder von klein geſchnittenem guten Heu, die mit etwas Gerſten=Mehl und wenigem Salz beſtreuet ſind, gewählt werden.

Bey Schafen, entſteht die Entzündung der Leber ſehr oft, und hat faſt beſtändig die im X Th., S. 133, fgg. beſchriebenen Egel=Schnecken (Hirudo limacis) zum Grunde, als welche durch ihr immerwährendes Nagen und Beißen, eine Entzündung in dieſem Eingeweide verurſachen, worauf ſelten Beſſerung, und gemeiniglich ein ſehr ſchneller Tod erfolgt; doch zuweilen wird ſich dieſes Uebel auch von äuſſerlichen Gewaltthätigkeiten zutragen.

Dieſe Krankheit giebt ſich durch folgende Zeichen zu erkennen: die Schafe bekommen einen Froſt, wodurch der ganze Leib erſchüttert wird; darauf erfolgt Hitze; der ganze Leib, beſonders aber die Ohren, Füße und das Maul werden warm anzufühlen; und wenn man ſie mit halb eingebogenen Fingern auf der rechten Seite unter den Rippen drückt, geben ſie einen empfindlichen Schmerz zu erkennen; ſie trinken viel, und haben dabey zum Freſſen gute Luſt, welches leztere dieſe Krankheit ſehr ſpät kennbar, und daher um ſo gefährlicher macht; aber der Puls, den man an den Seiten des Halſes fühlen kann, und der alsdann ſehr geſchwinde und ſtark ſchlägt, giebt nebſt vorigen ein untriegliches Kennzeichen von dem Daſeyn dieſer Krankheit. Vielmahls kommt die Gelb= und Waſſerſucht dazu.

Die Entzündung der Leber iſt nur ſelten zu curiren; ſie kann aber leicht abgehalten werden, wenn man den Schaf=Heerden 4 Mahl im Jahre ſo viel Salz, als ſie mögen, zu lecken giebt, welches die Würmer in der Leber bald und gewiß tödtet. Wenn aber die

Nach=

Nachläſſigkeit oder der Geiz des Landmannes hierin nicht gehörige Vorſicht gebraucht, und daher dieſe Krankheit ſich aus vorher erwähnten Anzeigen kenntlich gemacht hat, ſo öffne man unverzüglich diejenige Ader am Kopfe, welche auf beyden Seiten vom Auge nach dem Naſenloche zu läuſt, und die, wegen der kurzen Wolle an dieſem Theile ſehr ſichtbar iſt. Es iſt aber hierbey nicht genug, daß man nur wenig Blut laſſe, ſondern es muß ſolches wenigſtens ein halbes Pfund betragen. Nach dem Aderlaſſen gebe man dem kranken Schafe häufig ein Getränk von Waſſer und etwas Gerſten-Mehl, in deſſen jedem Maße zugleich ein Quent gereinigter Salpeter aufgelöſet worden iſt. Dieſes leztere Mittel widerſteht der Entzündung, und tödtet zugleich die Egel-Schnecken, welche durch ihr Nagen ſolche Krankheit hervorgebracht haben. Hiernächſt muß alle 2 Stunden ein Quent von folgendem Pulver gegeben werden:

Man nimmt: zu Pulver geſtoßene Auſterſchalen, 1 Loth;
Campher, 20 Gran.

Der Campher muß mit einer Mandel oder einem Nuß-Kerne abgerieben, und dann mit dem Auſterſchalen-Pulver vermiſcht werden.

Zugleich muß man bey dieſer Krankheit alle ſtarke Nahrungs-Mittel weglaſſen; und zur Erhaltung der Kräfte iſt obiges Getränk von Gerſten-Mehl eben ſo hinreichend, als es zugleich der Geſundheit in dieſem Falle gedeihlich iſt.

Eine der gemeinſten Krankheiten der Leber, (und vielleicht die allergemeinſte, wenn ich die Verwachſungen, deren oben, S. 437, Erwähnung geſchehen iſt, ausnehme,) iſt die Bildung der **Knötchen** in ihrer Subſtanz. Dieſe Krankheit trifft man ſelten bey jungen Perſonen an, ſondern gemeiniglich bey Perſonen von mittlerm oder höherm Alter, auch iſt ſie gemeiner bey

Manns-

Manns-, als bey Frauensperſonen. Es ſollte ſcheinen, daß dieſes vom unmäßigen Trinken herrührte, welches bey jenem Geſchlechte gewöhnlicher, als bey dieſem iſt; denn dieſe Krankheit trifft man am häufigſten bey ſtarken Trinkern an, ungeachtet keine nothwendige Verbindung zwiſchen einer ſolchen Lebens-Art und dieſer beſondern Krankheit der Leber einzuſehen iſt. Allein man findet oft wenig Verbindung zwiſchen Urſache und Wirkung der Veränderungen, welche in jedem andern Theile des Körpers vorgehen.

Die Knötchen, welche in dieſer Krankheit gebildet werden, nehmen gemeiniglich die ganze Maſſe der Leber ein, ſitzen ſehr nahe an einander, und ſind von rundlicher Geſtalt. Sie geben überall der Oberfläche der Leber ein unregelmäßiges Anſehen. Schneidet man ſie auf, ſo bemerkt man, daß ſie aus einer bräunlichen, oder gelblich weißen, ſoliden Materie beſtehen. Bisweilen ſind ſie ſehr klein, ſo, daß ſie nicht größer, als Köpfe großer Steck-Nadeln erſcheinen; am häufigſten aber ſind ſie ſo groß, als eine kleine Haſelnuß, und viele von ihnen auch wohl noch gröſſere. Iſt die Leber auf dieſe Art knotig, ſo fühlt ſie ſich weit härter, als gewöhnlich, an; und nicht ſelten iſt ihr unterer Rand ein wenig vorwärts gebogen; doch iſt ihre Größe gemeiniglich nicht beträchtlicher, als im geſunden Zuſtande, und wohl bisweilen kleiner. Zerſchneidet man die Leber in dieſem Zuſtande, ſo ſcheinen ihre Gefäße einen kleinern Durchmeſſer, als im natürlichen Zuſtande, zu haben. Sehr oft iſt die Leber in dieſem Zuſtande von gelber Farbe, welche von der in ihrer Subſtanz angeſammelten Galle herrührt; auch befindet ſich Waſſer in der Höhle des Unterleibes, welches von beygemiſchter Galle gelb gefärbt iſt. Die Gallen-Blaſe iſt gemeiniglich ſehr zuſammengezogen, und, weil ſie leer iſt,

weiß

weiß von Farbe. Die Galle erreicht, wegen des Druckes auf die Gallen-Gänge, nicht den Leber-Gang, und kann alſo nicht in die Gallen-Blaſe gelangen. Die Farbe der Haut iſt in ſolchen Fällen gelbſüchtig, und bleibt beſtändig ſo, weil ſie von einem unveränderlichen Zuſtande der Leber abhängt. Dies iſt die gewöhnliche Erſcheinung von demjenigen, was man überhaupt eine ſkirrhöſe Leber zu nennen pflegt, und wovon bereits oben, S. 450, Erwähnung geſchehen iſt; allein, es giebt andere harte Knoten in der Leber, welche der Structur eines Skirrhus in andern Theilen des Körpers ähnlicher ſcheinen.

Man ſieht zuweilen harte weiße Maſſen in der Leber ſich zu einer anſehnlichen Größe bilden. Oft ſind dieſe große weiße Knoten von der Größe einer Kaſtanie, zuweilen aber ſowohl merklich größer als auch kleiner. Sie finden ſich nahe an der Oberfläche derſelben in größerer Anzahl, als gegen die Mitte ihrer Subſtanz. Zwey oder drey Knoten liegen gemeiniglich nahe an einander, und eine anſehnliche Portion Leber, die geſund iſt, zwiſchen ihnen und einem Klumpen gleicher Knoten. Sie beſtehen aus einer ſehr feſten, einförmigen, undurchſichtigen weißen Subſtanz, und ſind überhaupt auf ihrer äuſſern Oberfläche etwas eingedrückt, oder ausgehöhlt. In dieſer Krankheit iſt die Leber gemeiniglich ſehr merklich über ihren gewöhnlichen Umfang erweitert. Dieſe Knoten ſcheinen zuerſt rings um die Blut-Gefäße der Leber gebildet zu werden, wie man wahrnimmt, wenn man die Leber in dieſem Zuſtande zerſchneidet. Während die Leber in ſolchem Zuſtande der Krankheit ſich befindet, iſt bisweilen Waſſer in der Höhle des Unter-Leibes enthalten, bisweilen aber auch nicht. Manchmahl iſt die Leber von Anſammlung der Galle ſtark gefärbt, bisweilen hingegen iſt die Farbe der Subſtanz der Leber zwiſchen den Knoten ganz natürlich.

Die izt beſchriebene Art Knoten iſt weit ſeltener, als die andere, und gleicht weit mehr dem gewöhnlichen Anſehen von Skirrhus in andern Theilen des Körpers. Wollte man alſo bloß nach der Structur die Sache beſtimmen, ſo müßte man die großen weißen Knoten als den wahren Skirrhus der Leber betrachten, und die andern etwann als eine beſondere Krankheit dieſes Eingeweides anſehen, welche eben ſo ſchwer, als der wahre Skirrhus, zu curiren iſt.

Herr D. Baillie (*) ſahe ebenfalls in der Leber **weiche braune Knoten**, oder eine Menge weicher Geſchwülſte, ungefähr von der Größe einer wälſchen Nuß; ſie lagen inſonderheit an der Oberfläche der Leber, und beſtanden aus einer glatten, weichen, braunen Materie. Dies iſt eine ſehr ſeltene Erſcheinung von Krankheit, und ihrer eigentlichen Natur nach nicht hinreichend bekannt. Solche Geſchwülſte könnte man vielleicht ſkorphulös nennen, wenn man Gründe hätte, dieſe Meinung zu unterſtützen; allein, zuverläſſig iſt keine Aehnlichkeit zwiſchen dieſer Art von Geſchwulſt, und entweder einem ſkrophulöſen Knoten der Lungen, oder einer ſkrophulöſen Saugader-Drüſe. Es würde ſich der Mühe verlohnen, ſolche Erſcheinung beſonders zu unterſuchen, um endlich die Natur dieſer Krankheit feſtzuſetzen; dieſe Unterſuchung würde durch eine genaue Kenntniß der Zufälle und der allgemeinen Diſpoſition der Leibes-Beſchaffenheit ſehr erleichtert werden.

Man findet bisweilen Knoten in der Leber, welche den Knoten in den Lungen völlig gleichen; doch iſt dies eine ſehr ſeltene Erſcheinung dieſer Krankheit. Sie haben

(*) S. Deſſen Anatomie des krankhaften Baues von einigen der wichtigſten Theile im menſchlichen Körper, aus dem Engl. mit Zuſätzen von S. Th. Sömmerring, (Berl. 1794, gr. 8.) S. 132.

haben dieſelbe Größe, dieſelbe Structur, und dieſelbe Beſchaffenheit beym Anfühlen. In dem Beyſpiele, welches **Baillie** von dieſer Krankheit ſahe, waren die Knoten überhaupt durch die Subſtanz der Leber in ziemlich regulären Entfernungen zerſtreuet, und machten die Oberfläche der Leber nicht irregulär, wie bey der gemeinen Art von Knoten. Auch ſahe Derſelbe die Leber weit ſchlaffer in ihrer Subſtanz, als natürlich, und röthliche Geſchwülſte von beträchtlicher Größe in ihr zerſtreuet, welche einen dicklichen Eiter enthielten. Er hält dieſe Leber für ſkrophulös, weil ſie in einer Perſon, deren allgemeine Conſtitution ſtarke Anzeigen von Skropheln hatte, und in deren Leichnam man viele Saugader-Drüſen ſkrophulös antraf, gefunden wurden.

Die **Leber-Schwindſucht**, L. Tabes hepatica, Fr. Phthiſie hepatique, iſt eine Gattung von Auszehrung, wovon es zwey Unter-Arten giebt; die erſte iſt ohne Huſten, und die andere iſt mit Lungen-Sucht complicirt. Siehe **Schwindſucht**.

Die Leber iſt verſchiedenen **Verſtopfungen und Verhärtungen** unterworfen, welche Anfälle von Erbrechen hervorbringen, deren Urſache man gemeiniglich verkennt. **Portal**, in ſeiner bereits oben angeführten Abhandlung von den Krankheiten der Leber, die man andern Theilen zuſchreibt rc. beſtätigt dieſes durch folgende zwey Beobachtungen:

„Eine Frauensperſon, die von einer trocknen und ſehr reizbaren Leibes-Beſchaffenheit war, empfand einen Schmerz in der Gegend des Magens (Regio epigaſtrica), den man durch kein einziges Mittel ſtillen konnte. Dieſer Schmerz ward ſehr heftig, und war bald mit Erbrechen verknüpft, und die Anfälle deſſelben wurden ſo häufig und ſo hartnäckig, daß die Kranke die Nahrungs-Mittel allemahl gleich, nachdem ſie ſolche zu ſich genommen

 hatte,

hatte, wieder wegbrach. Man rief einige berühmte Aerzte zu der Kranken, welche alle den Sitz ihrer Krankheit in dem Magen ſuchten. Sie verordneten ihr daher bittere magenſtärkende Mittel, und vergaßen keine von denjenigen Arzeneyen, die man gemeiniglich gegen das Erbrechen zu verordnen pflegt. Allein, alle dieſe Mittel verhinderten keinesweges den Fortgang dieſer Krankheit; es kam ein ſchleichendes Fieber dazu, und die Perſon ſtarb endlich an der Auszehrung.

Ich war bey der Oeffnung des Körpers zugegen, und fand, daß der Magen, den man ſehr krank zu ſeyn glaubte, ſich in dem beſten Zuſtande befand. Seine beyde Mündungen waren keineswegs zuſammengezogen, ihre Ränder waren nicht aufgeſchwollen, und der eigentliche Magen war vollkommen geſund. Auch die große Magen-Drüſe und alle andere Eingeweide des Unterleibes; bis auf die Leber, waren nicht im geringſten widernatürlich verändert. Allein, dieſe letztere war inſonderheit an ihrem kleinen und mittlern Flügel ſehr geſchwollen. Dieſe Theile hatten eine ſolche widernatürliche Größe erlangt, daß ſie den Magen zuſammendrückten, und den untern Magenmund auſſerordentlich verengerten. Die Subſtanz des kleinen und mitlern Flügels war ſo weich geworden, daß ſie einem ein wenig zuſammengetrockneten Honig, oder derjenigen Art von Sack-Geſchwulſt ähnlich war, die man Honig-Geſchwulſt (Meliceris) zu nennen pflegt. Dieſer widernatürlichen Veränderung der Leber war das Erbrechen zu zuſchreiben. Der durch die geſchwollene Leber gereizte und zuſammengedrückte Magen konnte die Speiſen nicht bey ſich behalten. Kaum waren ſolche in die Höhle des Magens gekommen, ſo fiengen die Wände gleich an, ſich zuſammenzuziehen, und der Magen ſuchte durch Erbrechen ſich der Speiſen zu entledigen, daher dann endlich nothwendig ein ſchleichendes Fieber, Abzehrung und der Tod erfolgen mußte.

Man kann bey andern Schriftſtellern vielleicht Beobachtungen aufgezeichnet finden, die der jezt mitgetheilten ähnlich ſind, allein ich zweifle, daß irgend ein Arzt eine glücklichere Anwendung davon gemacht hat, als ich ſolches vor einigen Jahren that. — Die Marquiſinn von Epagny klagte über Magen-Schmerzen, und alle ihr dagegen verordnete Mittel waren unnütz. Sie hatte den

Hu-

Huſten, zehrte ſich immer mehr und mehr ab, und das Athemhohlen ward ihr beſchwerlich. Hierbey blieb aber die monatbliche Reinigung in ihrer Ordnung. Die Kranke bekam Erbrechen; und dieſes nahm dermaßen zu, daß ſie alles, was ſie genoß, wieder von ſich gab. Die Füße ſchwollen zugleich an, es kam ein ſchleichendes Fieber dazu, und die Kranke war äuſſerſt abgezehrt. Die Herren *Vernage*, *Bordeu*, *Mahony*, und andere Aerzte, welche die Kranke beſorgten, hatten nicht aufgehört, derſelben die wirkſamſten magenſtärkenden und das Brechen ſtillende Arzeneyen zu verordnen; allein, ſie hatten dieſes mit ſo wenig Nutzen gethan, daß das Erbrechen, an ſtatt daß es ſich hätte vermindern ſollen, vielmehr immer zunahm. Es hatten bereits viele von den vorigen Aerzten der Patientin dieſelbe verlaſſen, weil ſie dieſelbe für unheilbar hielten, bis ich endlich zu ihr gerufen wurde; und ich muß geſtehen, daß mir auch bey dem erſten Anblicke ihr Zuſtand ganz unheilbar vorkam. Da ich unterdeſſen durch das Gefühl den Sitz der Krankheit unterſuchte, fand ich zu meiner großen Verwunderung, daß die Leber, und inſonderheit derjenige Theil derſelben, welcher in der Gegend des Magens liegt, auſſerordentlich aufgeſchwollen war. Nachdem ich dieſen widernatürlichen Zuſtand entdeckt hatte, zweifelte ich weiter keinesweges, daß ſolcher nicht die Urſache des häufigen Erbrechens bey der Patientin wäre. Ich veränderte daher meine Cur-Methode. Ich gab den mineraliſchen Kermes in kleiner Doſis, ſo wie man denſelben in gewiſſen Perioden von einigen Bruſt-Catarrhen zu geben pflegt; und dieſes Mittel welches ſehr oft auch ſelbſt ſchon in einer ſehr kleinen Doſis Ekel, ja ſelbſt Erbrechen, hervor zu bringen pflegt, hatte bey dieſer Patientin eine ſo entgegengeſetzte Wirkung, daß das Erbrechen, womit dieſelbe ſeit länger als zwey Monathen beſchwert war, ſich in wenigen Tagen verlor. Ich fuhr ſodann mit dem Gebrauche der eröffnenden Mittel fort, und ließ die blätterichte Weinſtein-Erde täglich zu 1 oder 2 Quent in einem Aufguß der Münze nehmen. Die Kranke gab darnach ſehr gallige Excremente von ſich, und wurde, ungeachtet man ihr ſonſt völlig das Leben abgeſprochen hatte, vollkommen wiederhergeſtellet. —

Dieſe Cur war um deſto merkwürdiger, weil ſie mir Gelegenheit gab, auch vielen andern Perſonen wieder zu ihrer Geſundheit zu verhelfen, denen das von eben derſelben Urſache entſtandene Erbrechen ganz gewiß endlich den Tod verurſachet haben würde. Ich behandlte ſie auf die oben gemeldete Art, und mit demſelben guten Erfolge. Den einen dieſer Kranken ließ ich den Brech-Weinſtein, in einer ſehr kleinen Doſis, mit deſtillirtem Münz-Waſſer, wie man in einigen Arten von Fieber zu thun pflegt, und zwar mit einem ſo guten Erfolge, nehmen, daß ich dadurch Anfälle des Brechens hemmte, welche man durch alle diejenigen Mittel, die man gemeiniglich gegen das Brechen zu verordnen pflegt, keinesweges hatte mäßigen können. Der auf dieſe Weiſe gegebene Brech-Weinſtein iſt eines der ſtärkſten verdünnenden und auflöſenden Mittel. Auf gleiche Weiſe hat er in dem gegenwärtigen Falle gewirkt, wo er die Verſtopfung der Leber auflöſete; und da das Erbrechen die Wirkung des Zuſammenpreſſens war, welches die allzugroße Leber durch dieſe ihre widernatürliche Größe auf den Magen verurſachete, ſo ließ auch dieſes Erbrechen verhältnißweiſe nach, ſo wie die Materie, die in dieſem Eingeweide ſtockte, nach und nach aus ihm weggeſchaffet wurde, und mithin die Leber frey ward.“

Oefters entſteht eine Leber-Verſtopfung und Verhärtung von Verſtopfung der monathl. Reinigung. Dergleichen Fall erzählt Thompſon (*) von einer Perſon, welche von einer Leber-Beſchwerde vor ungefähr einem Jahre, und gerade zu der Zeit, da ihre monathl. Reinigung ſich verloren hatte, war befallen worden. Sie empfand eine Schwere in der rechten Seite, ihre Geſichts-Farbe war dunkler als gewöhnlich, ſie war gemeiniglich verſtopft, und ſpürete einen etwas bittern Geſchmack im Munde. Thompſon erkannte ihre Krankheit für eine ſkirrhöſe Verhärtung in der Leber, die von dem Aufhören der monathl. Reinigung entſtanden wäre; ein Umſtand, der bey fetten und vollblü-

(*) Medical conſultations on various diſeaſes, publiſhed from the Letters of *Tho. Thompſon.* Lond. 1773.

blütigen Perſonen ſehr oft den Grund zu mancherley Krankheiten legt. Ungeachtet man dergleichen Perſonen keine völlige Hoffnung zu einer völligen Wiederherſtellung mit Gewißheit machen kann, ſo pflegt doch, wofern nur dieſelben ein gehöriges Verhalten beobachten, die Krankheit nicht ſo zu zunehmen, daß ſie den Tod verurſachet; und es können ſolche Perſonen, wenn auch das Uebel nicht gehoben wird, doch dabey ein hohes Alter erreichen. Da gedachte Patientin vollblütig war, ſo rieth ihr Thompſon, von Zeit zu Zeit Ader zu laſſen. Dabey mußte ſie täglich 2 Mahl eine halbe Pinte Decoct der eröffnenden Wurzeln trinken, und ſowohl um den Leib offen zu halten, als auch die Auflöſung der Geſchwulſt zu befördern, einen Abend um den andern 15 Gran von Pillen nehmen, die aus gleichen Theilen Rhabarber und Seife mit Violen-Syrup bereitet waren. Uebrigens unterſagte er ihr den Genuß aller unverdaulichen Speiſen, und rieth ihr, ſtatt des Bieres, Waſſer mit Citron-Saft und Zucker zu trinken, auch öfters mit Reiten und Fahren ſich Bewegung zu machen. Ueberdies ermahnte er ſie, nachher die mineraliſchen Waſſer zu Bath zu verſuchen, die bey vielen Kranken in Fällen dieſer Art, wenn auch die Krankheit weit länger gedauert hatte, doch gute Dienſte geleiſtet haben.

Pouteau der Aeltere, Wund-Arzt zu Lyon, erzählt folgenden ähnlichen Fall (*):

„Die Frau Delorme, eine Wärterin der Wöchnerinnen in Lyon, 50 Jahr alt, und die im 40ſten Jahre, ohne krank geweſen zu ſeyn, ihre monathliche Reinigung verloren hatte, bekam zu Anfange des Febr. 1781, die

(*) In ſeinen Bemerkungen über den Vortheil, welchen der Gebrauch der Blaſenpflaſter in verſchiedenen Krankheiten verſchaffen kann. S. Oeuvres poſthumes de Mr. *Pouteau*, le fils. Supplement To. III. p. 353.

Gelbſucht. Vorher hatte ſie heftige Magen-Schmerzen ausgeſtanden, welche mir aber mehr in der Gegend der Leber ihren Sitz gehabt zu haben ſcheinen; dieſe vermeinten Magen-Schmerzen blieben nach dem völligen Ausbruche der Gelbſucht ganz weg. Nachdem ſie verſchiedene Aerzte um Rath gefragt, und viele Arzeney-Mittel wider dieſe Krankheit ohne den geringſten merklichen Nutzen gebraucht hatte, ſuchte ſie am Ende des Aug. deſſ. J. meinen Rath. Nach verſchiedenen gethanen Fragen unterſuchte ich die Beſchaffenheit der Leber; ich fand den großen Flügel derſelben nach der rechten Seite zu verſtopft und ſehr aufgetrieben; der Urin war, wie die Kranke mir verſicherte, ſehr gelb und trübe, und die Excremente nicht gefärbt. Ich rieth ihr faſt dieſelben Arzeney-Mittel an, die man ihr ſchon verordnet hatte, und vorzüglich die Seifen-Pillen mit dem tartariſirten Weinſtein, und den Aufguß von römiſchen Kamillen-Blumen.

Im darauf folgenden December traf ich dieſe Frau bey einer Wöchnerin an; ſie ſagte mir, daß ſie ſeit einigen Tagen einen Schmerz unter den falſchen Rippen hätte, an welchem ſie ſehr litte, und zwar wäre der Schmerz doppelt, ſowohl vorn als hinten; der leztere aber griffe ſie nicht ſo an, als der erſtere. Ich ließ ſie auf ein Bett legen, um die Leber zum zweyten Mahl zu unterſuchen. Ich fand, daß dieſelbe an Größe ſehr zugenommen hatte, ſo, daß ſie 2 oder Linien breit über das äuſſerſte Ende der drey erſten falſchen Rippen und ihrer Knorpel, von oben nach unten zu gezählt, hervor ragete; der hintere Schmerz war auch unter denſelben falſchen Rippen, 2 Zoll weit von den Wirbelbeinen des Rückens.

Nunmehr hielt ich dieſe Frau für völlig verloren; doch ſagte ich ihr, daß man ihr auf die vordere Seite, welche die ſchmerzhafteſte war, ein Blaſen-Pflaſter legen müßte; und daß man, wenn es einige Erleichterung verſchaffte, oder den Schmerz zertheilte, einige Tage nachher ein zweytes auf die hintere ſchmerzhafte Stelle legen würde. Ich bat die Wöchnerin, bey der ſie war, ihr 24 Stunden Freyheit zu geben. Ich ließ ihr ein Blaſen-Pflaſter auf die ſchmerzhafte Stelle legen; ſie blieb 24 Stunden im Bette. Das Pflaſter zog ſehr ſtark und zertheilte den Schmerz, welches mir eine gute Vorbedeutung zu ſeyn ſchien; 8 oder 10 Tage nachher ließ ich ihr ein anderes

auf

auf die hintere Seite legen; es hatte denſelben Erfolg als das erſte.

Am darauf folgenden 15 Jan. 1782, ſagte ſie mir, daß ſie keine Schmerzen wieder gehabt hätte, daß ſie weniger Beklemmung auf der Bruſt verſpürte, und in den Gliedern viel leichter wäre. Ich unterſuchte die Leber zum dritten Mahl; ich fand, daß ihr Umfang ſehr abgenommen hatte, und daß ſie die falſchen Rippen nicht mehr drückte. Nun fieng ich an, viel Hoffnung zu ſchöpfen, und ſprach der Kranken Muth zu. Da ſie zu Hauſe und ohne Geſchäfte war, ließ ich ihr zum dritten Mahl ein Blaſen-Pflaſter gerade auf die Stelle des erſtern legen; ich verordnete ihr, wenn es zugeheilt ſeyn würde, den Gebrauch der Seifen-Pillen und des Kamillen-Aufguſſes wieder anzufangen, und befahl ihr zugleich, ſpäteſtens in 3 Wochen wieder zu mir zu kommen. Sie folgte meinem Rathe genau, kam aber zu der beſtimmten Zeit nicht wieder, ſondern dieſes geſchah erſt am 27 Apr. Sie ſagte: ſie käme, mir ihren Dank abzuſtatten, und mich um Verzeihung zu bitten, daß ſie nicht eher gekommen wäre; ſie erzählte mir, daß der Urin 14 Tage nach dem Auflegen des lezten Blaſen-Pflaſters nicht mehr gelb, und ſeit dieſer Zeit immer ganz natürlich geweſen wäre; daß die Gelb-Sucht ſchon ſeit 6 Wochen ganz verſchwunden wäre, daß ſie ſich wohl befände, wieder Kräfte bekäme, und völlig hergeſtellt zu ſeyn glaubte.

Ich muß geſtehen, daß ich über dieſe Cur ganz erſtaunt war, und daß ſie mir eine ungemeine Freude verurſachte. Alle diejenigen, welche die Kranke kannten, und ſie faſt ein Jahr lang gelbſüchtig geſehen hatten, wurden durch dieſen Ausgang der Krankheit in Verwunderung geſetzt. Indeſſen wollte ich den Zuſtand der Leber zum vierten Mahl unterſuchen; ich entdeckte gar keine Geſchwulſt mehr an derſelben, und fand ſie in einer ganz natürlichen Verfaſſung. Zulezt ſagte ich der Kranken noch, daß ſie ſich ſehr ſchonen, und eine ſtrenge Diät beobachten müſſe; daß bey dieſer Art Krankheiten, Rückfälle ſehr gewöhnlich wären; daß ſie aber bey der geringſten Unpäßlichkeit, die ihr zuſtieße, mich um Rath fragen müſſe.“

Oeſters entſtehen ſkirrhöſe Verhärtungen in der Leber, wenn der Abgang der Hämorrhoiden verſtopft

 wird.

wird, weil alsdann das Blut in einer größern Menge nach dem Stamme und den Aeſten der Pfort-Ader, die ſich in der Leber verbreiten, geht.

Bey einer Verſtopfung der Leber pflegt auch die Milz gemeiniglich aufzuſchwellen, wobey man aber keinen Schmerz in dieſem Eingeweide verſpüret. Wird aber der Umlauf der Säfte wiederhergeſtellt, ſo entſteht in der Milz ein ſtumpfer Schmerz.

Daß man oft eine Verſtopfung der Leber vermuthet, wenn der in der rechten Bruſt-Höhle befindliche Lungen-Flügel verſtopft iſt, habe ich oben S. 430, erinnert.

Perſonen, die Stockungen in der Leber haben, oder bey denen dieſes Eingeweide zum Theil völlig verſtopft iſt, werden öfters vom Huſten und von verſchiedenen Katarrhen beſchweret.

Bey Pferden, ſind, wie ich bereits oben, S. 468, geſagt habe, Leber-Verſtopfung und Verhärtung nichts Seltenes.

Nach des Freyherrn v. Sind Anweiſung (*), rührt die Verſtopfung und Verhärtung der Leber von mehrerley Urſachen, nach Beſchaffenheit des Blutes, her. Das Blut iſt entweder überflüſſig, und dehnt die Canäle ſo widernatürlich aus, daß der Umlauf gehindert wird; oder das Blut enthält gar zu dicke, ſchwere, grobe, zähe und unbewegliche Theilchen, die in der Leber um ſo langſamer umlaufen, als dieſer Theil keine Puls-Adern enthält, die das Blut, ſo wie in andern Theilen, weiter zu drücken vermögen.

Man bemerkt mehrerley Krankheiten bey dem Pferde, die von dergleichen Unordnung aus der Leber entſtehen. Sie werden daran erkannt, wenn die Theile, die von Haaren entblößt ſind, wie das Zahn-

Fleiſch

(*) In Deſſen vollſtänd. Unterricht in den Wiſſenſchaften eines Stallmeiſters. (Gött. 1775, gr. 8.) S. 1031, fgg.

Fleiſch im Maule, der innere Theil der Augendeckel, und die Augenwinkel, eine gelbrothe Farbe haben, und wenn daß Weiße im Auge auf das Gelbe zieht. Dies ſind ſichere Zeichen, daß die Galle,, wegen Verſtopfung der Leber, ſich in das Geblüt ergoſſen hat, und alles, was vom Blute befeuchtet wird, färbet. Bey vielen Krankheiten iſt gemeiniglich die Verſtopfung der Leber der eigentliche Grund derſelben. Das Blut, welches in ſubtilen Aederchen ſtehen bleibt, verurſachet Hitze, Fieber, kurzen Athem, Keichen, und Entzündung der Leber, und da es durch die gemeinen Mittel nicht flüſſig und gangbar gemacht werden kann, ſetzt es ſich ſo feſt aneinander, daß endlich Verhärtungen und Skirrhe daraus werden.

Nach Hrn. v. Sind Rathe, muß man anfänglich, ſobald man die Krankheit erkennt, zertheilende und auflöſende Mittel anwenden, wodurch die Stockung gehoben werden kann; widrigenfalls, wenn ſchon eine Verhärtung da wäre, geht dieſe entweder in Supperation oder in Brand über, und es erfolgt plötzlich der Tod. Man gebraucht ſowohl inn- als äuſſerliche Mittel, welche die Zertheilung und Auflöſung des ſtockenden Blutes bewirken. Zu letztern wird gebraucht:

R. Vngu. dialth. ℥ iij.
Ol. abſinth. ℥ i ß.
deſt. aneth. ℥ ij.
Camph. ℥ j.
M. f. Vnguentum.

Mit dieſer Salbe wird das Pferd von der rechten Hand zur linken hinter den Rippen bis zum Nabel geſchmiert, und mit der Hand ſtark eingerieben, welches täglich 2 bis 3 Mahl geſchehen muß. Man macht auch dem Pferde ein Dampf-Bad, wobey man folgender Geſtalt verfährt.

R. Rad. alth.
Herb. plantag.
hyoſc. āā Mij.
Fl. chamom.
melil. āā Mj.
Sem. lini ℥ iij.
Inc. cont. gr. m. M. D.

Dieſe Species werden in 8 Maß Waſſer gekocht. Zugleich läßt man große Kieſel-Steine in Feuer recht heiß werden, ſetzt dem Pferde eine Wanne unter den Leib, legt den einen der heißen Steine darein, gießt von obigem Decocte darauf, und läßt den Dampf davon dem Pferde an den Leib gehen; und damit dieſer deſto beſſer gedeihe, muß man das Pferd mit Tüchern über den ganzen Leib bedecken. Wenn dieſer Stein zu dampfen aufhört, muß man den zweyten, und ſo die übrigen, einen nach dem andern in die Wanne legen, und das Decoct nach und nach, ſo wie am erſteren, daran verrauchen. Wenn das Pferd eine Stunde lang über dem Dampf-Bade geſtanden hat, nimmt man die dazu gebrauchte Wanne unter ihm weg, taucht ſechs- bis achtfach zuſammengelegte Tücher in das warme Decoct, wozu noch 2 Quent Campher, und 4 Loth gereinigter Salpeter, in 8 Loth Weingeiſt aufgelöſet, gethan werden, legt ſie dem Thiere auf die Gegend der rechten Seite unter den kurzen Rippen und auf die Gegend des Magens, befeſtigt ſie mit Gurten, u. dgl. damit ſie nicht abfallen, und erwärmt dieſe Umſchläge alle Stunden friſch, bis man Linderung verſpüret.

Währender Cur müſſen dem Pferde täglich 3 bis 4 abführende Klyſtiere beygebracht, und morgens, mittags und abends nachſtehender Trank gegeben werden: Man nimmt: Raſur. L. Saſsafr. 12 Loth, und Junip. ½ ℔.; läßt es über Nacht in 4 Maß Brunnen-Waſ-

Waſſer weichen; thut ſodann Herb. alchemill, hed. terreſtr. und veron. von jedem 3 Handvoll hinzu, kocht es bis der 4te Theil davon eingekocht iſt, ſeihet es durch, thut dann Syr. de hyſſop. und de ſymph. Fernel. von jedem 12 Loth, hinzu, und giebt dem Pferde jedes Mahl ½ Maß davon ein. Dieſer Trank reinigt das Blut, befördert die Suppuration der harten Knoten in der Leber, heilt ſie auch wenn die Geſchwüre ſich öffnen, und die Materie durch den Urin, oder ſonſt, abgegangen iſt; ſelten aber geſchieht es, daß die Pferde von dieſer Krankheit curirt werden.

Bey dem Rindvieh, giebt ſich eine Verſtopfung und Verhärtung der Leber durch folgende Merkmahle zu erkennen: Im Anfange verſpürt man auf der rechten Seite unter den kurzen Rippen eine zuweilen äuſſerlich kennbare, und mit den Fingern leicht zu fühlende, doch nicht ſchmerzhafte Geſchwulſt, auf welche das Vieh, ſowohl beym Stehen als Liegen, ſehr oft mit dem Maule hinlangt, und auch zuweilen dieſe Stelle mit der Zunge beleckt. Das Athemhohlen wird dabey immer beſchwerlicher, der Speichel zähe und trocken, daher auch das Maul und die Zunge dürre, und ohne ſonſt gewöhnliche Feuchtigkeit gefunden werden. Hierauf findet ſich ein Huſten ein, die Eßluſt vergeht, der Durſt wird ſtärker, der Leib iſt meiſtens verſtopft, und das Vieh vermeidet, ſich auf die rechte Seite zu legen, weil dadurch der Schmerz und der Huſten vermehrt wird. Iſt aber das Uebel noch weiter gekommen, ſo findet ſich ein ſchleichendes Fieber ein, der ganze Leib vertrocknet, der Athem wird ſtinkend, die Augen werden gelb, die Beine geſchwollen, und der Leib wird waſſerſüchtig. Zulezt erfolgen kalter Schweiß, oder Durchfall, und endlich der Tod.

Die nächſte Urſache dieſer Krankheit gründet ſich ſowohl auf eine krampfhafte Zuſammenziehung der

Gefäße, als auch auf eine allzu große Erſchlaffung derſelben; in Anſehung der flüſſigen Theile aber, wenn die Säfte zu dick und zu Entzündüngen geneigt, oder aber zu zähe und verſchleimt ſind. Unter die entfernten Urſachen können folgende gerechnet werden: die Entzündungen der Leber, die, oben gedachter Maßen, ſehr oft vorfallen, und ſelten durch eine gutartige Zertheilung gehoben werden können; heftig ſtopfende und zuſammenziehende Arzeney-Mittel, mit welchen man, unvorſichtiger Weiſe, einige Krankheiten bey dem Viehe zu curiren pflegt; kaltes und übermäßiges Trinken nach erhitztem Leibe; lange anhaltender Mangel der Bewegung, und zugleich der Genuß unverdaulicher, grober oder auch allzu ſchleimiger Nahrungs-Mittel, wohin vorzüglich die Oehl-Kuchen mit gehören, beſonders, wenn dabey zugleich der Gebrauch des Salzes mangelt, als welches dergleichen unverdauliche Nahrungs-Mittel gehörig zu entwickeln und aufzulöſen vermögend iſt; ferner der Mangel eines hinlänglichen Getränkes bey der Ruhe des Körpers, und zugleich bey dem Genuſſe trockner und harter Nahrungs-Mittel; endlich auch äuſſerliche Verletzungen, als: Schlagen, Fallen und Stoßen, auf die Gegend der Leber.

Die Cur dieſer Krankheit iſt im Anfange, und wenn das Uebel nicht allzu beträchtlich iſt, und gehörig behandelt wird, nicht unmöglich; ſie iſt es aber, wenn die Verſtopfung lange gewährt hat, ſehr groß und beträchtlich, und bereits in eine Verhärtung übergegangen iſt. Um ſo weniger darf man ſich auch alsdann einen glücklichen Erfolg verſprechen, wenn ſich bereits ein anhaltender Bauchfluß dabey einfindet, oder auch Gelb- oder Waſſerſucht, oder beyde zugleich, dabey erſcheinen.

Es iſt aber ſehr zu bedauern, daß man gegen dieſe, bey allen Gattungen des Viehes ſo oft vorkommende

Krank-

Krankheit, nicht mehrere und zuverläſſigere Mittel findet. Die venetianiſche Seife, die Wurzel des Löwenzahnes (Taraxacum), und das Kraut von dem ſtinkenden Schierling (Cicuta aquatica), ſind, nach Hrn v. Willburg Urtheile, diejenigen Arzeneyen, von denen man im Anfange und bey einem geringen Grade dieſer Krankheit, faſt allemahl einen glücklichen Erfolg ſich verſprechen kann; aber ſehr ſelten, ja faſt niemahls, läßt ſich ſolches von dieſen, noch weniger aber von irgend einigen andern Arzeney-Mitteln, in einem hohen Grade dieſer Krankheit, wo die ſtockenden Säfte verdickt, und bereits in den Gefäßen verwachſen ſind, hoffen. Folgendes Mittel enthält die Kraft aller dieſer Arzeneyen: Man nimmt venet. Seife, 2 Loth; Löwenzahn-Extract (*), 1 Loth, thut beydes in ein irdenes Geſchirr, und gießt 1 Maß Waſſer, in welchem vorher eine Handvoll Schierling-Kraut gekocht worden iſt, ſiedendheiß darauf; und wenn die Seife nebſt dem Extrakte zerſchmolzen iſt, giebt man des Tages 3 Mahl eine Theetaſſe voll davon. Wenn das Uebel ſich hartnäckig zeigt, kann man dieſes Mittel von Zeit zu Zeit mit etwas Schierlingkraut-Extract, welches eben ſo wie das Löwenzahn-Extract bereitet wird, welches man darin zerſchmelzen läßt, mehr und mehr verſtärken, und den Gebrauch dieſes Mittels auf erſt beſagte Art fortſetzen. Hr. v. Willburg verſichert, er ſey ein Par Mahl mit der Beymiſchung des Schierlings-Extractes ſo weit geſtiegen, daß auf den Tag anderthalb Loth kamen, und

(*) Dieſes Extract wird auf folgende Art bereitet. Man ſammelt das Löwenzahn-Kraut zu Ende des Jun., oder in der Mitte des Jul., ſchneidet und ſtößt es; dann preſſet man den Saft davon, und läßt ſolchen allmählich bey dem gelindeſten Feuer in einem irdenen Geſchirre ſieden, bis er die Dicke eines Extractes erlangt. Dieſen verwahret man hernach in einem irdenen und wohl verbundenen Geſchirre, zum beſtimmten Gebrauch.

und habe damit den erwünſchteſten Endzweck erreicht. Zum allgemeinen Getränke iſt ein mit eröffnenden Wurzeln aggekochtes Waſſer, welches man, etwas verſchlagen, nach Durſt und für beſtändig zu trinken giebt, dienlich. Zu dergleichen Wurzeln gehören die Cichorien-, Gras-, Löwenzahn- und Süßholz-Wurzeln; man kocht eine oder die andere, oder auch alle dieſe Wurzeln, einige Minuten lang, im Waſſer, und giebt es, nachdem es durchgeſeihet worden iſt, nach obiger Vorſchrift zu trinken.

Wenn die Jahrszeit es geſtattet, muß man das an dieſer Krankheit leidende Vieh auf die Weide treiben; es dürfen aber auf einer ſolchen Weide keine ſauere noch ſumpfige Gras-Gattungen wachſen; eben ſo dürfen ſie auch kein Waſſer von gleicher Beſchaffenheit zu trinken bekommen; dergleichen nützliche Gras-Gattungen müſſen demnach ſüß und ſaftig, doch auch nicht allzufett, ſeyn. In Ermangelung einer ſolchen Gelegenheit, ernährt man das Vieh mit gleichartigen friſchen Pflanzen im Stalle; und wofern es auch an lezterm mangeln ſollte, hält man ſich an gedörrtes Heu von gleicher Beſchaffenheit, dem man jedoch die etwan vorräthigen Möhren, Rüben und Kohl, beyfügen kann.

Die Wirkung äuſſerlicher Mittel beruhet hier mehr auf der Einbildung, als auf einer wahren Heil-Kraft derſelben; ja, einige derſelben, beſonders wenn ſie, nach der gewöhnlichen Art, aus fetten Salben beſtehen, ſind mehr ſchädlich, als nützlich. Wer aber die äuſſere Gegend der Leber zu wiederhohlten Mahlen mit einem wollenen Tuche lange und gelinde reibt, der wird es nicht ohne Nutzen thun; er muß dieſes niemahls ſogleich nach der Fütterung, ſondern vor derſelben, und bey leerem Magen geſchehen.

Uebrigens muß der Landmann des an dieſer Krankheit leidenden Viehes ohne großen Schaden

los zu werden trachten. Ihre Geneſung iſt von keiner ſichern Dauer; es bleiben oft kleine unmerkbare Ueberbleibſel zurück, die bey der geringſten Veranlaſſung wieder rege werden, und alsdann alle Hoffnung zu einer abermahligen Geneſung benehmen.

Nach dem 4 Th. der allgemeinen Haushaltungs- und Landwiſſenſchaft, (Hamb. und L. 1764, gr. 8.) S. 235, f., ſind die Zeichen, woran man die Verſtopfung der Leber bey Kühen und Ochſen erkennen kann, dieſe: eine Unluſtigkeit in allem, was ſie thun, und eine Trägheit, und Unluſt ſich zu bewegen; hierzu kommt noch eine Ausſätzigkeit, und rohe Trockenheit der Lefzen, und eine Trockenheit der Naſe des Morgens. Dieſes Lezte iſt ein beſonderes, aber ein ſehr gewiſſes Zeichen. Wenn dieſes Vieh ſich wohl befindet, ſo bemerkt man des Morgens, daß ihnen ein Thautropfen, wie eine Perle an der Naſe hängt; wenn es aber krank iſt, ſo ſieht man dieſen Tropfen gemeiniglich nicht. Keine Krankheit nimmt dieſes Geſundheits-Zeichen ſo bald weg; aber ſie hat dieſes nicht allein beſonders. Wenn die andern Kennzeichen zeigen, daß die Krankheit von dieſer Art ſey, ſo wird dieſes die Sache entſcheiden; iſt dieſes Zeichen nicht da, ſo muß man ſich nach einer andern Urſache umſehen. Bey der Verſtopfung der Leber kann man folgendes Mittel gebrauchen. Man nimmt 1 Pfund von dem großen Schöllkraute, welches mit der Wurzel ausgegraben iſt, ſchneidet alles, Blätter, Stängel und Wurzeln in Stücke, wirft es in einen Topf in 6 Quart Waſſer, läßt es einige Minuten lang kochen, ſchüttet ſodann ½ Pf. Färberwurzel, 20 Loth Gelbwurz (*), und 8 Loth friſche Fenchelwurzel dazu,

(*) Im Original, und auch an dem in der folg. Anmerk. angeführten Orte der Hausmutter, ſteht Turmerika, worunter wohl die ſogenannte Terra merita (Gelbwurz, Curcuma) zu verſtehen iſt.

dazu, läßt es wohl kochen, und gießt hernach den Liquor ab. Man ſammelt hernach einen Vorrath von Keller-Schaben, oder Holz-Läuſen, die man häufig an verfaultem Holze und unter Steinen findet, quetſchet dieſe in einem Nößel weißen Wein, preſſet den Saft aus, und gießt ihn zu dem abgegoſſenen Liquor. Man ſchüttelt dieſes, wann es gebraucht werden ſoll, um, und macht jedes Mahl ½ Nößel warm. Es muß 10 Tage lang, alle Morgen und Abend eingegeben werden (*).

Die Verſtopfung und Verhärtung der Leber iſt ebenfalls eine bey den Schafen ſich ſehr oft äuſſernde Krankheit, welche, wie die Entzündung der Leber, die Egel-Schnecken zum Grunde hat. Doch können gedachte Zufälle auch zuweilen durch äuſſerliche Gewalt hervorgebracht werden. Die Kennzeichen davon ſind folgende: Man bemerkt auf der rechten Seite unter den kurzen Rippen eine Geſchwulſt, welche beym Anfühlen einigen Widerſtand und etwas Schmerzen verſpüren läſſet; das Athemhohlen wird beſchwerlich, der Speichel zähe, und es folgt ein immerwährendes Huſten, wobey die Schafe täglich mehr am Leibe abzehren. Zugleich kann das kranke Thier faſt niemahls auf der geſunden, ſondern beſtändig auf der kranken Seite liegen; endlich folgt die Gelb- oder Waſſer-Sucht, und zuweilen beyde zugleich, welche alsdann einen baldigen Tod zur Folge haben.

Wenn dieſe Krankheit nicht zu weit gekommen iſt, ſo gebe man des Tages 3 Mahl einer Muskat-Nuß groß venetianiſche Seife; dieſes Mittel gebrauche man ſo lange, als das mindeſte Zeichen von vorigem Uebel ſich

(*) Hr. Paſt. Germershauſen meldet, im 4 B. ſeiner Hausmutter, (Lpz. 1780, gr. 8.) S. 804, daß einer ſeiner Freunde, mit dieſem Mittel, im J. 1772, alle ſeine Kühe gerettet habe, da an demſelben Orte die meiſten bey andern Wirthen darauf gegangen waren.

ſich ſpüren läſſet. Das Pulver von ſtinkendem Schierlings-Kraut, hatte ebenfalls, wie Hr. v. Willburg verſichert, des Tages 3 Mahl zu ½ Quent gegeben, etliche Mahl in dieſer Krankheit Wunder gethan. Zum Getränk koche man eine Handvoll Löwenzahn-Wurzel mit 6 Maß Waſſer einige Minuten lang; wenn ſolches erkaltet iſt, wird es den Schafen zum beſtändigen Getränke gegeben. Wenn ſie dieſes Getränk nicht trinken wollen, kann man etwas Salz darein thun, da ſie es dann begierig nehmen. Zur Nahrung, giebt man den Schafen friſche oder gedörrte Pflanzen und bittere Kräuter, die auf trocknen Bergen und an dürren Orten gewachſen ſind; vornehmlich ſind Löwenzahn, Cichorien und Cardobenedictenkraut, hierzu dienlich.

Zu den Leber-Krankheiten gehören auch die **Waſſer-Blaſen**. Es giebt, nach Hrn. D. Baillie (*), keine Drüſe im menſchlichen Körper, in welcher ſich Waſſer-Blaſen ſo häufig finden, als in der Leber, ausgenommen die Nieren, in denen ſie noch gemeiner ſind. Waſſer-Blaſen der Leber werden gemeiniglich in einem Sacke oder Balge gefunden, der meiſt eine anſehnliche Größe hat, und aus einer ſehr feſten Materie, welche ſich faſt wie Knorpel anfühlt, beſteht. In einigen Lebern iſt dieſer Balg nicht dicker, als ein engl. Schilling, in andern hat er faſt einen Zoll in der Dicke. Die Blätter, aus denen er beſteht, ſind aus einer weißen Materie gebildet, auf deren innern Seite ſich eine Lage von breyiger Subſtanz befindet, die wie gerinnbare Lymphe ausſieht. Die Höhlung des Balges iſt durch Abtheilungen dieſer breyiger Subſtanz, wieder in kleinere Höhlen getheilt. In einem Balge findet man eine Waſſer-Blaſe, oder auch wohl meh-

(*) Am angef. O., S. 134, f.

mehrere Waſſer-Blaſen. Sie liegen los in der Höhlung, und ſchwimmen in einer Flüſſigkeit, oder einige von ihnen hangen an den Seiten des Balges. Sie beſtehen aus einem runden Sacke, welcher aus einer weißen, halb durchſichtigen breyigen Materie gebildet iſt, und eine gerinnbare Flüſſigkeit enthält. Obgleich die gemeine Farbe der Waſſer-Blaſen weiß iſt, ſo ſieht man ſie doch zuweilen von einer hellen Bernſtein-Farbe. Der Sack der Waſſer-Blaſe beſteht aus zwey Blättern, und beſitzt eine ziemliche Kraft ſich zuſammen zu ziehen. An der innern Seite der Waſſer-Blaſe findet man bisweilen kleinere Blaſen, welche gemeiniglich nicht größer, als Stecknadel-Knöpfe, ſind; dieſe hangen an der größern Blaſe, entweder zerſtreuet in irregulairen Entfernungen, oder formiren kleine Klümpchen; auch findet man ſie in der Flüſſigkeit der größern Waſſer-Blaſe ſchwimmen. Waſſer-Blaſen der Leber findet man oft los, und mit einander nicht verbunden; bisweilen aber liegen ſie wie in einander eingeſchaltet. Die gemeinſte Lage der Waſſer-Blaſen der Leber iſt, daß ſie in ihrer Subſtanz oder in einem Sacke eingeſchloſſen liegen.

Der Urſprung und die wahre Natur dieſer Waſſer-Blaſen, iſt nicht völlig bekannt; doch iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß ſie eine Art unvollkommener Thiere ſeyn. Daß die Waſſer-Blaſen in den Lebern der Schafe, Thiere ſeyn, iſt auſſer allen Zweifel (*); man hat ſie ſich oft bewegen geſehen, wenn man ſie aus der Leber nahm, und in warmes Waſſer legte; ſie behalten dieſe Fähigkeit zur Bewegung, viele Stunden lang nach dem Schlachten eines Schafes. Auch iſt die Analogie in den Waſſer-Blaſen in der Leber

(*) Man ſehe hierüber die vortrefflichen Abbildungen bey Goeze, in ſeinem Werke von den Eingeweide-Würmern, nach

Leber eines Schafes, und der Leber eines Menſchen, ſehr groß. Beyde ſind in ſtarken Säcken enthalten; beyde beſtehen aus derſelben weißen, breyigen Materie. Doch iſt ohne Zweifel einige Verſchiedenheit zwiſchen ihnen in der Einfachheit ihrer Organiſation. Die Waſſer-Blaſe in der menſchlichen Leber, iſt ein einfacher, einförmiger Sack; die Waſſer-Blaſe in der Schaf-Leber hat einen Hals und Mund, der von dem Sacke herabhängt; dieſer Unterſchied iſt kein unbedeutender Einwurf gegen die oben angeführte Meinung. Leben läßt ſich mit der einfachſten Form von Organiſation verbunden denken; zum Beweiſe hiervon dient, daß man in dem Gehirne der Schafe Waſſer-Blaſen findet, die denen in der menſchlichen Leber völlig gleichen, welche man ſich bewegen ſahe, und von denen man mit Gewißheit weiß, daß ſie Thiere ſind. Die Waſſer-Blaſen in der menſchlichen Leber hat man zwar nicht ſich bewegen geſehen, wenn man ſie aus dem Körper nahm, und in warmes Waſſer legte; wäre dieſes geſchehen, ſo würde kein Zweifel übrig bleiben. Es iſt nicht ſchwer, einen guten Grund zu finden, weshalb kaum eine ſchickliche Gelegenheit vorkommen möchte, dieſen Verſuch zu machen. Waſſer-Blaſen nähmlich werden theils nicht ſehr oft in der Leber gefunden, weil es keine häufige Krankheit iſt; theils müſſen die Waſſer-Blaſen, wofern ſie auch Thiere wären, ihre Lebens-Kraft verlieren, wenn man den Leichnam eine zu lange Zeit nach dem Tode liegen läßt, ehe man ihn unterſucht. Doch iſt die Wahrſcheinlichkeit, daß ſie Thiere ſeyn, ſehr ſtark; und es ſcheint ſchwerer, ihre Erzeugung zu erklären, nach der gemeinen Theorie der Erzeugung, als die Erzeugung der Eingeweide-Würmer. Die Behauptung, daß die Waſſer-Blaſen in der menſchlichen Leber nicht lebende Thiere ſeyn, hebt dieſe Schwierigkeit nicht, weil ſie es in Schafen zuverläſſig ſind, wo

die Schwierigkeit, ihre Erzeugung zu erklären, genau dieſelbe bleibt.

Auf der innern Seite eines Sackes, die genau demjenigen ähnlich war, welcher Waſſer-Blaſen enthält, ſahe Baillie eine weiße, brüchige, erdige Materie; ſie ließ ſich zum Theil in Koch-ſalz-Säure auflöſen.

Würmer will man in Säcken der Leber eben ſowohl, als in den Gallen-Gängen, gefunden haben (*). Im 1 Bande der Medical obſervations and inquiries, findet man einen ungeheuern Wurm, der die Leber größten Theils aufgezehrt hatte, abgebildet.

Unter den Thieren, trifft man den **Leber-Wurm**, Faſciola hepatica *Linn.* am häufigſten bey den Schafen an. **Schäfer** hat ihn unter dem Nahmen **Egel-Schnecke** beſchrieben. Er lebt in der Leber und Gallen-Blaſe der Schafe; die Geſtalt iſt eyförmig, platt, bräunlich, von der Größe eines Kürbiß-Kernes; er kann ſich verlängern und zuſammenziehen, dünn und dick machen. Die Mund-Oeffnung hat einen ſchwachen Ring. In der Mitte des Leibes, ſieht man den braunen, undurchſichtigen Eyer-Schlauch. Wenn die Schafe eine Zeit lang auf naſſer Weide gehen, bekommen ſie dieſe Würmer, welche die Wäſſerſucht und den Tod verurſachen. Bey dem Anfange des Erkrankens können ſie noch curirt werden, wenn man ſie auf eine trockne Weide bringt. Ein mehreres hiervon, ſ. im X Th., S. 133, fgg.

Eben dieſe Würmer hat Hr. v. Willburg auch bey Ochſen und Kühen, ſo wie auch Ruyſch (**) bemerkt, doch weit ſeltener, als bey Schafen, angetroffen. Dieſe Würmer ſind alsdann auch eine unvermeidliche Urſache der erfolgenden Entzündung, die ſie

(*) *Lieutaud*, To. I. p. 194.

(**) Obſſ. anat. ob. 18, p. 23.

ſie durch ihr beſtändiges Nagen und Beißen verurſachen; ja, ſie crepiren zuweilen daſelbſt, und ihre Fäulniß bringt alsdann ſowohl daſſelbe Uebel, als auch Geſchwüre, Gelb = und Waſſerſucht, bey dem Rindviehe, ſo wie bey Schafen, hervor.

Ueber die Würmer in der Leber der Aalraupen, findet man eine Abhandlung von Hrn. **Hellenius**, Prof. in Abo, im 6 B. der überſ. Neuen Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. d. Wiſſ. für das Jahr 1785, (Lpz. 1786, gr. 8.) S. 178, fgg.

Leber = Kraut, ein Nahme verſchiedener Pflanzen, welche in Leber = Krankheiten, beſonders aber in Verſtopfung derſelben, von vorzüglicher Wirkung ſeyn ſollen.

1. Der im I Th. S. 453, fgg. beſchriebenen Odermennig, Agrimonia Eupatoria *Linn.*, welche auch **Leber = Klette** genannt wird.

2. Der oben, S. 389, fgg. beſchriebenen Leber-Blume, Parnaſſia.

3. Der Marchantia polymorpha *Linn.*, welches eine Art von Mos iſt, und auch **Brunnen =, gemeines, oder Stein=Leberkraut** genannt wird. Siehe **Leber = Mos.**

4. Der Achillea Ageratum *Linn.*; ſiehe **Leber-Balſam**, oben, S. 388.

5. Des Eupatorium cannabinum *Linn.*; ſiehe **hanfartiges Kunigunden = Kraut**, im LV Th., S. 83, f.

6. Des Lichen caninus *Linn.*, einer Art Flechte, welche auch **aſchfarbiges oder Erd = Leberkraut** genannt wird; ſiehe im XIV Th., S. 79, f.

7. Des Chryſoſplenium, welches auch **gülden Leber = Kraut** genannt wird. Siehe **Milz = Kraut.**

8. Des Ranunculus aquatilis, welcher auch **Waſſer = Leberkraut**, Hepatica paluſtris genannt wird. Siehe unter **Ranunkel.**

9. Der Hepatica nobilis *Offic.* von welcher ich hier handeln werde.

Edel=Leberkraut, Leber=Klee, Hepatica nobilis ſ. trifolia *Parkinſ.* & *Offic.* Trifolium hepaticum, ſ. indiuiſum; Trifolium hepaticum flore ſimplici *C. B.* Epimedium *Cordi.* Trinatis herba *Matthiol. Anguillar. Cord. Geſn. Caeſalp. C. Durant. Hall.* (weil die Blätter in drey Lappen abgetheilt ſind,) Anemone hepatica, foliis trilobis integerrimis *Linn.* Fr. Hepatique des Fleuriſtes, oder belle Hepatique. Die Pflanze wächſt in Deutſchland, an ſchattigen Orten, in Heiden und unter Sträuchen. Die perennirende Wurzel iſt dick, und beſteht aus vielen rothſchwärzlichen, in einander verwickelten Faſern, welche oberwärts in verſchiedenen Knoten vereinigt ſind. Aus jedem Knoten treiben im Frühlinge viele Knoſpen, welche von einigen häutigen, bisweilen etwas röthlich gefärbten Schuppen bedeckt ſind. Einige Knoſpen enthalten Blumen; andere Blätter. Die erſten entwickeln ſich zeitig, gemeiniglich zu Ende des Märzes, in rauche, kurze, etwan einen Finger lange, oder 4 bis 5 Zoll hohe, Stiele, deren jeder eine Blume trägt; nachher, und wenn dieſe aufgeblühet ſind, folgen andere ähnliche, gleich hohe Stiele, auf deren jedem ein Blatt ſitzt, welches mehr trocken, als ſaftig ſcheint, glatt, oberwärts dunkelgrün, unterwärts blaßgrün, zuweilen auch purpurfarbig, und der Geſtalt nach dreyeckig, bis zur Mitte in drey herzförmige, ſpitzige, am Rande völlig ganze Lappen abgetheilet iſt. Der mittelſte Lappen raget über die beyden Seiten=Lappen hervor. Die Blume hat einen dreyblättrigen rauchen Kelch, welcher ein wenig von dem Blumenblatte entfernt ſteht. Die Anzahl und Farbe der glänzenden Blumenblätter iſt veränderlich. Gemeiniglich findet man 6 bis 8, welche blau ſind. Zwiſchen dieſen ſitzen viele Staub=

Fäden,

Fäden, und in die Mitte ein Köpfchen, welches aus vielen Fruchtkeimen mit einfachen Griffeln beſteht, welche ſich nach und nach mehr von einander abſondern, und viele nackende, etwas rauche, Samen darſtellen. Dieſe ſammelt man, und ſäet ſie wieder in Kaſten aus, damit man Varietäten daraus erhalte. Denn von dieſer Einen Art des Leber⸗Krautes giebt es viele Sorten, die insgeſammt ſehr niedrige, krautartige, perennirende, überaus zahlreich blühende, und die Gärten zeitig im Frühlinge verzierende Blumen⸗Pflanzen ſind. Man will beobachtet haben, daß Stöcke mit blauen Blumen, wenn ſie in eine andere Gegend verſchickt und daſelbſt gepflanzet werden, anders gefärbte Blumen hervorgebracht, wenn aber dieſe wieder an den erſten Ort zurück gebracht wurden, wieder blaue getragen haben.

Die Sorten ſind: 1. mit blauen Blumen. a) einfach. b) gefüllt.

2. mit rothen oder pfirſichblühtfarbigen Blumen. a) einfach. b) gefüllt.

3. mit weißen Blumen. a) einfach. b) gefüllt.

4. mit roth und weißen Blumen. a) einfach. b) gefüllt.

5. mit violetten Blumen.

6. mit geſtreiften Blättern.

Alle dieſe Sorten bilden einen niedrigen rundlichen Buſch, welcher ſammt den Blättern, Blumen⸗Stielen und Blumen; nie höher als 5 bis 6 Zoll iſt, und ſchicken ſich vorzüglich zur Verzierung der Fronten der Rabatten, und anderer dem Wohnhauſe im Geſichte liegender Abtheilungen. Die gefüllten Sorten haben den größten Werth, weil ihre Blumen nicht nur größer ſind, ſondern ſich auch länger in der Flor halten, und müſſen alſo die anſehnlichſten Plätze einnehmen. Weil ſie aber nur durch Zertheilung

fortgepflanzet werden können, und ſich durch ihre Wurzeln doch nur ſehr langſam vermehren, ſind ſie nicht ſo leicht zu bekommen, als die einfachen Sorten, die ſich in Menge aus Samen ziehen laſſen.

Die einfachen Sorten laſſen ſich ſowohl durch Samen, als durch Zubereitung; die gefüllten aber nur durch Zertheilung, fortpflanzen, gleich wie man auch aus dem Samen der einfachen oft gefüllte erhält.

Aus Samen: Man ſäe denſelben, nach *Mawe* Vorſchrift, im Auguſt, September oder März, in das freye Land, in leichte Erde, bedecke ihn kaum $\frac{1}{4}$ Z. mit Erde, warte die jungen Pflanzen, die im April und März zum Vorſchein zu kommen pflegen, gehörig mit Begießen und Gäten, pflanze ſie im Aug. oder Sept. vorläufig auf eine zur Morgen-Sonne gelegene Rabatte, wo ſie im folgenden Frühlinge zu blühen pflegen, und verpflanze ſie endlich ein Jahr nachher auf die ihnen beſtimmten Stellen. Weil ſie aber ſehr langſam wachſen, ſo gehen 3 Jahr darüber hin, ehe ſie zu großen Büſchen erwachſen, daß ſie auch nur einiger Maßen ſtark blühen. Nach *Hanbury* aber ſäe man, um ein ganzes Jahr zu gewinnen, den Samen ſchon 8 oder 10 Tage nach der Einſammlung, damit er noch im Herbſte deſſelben Jahres aufgehe, (wobey für die jungen Pflanzen keine große Gefahr zu befürchten iſt, weil ſie tief in den Boden eine lange ſtarke Faſer treiben, und alſo vom Froſte nicht leicht aus der Erde gehoben werden, auch ſelbſt in dieſem ihren jugendlichen Zuſtande auſſerordentlich dauerhaft ſind;) und zwar, weil diejenigen Pflanzen, die nie verpflanzt ſind, am beſten blühen, ſogleich an Ort und Stelle, auf einen im Blumen=Garten für ſie gewählten Platz, (welcher, wo möglich, eine ſchattige Lage, und einen ſtarken feuchten Boden haben muß, weil die Blumen dann grö-

ßer

ſer werden, und höhere Farben annehmen;) auf einen ſolchen Platz ſäe man den Samen auf ſo viele mit einem Stecken zu bezeichnende Stellen, als man Pflanzen verlangt, trippelweiſe dünn aus. Schon im Herbſte pflegen dann viele Pflanzen, und die übrigen im folgenden Frühlinge zu erſcheinen, die alsdann den Sommer über mit Gäten und Begießen gewartet, und zwiſchen welchen der Boden im Herbſte mit etwas ſehr fetter Erde überleget werden muß. Die ſtärkſten derſelben pflegen ſchon im nächſten Frühlinge zu blühen, und alsdann kann man die einfachen, und diejenigen, die nur ſchlechte Farben haben, ſogleich ausreiſſen, um den übrigen, damit dieſelben nicht zu gedrängt ſtehen, mehrern Raum zu verſchaffen. Wann dieſe nachher eine ſolche Stärke erlangt haben, daß ſie ſchön und ſtark blühen, und alsdann noch zu gedrängt ſtehen, kann man ſie abermahl verdünnen, die zu dicht ſtehenden mit einem Ballen Erde aufnehmen, und zwiſchen andere früh blühende Blumen umher vertheilen, indeſſen blühen doch diejenigen, welche nicht verpflanzt ſind, allezeit am ſtärkſten.

Durch Zertheilung: Dieſes kann zwar zu jeder Zeit geſchehen, geſchieht aber gewöhnlich zur Zeit der Flor. Man muß aber keine Pflanze in mehr, als zwey oder drey, Pflanzen zertheilen, weil ſie, wenn ſie zu ſehr zertheilet werden, entweder leicht fehlſchlagen, oder doch keine große und ſchöne Blumen geben. Auch muß nie eine Pflanze zertheilet werden, ehe nicht dieſelbe bereits gar zu groß geworden iſt, welches ſie aber ſelten zu werden pflegen, weil ſie, ihrer Natur nach, kleine dichtwuchſige Pflanzen ſind, die ein um ſo viel herrlicheres Anſehen machen, je größer ſie ſind, und nur dann einen Werth haben, wann ſie ſo groß ſind, daß an ihnen allezeit 50 bis 60 Blumen auf ein Mahl aufblühen, welche dann, weil ſie einen dichten Blumen-Büſchel bilden, ein ſchönes Anſehen machen.

Je ſeltner ſie auch umgepflanzt werden, deſto ſtärker und zahlreicher pflegen ſie zu blühen.

Die Geſtalt und Farbe der Blätter, wenn ſie zu verwelken anfangen, hat den ältern Aerzten Anlaß gegeben, dieſer Pflanze beſondere Kräfte in den Krankheiten der Leber zuzuſchreiben; von den neuern Aerzten aber werden ſie nur ſelten verordnet; doch kann man ihnen eine gelinde zuſammenziehende Kraft nicht abſprechen. Ehemahls hielt man das Kraut für ein die erſchlafften Eingeweide, beſonders die Leber, Nieren und Urinblaſe ſtärkendes Mittel; auch hält man es wirkſam wider Blutharnen und Blutſpeyen. Einige, wie **Joh. Bauhin** meldet, rühmen die Pflanze als wundheilend, wenn man ſie ſowohl äuſſerlich auflegt, als auch innerlich einnimmt; ſie preiſen ſie auch bey Darm-Brüchen an, wenn man einen halben Löffel voll von dieſem Pulver mit herbem Weine einnimmt. Man kocht auch die ganze Pflanze in eben dergleichen Wein, und läßt das Decoct bey Entzündung des Zäpſchens und des Halſes gebrauchen. **Tragus** verſichert, daß, wenn man dieſe Pflanze in Wein kocht und trinkt, dieſelbe alsdann die Leber von der Verſtopfung befreye, und vornehmlich denen zuträglich ſey, welche der veneriſchen Wolluſt ſehr ergeben ſind, und daß ſie, wenn ſie aufgelegt wird, die Entzündung hebe und die Schmerzen lindere. Eben dieſe Kräfte ſchreibt er dem deſtillirten Waſſer zu. Einige verſichern, daß das mit Zucker bereitete Extract bey Brüchen der Kinder ſehr dienlich ſey. Das Regen-Waſſer, in welchem man, 3 oder 4 Mahl ſolche Blätter cohobiret, wird eine vortreffliche Schminke, welche, wie **Sim. Pauli** erzählt, die vornehmen Frauenzimmer, wenn die Sonne ſie verbrannt hat, ſehr zu ſuchen pflegen, um mit derſelben die Haut wieder weiß zu machen. **Boerhaave**

haave (*) preiſet das Kraut beſonders als ein heilſames Mittel in dem Tripper, der von einer Erſchlaffung entſteht. Die Gothländer ſollen durch ein Decoct des Krautes die Hypochondrie curiren (**). Es wird jezt nicht gebraucht, als etwan noch im Gurgel-Waſſer. Man bediente ſich ſeiner im Pulver, oder als Thee.

Die zarten Blätter und Blumen, werden von Einigen im Frühlinge zu Salaten, und in die Kräuter-Weine, gebraucht.

Aus den Blumen ſollen die Bienen Stoff zu Wachs hohlen.

Leber-Kuchen, aufgelaufener Koch von Kalbs-Leber; ſ. Th. II, S. 734, f.

Leber-Luft, Schwefel-Leber-Luft; ſiehe unter Luft.

Leber-Mos, Brunnen-Leberkraut, gemeines Leber-Kraut, Stein-Leberkraut, ſternförmiges Leber-Mos, ſternförmige Marchantie, Hepatica fontana, Hepatica vulgaris, Hepatica terreſtris, Lichen petraeus *Offic.* Lichen petraeus latifolius, ſ. Hepatica fontana *C. B.* Lichen ſ. Hepatica fontana *J. B.* Lichen, ſ. Hepatica vulgaris *Parkinſ.* Hepatica terreſtris *Gerard.* Jecoraria ſ. Hepatica fontana *Trag.* Fegatella *Caeſalp.* Marchantia polymorpha, calyce communi decemfido *Linn,* Marchantia maior, capitulo ſtellato, radiis terretibus, capſularum ſeminalium crenis in longiuſculum quaſi pilum deſinentibus *Micheli*; Fr. Hepatique commune. Man findet dieſe Pflanze häufig in Europa, auf feuchten Steinen, die ſich im Schatten befinden, an kleinen Bächen, Quelen und Brunnen, wo ſie faſt den ganzen Sommer hindurch blühet. Sie beſteht aus Blättern, welche ungefähr einen Finger

(*) Hiſt. Plant. Hort. L. B. p. 50.

(**) *Linn.* Fl. Suec. n. 480.

ger lang, 1 Zoll breit, und in verſchiedene Lappen zer- ſchnitten ſind, und ſchuppenweiſe über einander liegen. Die obere, dunkelgrüne, glänzende Fläche zeigt weiß- liche Flecke, und in der Mitte ſchwarzbräunliche Adern; und aus der untern braunen Fläche treiben, nach der Lage der obern Adern, rauche Fäſerchen, wodurch die Blätter genau mit der Erde vereiniget werden. Im Frühlinge, und auch zu Anfange des Sommers, entſtehen aus den Abtheilungen der Lappen zwey-, auch dreyzollige, rundliche, unterwärts röthliche, mit weißlichen Haaren beſetzte, und mit einem erhabenen Hütchen ſich endigende Stiele. Das Hütchen iſt an- fangs grün, wird zulezt weißlich, und theilt ſich bey- nahe bis auf den Mittelpunct in 8 oder 10 rundliche, gegen das Ende breitere Strahlen, wodurch dieſes Hütchen die Geſtalt eines Sonnen = Schirmes erhält. Hin und wieder auf der Oberfläche der Blätter er- ſcheinen die kaum merklich geſtielten, kegelförmigen, und mit einem weiten, eingekerbten Rande ſich endi- genden Becherchen. Man findet eine Varietät, bey welcher die Blätter kleiner, grüngelblich, die Stielchen eckig, duraus roth und kürzer, die Hüt- chen platt, ungetheilt, und am Rande nur acht = oder neunfach eingekerbt ſind. Der jüngere *Marchant* hat einige beſondere Beobachtungen bey dieſem After- Moſe angeſtellt, und ſolche in den Memoires de l'Acad. R. de Paris beſchrieben (*). Bey den Sternblühten iſt jeder Strahl, der Länge nach, mit etlichen grünen, durchſichtigen Häutchen beſetzt, zwiſchen welchen 8 bis 10 weißgrünliche Knöpfchen hervorgehen; jedes Knöpfchen, wenn es geöffnet iſt, ſieht wie ein um- gekehrter Kegel aus; und iſt am Rande ausgezackt. Aus deſſen Höhle geht ein Stiel mit einer Blühte, die wie eine, bey den Alten gebräuchliche, Schale geſtal-

(*) S. im 4 B, der deutſchen Ueberſetz. S. 275.

geſtaltet iſt; ſie iſt citrongelb, und fällt in das Pomeranzenfarbige. Der Rand iſt flach gezähnt, und wendet ſich auswärts. Die Schale, deren Durchmeſſer höchſtens von einer halben Linie iſt, iſt gemeiniglich unterwärts geneigt. Zu eben der Zeit, da die Blühte aufbricht, entdeckt man darin inwendig einen Strauß von ſehr feinen, goldgelben, dicht an einander ſtehenden Fäden; dieſe ſtellen einen etwas zerdrückten Seiden=Buſch vor, verlängern ſich nach und nach ſichtbarlich, und ſchnellen unzählige kleine gelbe Kügelchen von ſich, welche ſtoßweiſe herausfahren, ſich in der Luft zertheilen, und ſehr bald verſchwinden, ſo wie von einer angezündeten Fackel die Funken heraus fahren, wenn man einmahl über das andere darauf ſchlägt. Wenn die Blühten 2 oder 3 Tage geöffnet geweſen ſind, werden ſie röthlich, und vertrocknen gänzlich. Die kleinen gelben Theilchen hält *Marchant* für den Samen. An den kleinſten dieſer Blühten, kann man beſonders im Auguſt nach einem Sturme oder warmen Regen, eine beſtändige Bewegung wahrnehmen, indem die ſeidenartigen Fäden derſelben ſich wie ein Knäuel von Würmern an der Sonne verlängern, und unaufhörlich Samen in die Luft ausſtoßen. Dieſe Blühten öffnen ſich nur bey warmem und feuchten Wetter völlig.

Bey der von Geoffroy angeſtellten chemiſchen Unterſuchung, ſind von 5 Pf. und 14 Unzen der ganzen friſchen Pflanze, die aus einer Retorte deſtillirt wurden, 1 Pf., 1 Unze, 2 Drachm. und 60 Gran klarer, grunicht ſchmeckender, und kaum merklich ſalziger Liquor; 13 U. 7 Dr. und 6 Gr. klarer, erſt kaum merklich ſalziger, hernach kaum merklich ſäuerlicher Liquor; 5 U. und 3 Dr. klarer, ſowohl alkaliſch urinöſer, als ſaurer Liquor; 7 Dr. und 54 Gr. brauner, etwas brandicht riechender, offenbar ſalziger, alkaliſcher und ſäuerlicher Liquor; 4 Dr. und 24 Gr. ſchmier=

ſchmieriges Oehl übergegangen. Die in der Retorte übrig gebliebene ſchwarze Maſſe hat 6 U. 3 Dr. gewogen, welche, nach dem ſie gehörig war calcinirt worden, 4 U. 3 Dr. und 36 Gr. rothbraune Aſche zurück ließ, woraus durch das Auslaugen nur 30 Gr. fixes ſaliniſches Salz gezogen worden ſind. Solchemnach hat der Verluſt der Theile in der Deſtillation 1 U. 4 Dr., in der Calcination aber 1 U. 7 Dr. und 36 Gr. betragen.

Dieſe Pflanze hat, nach **Geoffroy** Urtheil, einen grunichten, dabey etwas bittern und zuſammenziehenden Geſchmack, und einen gelinden gewürzhaften, bituminöſen, und wie mit Maſtix vermiſchten Geruch. Sie beſitzt ein weſentliches ammonikaliſches Salz, welches mit einer mäßigen Portion eines bituminöſen Oehles, und einer häufigen Erde, verbunden iſt. Aus der Vermiſchung dieſer Beſtand⸗Theile entſteht eine Subſtanz, welche eine verdünnende, reinigende, zuſammenziehende und heilende Kraft beſitzt. Die Pflanze iſt daher ein eröffnendes und heilendes Mittel. Sie eröffnet die Verſtopfungen der Lungen, der Leber, der Milz und der übrigen Eingeweide; ſie trennt die dicken Säfte, löſet dieſelben auf, und ſtärkt die feſten Theile. Sie ſtillt bey Wunden das Blut. In Anſehung der Erde und des bituminöſen Oehles, lindert und dämpft ſie die Schärfe der Säfte. **Cäſalpin** bemerkt, daß ſie die verbrannten und dicken Säfte gelinde abführt, wenn nähmlich das Decoct von derſelben, welches vornehmlich mit Molken bereitet iſt, in Menge, z. B. zu 2 Pfund, gegeben wird. Er hat viele Perſonen, welche dieſes Mittel eine Zeitlang gebracht haben, von einer bösartigen Krätze und freſſenden Geſchwüren geheilt geſehen. Man rühmt den Gebrauch derſelben in verzehrenden Fiebern bey Kindern, bey Bruſt⸗Geſchwüren, Lungenſucht, Gelbſucht, Krätze und Krankheiten der Haut. Man ver⸗

verordnet eine Handvoll davon in eröffnenden Brühen. Alle dieſe und andere angerühmte Wirkungen aber wird man vergebens daran ſuchen; und wir können, bey der Menge anderer und weit kräftigerer Mittel, dieſes füglich entbehren. Doch hält Hr. v. Haller die Pflanze für ſcharf, und nicht gänzlich für unwirkſam. Die Weiber bereiten öfters daraus ein Bad, und baden darin die Kinder, welche abnehmen; daher ſie daſſelbe auch Zehr-Kraut zu nennen pflegen.

Die Apotheken in Baſel, haben einen aus dem Kraute bereiteten Syrup, welcher Kindern, die den Huſten und Krätze haben, vornehmlich aber Schwindſüchtigen, gegeben wird.

Man braucht das Leber-Mos zum Syrupo de Cichorio ſimplici und compoſito.

Leber-Nabelbruch, Hepatomphalocele; ſ. **Nabel-Bruch**.

Leber-Nerven, ſ. oben, S. 369. f. und 377.

Leber-Pforte, Porta hepatis; ſ. oben, S. 347, und 373.

Leber-Pfortader, Vena portarum hepatica; ſiehe oben, S. 351, und 373.

Leber-Pulsader, Arteria hepatica; ſ. oben, S. 353, und 375.

Leber-Raute, Oſmunda lunaria; ſiehe **Mond-Kraut**.

Leber-Reim, eine gewiſſe Art kurzer, zwey- oder vierzeiliger, deutſcher Sinn- und Scherz-Gedichte, welche ehedem bey feyerlichen Mahlzeiten ſehr üblich waren, und bey Gelegenheit der Hecht-Leber auf die jedesmahligen Umſtände gemacht wurden, da derjenige, dem die Hecht-Leber vorgelegt wurde, Verſe, die ſich auf die Leber ſchickten, und da allemahl die erſte Zeile mit den Worten: *Die Leber iſt vom Hecht, und nicht von einem* — — (hier wird ein

Thier genannt, auf deſſen Nahmen der folgende Vers ſich reimen muß,) anfieng, ſagen, oder ſie, wenn er keinen Reim finden konnte, dem nächſten Nachbar überlaſſen mußte; z. B.

Die Leber iſt vom Hecht, und nicht von einem Bleih;
Gott und dem König iſt ein Preuße ſtets getreu.

*

Die Leber iſt vom Hecht, und nicht von einem Lachſe:
Des Friedens Ruh und Glück wünſcht der getreue Sachſe.

*

In Roſt's Satyre auf Gottſched ſteht folgender Leber-Reim:

Die Leber iſt vom Hecht, und nicht von einem Hummer,
Der Erde Phöbus wacht, und meiner liegt im Schlummer.

Leber-Ruhr, ſiehe Leber-Fluß, oben, S. 395, fgg.

Leber-Saugadern, Vaſa lymphatica hepatis; ſiehe oben, S. 356.

Leber-Schlag, ſ. Th. LV, S. 564, und Leber-Erz, oben, S. 392, f.

Leber-Schlagader, Arteria hepatica; ſiehe oben, S. 353, und 375.

Leber-Schwindſucht, ſ. oben, S. 483.

Leber-Spath, ſ. im folgenden Artikel.

1. **Leber-Stein**, Lapis hepaticus *Cronſt.* Hepaticus *Gerh.* Bitumen hepaticum *Linn.* Terra calcarea phlogiſto et acido vitrioli mixta *Cronſt.* Petra gypſea bitumine mixta, affrictu foetens *Gerh.* Bitumen gypſeum, foetidum amorphum *Linn.* Gypſum textura irregulari, facie ſpathoſa, frictione foetidum *Waller.* Fr. Pierre hepatique, iſt unter den gypsartigen Steinen derjenige, der gerieben wie Schwefel-Leber riecht, und daher einen widrigen Geruch hat. Dieſe Stein-Art gehört zu den neu-

entdeckten, welche zuerſt **Cronſted** (1) in ſeiner Mineralogie aufführte, und die nachher die Syſtematiker des Stein-Reiches **Linné** (2), **Gerhard** (3), **Schröter** (4), **Gmelin** (5), und **Wallerius** (6), in ihre Syſteme aufgenommen, größtentheils aber aus dem **Cronſted** geſchöpft haben.

Der Leber = Stein iſt ein wahrer Gyps = Stein, welcher, nach **Cronſted**, aus einer mit brennbarem Weſen und vitrioliſcher Säure vermiſchten Kalk = Erde beſteht, mit keinen Säuren brauſet, und ohne oder nach dem Reiben den Geruch einer Schwefel = Leber, oder des Schieß = Pulvers, hat. **Gerhard** legt dem Leber = Steine bituminöſe Theile bey, welches auch **Linné** thut. Erſterer ſagt, daß er zum Gypsbrennen ſehr wohl gebraucht werden könne; wenn er aber hinzu ſetzt, daß er feſter als der Alabaſter ſey, und ſich ſchön polieren laſſe, ſo verſteht er nur die eine Art des Leber = Steines, nähmlich diejenige, welche ganz dicht iſt und glänzende Puncte hat, oder den dichten Leber = Stein, Hepaticus ſolidus punctis micantibus. **Wallerius** ſetzt noch hinzu, daß er gelb, braun oder ſchwärzlich ſey, nur zuweilen rieche, ohne daß man ihn reibet, und daß er zum Gypsbrennen nicht tauge, wegen ſeiner bituminöſen Theile, worin ihm **Gerhard**, erwähnter Maßen widerſpricht.

Cronſted hält ihn für einen wahren Gyps = Stein; wenn er ihn aber ein Mittelding zwiſchen dem Sau- oder Stink = Steine und dem Gypſe nennt, ſo läßt

Kk 2 ſich

(1) Verſuch einer neuen Mineralogie, §. 24, S 34.

(2) Syſtema naturae. ed. XII. To. 3, p. 112.

(3) Beyträge zur Chymie Th. 1, S. 280, f.

(4) Vollſtändige Einleit. in die Kenntn. und Geſchichte der Steine, Th. 2, S. 214, f.

(5) Linnäiſches Naturſyſtem des Mineralr. Th. 2, S. 430.

(6) Syſt. mineral. To. 1, p. 172.

ſich dieſes nicht ganz erklären. Iſt es wahr, was **Wallerius** ſagt, daß aus dem Leber = Steine kein Gyps wird, ſo hat die Sache einigen Grund; iſt aber **Gerhard's** Behauptung richtig, ſo hat die Sache gar keinen Grund. Vielleicht folgt aus der ganzen Sache dieſes, daß man den Stink = Stein nicht unter den Kalk = Steinen allein ſuchen dürfe; man könnte daher, nach Hrn. **Schröter** Urtheil (7), den Leber = Stein einen feſten gypsartigen Stink = Stein nennen, und ihn dadurch von dem gewöhnlichen Stink = Steine, welcher kalkartig iſt, unterſcheiden.

Man hat einen harten Märgel, welcher ebenfalls den Nahmen Leber = Stein führt; das iſt aber nicht der Leber = Stein des **Cronſted**; er hat keinen ſtinkenden Geruch, ſondern nur die Farbe der Leber, und heißt daher Leber = Stein.

Nach **Cronſted** hat ſich beym Leber = Stein mit der gypſigen Erde ein brennbares Weſen vereinigt, und nun macht er darüber dieſe Anmerkung: „Die „Art, wie die Natur die Beſtand = Theile, die den „Leber = Stein ausmachen, vereinigt hat, möchte „vielleicht der gleich ſeyn, wenn man einen Kalk= „Stein auf den Röſt = Haufen der Schwefel = Kieſe „hinlegt. Der Schwefel hängt ſich alsdann, ſeinem „ganzen Weſen nach, an den Kalk = Stein; dieſer er= „hält dadurch einen ordentlichen Schwefel = Geruch. „Hingegen iſt im Gypſe nichts, als die vitrioliſche „Säure. Man ſieht auch in den Schiefer = Ballen „aus der andrarumſchen Alaun = Grube, wie der „Schwefel das im Schiefer häufig vorhandene Eiſen „an ſich gezogen, und einen Schwefel = Kies erzeugt „habe.“

Linné

(7) Im 3 B. ſeines lithol. Real = und Verbal = Lexikon, S. 382.

Linné und Gerhard nennen die Theile des Leber-Steines bituminös; Wallerius hingegen will auſſer den bituminöſen auch ſchwefelige Theile in dieſem Steine finden, und ſagt: daß eben der Schwefel den Leber = Stein von dem Stink-Steine unterſcheide ([8]).

Hr. Schröter erklärt die Entſtehung des unangenehmen Geruches des Leber-Steines alſo: „Eben „derjenige Zuſatz, der einen Kalk = Stein zum Stink-„Stein macht, eben der Zuſatz kann den Gyps-Stein „zum Leber-Stein machen. Es kann ſeyn, daß die „Gyps = Erde, ehe ſie noch zum Gyps = Stein ward, „mit dieſer ſtinkenden Materie durchdrungen war; es „kann ſeyn, daß ein Gyps = Stein mit dieſer Materie „geſchwängert wurde, da er ſchon ein Stein war; es „kann aber auch endlich ſeyn, daß ein kalkartiger „Stink = Stein durch eine hinzugekommene vitrioliſche „Säure in einen Gyps = Stein verwandelt wurde, da „er vorher ein Kalk = Stein war.“ Ueberhaupt hat der Gyps = Stein von Natur eine gute Anlage zu einem unangenehmen Geruche, weil die Vitriol-Säure die Kalk = Erde in Gyps-Erde verwandelt.

Alle oben angeführte Schriftſteller, den Linné ausgenommen, haben den Leber = Stein unter die Gyps-Steine geſetzt, und das iſt auch der Ort, der ihm gehört. Linné hat ihn unter dem Erd = Harze, dahin er aber nicht gehört, obgleich unter ſeinen Beſtand = Theilen bituminöſe Theile enthalten ſind. Nach Hrn. Hofr. Suckow ([9]), giebt die Schwer = Erde, in Verbindung mit Luft-Säure, und in Vermiſchung mit

(8) Videtur hic lapis, ſagt er: compoſitus a terra calcarea cum ſulphurea et bituminoſa intime commixtis et combinatis; eſt etenim acidum ſulphureum, quod hunc lapidem diſtinguit a lapide ſuillo.

(9) In Deſſen Anfangsgründen der ökon. und techn. Chymie, S. 412.

mit Berg-Oehl, nebſt Gyps, Thon und Kieſel-Erde, den Leber-Stein.

Der Leber-Stein findet ſich in verſchiedenen Varietäten. **Gerhard** hat eine einzige; er nennt ſie: Leber-Stein, welcher ganz dicht iſt, und glänzende Puncte hat, und ſetzt hinzu: Ein dergleichen dunkelgraues Flötz befindet ſich zu Burgoerner in der Grafſchaft Mansfeld auf dem ſechsten Philipp, welcher die Stelle des ſonſt daſelbſt gewöhnlichen Zech-Steines einnimmt, und über 6 Lachter mächtig iſt.

Cronſted hat mehr Arten. Bey ihm iſt der Leber-Stein überhaupt ſchuppenartig; ſeine Arten aber ſind folgende:

1. Mit groben Schuppen. Gelblich. Kongsberg, Oderberg in dem Stollen bey Gottes Hülfe in der Noth.

2. Kleinſchimmernd. Schwarz. Nierenweiſe, in der andrarumſchen Alaun-Grube.

Eben dieſe zwey Arten hat **Wallerius**, nähmlich:

1. Lapis hepaticus, particulis maioribus, micans.
2. Lapis hepaticus, particulis minoribus, nitens.

Gmelin hingegen hat folgende 4 Arten:

1. Dicht. Bey Burgoerner in der Grafſchaft Mansfeld. Er hat ſchimmernde Tüpfelchen, iſt aber übrigens feſter als Alabaſter, und läßt ſich ſchöner polieren.

2. Kleinſchimmernd. Nierenweiſe in der Alaun-Grube zu Andrarum in Schonen. Er iſt ſchwarz.

3. Grobſchuppig. Gelblich. Bey Kongsberg in Norwegen.

4. Blättericht, wie Spath. Gemeiniglich ſchwarz und kugelicht. Bey Andrarum in Schonen.

Noch ſetzt **Gmelin** hinzu: Dahin ſcheint auch der Leber-Kies oder Korf zu gehören, der in

Wür-

Würtenberg zur Verbeſſerung des Bodens in den Weinbergen mit Nutzen gebraucht wird, aber auf Getreide = Feldern nicht taugen ſoll. Er brauſet mit keiner Säure auf, und läßt ſich noch weniger auf der Scheibe drehen. Man findet ihn bey Rangendingen im Hohenzolleriſchen, bey Herrenberg, Tübingen, Stuttgard, vornehmlich bey Unter = Türkheim, zwiſchen Waiblingen und Schwaikheim in Würtenberg, gemeiniglich nahe bey Gyps, und ſehr oft Gyps und Alabaſter darin.

Wenn man ſich bemühen wird, mehrere Gypſe in Anſehung ihres Geruches zu unterſuchen, ſo dürften ſich gewiß mehrere ſtinkende Gyps=Steine finden, die man allerdings zu dem Leber = Steine rechnen kann.

Von einer bey Ober=Wiederſtedt, in der Grafſchaft Mansfeld, geſundenen Art Leber = Stein, ertheilt Hr. Paſtor **Meineke** (*) folgende Nachricht:

Hr. Hofr. Walch, in ſeinem Steinreiche, Th. 2, S. 37, und Hr. Cronſted, in ſeiner Mineralogie §. 24, gedenken beſonders dieſes Leber = Steins, und Lezterer ſagt ſchon in ſeinem erſten Verſuch der Mineralogie, daß er ihm dieſen Nahmen gegeben habe. Es iſt ein mit einem brennbaren Weſen und mit der Vitriol = Säure vermiſchter Kalk = Stein. Das erſte giebt ihm den übeln Geruch; das andere verurſachet, daß er mit ſauern Geiſtern nicht aufbrauſet. Er kommt alſo mit dem Sau = oder Stink=Steine darin überein, daß er eben ſo unangenehm riecht, wenn er gerieben wird, und folglich das brennbare, phlogiſtiſche oder ſchwefelartige Weſen mit demſelben gemein hat; iſt aber von ihm darin unterſchieden, daß es jenem an der Vitriol = Säure fehlt, womit dieſer hinlänglich geſättigt iſt, indem er mit Scheide = Waſſer nur ſehr wenig oder gar nicht brauſet. Er iſt alſo gleichſam ein Mittel=Ding zwiſchen Gyps = und Stink = Stein, wie Cronſted ſagt

(*) Im 13 St. des Naturforſchers, (Halle, 1779 gr. 8.) S. 160. fgg.

ſagt. Daß das brennbare Weſen die Urſache ſeines faulichten Geruches ſey, iſt mir unter andern auch daraus deutlich geworden, daß bey einem ausgeglüheten Stücke dieſes Steines der ekle Geruch deſſelben, nach angeſtellter Reibung, nicht weiter erfolgt. Eigentlich iſt dieſer Leber=Stein in einer Kalk=Schlotte eines hieſigen Schachtes, mitten unter vielen Gyps=Steinen gefunden worden. Seine anderweitige Beſchaffenheit unterſcheidet ihn aber ſowohl von dieſen, als auch von andern Leber=Steinen. Er beſteht aus runden, oft ovalen und nicht regulären, kleinern auch größern, ſchmutzig weißen Flecken, in einem ſchwarzen Grundſtoffe, der im Bruche etwas Schimmerndes und Spathartiges hat, und welcher eigentlich das brennbare Weſen enthält, dahingegen die weißen Flecke wirklich etwas gypsartig ſind. Im Anſchleifen giebt ihm die Vermiſchnng der ſchwarzen und weißen Stellen ein artiges Anſehen; doch behält die ſchwarze Farbe ziemlich die Oberhand.“

Von einigen andern Arten dieſes Steines meldet Derſelbe ferner Folgendes (*):

„Der Leber=Stein, iſt eine Stein=Art, die ſich hier (in Ober=Wiederſtedt) nicht ſelten findet, und doch in andern Erdſtrichen weniger gemein ſeyn muß, da Werner, in ſeiner Ausgabe von Cronſtedts Mineralogie, ſagt, daß er noch nicht Gelegenheit gehabt habe, dieſes Foſſil zu ſehen. Er iſt, wie ich ſchon beſchrieben habe, nichts anders, als ein wahrer Gyps=Kalkſtein, nur mit brennbarem Weſen vermiſcht, das ihm eben den ſchwefelleberigen Geruch giebt, wenn er geklopft oder gerieben wird. Es haben ſich aber davon bey Gelegenheit abgeteufter Schächte, ſonderlich im Burgoernerſchen, zum Rothenburgiſchen Berg=Amte gehörigen Revier, noch einige andere Gattungen gefunden. Eine Art iſt ganz ſchwarzgrau, und nicht ſo gefleckt, als diejenige, die ich ſchon beſchrieben habe, hat aber einen deſto ſtärkern Geruch, dergeſtalt, daß ob er ſchon in einer Teufe von 30½ Lacht. gebrochen wird, man dennoch den Geruch oben zu Tage aus, an der Mündung des Schachts riechen kann; ein Umſtand, den die

(*) Im 17 St. deſſ. (1782.) S. 51 fgg.

die Bergleute ſonſt kaum bey dem eigentlichen Stink-Steine wahrnehmen. Er iſt überaus feſt, und ob er gleich, wie zu vermuthen iſt, am Stahle kein Feuer giebt, ſo behaupten doch die Bergleute, daß er ſolches im Schachte thue wenn er mit Schlägel und Eiſen bearbeitet werde. Eine zweyte Art iſt, wie diejenige, davon ich ſchon ehemahls Nachricht gegeben habe, ſchwarzgrau und weiß melirt, hat aber einzelne, gleichſam iſolirte, dunkelgraue, ſelenitiſche, aber nicht ſehr durchſichtige Flecken Gyps-Spath, in der Größe eines Groſchens, die ihm ein tigerartiges Anſehen geben, daher man ihn auch wohl am hieſigen Ort mit einem neuen Nahmen Tiger-Kalkſtein nennt. Er bricht in einem von jenen ziemlich weit entfernten Schachte; und es erhellt alſo daraus, daß ſich eine Bank von ziemlicher Ausdehnung davon unter der Erde finden müſſe; iſt übrigens eben ſo feſt und hart, als die erſte Sorte. Die dritte Art iſt, meinen Gedanken nach, weit merkwürdiger. In dem Kunſtſchachte, König Friedrich, auf dem ſchon genannten Revier, traf man nähmlich eine Lage ſelenitiſchen hellen und durchſichtigen Gyps-Spath, oder ſo genannten Frauen-Eis, an, die wohl 2 Lachter mächtig war. Weiter unten ward derſelbe ſchwarzgrau, ſchmuzig, und mehr oder weniger undurchſichtig, welches von den eingemiſchten Unreinigkeiten herzurühren ſcheint. Und eben dieſes ſchwärzliche Frauen-Eis hat die, vielleicht anderwärts ſelten bemerkte Eigenſchaft, daß es wie Stink-Stein riecht, wenn es geſchabt oder gerieben wird; daher man ihn füglich ſtinkenden Gyps-Spath, oder Leber-Spath nennen könnte. Ich habe davon verſchiedene Varietäten. Ein Exemplar iſt mit hellem durchſichtigen Frauen-Eiſe genau verwachſen, doch ſo, daß beyde eben nicht in einander fließen, ſondern eine ſcharf abgeſchnittene Gränz-Linie haben. Im Durchſichtigen riecht er im geringſten nicht; aber ſobald ſich die ſchwarzgraue Lage anfängt, fängt ſich auch der Geruch an. Ein andres Exemplar iſt ſtreifig, und wechſelt mit dunkeln und helleren, ſchnurgeraden, etwa eine Linie, mehr oder weniger, von einander abſtehenden Strichen ab, welches ihm, gegen das Licht gehalten, ein ſehr artiges Band-ähnliches Anſehen giebt. In einer dritten Sorte iſt auf die ſchwärzliche Lage, horizontal, eine hellgrauere aufgeſezt, die aber Diagonal-Streifen

hat, welche mit jener horizontalen Lage ziemlich ſpitzige Winkel machen, und doch weicht dann der Bruch des Steins wohl wieder auf eine andere Art von der Richtung dieſer Streifen ab. Sollten die Streifen durch ein Sediment entſtanden ſeyn, ſo iſt mir die Erzeugung der Diagonal-Streifen nicht erklärbar. Uebrigens zerbricht er in rhomboidaliſche oft auch dreyeckige Stücke, findet ſich in ſchiefrigen Platten, die im Gebirge perpendikulär ſtehen, und kann in ſehr dünne Scheiben geſpalten werden. Merkwürdig iſt noch, daß unter dieſem ſtinkenden Gyps-Spathe ein mächtiger Flötz gewöhnlicher Gyps-Kalk liegt, der keinen ſchwefelichten Geruch hat, und dann erſt wieder der ganz ſchwarzgraue, ungefleckte, heftig riechende Leber-Stein kommt, denn ich zuerſt beſchrieben habe. Sehr begierig wäre ich, zu erfahren, ob ſich dergleichen ſtinkender Gyps-Spath nicht auch anderwärts finden ſollte.“

2. Leber-Stein, eine Art weicher Schiefer, den man bey Heilbronn am Wartberge, und hin und wieder in Würtenberg findet, und am ganzen Neckar zur Verbeſſerung des Bodens in Weinbergen, unter dieſem und dem Nahmen Kies, gebraucht. Er brauſet nicht mit Säuren auf, iſt grau, ſchwärzlich oder röthlich, und ſo weich, daß er zwiſchen den Fingern und an der freyen Luft zerfällt.

3. Leber-Stein, eine verderbte Benennung des Lavez- oder Topf-Steines, welcher eigentlich Leber-Stein, vom Lat. Lebes, heißen ſollte. Siehe Lavet-Stein, im LXVI Th., S. 566.

4. Leber-Stein, im Oeſtreichiſchen eine Benennung der Flur- und Gränz-Steine, ſ. oben, S. 339.

Leber-Stock, ſ. Liebſtöckel

Leber-Striezeln, eine Art Kuchen. Man rührt ein Par Löffel voll Mehl mit ſüſſer Milch zu einem dicken Teige an, macht ihn mit Eyern ziemlich dünn, und bäckt Flädchen daraus; hackt ferner Kalbs-Gänſe- oder Hühner-Lebern, wie man ſie hat; läſſet Butter in einer Pfanne zergehen, thut die gehackte Leber und etwas feines Mehl darein und kocht ſie ein we-

wenig über gelinden Kohlen, daß es zwar dicklich, die Leber aber nicht hart werde. Alsdann thut man kleine Roſinen, oder Peterſilie, dazu, und rührt, wenn es noch zu dünn iſt, etwas mehr feines Mehl darunter; würzt es mit Salz und Pfeffer, und ſchlägt Eyer dazu, bis es ſo dick wird, wie ein anderes Füllſel, und nichts davon heraus läuft. Von dieſem Füllſel ſtreicht man auf jedes Flädchen einen Löffel voll, überwickelt es wohl, daß nichts heraus kann, beſtreicht eine Pfanne ohne Stiel und Füße unten recht wohl mit Butter, ſetzt ſie auf eine Kohlen-Pfanne, und die gefüllten Flädchen recht dicht an einander darein, thut auch oben auf jedes Flädchen wieder ein Stückchen Butter, bedeckt die Pfanne mit einem eiſernen Deckel, thut ziemliche Gluth oder etwas Feuer darauf, daß es über ſich zieht, und kehrt die Flädchen, wenn ſie auf der einen Seite ſchön gelb zu werden anfangen, um, daß ſie auf der andern Seite eben ſo werden. Endlich nimmt man ſie heraus, und legt auf erſtbeſchriebene Weiſe wieder andere in die Pfanne, bis ſie alle gebacken ſind. Es iſt ein niedliches Eſſen.

Leber-Suppe. Mann nimmt ein Stück von einer Kalbs-Leber, reibt ſie fein, thut ſie in einen Topf, rührt es mit etwas Wein unter einander, und reibt es zuſammen, daß es zu einem dünnen Brey wird. Alsdann kann man es durch ein feines Tuch oder Sieb ſtreichen, mit Zucker, Zimmet, klein gehackten Citron-Schale, und, wenn man will, mit ein wenig Saffran durchkochen laſſen, mit ein Par Eyer-Dottern wohl abrühren, und es recht ſalzen; wenn man würflicht geſchnittenes und geröſtetes Weiß-Brod darein thun will, iſt die Suppe alsdann fertig.

Leberthal, Leberachthal, eine fruchtbare Gegend im Ober-Elſaß, an der Gränze von Lothringen, darin das Amt Markirch, und verſchiedene andere Oerter liegen.

liegen. Dieſes Thal hat vom Fluſſe Leber, welcher in die Ill fließt, den Nahmen, und wird daher im Lateiniſchen unrichtig Leporea und Leporacenſis vallis, genannt, welcher Nahme aus dem Franzöſ. Val de Lievre oder Liepvre, gemacht iſt. Der größte Theil gehört zum Herzogthum Lothringen. Man findet darin Kupfer- und Silber-Bergwerke, welche theils zu Lothringen, theils zu Rappoltſtein, gehören.

Leber-Thran, Thran, welcher aus den Lebern gewiſſer großen See-Thiere bereitet wird, und, weil er aus Bergen in Norwegen zu uns kommt, auch berger-Thran genannt wird; zum Unterſchiede von dem Speck-Thrane und Robben-Thrane.

Leber-Torte. Dazu wird vorher ein Torten-Boden von halb blätterigem oder mürbem Teige bereitet, in eine Torten-Pfanne gelegt, und eine Schicht von geſchabtem Speck, mit Salz, Pfeffer, guten Gewürzen und feinen Kräutern gewürzt, gemacht; alsdann legt man hierauf die fetten Lebern ordentlich bey einander, mit Hahnen-Kämmen, grünen Trüffeln, Muſſerons und Campignons, in die Mitte aber thut man ein Bündchen gute Kräuter, würzt es oben wie unten, bedeckt es mit Speck-Streifen und dünnen Kalbfleiſch-Scheiben, ſchließt die Torte mit einem Boden von eben dem Teige, macht Zierrathen umher, wie man es für gut befindet, beſtreicht ſie mit Ey, ſetzt die Torte in den Ofen, und läßt ſie gar backen. Sodann nimmt man ſie heraus, ſetzt ſie in eine Schüſſel, öffnet die Torte, nimmt die Speck-Streifen und Kalbfleiſch-Scheiben heraus, fettet ſie wohl ab, ſchüttet Schinken-Eſſenz hinein, bedeckt die Torte mit ihrem Deckel, richtet ſie warm an, und giebt ſie auf den Tiſch.

Leber-Venen, ſ. oben, S. 352, und 376.

Leber-Verhärtung und Verſtopfung, ſiehe oben, S. 483, fgg.

Leber-Verwachſungen, ſ. oben, S. 437.

Leber-Waſſerblaſen, ſ. oben, S. 499, fgg.

Leber-Wunden. Wenn die Leber verwundet, und ſolches durch das bloße Anſehen nicht zu erkennen iſt, ſo erkennt man es, 1. aus dem Orte der Verwundung, wenn nähmlich die äuſſere Wunde in der rechten Seite des Unterleibes unter den kurzen Rippen befindlich iſt; 2. an der Beſchaffenheit des aus der Wunde fließenden Blutes, als welches gemeiniglich mit etwas Galle vermiſcht iſt, denn es kann die Leber nicht wohl an irgend einem Orte verwundet werden, daß nicht auch zugleich die Gallen-Wege und Gänge (Pori & ductus biliarii) mit verletzt werden ſollten. 3. Ferner erkennt man die Verwundung der Leber an der Gelb-Sucht, wenn die Augen und die Haut des Körpers gelb ausſehen, welches von der verhinderten Abſonderung der Galle entſteht; wiewohl man dieſen Zufall alsdann nicht wahrnimmt, wenn nur die obere Fläche der Leber verwundet worden, ohne daß die Wunde tief in die Subſtanz derſelben gedrungen iſt. Die Leber-Wunden ſind nicht alle ſo gefährlich, und gar tödtlich, wie man ehedem geglaubt hat, ſondern man weis heutiges Tages aus vielfältiger Erfahrung, daß geringere Verletzungen dieſes Eingeweides allerdings möglich zu heilen ſind. Man hat aber unter ſolchen geringern Verletzungen nur diejenigen zu verſtehen, wo nur die äuſſere Fläche, und der erhabene oder convexe Theil der Leber verwundet iſt, ſo, daß keine große Gefäße dabey mit verletzt ſind; denn alsdann kann das Blut, welches heraus fließt, nicht in die Höhle des Unter-Leibes kommen, ſondern fließt zur äuſſern Wunde heraus; und auſſerdem kann man auch unmittelbar zu ſolcher Wunde kommen, und die Suppuration und Heilung befördern. Sie ſind alſo keinesweges an ſich tödlich, ſondern man bringt ſie zuförderſt mit Digeſtiv-Mitteln zur Suppuration,

her-

hernach aber vermittelſt balſamiſcher Mittel zur völligen Heilung; es müſſen aber die Charpie=Bäuſchchen, deren man ſich hierzu bedient, recht weich ſeyn, und man muß die äuſſere Wunde nicht damit verſtopfen, ſondern der Materie einen freyen ungehinderten Ausfluß laſſen. Tödlich aber ſind die Wunden der Leber, wenn ſolche tief in dieſes Eingeweide gedrungen ſind, ſo, daß weder das Blut heraus geſchaffet, noch die Wunde gereiniget werden kann; daher verhält ſich alsdann das Blut in der Wunde, es ſtockt, wird ſcharf, und bringt entweder den Brand zuwege, welchem der Tod gar bald folgt, oder es wird ein hektiſches unheilbares Geſchwür daraus, woran der Kranke nach einiger Zeit doch ſterben muß. Ferner ſind Leber=Wunden tödlich, wenn große Blut=Gefäße, als: die großen Aeſte der Hohl=Ader, der Pfort=Ader, und der Schlag=Ader der Leber, zugleich mit verletzt worden ſind, weil alsdann das Bluten auf keine Weiſe mehr zu ſtillen iſt. Endlich ſind ſie auch tödlich, wenn die Gallen=Blaſe und die Gallen=Gänge zerſchnitten ſind, da dann die Galle in die Höhle des Unter=Leibes ausläuft, welches den Tod nach ſich zieht.

Die Wunden der Leber haben die ſehr große Beſchwerde, daß dieſes Eingeweide ſich nicht ſehr entzündet, ſondern unter ſolchen Umſtänden an einem langwierigen und unbezwinglichen Ausfluſſe von Gauche leiden muß, wobey es nach und nach wegſchwärt, und durch den Stuhlgang mit colliquativem Durchfalle abgeht. Es ſind zwar alle Wunden der Leber gefährlich; allein viel gefährlicher ſind diejenigen, wobey der Abſtand der Leber von dem Bauch=Felle beträchtlicher iſt; daher wußten die Alten ſchon, daß die Wunden der convexen Oberfläche der Leber nicht ſo gefährlich ſeyn, als an der concaven. In jenem Falle kann man nähmlich die Gauche noch ausführen, in dieſem aber nicht ſo leicht. Da der Fall, da Kaltſchmied

ſchmied (*) eine Wunde der Leber geheilt hat, ſehr merkwürdig iſt, ſo führe ich denſelben hier mit des großen Mannes eigenen Worten an:

§. 1. Vir iuuenis optimae notae, Joach. Roeder, Lubecenſis, praeterito Anno Chriſti 1734, die 23 Aug. ad me defertur vulneratus, curamque medico chirurgicam poſtulat, quam adhibitam breui diſſertatione complecti conſtitui.

§. 2. Vulneratus 25 annos expleuerat, temperamento gaudebat cholerico-ſanguineo, vitae genere vſus erat modeſto, nec a regulis diaeteticis abhorrente. Corpus gracile animum, quantum vulnus patiebatur, inueſtiebat conſtantem, humores ſpondebat incorruptos.

§. 3. Vulnus in regione epigaſtrica duorum digitorum latitudine a cartilagine enſiformi in linea alba transuerſum apparebat, longitudine ſua latitudinem trium digitorum ſuperabat, copioſumque fundebat ſanguinem obſcurum et craſſum.

§. 4. In dextro vulneris fine ligamentum hepatis rotundum laeſum comparebat, accuratiori inſpectioni hepar ad pollicis latitudinem, ſecundum vulneris externi directionem, leuiter vulneratum & in cruore vulneris pulſus patebat, duoque filamenta lacerati peritonaei ſe offerabant, cumque ex dimenſione vulneris pateret vtrumque muſculum rectum dimidiam partem eſſe diſſectum, reſilientes diſſectae fibrae aperturam ſatis amplam efficiebant.

§. 5. Aeger mox anxietate praecordiorum & lipothymia correptus triſtem prae ſe ferebat faciem.

§. 6. Hepatis igitur vulnus multorum oculis ſe obiiciebat in parte hepatis concaua per tantum abdominis hiatum facillime cognoſcendum, nec tamen omnia poſtulata a multis ſigna apparebant. Et quenam? Vomitus birioſi et cruenti & ſimiles alui deiectiones, nec ſequebatur per Dei gratiam haemorrhagia lethalis.

§. 7.

(*) *Kaltſchmied* diſſ. de vulnere hepatis curato, cum disquiſitione in lethalitatem vulnerum hepatis. Reſp. *Wedekind*. Jen. 1735.

§. 7. Poſtulabat igitur vulneris noſtri cura, vt 1. praeſentia periculoſa ſymptomata fugarem; 2. ſolutionem continui reſtituerem.

§. 8. Praeſentia ſymptomata erant: haemorrhagia, lipothymia, anxietates praecordiorum, & dolores abdominis.

§. 9. Ad compeſcendam haemorrhagiam iniectio ſtatim fiebat ex ſpiritu quodam rectificatiſſimo, cum liqore ſtyptico Dipelii aplicatisque vulneri linteaminibus ſpiritu cochleariae & matricali impraegnatis, ligaturaque debita munitis, aperta ſimul vena mediana dextri brachii, cum pedes id medelae genus recuſarent.

§. 10. Admoto naribus aceto ſpicato exhibitaque potiuncula confortante ſemimortuus ad ſe redibat animumque reſumebat conſtantem, anxietates praecordiorum doloresque abdominis ſuperſtites querens.

§: 11. Neque haec duo poterant adeo veloci mutatione fugari. Diſſecta enim linea alba muſculique abdominis adſcendentes, deſcendentes, transuerſales et recti cum peritonaeo nec non ligamentum hepatis rotundum vtique a fibris diſſectis & reſilientibus tenſionem paſſa, dolores, et, quantum hi muſculi ad reſpirationem conferunt, nunc eiusdem difficultatem anxietatesque praecordiorum producebant.

§. 12. Interim blande reſoluentibus, temperantibus et bezoardicis (*) remediis, quantum ſtatus praeſens requirebat, ſuccurrebam, nec ſacculos paregoricos vulneri imponendos omittebam, abdomen ſaepius ſpiritu neruino ſimul fouendo.

§. 13. Nox imminebat, vbi aeger per aliquot horas placida fruitur quiete, expergefactus non niſi de dolore abdominis a vulnere verſus vmbilicum conquerens, pulſus tamen ſimul duritiem ſentit. Continuatis autem bezoardicis remediis adiectis traumaticis variae formae per diem melius ſe habet, paucumque quem permitebam, capit cibum.

§. 14. Vulnus tempore matutino apertum coagulato repletum ſauguine admittebat tamen iniectionem balſamicam ex eſſentia myrrhae, ſuccini, balſamo Peruviano

(*) Bozoardica waren 1735 ein Mode-Mittel, in unſern Zeiten aber ſind ſie nicht mehr Mode. K.

viano et Copaiuae. Aeger inuerſo ſitu in abdomen prouolutus, cum conſtanter hoc ſitu vti nollet, tentabatur, an quid extrauaſati ſanguinis cum Mixtura iniecta proflueret, cuius circiter drachmae duae proueniebant. Facta denuo iniectione applicatoque emplaſtro ſtypticoCrollii et ſuperimpoſitis ſacculis reſoluentibus hac vice aeger quieti reſtituebatur, tempore veſpertino eadem ratione vulnus tractatum & deligatum ſanguinem non amplius plorabat.

§. 15. Secundam igitur noctem eadem tranquillitate tranſegit, niſi quod tuſſicula quietem aliquando interturbauerit aluumque reddiderit.

§. 16. Tertia di ſanguis coagulatus cedere vulnusque ad maturitatem accedere coepit, neque methodo coepta pergere dubitauimus, aegro leuato quodammodo, praeter tuſſim; qui morbi ſtatus eandem & ſequenti nocte & die tenebat faciem.

§. 17. Nox tamen inquieta ſequitur, abdom en tumidum indureſcit, anxietas praecordiorum augetur, calorque intenditur, et aluus obſtruitur, & vrina ex fuſco rubra apparet, ſine ſedimento.

§. 18. Alium, niſi tuſſim, haec ſymptomata non agnoſcebant fontem. Diaphragma enim ſurſum cum impetu per vices commotum hepar eodem motu poſt ſe trahebat. Quo fiebat vt ligamentum rotundum laeſum tenderetur irritationemque grauiorem pateretur, hinc dolor verſus vmbilicum, quorſum tendit hoc ligamentum. Accedit quod eadem fabula in laeſo peritonaeo luderetur, doloresque circa vulnus augerentur, affluxus itaque maior humorum concitaretur, tumorque abdominis durus produceretur, & reſpiratio impediretur, hinc anxietas praecordiorum ſequeretur.

§. 19. Membranaceae & neruoſae igitur hae partes irritatae reliquum genus neruoſum vaſculoſumque in conſenſum trahentes, & ad fortiorem inordinatumque motum & conſtrictionem inuitantes, circulum ſanguinis intendunt febremque inducunt.

§. 20. Quinta igitur die cum primo diluculo vulnus conſiderarem, ligamentum hepatis tumidum doloroſumque (*) febril-

(*) Nach der damahligen Theorie. R.

fibrillasque diſciſſas corruptas, hepatis vulnus cruentum, incorruptum tamen, pulſu ſub cruore curioſo ſpectaculo vibrante, inueniebam.

§. 21. Ligamentum igitur hepatis circum circa turundis firmabam cum eſſentia myrrhae, ſuccini, balſamo peruuiano & oleo terebinthinae applicatis, ſingulisque quatuor horis id repetebam, vulneri hepatis eſſentiam myrrhae cum melle roſato cum ſiphone admouebam, turundamque molliſſimam filo ligatam, ne in cauitatem abdominis caderet, cum balſamo de Copaiua applicabam, vulnus abdominis linteaminibus discreptis ſpirituque matricali madefactis replebam, emplaſtro diachylo ſimplici firmabam, ſingulisque quatuor horis repetebam, & ad aërem temperandum inter ligandum carbones ignitos admouebam, ſacculosque emollientes & reſoluentes imponi curabam; abdomine ſimul ſaepius cum ſpiritu bezoardico & cochleariae inuncto & clyſtere emolliente & leniente adhibito.

§. 22 Internis medicamentis mixturae ſcilicet bezoardicae & traumaticae pulueri que bezoardico reſoluenti addebam emulſionem refrigerantem potiunculamque confortantem & anodynam.

§. 23. Quae ſolerter adhibita per diem, nox ſequebatur placida & quieta. Hora tertia nocturna vbi denuo vulnus deligabam, pus laudabile ab omni parte propullulans fibrillas & peritonaei & ligamenti rotundi corruptas ſponte abſtergebat remouerique faciebat, & optimam de recuperanda ſanitate ſpem dabat, Aeger omnia recenſita ſymptomata remota commonſtrabat, erectaque fiduciam teſtabatur fronte. Dolores fugati, tumor maximam partem remotus, partes corruptae ſeparatae, ſuccus nutritius praeſens, pulſus bonus, aluus aperta & vrina turbida mox ad naturalem magis accedens, omnem mali ominis metum eiiciebant.

§. 24 Sequenti igitur ſexto die erecto ſitu aegrum conſtituebam cum leuamine. Tempore matutino & veſpertino ipſum deligabam, iisdemque adhibitis iniectionibus balſamicis & applicato balſamo de Copaiua. Nec bonum diem prior ſequebatur nox, quam totam ſomno peregit placido,

§. 25.

§. 25. Ita decimus praeterlapſus dies, vbi hepar reſtitutum ligamentumque rotundum ſenatum ſecure vulnus externum claudi poſſe promittebat.

§. 26. Nec ad id perficiendum opus erat ſutura cruenta; cum tanta lymphae gelatinoſae afflueret copia, quae citiſſime hiatum replere & carne occludere poterat, dum modo id permittere ob laeſiones interiores e re fore crederemus.

§. 27. Continuatis igitur balſamicis ſupra laudatis decimo quinto die cicatrix perfecta nec indecora comparebat, paucisque diebus poſt, vt aeger libero frueretur aëre permittebam.

Schuß-Wunden der Leber ſind ſchwerer zu heilen, leichter noch die mit Seiten-Gewehr.

Leber-Wurm, ſiehe oben, S. 379, und 502, f.

Leber-Wurſt, eine Art Würſte von gehackter Leber und einigen Gewürzen. Siehe **Wurſt**.

Lebern, ein Zeit-Wort, welches im gem. Leben einiger Gegenden für laben und liefern oder geliefern üblich iſt. **Sich lebern**, gerinnen. Geleberte Milch, gelabte, oder geronnene. Siehe Geliefern, Th. XVII, S. 115; **Lab**, Th. LVIII, S. 8, und **Leber** 1, oben, S. 339.

Lebetage, ſiehe unten **Lebtage**.

Lebetags-Recht, Jus advitalitatis; ſ. eb. daſelbſt.

Lebet-Stein, Lebetum lapis; ſ. **Lavet-Stein**, im LXVI Th., S. 566.

Lebgün, ſiehe **Lobegin**.

Lebhaft, ein Bey- und Neben-Wort, **lebhafter**, **lebhafteſte**; L. agilis, alacer, impiger, vegetus, vividus; Fr. vif.

1. Leben habend, eine veraltete Bedeutung, in welcher libhaft noch bey dem **Ottfried** vorkommt; wofür jezt lebendig üblich iſt.

2. So wie man lebt, einem lebendigen Geſchöpfe völlig ähnlich; ein gleichfalls ungewöhnlicher Gebrauch, nach welchem man noch in einigen Gegenden

ſagt, jemanden ganz lebhaft abbilden, d. i. ſo wie er lebt. Im gem. Leben iſt dafür in einigen Fällen noch leibhaftig üblich.

3. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, einen vorzüglichen Grad der Bewegung und des Lebens habend.

(1) In mehr eigentlichem Verſtande. Ein lebhafter junger Menſch, welcher immer in Bewegung iſt. Der Mann iſt ſehr lebhaft. Lebhafte Augen. Es iſt in der Stadt ſehr lebhaft, wenn die Einwohner auſſer ihren Häuſern viele Geſchäfte haben. Der Handel wird ſehr lebhaft getrieben. Ein lebhafter Handel.

(2) Figürlich. a) Von Leidenſchaften und Empfindungen gebraucht, bezeichnet es einen merklichen Grad ihrer Stärke. Eine lebhafte Freude. b) Ein lebhafter Verſtand, welcher eine Sache ſchnell und deutlich begreift. c) Eine anſchauende Erkenntniß habend, und darin gegründet. Ein lebhafter Gedanke. Eine lebhafte Schreib-Art. d) Die lebhafte Geſichts-Farbe, die hohe Farbe, welche ein geſunder Menſch in ſeinen beſten Jahren zu haben pflegt. In noch weiterer Bedeutung, iſt eine lebhafte Farbe, eine jede Farbe, welche einen vorzüglichen Grad der Höhe und des Glanzes hat. Bey den Scharlach-Färbern, heißt lebhaft machen, Fr. aviver, oder zuweilen rancir, dem Rothen Feuer geben, oder machen, daß es in das Gelbliche oder Pomeranzenfarbige falle. Es geſchieht auf Wolle, vermittelſt ſaurer Sachen, als: rothen oder weißen Weinſtein, Weinſtein-Rahm, Eſſig, Citron-Saft, Scheide-Waſſer ꝛc. wovon man mehr oder weniger nimmt, nach dem die Farbe mehr oder weniger Orange werden ſoll.

In

In allen dieſen Fällen iſt lebhaft dem todt entgegen geſetzt, weil es, wie aus der erſten Bedeutung erhellet, eigentlich lebendig bezeichnete.

Daher die **Lebhaftigkeit**, L. Alacritas, Vivacitas; Fr. Vivacité, die Eigenſchaft eines Dinges, da es lebhaft iſt, in allen Bedeutungen des vorigen Wortes. Inſonderheit wird **Lebhaftigkeit** auch von glänzenden, ſtolzen, ſchimmernden und nicht gequälten Farben geſagt. Die auf ein Mahl gemahlten Bilder haben daher, wenn der Ton ihrer Farben gut iſt, eine bewundernswürdige Lebhaftigkeit.

In den ſchönen Künſten, wird das Wort **lebhaft** oft und in mancherley Bedeutungen gebraucht, die allemahl eine gute Eigenſchaft anzeigen. Lebhaft iſt, was viel Leben hat; das Leben aber beſteht überhaupt in einer innern oder eigenthümlichen wirkenden Kraft der Dinge. Aber es ſcheint, daß nicht die Größe, ſondern die ſchnelle Aeuſſerung dieſer Kraft den Nahmen der Lebhaftigkeit bekomme. Es giebt Menſchen von kalter Sinnes-Art, die mit ausnehmend ſtarker, und doch gelaſſener Kraft wirken, aber deswegen nicht unter die Lebhaften gezählt werden. Alſo ſcheint der Begriff des Lebhaften etwas Schnellwirkendes, oder einen geringen Grad des Feurigen, anzuzeigen.

Lebhafte Farben ſind helle Farben, die zugleich das Auge ſtark rühren, und etwas Glänzendes haben. Lebhaft in der Muſik, und in dem Tone der Rede, iſt das, was ſtark und zugleich ſchnell vorgetragen wird. Lebhaft iſt der Geiſt, der ſchnell faßt, und dabey ſchnell von einem Begriffe auf den andern kommt; aber dieſe Schnelligkeit, ohne Deutlichkeit der Vorſtellung, ſcheint bloß Flüchtigkeit zu ſeyn. Lebhaft iſt das Gemüth, welches ſtark, aber zugleich ſchnell empfindet, und eben ſo ſchnell von einer Empfindung

zur andern übergeht. Aus dieſen beyden Begriffen läßt ſich beſtimmen, was der lebhafte Charakter des Menſchen ſey.

Dem Lebhaften iſt zwar das Träge, auch das Kalte gerade entgegengeſetzt; doch ſcheint auch das Sanfte, Gefällige und Einſchmeichelnde ihm einiger Maßen entgegen zu ſtehen. Jenes widerſpricht dem Lebhaften ganz, und mißfällt meiſtentheils; dieſes macht einen gefälligen Gegenſatz, und iſt noch in ſeiner Art angenehm. In den ſchönen Künſten gefällt das Lebhafte eben ſo gut, als das Sanfte; jedes an ſeinem Orte, und in der genauen Uebereinſtimmung mit dem Charakter des Ganzen. Der Künſtler muß ſanft oder lebhaft ſeyn, nach Beſchaffenheit des Gegenſtandes, den er behandelt, oder der Vorſtellung und Empfindung, die er zu erwecken hat.

Die Lebhaftigkeit hat an ſich ſelbſt, ohne Rückſicht auf ihre Urſachen oder Wirkungen, etwas, das gefällt. Denn wie wir überhaupt Leben und Bewegung der Ruhe vorziehen, ſo gefällt es uns auch, wenn in dem Leben und in der Thätigkeit bisweilen einige lebhafte Augenblicke vorkommen. Indeſſen ſcheint es doch, daß die Lebhaftigkeit, ſowohl in dem Fortgange des Lebens, als in den Gegenſtänden des Geſchmackes, eigentlich nur als eine Würze zur Erhöhung der gewöhnlichen Vorſtellungen diene. In dem geſellſchaftlichen Umgange der Menſchen würde eine anhaltende Lebhaftigkeit ermüden; kommen aber bisweilen zwiſchen die gewöhnlichen Scenen des Lebens einige von größerer Lebhaftigkeit, ſo geben ſie dem Geiſte und dem Gemüthe einen neuen Schwung und neue Kräfte. Aber eine lange anhaltende Lebhaftigkeit ermüdet zu ſehr, hemmet die Wirkungen einer ruhigen Vernunft, und hindert den Menſchen, zu der Gründlichkeit und Standhaftigkeit zu kommen, deren er ſonſt fähig wäre. Man kann bey ganzen Völkern,

wie

wie bey einzelen Menſchen, die Beobachtung machen, daß eine allgemeine und anhaltende Lebhaftigkeit ſie nicht zu der Größe des Geiſtes und Herzens kommen läßt, der die Menſchen überhaupt fähig ſind.

Hieraus folgt, daß in Werken des Geſchmackes das, was man vorzüglich lebhaft nennt, ohne Nachtheil nicht allgemein werden darf. Es ſcheint, daß die neuern franzöſiſchen Kunſtrichter die Lebhaftigkeit für die erſte und vornehmſte Eigenſchaft eines guten Schriftſtellers halten; das erſte Lob, das ſie denen Schriften, die ihnen gefallen, geben, zielt meiſtentheils dahin ab; eine hinreißende feurige Schreib-Art iſt allemahl das, was ſie vorzüglich loben, aber es iſt gerade das, was man bey den Alten am ſeltenſten findet. So iſt auch ihre Inſtrumental-Muſik; und eben dieſer Geſchmack des Lebhaften findet ſich auch in ihren zeichnenden Künſten.

Der Menſch iſt nie lebhafter, als im Zorn und in der Freude; deswegen auch die Lebhaftigkeit der Gedanken und des Ausdruckes ſich am beſten zu dieſen beyden Leidenſchaften ſchicken. In der Rache kommen bisweilen beyde zuſammen, und alsdann entſteht eine ſehr große Lebhaftigkeit, wovon wir in folgender Stelle des Horaz (*) ein ſchönes Beyſpiel haben:

Audivere, Lyce, DI mea vota; DI
Audivere, Lyce; fis anus, et tamen
Vis formoſa videri.

Die Werke des Geſchmackes, deren Haupt-Charakter Lebhaftigkeit iſt, können den Nutzen haben, träge, kalte, auch zu ernſthafte Gemüther etwas zu ermuntern. Vorzüglich können lebhafte Lieder mit guten Melodien dieſe Wirkung thun. Es würde in manchem Falle für die Erziehung der Jugend vor-

(*) L. IV, 13.

theilhaft ſeyn, wenn man unter den gangbaren Werken der Dichtkunſt eine Anzahl ſolcher Lieder hätte, davon man zur Ermunterung der Gemüther, denen es an Lebhaftigkeit fehlt, Gebrauch machen könnte. Alles Scherzhafte, darin wahre Lebhaftigkeit herrſcht, wenn nur ſonſt nichts, was den guten Geſchmack beleidigt, darin iſt, kann zu dieſer Abſicht angewendet werden.

Die Lebhaftigkeit eines Geſellſchafters, gehört mit Recht unter die guten und vorzüglichen Eigenſchaften deſſelben. Durch ſie bringt er das Nützliche und Angenehme in den Zirkel, wo er ſich befindet; durch ſie giebt er der zur Unterhaltung der Geſellſchaft beſtimmten Zeit unvermerkt einen ſchnellen Fluß, und ſetzt ſich überhaupt in den Stand, zu Erlangung geſellſchaftlicher Endzwecke das brauchbarſte und zureichendſte Mittel zu werden. Es iſt daher dieſe Eigenſchaft, wegen ihrer ausgebreiteten Vortheile in Abſicht der Geſellſchaft jederzeit als ein untrieglicher Probier-Stein von der Tauglichkeit und Untauglichkeit eines Menſchen zur Geſellſchaft angenommen worden, dergeſtalt, daß nach dem darin üblichen Rede-Gebrauche, lebhaft ſeyn und einen guten Geſellſchafter abgeben; nicht lebhaft ſeyn und ſich nicht zur Geſellſchaft ſchicken, meiſtentheils gleichgeltende Redens-Arten ſind.

So allgemein aber die Menſchen darin übereinkommen, daß die Lebhaftigkeit ein unentbehrliches Stück in dem Charakter eines guten Geſellſchafters ſey, ſo uneinig ſind ſie in dem Begriffe und in ihren Urtheilen von der Lebhaftigkeit ſelbſt. Die Erfahrung iſt ein Zeuge hiervon. Eine Perſon wird oft von dieſen lebhaft genannt, welche von jenen für ſchläfrig, und noch von andern in Anſehung der Geſellſchaft gar für todt gehalten wird. Die verſchiedenen Vor-

ſtellungen von dem, was lebhaft heißt, ſind der Grund ſo verſchiedener Urtheile über eine und eben dieſelbe Perſon; und da nur eine davon die richtige ſeyn kann, ſo dürfte es wohl nicht undienlich ſeyn, dieſelbe unter ſo vielen verſchiedenen Begriffen aufzuſuchen, und, ſo viel möglich, zu beſtimmen, damit man theils wirklich lebhaften Perſonen dieſe Beſchaffenheit nicht auf eine ungegründete Weiſe abſpreche, theils aber auch andern auf keine unverdiente Weiſe beylege.

Will man dasjenige alſo angeben, was zu der geſellſchaftlichen **Tugend der Lebhaftigkeit** gehört, ſo wird man zuvor beſtimmen müſſen, was Leben überhaupt ſey, weil dieſelbe ohne dieſes nicht beſtehen kann. Das Wort Leben wird, wie ich im LXVI Th., S. 693, gezeigt habe, ſowohl von lebloſen, als lebendigen Dingen gebraucht, und hat alſo nach der Verſchiedenheit dieſes Gebrauches verſchiedene Bedeutungen, welche alle im Allgemeinen darin zuſammen kommen, daß Leben ſo viel heißt, als in Abſicht auf eine gewiſſe Sache wirkſam ſeyn. Das Leben einer Sache beſteht demnach in einer ſolchen Beſchaffenheit derſelben, nach welcher ſie, in einer gewiſſen Beziehung genommen, wirkſam iſt. Es wird mithin auch zur Lebhaftigkeit eine Beſchaffenheit erfordert werden, nach welcher in Abſicht eines gewiſſen Gegenſtandes eine Wirkſamkeit ſich äuſſert. Doch dieſes iſt noch nicht genug. Die Lebhaftigkeit iſt nicht einerley mit dem Leben; ſie ſchließt etwas mehr in ſich, und dieſes muß beſtimmet werden. Betrachten wir den Begriff des Lebens, ſo iſt darin der Grund der Wirkſamkeit noch nicht angegeben worden. Setzt man dieſen feſt, ſo bekommt man zwey verſchiedene Arten des Lebens, zu deren einer die Lebhaftigkeit gehört. Der Grad unterſcheidet ſich von einem andern durch das Größere und durch das Kleinere. Die Wirk-

ſamkeit einer Sache kann alſo eine größere und eine kleinere ſeyn. Wenn wir uns einen lebhaften Geſellſchafter vorſtellen, ſo werden wir nicht lange ungewiß ſeyn können, welcher Grad der Wirkſamkeit bey der Lebhaftigkeit zu ſetzen ſey. Wir werden, durch dieſen und durch andere Beyſpiele überführt, einhällig den höhern Grad der Wirkſamkeit bey der Lebhaftigkeit annehmen, und den kleinen, den geringern Grad derſelben der Schläfrigkeit überlaſſen. Dieſes voraus geſetzt, ſo kann man ſagen, daß die Lebhaftigkeit, überhaupt genommen, eine ſolche Beſchaffenheit einer Sache ſey, vermöge welcher ſie in Abſicht einer gewiſſen Sache in einem höhern Grade wirkſam iſt.

Man wird aus dieſem Begriffe ohne viele Mühe einſehen, was zur Lebhaftigkeit eines Geſellſchafters gehört; denn man darf nur an ſtatt der gewiſſen Sache, in Abſicht deren die Lebhaftigkeit geſchäftig iſt, den Begriff der Geſellſchaft ſetzen, ſo wird die **Lebhaftigkeit des Geſellſchafters** eine ſolche Beſchaffenheit deſſelben ſeyn, vermöge deren er in Abſicht der Geſellſchaft in einem höhern Grade ſich wirkſam beweiſet. Die Geſellſchaft läßt ſich nicht ohne einen Endzweck denken. Man kommt zuſammen, um eine gewiſſe Abſicht zu erreichen. Derjenige Geſellſchafter demnach, der ſich zur Erreichung des Endzweckes einer gewiſſen Geſellſchaft nicht in geringem Grade wirkſam bezeigt, verdient mit Recht den Nahmen eines **lebhaften Geſellſchafters.**

Die Endzwecke der Geſellſchaften ſind verſchieden. Man kann ſie aber überhaupt auf zwey Arten ſetzen, nähmlich auf gute, und böſe. Die Erfahrung lehrt, daß es in Abſicht der leztern eben ſo lebhafte Geſellſchafter geben könne, als in Abſicht der erſtern. Es wird demnach aus dieſem Geſichtspuncte eine doppelte Art der Lebhaftigkeit in Geſellſchaften erſchei-

ſcheinen: eine moraliſch gute, und eine moraliſch böſe. Dieſes wird uns Gelegenheit geben, den Begriff eines lebhaften Geſellſchafters etwas genauer zu beſtimmen. Derjenige, der ſich zur Erreichung eines böſen Endzweckes einer gewiſſen Geſellſchaft in derſelben ſehr geſchäftig beweiſet, der ſchwächt ſowohl bey ſich, als bey den übrigen Gliedern, welche in die böſe Abſicht der Geſellſchaft einſtimmen, die Fertigkeit und Kräfte zum Guten in einem hohen Grade. Er macht ſich und ſeine Geſellſchaft immer unwirkſamer zum Guten immer untüchtiger zur Tugend und zu den großen Abſichten vernünftiger Geſchöpfe. Der Verluſt aber von der Wirkſamkeit in Beziehung auf eine gewiſſe Sache, heißt, in der allgemeinſten Bedeutung, der Tod. Er tödtet ſich demnach nebſt ſeiner Geſellſchaft durch dieſe Art der Lebhaftigkeit auf eine moraliſche Weiſe. Eine Lebhaftigkeit aber, die mit Zernichtung einer Lebhaftigkeit in Abſicht auf das Gute verknüpft iſt, iſt eine unerlaubte, und in der That keine, ſondern nur eine ſcheinbare Lebhaftigkeit. Es wird demnach diejenige allein, welche zu Erlangung eines guten Endzweckes bloß beſchäftigt iſt, eine wahre genennet werden können, und derjenige allein lebhaft ſeyn, der dieſe leztere beſizt, oder zu Erreichung eines guten Endzweckes einer gewiſſen Geſellſchaft in einem höhern Grade wirkſam iſt.

Wo Endzwecke erreichet werden ſollen, müſſen Mittel angewendet werden. Allein, die Mittel ſind wieder von verſchiedener Art. Es giebt geſchickte und ungeſchickte Mittel. Auch in Anſehung dieſer muß die Lebhaftigkeit betrachtet werden, wenn man die Erkenntniß von derſelben genauer machen will. Geſchickte Mittel ſind ſolche Mittel, welche den Grund von der Wirklichkeit des Endzweckes enthalten; diejenigen aber, durch welche der Endzweck nicht er-

erlangt wird, ſind in Abſicht auf denſelben ungeſchickt. Es iſt nicht ſchwer, zu beſtimmen, welche Art der Mittel für die Lebhaftigkeit gehöre. Es ſind bloß die geſchickten. Wer ungeſchickte Mittel zu Erreichung eines Endzweckes in Geſellſchaften anwendet, der braucht entweder ſolche, die etwas anders bewirken, als der vorgeſetzte Endzweck erfordert, oder ſolche, die gar das Gegentheil von der geſellſchaftlichen Abſicht bewirken, oder ſolche, die ſehr wenig zu ihrer Erlangung beytragen. In allen drey Fällen beweiſet man ſich nicht in einem höhern Grade zu Erreichung eines gewiſſen geſellſchaftlichen Endzweckes wirkſam, man kann folglich nicht lebhaft ſeyn, ſondern man führt ſich in dem erſten Falle, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, in der Geſellſchaft wie ein Narr auf; im zweyten, als einen Störer derſelben; und im dritten, als einen Schläfrigen. Die geſchickten Mittel ſind allein hinlänglich, das Ziel der Geſellſchaft zu erreichen. Ein **lebhafter Geſellſchafter** iſt demnach ein ſolcher, der in einem höhern Grade bloß zu Erreichung eines **guten** Endzweckes einer Geſellſchaft durch **geſchickte** Mittel wirkſam iſt.

Die geſchickten Mittel ſind wieder von doppelter Gattung. Sie ſind entweder moraliſch gut, oder moraliſch böſe. Es iſt gar nichts Widerſprechendes, daß man böſe Mittel anwenden könne, um einen Endzweck, der an und für ſich gut ſeyn kann, dadurch zu erreichen. Wie viel Geſellſchaften findet man nicht, wo man das Vergnügen zur Abſicht hat, eine Abſicht, die auf keine Weiſe getadelt werden kann! und wo man böſe unerlaubte Mittel anwendet, um das Vergnügen zu erreichen? Allein, es iſt widerſprechend, daß alsdann eine an und für ſich gute Abſicht noch eine gute bleiben ſollte, wenn ſie durch unerlaubte Mittel wirklich wird. Der nothwendige Zuſammenhang zwiſchen der Wirklichkeit des Endzweckes, der,

außer

auſſer dem Zuſammenhange betrachtet, gut war, und von böſen Mitteln, die ihn hervorbringen, verdirbt alles Gute an demſelben, welches er auſſer der Verbindung hatte, und macht ihn, in Anſehung der Ausführung und Erlangung, zu einem böſen. Eine Geſellſchaft aber, darin moraliſch böſe Endzwecke wirklich werden, iſt in ſo fern ſelbſt moraliſch böſe, und die Lebhaftigkeit, die man in ſo weit äuſſert, iſt eine bloß ſcheinbare, und keine wahre. Moraliſch böſe geſchickte Mittel werden folglich keine Mittel eines lebhaften Geſellſchafters ſeyn können, ſondern er wird jederzeit den guten Endzweck einer Geſellſchaft durch geſchickte gute Mittel, in einem höhern Grade wirkſam, zu erreichen bemüht ſeyn.

Unter den geſchickten guten Mitteln, einen guten Endzweck wirklich zu machen, ſind einige ſo beſchaffen, daß ſie nicht mehr wirklich machen, als ein gewiſſer beſtimmter Endzweck erfordert, einige aber ſo, daß dadurch noch mehr wirklich wird, als der gewiſſe beſtimmte Endzweck in ſich enthält. Jene ſind ihrem Endzwecke genau angepaßte oder angemeſſene Mittel; dieſes überflüſſige, in ſofern ſie etwas noch über die Abſicht wirklich machen. Da die Lebhaftigkeit durch eine von dieſen beyden Gattungen der geſchickten guten Mittel wirkſam ſeyn muß, ſo möchte man nicht unbillig fragen, durch welche von dieſen Arten die wahre Lebhaftigkeit ſich wirkſam bezeigen müßte? Und in der That liegt auch ein neues Merkmahl einer wahren Lebhaftigkeit in der richtigen Beſtimmnng und Beantwortung dieſer Frage. Die Lebhaftigkeit iſt eine ſolche Beſchaffenheit eines Geſellſchafters, vermöge der er zu dem Endzwecke einer Geſellſchaft durch gute geſchickte Mittel wirkſam iſt. Aus dieſem Begriffe kann man einſehen, daß, wenn er nur in einem höhern Grade zu Erreichung des Endzweckes geſchäftig iſt, er nicht weiter verbunden werden könne; denn

er iſt nur zu Erreichung der geſellſchaftlichen Abſicht verpflichtet, aber nicht zu Bewirkung eines mehrern, das über dieſe hinaus geht. Die Weisheit, welche nichts umſonſt thut, miſcht ſich auch hier mit ein, um die Schranken einer wahren Lebhaftigkeit zu beſtimmen, und ſchließt die Einrichtung und Stärke der Mittel bloß auf die Erlangung der Abſicht ein. Da die Weisheit eine Tugend iſt, und die Lebhaftigkeit ebenfalls, ſo können ſie einander nicht aufheben, ſondern müſſen mit einander verbunden, ja die Lebhaftigkeit muß durch die Weisheit beſtimmet und eingerichtet werden, weil die Lebhaftigkeit, wenn ſie eine wahre und keine ſcheinbare iſt, gute Mittel zu Erreichung eines guten Endzweckes anwenden muß, die Weisheit aber eine Verbindung guter Mittel mit guten Endzwecken iſt. Die wahre Lebhaftigkeit muß demnach unter den geſchickten guten Mitteln einen gemeinſchaftlichen guten Endzweck zu bewirken, bloß ſolche wählen, die nicht mehr wirklich machen, als der beſtimmte geſellſchaftliche Endzweck leiden will und erfordert. Ueberſchreitet ein Lebhafter dieſe Schranken, und iſt wirkſamer als die Abſicht der Geſellſchaft es erfordert, und leiden will, ſo bleibt er nicht mehr lebhaft, ſondern er fällt in einen Fehler, den man die Ausgelaſſenheit zu nennen pflegt. Die Lebhaftigkeit hat alſo ihre Gränzen auf beyden Seiten, welche ſie nicht überſchreiten muß, wenn ſie auf der einen Seite nicht zur Ausgelaſſenheit, auf der andern aber nicht zur Schläfrigkeit werden ſoll. Ein lebhafter Geſellſchafter wird ſich vor beyden hüten, und, zu Vermeidung der leztern, in einem höhern Grade zu Erreichung der geſellſchaftlichen Abſicht wirkſam ſeyn, es aber, zur Vermeidung des erſtern, bloß durch ſolche, geſchickte gute Mittel ſeyn, die nicht mehr wirklich machen, als der jedesmahlige beſtimmte gute Endzweck der Geſellſchaft verſtatten will.

So

Soll ein lebhafter Geſellſchafter zu Erhaltung des Endzweckes durch dazu geſchickte Mittel wirkſam ſeyn, ſo muß er die Abſicht der Geſellſchaft ſtets vor Augen haben, die Mittel daraus erfinden, und ſich alsdann in die erforderliche Werkthätigkeit ſetzen. In ſeinen Handlungen muß eine Beziehung auf den Haupt-Endzweck und die unter demſelben begriffenen Neben-Endzwecke Statt haben. Es muß in ſeinen Handlungen nichts gefunden werden, was ohne alle Wirkung auf die geſellſchaftlichen beſtimmten Abſichten wäre, oder denſelben gar zuwider liefe. Es muß eine Uebereinſtimmung unter ihnen ſelbſt, ein Zuſammenhang zwiſchen ihnen und den unmittelbaren Abſichten, die ſie bewirken ſollen, und eine Harmonie unter allen dieſen mit den vornehmſten und Haupt-Endzwecken der Geſellſchaft ſeyn. Denn wie wäre es ſonſt möglich, daß der Endzweck der Geſellſchaft erreichet werden könnte, wenn die Handlungen nicht darnach eingerichtet würden? Durch dieſes Merkmahl unterſcheidet ſich die Lebhaftigkeit von der Flüchtigkeit, einer Beſchaffenheit, die gar zu oft mit der Lebhaftigkeit verwechſelt wird, und es eben ſo wenig iſt, als wenig ein Irrwiſch ein Licht iſt, welches einen Reiſenden ſeinen Abſichten gemäß führt. Die Flüchtigkeit ſetzt ſich keinen gewiſſen Endzweck vor, noch viel weniger leidet es ihre Beſchaffenheit, einen Haupt-Endzweck immer vor Augen zu haben, und daraus die Neben-Endzwecke, und nach denſelben die Handlungen als die Mittel, einzurichten. Es iſt ihr dieſes allzu mühſam und allzu langweilig. Sie liebt die Verſchiedenheit überhaupt, aber nicht die Verſchiedenheit, die nach gewiſſen Abſichten und Regeln geordnet iſt, und mit einer Haupt-Sache in einer genauen Verbindung ſteht. Sie entfernt ſich daher öfters von der Haupt-Abſicht der Geſellſchaft. Sie bringt nicht ſelten leere Handlungen in Beziehung auf dieſelbe

ſelbe zum Vorſchein; ja, was noch mehr iſt, ſie verführt oft zu Handlungen, die gerade das Gegentheil davon bewirken. Kurz, ein flüchtiger Geſellſchafter iſt ein ſolcher, der ſeine Wirkſamkeit nicht allein aus dem Haupt-Endzwecke der Geſellſchaft, darin er ſich befindet, beſtimmt. Ich könnte mich, zur Rechtfertigung dieſes Begriffes, auf die nur gar zu öftern Beyſpiele der Flüchtigkeit berufen; allein, ich will, zur Erläuterung deſſelben, eins anführen, um deutlicher zu werden.

Aeolus iſt ein Mitglied einer geſchloſſenen Geſellſchaft, in welcher die Erweiterung der Erkenntniß in den ſchönen Wiſſenſchaften der Haupt-Endzweck iſt. Man verſammelte ſich neulich in dieſer Abſicht zur beſtimmten Zeit. Die Stunde ſchlug. Aeolus kam, und mit ihm das Geräuſch. Er raſſelte an der Thüre, riß ſie auf, ſtürzte auf ſeine Geſellſchafter los, und ſchüttete mit einem ſchmetternden Lachen ſeine Complimente aus. Er warf ſeinen Degen ab, ergriff einen Lehn-Stuhl, legte ſich in denſelben hinein, und fing an ſich darin zu wiegen. Seine Beine hingen nachläſſig von dem Stuhle herab, und machten durch ihr abwechſelndes Schlagen an denſelben ein hölzernes Geläute. In den Mund faßte er einen Schlüſſel, den er bald auf-, bald unterwärts bewegte, und aus einer Hand in die andere flog ein Apfel, gleich einem Weber-Schiffchen, das von einer Seite nach der andern geworfen wird. Allein, er konnte dieſen Zuſtand nicht lange ertragen. Er ſprang auf, pfif eine Menuet, hüpfte in dem Zimmer herum, und trallerte eine Arie aus der Zauberflöte. Unterdeſſen fing man an zu leſen. Man geboth ihm Stillſchweigen. Er ſetzte ſich zu recht, und hörte zu. Doch zum Unglück hörte er ein Pferd wiehern. Seine ganze Aufmerkſamkeit war dahin. Er lief an das Fenſter, und ſahe dem Pferde ſo lange nach, als es ihm möglich war.

Er kehrte nach ſeinem Stuhle zurück, und weil es ihm zu gemein war, ſich wie andere Leute niederzuſetzen, ſo ſtellte er ſich auf den linken Fuß, und ſchwang den rechten über die Lehne des Stuhles, die eben nicht ſehr hoch war, hinweg, und fiel ſo in ſeine Lage; kurz, er ſetzte ſich auf ſeinen Stuhl nicht anders, als wie man ſich zu Pferde zu ſetzen pflegt. Als das geſchehen war, ſahe er ſich um, ob ihn auch jemand von den Anweſenden bewunderte, und, da dies nicht erfolgte, ſo fragte er, ob ſie auch dergleichen Künſte könnten, und ſtieg zu großer Verwunderung geſchwinde noch einmahl zu Stuhl. Nun war er ein wenig ruhig nach dieſem Auftritte. Die Geſellſchaft konnte eine Seite aus der Schrift, welche vorgeleſen wurde, ungeſtört anhören, bis auf der andern eine Beſchreibung von der Galanterie kam. Da hatte Aeolus kaum einige Perioden von der mahleriſchen Vorſtellung eines Schmuckes, der den Hals eines ſchönen Frauenzimmers zierte, vernommen, als er plötzlich herausfuhr, und zu den aufmerkſamen Zuhörern ſagte: das Pferd hatte keinen ſchönen Hals, es war ein Speck-Hals. Die Geſellſchaft murrete wider einen ſo ſchlechten Einfall, und legte ihm zum zweyten Mahl das Stillſchweigen auf. Er beobachtete es eine Zeitlang, doch unter verſchiedenen Bewegungen, die er den unruhigen Gliedern ſeines Körpers gab. Er trommelte mit den Fingern auf ſeinen beyden Knien. Er präſentirte das Gewehr mit einer länglichen Tobacks-Doſe. Er zog bald ein großes, bald ein kleines Geſicht, und hörte unter dieſen Abwechſelungen immer mit auf dasjenige, was vorgeleſen wurde; doch machte er noch kein Geräuſch. Jezt aber fieng er an, mit geballten Fäuſten auf ſeine Knie zu pauken; und weil er in ſeinen jüngern Jahren viele Zeit angewendet hatte, mit den bloßen Lippen den Ton einer Trompete nachzuahmen, ſo erinnerte er ſich dieſer ihm

beywohnenden Geſchicklichkeit, und trompetete dazu. Die ganze übrige Geſellſchaft wurde hierdurch aufgebracht, man hörte nichts als Unzufriedenheit, Verweiſe, Erinnerungen, und ein Gemiſch von zänkiſchen Stimmen. Aeolus aber ließ ſich hierdurch nicht irre machen, ſondern paukte und trompetete fort, wenn er ſich verantwortet hatte, und ſchien gleichſam durch dieſe kriegeriſche Muſik die Geſellſchaft zur Fortſetzung des Streites anfeuern zu wollen. Was dieſe nicht endigen konnte, endigte endlich ein anderer Zufall. Es wurde nähmlich von ungefähr ein Ochs vor dem Hauſe vorbey getrieben, und da dieſer nicht ohne Brummen fortſchritt, ſo hörte dieſes Aeolus. Aeolus iſt einer von denjenigen, die es für einen beſondern Vorzug eines Menſchen halten, die Stimmen der Thiere nachahmen zu können. Er hatte alſo kaum das Brummen gehört, ſo fieng er an mit dem Ochſen um die Wette zu brummen. Dieſes machte die Hunde, welche in dem Zimmer waren, aufrühriſch; ſie bellten. Aeolus hörte auf zu brummen, und fieng auch an zu bellen. Die Hunde bellten wieder, und das Getöſe ward ſo allgemein darüber, daß die Geſellſchaft aus einander gehen mußte; Aeolus aber lachte.

Ich habe dieſes Beyſpiel angeführt, um den Unterſchied des flüchtigen Geſellſchafters in Anſehung desjenigen, der eine wahre Lebhaftigkeit beſitzt, etwas ſinnlicher zu machen. Es enthält daſſelbe keine zuſammengeleſene Züge aus vielen beſondern flüchtigen Charaktern, ſondern in der That wirkliche, und manchen Geſellſchaftern ganz beſonders eigene, welche aber, wegen des auſſerordentlichen Grades der Flüchtigkeit, die Stelle einer Schilderung im Allgemeinen vertreten können. Aeolus hat Wirkſamkeit genug. Hände, Füße, Knie, Zunge, Lippen, alles iſt in Bewegung. Er iſt ſogar in einem

nem höhern Grade geſchäftig, zu dem Vergnügen der Geſellſchaft ſeinen Theil mit beyzutragen. Aber er iſt ein Störer derſelben; er verurſachet Unzufriedenheit und Mißvergnügen. Nun wird man denjenigen, der uns durch ſeine Geſellſchaft mißvergnügt und unzufrieden macht, der unſere Endzwecke ſtöret, niemahls unter die Lebhaften haben zählen hören. Aeolus wird alſo bey aller Verſchiedenheit ſeiner Handlungen nicht lebhaft genennet werden können, ſondern zu den Flüchtigen, ſeiner Aufführung wegen, gerechnet werden müſſen. Der Grund liegt darin, daß er viele Handlungen vornimmt, die nicht aus dem Endzwecke der Geſellſchaft, in der er ſich befindet, hergeleitet werden können, mithin ungeſchickte Mittel, denſelben zu erreichen, abgeben. Ein Lebhafter wird daher die Mittel, den geſellſchaftlichen Zweck zu erlangen, jedes Mahl aus ihm ſelbſt erfinden, und nach demſelben einrichten. Die Mittel denſelben zu erreichen, ſind nichts anders, als die Handlungen des Geſellſchafters; da nun die Handlungen verſchiedener Art ſind, ſo entſteht die Frage: was für Arten der Handlungen überhaupt ſchicklich ſeyn, um die Abſicht einer Geſellſchaft zu erreichen?

Alle Handlungen eines Menſchen müſſen überhaupt entweder von der Seele allein, oder zugleich von ihr durch den Körper verrichtet werden. Die Handlungen ſind demnach entweder körperliche, oder ſolche, die ohne Beyhülfe des Körpers geſchehen. Ein Geſellſchafter ſoll ſeinen Theil beytragen, um die Abſicht der Geſellſchaft zu erreichen; dieſes erfordert Handlungen einer vernünftigen Seele, und da dieſes nicht ohne körperliche Handlungen geſchehen kann, ſo müſſen dieſe mit den Handlungen der Seele verbunden werden. Handlungen der Seele und Handlungen des Körpers ſind alſo die zwey Haupt-Arten der Mittel, wodurch ein lebhafter Geſellſchafter wirken

ſam ſeyn muß. So viel die Seele Kräfte und Vermögen hat, ſo viel giebt es wieder beſondere Arten der Handlungen der Seele. Es werden folglich Handlungen der Empfindungs-Kraft, der Einbildungs-Kraft, des Erdichtungs-Vermögens, des Gedächtniſſes, des Witzes, des Verſtandes, des Urtheilungs-Vermögens und der Vernunft, Statt haben, und einem lebhaften Geſellſchafter, von Seiten ſeines Verſtandes, nach Erforderniß der Geſellſchaften den Endzweck derſelben zu erhalten, behülflich ſeyn müſſen. Von Seiten des Willens giebt es Handlungen, die aus einer deutlichen Einſicht in Bewegungs-Gründe erfolgen, aber auch ſolche, die man Triebe und Affecten nennt. Die Affecten ſetzen die Seele in einen lebhaften Zuſtand; ſie werden alſo, durch die Regeln der Vernunft regiert, kein unſchickliches Mittel ſeyn, deſſen ein lebhafter Geſellſchafter im nöthigen Falle ſich bedienen kann, ſo wie bey andern Gelegenheiten die übrigen Wirkungen des Willens von ihm glücklich werden angewendet werden können. Wenn die Handlungen der Seele, welche gegen Andere an den Tag gelegt werden, die gehörige Wirkung haben ſollen, ſo müſſen die Handlungen des Körpers denſelben gemäß eingerichtet werden. Die Geſchicklichkeiten des Körpers, und die den Handlungen der Seele gemäß beſtimmten Bewegungen der Augen, der Hände, der Füße, und des ganzen Körpers, die Mienen, die Rede, der Ton, die Ausſprache, und alle andere durch Uebung erlangte Fertigkeiten, werden, die Wirkungen der Seele zur Lebhaftigkeit zu erheben, vornehmlich erforderlich ſeyn. Alle dieſe verſchiedene Arten der Handlungen werden zur Lebhaftigkeit weit geſchickter ſeyn, wenn in ihnen eine Fertigkeit herrſcht, als wenn ſie langſam verrichtet werden. Ich habe dieſes etwas umſtändlicher deswegen aus einander geſetzt, um den Ausdruck: in einem

nem höhern Grade wirkſam ſeyn, erklären zu können. Dieſer bedeutet nichts anders, als: viele verſchiedene Arten von Fertigkeiten der Seele und des Körpers zu Erreichung des geſellſchaftlichen Endzweckes anwenden.

Wenn man nun die bisher einzeln angegebenen Merkmahle von dem lebhaften Geſellſchafter zuſammen nimmt, ſo kann man ihn vollſtändiger folgender Maßen beſchreiben; daß er ein ſolcher Geſellſchafter ſey, der zu Ereichung eines guten geſellſchaftlichen Endzweckes durch Anwendung vieler verſchiedener hierzu dienlicher Arten von guten Fertigkeiten der Seele und des Körpers wirkſam iſt.

Man kann aus dieſem Begriffe verſchiedene Folgen herleiten, welche theils die Eigenſchaften desjenigen betreffen, der ſich dieſe Tugend erwerben will, theils die Mittel, die man anzuwenden hat, darzu zu gelangen. Ich will nur einige herausziehen, die zu dieſer Sache dienen.

1. Da ein lebhafter Geſellſchafter nur zu guten Endzwecken wirkſam iſt, welche in einer Geſellſchaft angenommen worden ſind, ſo kann kein lebhafter Geſellſchafter in böſen Geſellſchaften Statt haben. Und da es unter dem menſchlichen Geſchlechte viele böſe Geſellſchaften giebt, ſo folgt, daß, ſo lange Laſter und Tugend den Erdboden theilen, niemand eine allgemeine Lebhaftigkeit erlangen, oder ſich in allen Geſellſchaften ohne Unterſchied lebhaft betragen könne, wenn man unter dieſem Worte eine wahre Lebhaftigkeit verſteht, und die ſcheinbare nicht mit darunter begreift.

2. Folgt hieraus, das diejenigen, welche zu ihrem Handlungs-Grunde in Geſellſchaften annehmen, keine Geſellſchaft zu verderben, nicht die wahre, ſondern eine ſcheinbare Lebhaftigkeit beſitzen, weil ſie in böſen Geſellſchaften moraliſch böſe ſind, und in guten

Geſellſchaften eben deswegen nicht tugendhaft ſeyn können, ob ſie ſich gleich ſo ſtellen.

3. Ferner muß derjenige, der die wahre Lebhaftigkeit beſitzen will, gute Fähigkeiten von Natur erhalten haben, ſolche aber nicht roh und unbearbeitet liegen laſſen, ſondern die dadurch erlangten Fertigkeiten immer mehr und mehr zu vergrößern ſuchen. Denn ein lebhafter Geſellſchafter muß viele verſchiedene Arten von Fertigkeiten verbinden, um die Abſicht ſeiner Geſellſchaft zu erreichen; Fertigkeiten aber ſetzen Fähigkeiten voraus. Hieraus folgt, daß derjenige, der nicht viele Fähigkeiten von Natur empfangen hat, eine nur ſehr eingeſchränkte und kleine Lebhaftigkeit erhalten, derjenige aber, der viele empfangene Fähigkeiten nicht ausbeſſert und zu Fertigkeiten erhebt, keine große erreichen könne, ob er gleich die Anlage dazu hat; daß derjenige, der ſeine Fertigkeiten verliert, den Grad ſeiner Lebhaftigkeit nach dem Grade des Verluſtes ſchwäche, und derjenige, der ſeine Fertigkeiten vermehrt, ſeine Lebhaftigkeit nach dem Grade der Vermehrung vergrößere, mithin es keinen Widerſpruch in ſich ſchließe, daß jemand, der zuvor nicht lebhaft war, es nachher noch werden könne.

4. Derjenige, der ein Beſitzer der wahren Lebhaftigkeit ſeyn will, muß eine gereinigte Vernunft und ein ſcharfes Urtheilungs-Vermögen haben; denn er ſoll die Endzwecke der Geſellſchaften beurtheilen, und ehe er ſich in Wirkſamkeit ſetzt; unterſuchen, ob ſie auch moraliſch gut ſind. Nun giebt es ein ſcheinbares und ein wahres Gute; beydes wird gemeiniglich mit einander verwechſelt. Es iſt daher eine Schärfe des Urtheiles nöthig, um die Verwirrung zu entdecken, und das Blendende in dem Scheine zu vermeiden.

5. Der

5. Der Beſitzer einer wahren Lebhaftigkeit muß einen gebeſſerten Willen haben; denn er ſoll durch Handlungen den Endzweck erreichen, dieſe aber können ohne den Willen nicht vollbracht werden. Dieſer aber muß gebeſſert ſeyn, damit er nicht zu Erreichung eines moraliſch böſen geſellſchaftlichen Endzweckes mit wirke, und von der wahren zur ſcheinbaren Lebhaftigkeit verführet werde, ſodann aber auch bey guten Endzwecken ſich vor böſen Handlungen hüten könne.

6. Ein Beſitzer der wahren Lebhaftigkeit muß geſchwinde und geübt im Erfinden ſeyn, mithin eine gute Erfindungs-Kraft haben; denn er ſoll den Endzweck der Geſellſchaft durch gute geſchickte Mittel zu erreichen, nach ſeinen Kräften bemühet ſeyn, die Mittel aber und deren Tauglichkeit ſind jederzeit aus dem Endzwecke zu ſchließen und herzuleiten. Sind aber die Mittel gefunden, ſo gehört auch eine geſchickte Verbindung und Anwendung derſelben dazu, wenn die Erreichung des Endzweckes Statt haben ſoll. Es muß daher

7. ein Beſitzer der wahren Lebhaftigkeit Klugheit beſitzen; denn die Klugheit iſt die geſchickte Anwendung der durch die Weisheit erfundenen Mittel. Man wird es oft aus der Erfahrung wahrnehmen, daß jemand Fähigkeiten in keinem geringen Grade beſitzt, daß er Fertigkeiten von verſchiedenen Arten hat, daß er nicht langſam im Erfinden iſt, aber die erfundenen Mittel nicht geſchickt verbinden und auf die Erreichung des Endzweckes anwenden kann. Die Klugheit iſt es, die aus der ganzen Menge der Fertigkeiten, die ein lebhafter Geſellſchafter ſich erworben hat, diejenigen in Anwendung bringt, die man bey jedesmahligem Vorfalle nöthig hat. Sie iſt es, die von den ſich zudrängenden Einfällen des Witzes nur diejenigen wählt, welche den wahren Charakter deſſelben

ben an ſich tragen, und läßt uns niemahls in den Fehler verfallen, den diejenigen begehen, die, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, in den Tag hinein ſchwatzen, oder unvernünftiges Zeug plaudern. Sie macht uns vorſichtig, daß wir durch unſere Worte und Mienen niemand beleidigen, und lieber unſere unzeitigen und zweydeutigen Einfälle, als unſere Freunde, verlieren mögen. Sie iſt eine der unentbehrlichſten Gefährtinnen eines lebhaften Geſellſchafters, wenn er dieſen ehrenvollen Nahmen behaupten, und in der Geſellſchaft eine harlequinmäßige Aufführung vermeiden will.

8. Weil ein lebhafter Geſellſchafter immer den Endzweck der Geſellſchaften vor Augen haben muß, ſo muß er dasjenige, was ihn daran hindern kann, aus dem Wege räumen. Denn wofern dieſes nicht iſt, ſo kann er nicht in dem gehörigen Grade zu Erreichung des Endzweckes wirkſam ſeyn. Er muß daher in der Geſellſchaft frey von Zerſtreuung, frey von fremden Gedanken ſeyn. Er muß ſeine häuslichen Beſchäftigungen und Sorgen, welche ſich dazu nicht ſchicken wollen, nicht mit bey ſich tragen. Er muß Herr über ſeine Leidenſchaften ſeyn, damit er durch den hohen Grad ihrer Unbändigkeit nicht von dem Ziele abgewandt, und in Einrichtung der Mittel nach dem Endzwecke gehindert werde. Da die Furcht und Blödigkeit in Gegenwart Anderer große Hinderniſſe in der Aufmerkſamkeit auf die gegenwärtigen Umſtände ſind, in denen man ſich befindet, ſo wird ein Lebhafter auch von dieſen ſich vor andern frey zu machen haben, und ſich einer anſtändigen Freymüthigkeit und der Gegenwart des Geiſtes befleißigen müſſen.

9. Je mehr jemand weis, je mehrere Fertigkeiten jemand hat, je verſchiedener Art diejenigen Dinge ſind, die er weis, je geſchickter er in der Verbindung aller dieſer Dinge iſt, deſto lebhafter kann er ſeyn.

Es

Es giebt daher verſchiedene Grade der Lebhaftigkeit. Dasjenige Alter demnach, worin man die mehreſte Kenntniß, die meiſten Fertigkeiten hat, darin beyde Theile in Abſicht auf ihre Verſchiedenheit die ſtärkſten ſind, iſt das lebhafteſte in Abſicht auf die andern. Daher verringert dasjenige Alter, in welchem die Gemüths-Kräfte ſchwächer werden, und der Körper ſowohl, als die Seele, ihre Fertigkeiten dem Grade nach verlieren, die Lebhaftigkeit, und man ſieht daher, warum alte Leute gemeiniglich nicht mehr ſo lebhaft ſind, wie ſie es in jüngern Jahren waren.

10. Die Erfahrung lehrt, daß, wenn man eine Fähigkeit, oder etliche allein, anbauet, die andern dadurch ſtumpf werden. Wer das Gedächtniß meiſtentheils übt, und die Urtheilungs-Kraft nachſetzt in der Uebung, der wird ſtumpf im Urtheilen; und eben ſo wird das Gedächtniß durch den Mangel der Uebung geſchwächt, wenn man dieſelbe bloß auf die Urtheilungs-Kraft richtet. Gleiche Bewandtniß hat es mit den andern Kräften der Seele. Ein Verſtand, der ſich bloß oder mehrentheils mit allgemeinen Dingen beſchäftigt, wird ſtumpf zu den ſinnlichen; und eine Seele, die ſich vorzüglich mit dem Sinnlichen beſchäftigt, kann ſich nicht wohl zu dem Allgemeinen erheben. Wer demnach ſeine Lebhaftigkeit nicht ſchwächen, ſondern ſie im Gegentheil vermehren will, der übe weder bloß die Kräfte der höhern Erkenntniß-Vermögen, noch allein die untern Seelen-Kräfte, noch auch allein die Kräfte des Körpers, ſondern gebe den Uebungen in allen dieſen ein ſolches Verhältniß, daß keine Fertigkeit und keine Fähigkeit, der andern wegen, merklich leide, weil er ſonſt durch Schwächung und Zernichtung gehabter Fähigkeiten die Sphäre ſeiner Lebhaftigkeit enger und kleiner macht. Ein lebhafter Geſellſchafter aber iſt verbunden, ſie immer, ſo viel möglich, größer und weiter zu machen.

11. Der Begriff der Lebhaftigkeit lehrt uns, daß ſie eine praktiſche Tugend eines Geſellſchafters ſey; die Vortheile alſo, die von einer praktiſchen Erkenntniß überhaupt zu erwarten ſind, werden auch hier durch die Ausübung dieſer Tugend in Geſellſchaften zu erwarten ſeyn. Damit man aber die Ausübung derſelben ſich erleichtere, muß man ſolche Geſellſchaften wählen, in denen man nach dem jedesmahligen Maße ſeiner Fähigkeiten und erlangten Fertigkeiten lebhaft ſeyn kann. Denn wählt man ſolche, die auſſer der Sphäre eines gewiſſen Grades der Lebhaftigkeit liegen, ſo kann man als ein lebhafter Geſellſchafter nicht zum Endzwecke der Geſellſchaft mit wirkſam ſeyn, man bleibt ein ſtummer Zuhörer, und wird ſich und der Geſellſchaft oft zur Laſt. Aus der Ausübung dieſer Tugend ſelbſt wird man alsdann für ſich noch beſonders die Hinderniſſe und die Mängel entdecken können, welche die Lebhaftigkeit hindern und unvollkommen machen. Man wird alsdann überzeugt werden können von dem Grade ſeiner Urtheilungs-Kraft, nach dem man aus den Wirkungen ſeiner eigenen Handlungen bey den Geſellſchaftern ſieht, ob man geſchickte Mittel gewählt habe, oder nicht. Man wird aus der Geſchwindigkeit oder Langſamkeit ſeiner Handlungen ſchließen können, ob man das gehörige Maß von der Gegenwart des Geiſtes, von der feurigen Einbildungs-Kraft, von dem Witze, und den andern dazu erforderlichen Gaben, habe. Denn wenn unſere Kräfte von Andern in Wirkung geſetzt werden, ſo offenbaret ſich uns ihr Vermögen weit deutlicher, und gewiſſer, als wenn wir uns ohne Proben und Prüfungen ihren Gehalt vorſtellen. Der Witz eines Geſellſchafters überfällt uns von ungefähr; wir werden verwirrt, wir antworten, und antworten ſo, daß wir uns noch mehr verwickeln; wir haben Mühe, uns aus dem Netze heraus zu ziehen. Wie lehrreich können

nen nicht ſolche Zufälle für einen nachdenkenden lebhaften Geſellſchafter werden! Was für Ermunterung giebt uns nicht ein Fehltritt, der uns ſo theuer zu ſtehen gekommen iſt, auf das Künftige die ſchlüpfrige Bahn zu vermeiden, und uns von der Seite zu verſtärken, wo es uns noch fehlt! Jener weiſe Ausſpruch: lerne dich ſelbſt kennen! iſt einem Geſellſchafter in Abſicht der Lebhaftigkeit ungemein vortheilhaft; und er kann ſich nicht beſſer kennen lernen, was dieſen Punct betrifft, als wenn er in Geſellſchaften iſt, und ſich bemühet, lebhaft zu ſeyn. Seine eigene Fehltritte werden ſichere Führer für ihn auf die Zukunft werden. Die Muſter Anderer werden ihn ermuntern, und zugleich unterrichten. Die Fehler Anderer werden ihn warnen können. Die Uebung aber in der Lebhaftigkeit ſelbſt wird ihn geſchickter und ungezwungener, mithin auch angenehmer in dieſer Art der Aufführung machen.

12. Vielleicht will man wiſſen, welche Temperamente ſich am beſten zur Lebhaftigkeit ſchicken. Ich kann aus dem, was ich von den Eigenſchaften eines lebhaften Geſellſchafters geſagt habe, überhaupt antworten, daß diejenigen ſich am beſten zur Lebhaftigkeit ſchicken, die mit den mehreſten Fähigkeiten, in Anſehung des Verſtandes, des Willens und des Körpers, verbunden ſind. Allein, wenn ich weiter beſtimmen ſoll, ob es das ſanguiniſche, oder choleriſche, oder das phlegmatiſche, oder das melancholiſche ſey, ſo werde ich dieſe Beſtimmung unerörtert laſſen. Ich habe bemerkt, daß wenn von der Güte der Temperamente, und ihrem Verhältniſſe gegen eine Vollkommenheit des Verſtandes oder des Willens, die Rede geweſen iſt, man oft durch Angabe und Benennung desjenigen, welches das beſte für dieſe oder jene Vollkommenheit wäre, Gelegenheit bey den Leſern gegeben hat, ihre Eigenliebe rege zu machen, und daß man

man unſchuldiger Weiſe die Urſache geweſen iſt, daß ſie ſich ein Temperament beylegten, welches ſie doch nicht gehabt haben, bloß, um von der Anzahl derer nicht ausgeſchloſſen zu ſeyn, die, ihrem Temperamente nach, den nächſten Anſpruch auf dieſe oder jene Vollkommenheit hatten. Ich befürchte von der gegenwärtigen Beſtimmung ein gleiches. Denn die Lebhaftigkeit iſt eine von denen Eigenſchaften, um deren willen man leicht ſein wahres Temperament verkennen, und ein derſelben gemäßeres annehmen mag, um ein näheres Recht zu ihrem Beſitze ſich einzubilden. Ueberdies möchte man aus einer ſolchen Beſtimmung Andern dieſe geſellſchaftliche Tugend deswegen abſprechen, weil ſie dieſes oder jenes Temperament nicht beſäßen, und ſie Andern, weil ſie dieſes oder jenes Temperament hätten, beylegen, welches in beyden Fällen ungegründet ſeyn würde. Ich will daher lieber ſchweigen. Ich weis, man wird den Phlegmaticum und Melancholicum gewiß nicht darzu rechnen.

13. Ob ich auch die Spiel-Geſellſchaften der Lebhaftigkeit fähig halte? Ich ſollte es meinen, denn es fallen ja Abwechſelungen genug dabey vor. Man darf nur auf die Geſichtszüge und Bewegungen der Spielenden Acht haben, ſo verändern ſie ſich öfter, als das Wetter im April. Hier zieht ſich auf der Stirn des einen ein Gewitter zuſammen, und ein Fluch oder Schwur donnert aus dem Munde heraus; dort ſchielt die Gewinnſucht und die Neugierde in die Karte des Andern. Hier hört man ein ſpöttiſches Gelächter; dort mit Fleiß verſprochene Worte, die der Spiel-Gebrauch eingeführt hat. Bald erhebt ſich die Zankſucht, bald dringt der Widerwille ein. Iſt ein Geſellſchafter im Spiele ſchuld daran, daß das Spiel gewonnen wird, ſo hält ihm der andere ſeinen Fehler vor, den er doch das nächſte Mahl ſelbſt begeht, und dadurch dem erſtern wieder Urſache giebt,

mit ihm zu zanken. Ein anderer ſchmeißt die Karten weg, und will nicht mehr ſpielen; er ſteht auf, ſetzt ſich wieder, und ſpielt wieder. Ein anderer ſchimpft. Man ändert die Art des Spieles. Zuvor ſpielte man erlaubte Spiele; man ſchreitet zu unerlaubten. Iſt nicht in ſolchen Spiel-Geſellſchaften Abwechſelung genug? Iſt dieſes alles nicht lebhaft? — Nein, nicht ſo lebhaft, als in denjenigen Spiel-Geſellſchaften, wo alles dieſes wegfällt.

Lebinichen, oder **Lübinichen**, ein der Herrſchaft Storkow eingepfarrtes Dorf, im oberſächſiſchen Kreiſe, von welchem ein kleiner See den Nahmen hat, der zwiſchen dem ſtorkowſchen und lebinichenſchen Felde und riplosſchen Buſch liegt. Vormahls iſt aus demſelben durch den neuen Flöß-Graben oder ſtansdorfer Canal, Holz geflößet worden.

Lebida, ſiehe **Lebeda**, im LXVI Th., S. 678.

Lebitz, ein Marktflecken in Ungarn; ſiehe **Laibitz**, im LIX Th., S. 19, f.

Leblos, ein Bey- und Neben-Wort, **lebloſer**, **lebloſeſte**, L. inanimatus; Fr. inanimé. Man nennt **leblos** dasjenige, was kein Leben, d. i. keine eigene Bewegungs-Kraft, hat, im Gegenſatze des **lebend**; **todt** nennt man dasjenige, was des Lebens beraubt iſt. Wenn man alſo von einem Dinge ſagt: es iſt todt, ſo ſetzt dieſes allezeit voraus, daß es ein Leben gehabt habe, und nun deſſelben beraubt ſey. **Leblos** hingegen kann man auch von ſolchen Dingen ſagen, welche niemahls ein Leben gehabt haben. Man ſagt von einem Menſchen: er iſt **todt**, wenn er zu leben aufgehört hat, oder des Lebens beraubt iſt; imgleichen, ein **todtes Thier**; ein **todter Baum**, weil auch der Baum ein gewiſſes Leben hat, deſſen er beraubet werden kann.

Hingegen ein **lebloſes Bild**, Weish. 15, 5. ein **lebloſer Klotz**, **lebloſer Stein**, u. ſ. w. in Abſicht,

ſicht, daß dieſe Dinge niemahls ein Leben gehabt haben. **Lebloſe Götzen**, Weish. 14, 29.

Todt ſagt man im gewöhnlichen Reden, von allem, was das Leben verlohren hat, oder nicht mehr lebt. Ein alter Greis, z. B. kann ſagen: Sie ſind alle todt, die ich in meiner Jugend gekannt habe; aber er wird nicht ſagen: ſie ſind alle **leblos**. Hingegen braucht man das Wort **leblos**, bisweilen in einem erhabenen Stil, z. B. Er lag **leblos** vor mir, oder: Derjenige, vor welchem ſich geſtern noch, alles fürchtete, liegt heute **leblos** im Sarge, wenn man zu erkennen geben will, es ſey nun faſt nicht anders mit jemand beſchaffen, oder man mache ſich nicht mehr aus ihm, als ob er niemahls gelebt hätte.

Daher die **Lebloſigkeit**, der Zuſtand eines Dinges, da es **leblos** iſt.

Lebnah, **Libnah**, **Lobnah**, לִבְנָה. LXX. Λεβνα, Vulg. Lebna, Lobna und Labana, eine Stadt in Süd-Judäa. Euſebius und Hieronymus beſtimmen ihre Lage nur im Allgemeinen, indem ſie ſagen, ſie habe in dem Diſtricte von Eleutheropolis gelegen. Man findet ſie in dem Verzeichniſſe der 31 Königs-Städte des alten Kanaans; Joſ. 12, 15. Sie wurde von Joſua erobert, und ihr König mit allen Einwohnern getödtet; Joſ. 10, 29. 30. Bey der Landes-Vertheilung fiel ſie dem Stamme Juda zu, und lag in der Ebene Sephelah; Joſ. 15, 42. Hierauf wurde ſie den Prieſtern eingeräumet; Joſ. 21, 13. 1 Chron. 6, 57. Unter der Regierung Jorams ſtieg das Mißvergnügen der Einwohner ſo hoch, daß ſie von ihm abfielen; 2 Kön. 8, 22. 2 Chron. 21, 10. In der Folge wurde die Stadt von dem aſſyriſchen Könige Sanherib eingenommen; 2 Kön. 19, 8. Jeſ. 37, 8. Sie war der Geburts-Ort desjenigen Jeremias, deſſen Tochter Hamutal, der König Joſias heurathete; 2 Kön. 23, 31. 24, 18.

Dieſes Lebnah darf man weder mit dem iſraelitiſchen Lager-Platze in der Wüſte des Schilf-Meeres, 4 Moſ. 33, 20. noch mit dem Schichor-Libnath (dem Fluſſe Belus), noch mit Lebonah in Samarien, wovon der folgende Artikel handelt, verwechſeln.

Bellermann Handbuch der bibliſchen Literatur, 3 Th. (Erf. 1793, 8.) S. 141. f.

Lebonah, Libonah, לבונה, in Samarien in West-Paläſtina. Man findet dieſen Ort bloß Richt. 21, 19. Wo er in Norden von Siloh angeführt wird, ungefähr auf dem Wege von Bethel nach Sichem. Nach **Bochart** iſt Lebonah, 4 Stunden von Sichem, und war zu ſeiner Zeit ein ſchöner Flecken. **Maundrel** hat ebenfalls 4 Stunden ſüdwärts von Sichem (Nabolos), den Khan-Leban (die Herberge Leban), und nicht weit von dem Khan weſtwärts das Dorf Leban. Damit ſtimmt überein, was **Troilo, Breitenbach, Thomſon** ꝛc. von dieſem ſchönen Dorfe ſagen, ſo daß man aus der Aehnlichkeit des Nahmens und aus der paſſenden Lage wohl ſchlieſſen darf, das alte komme mit dem neuen überein. Man darf es weder mit dem Lager-Platze in der Wüſten des Schilf-Meeres, 4 Moſ. 33, 20. noch mit dem ihm vorhergehenden Artikel beſchriebenen Lebnah oder Libnah in Judäa, verwechſeln.

Bellermann a. ang. O. 2 Th. (Erf. 1790, 8.) S. 509.

Lebtage, (die) ein nur im gemeinen Leben in der vierten Endung des Plurals, und zwar nur mit den poſſeſſiven Fürwörtern, mein, dein, ſein, u. ſ. f. übliches Wort für Lebens-Tage, Lebens-Zeit. Daß du den Herrn — fürchteſt — du und deine Kinder — alle eure Lebetage, (Lebtage) 5 Moſ. 6, 2. Auf daß es uns wohl gehe alle unſere Lebtage. V. 24. Ich werde mich ſcheuen alle meine Lebtage, Eſ. 38, 15. Ich habe ihn mein Lebtage nicht geſehen, in meinem

nem Leben nicht. Wo das Fürwort gemeiniglich um ſein leztes e gebracht wird.

Ein **Lebetags = Recht**, Jus advitalitatis, beſtellt ein Ehemann ſeiner Frau in ſeinen Gütern und Vermögen, während ſeiner Lebens = Zeit, als eine Verſchreibung.

Königl. preußiſches Reſcript an die weſtpreußiſche Regierung: über den Umfang und die Wirkung des Juris advitalitatis. De dato Berlin, den 23 May 1791.

Von Gottes Gnaden, Friedrich Wilhelm, König von Preußen ꝛc ꝛc. Unſern ꝛc. Nachdem über den Umfang und die Wirkungen des Juris advitalitatis, welches ein Ehemann ſeiner Frau in ſeinen Gütern und Vermögen per modum Pacti beſtellet, und über den Einfluß, welcher einer ſolchen Verſchreibung auf die Rechte des Ehemanns in Anſehung der Diſpoſition über ſeine Güter während ſeiner Lebenszeit beyzulegen iſt, auch Unſere Geſetz - Commiſſion mit ihrem Gutachten vernommen worden, ſo wird hierdurch feſtgeſetzt:

> Daß die Diſpoſition des Mannes über ſein Vermögen, bey ſeiner Lebenszeit durch das ſeiner Frau verſchriebene Lebetags - Recht keinesweges eingeſchränkt wird, daß daher auf den bloßen Grund einer ſolchen Verſchreibung, weder zur Eintragung ſpäterer Schulden, noch zur Löſchung des Titulo poſſeſſionis, noch zu andern über ein Imobile zu treffenden Verfügungen, noch zur Löſchung des Juris advitalitatis ſelbſt, wenn gleich daſſelbe auf den Antrag des Beſitzers im Hypothekenbuche wirklich vermerkt worden, die Zuziehung und Einwilligung der Ehefrau erforderlich iſt.

Dahingegen muß, auf den Fall, wenn eine ſolche Ehe, wo der Frau das Lebetags - Recht verſchrieben iſt, durch richterliches Erkenntniß getrennt, und der Mann für den ſchuldigen Theil erklärt wird, in den

wegen

wegen Abfindung der Frau durch Vergleich oder Erkenntniß feſtzuſetzenden Beſtimmungen auch das Erforderliche wegen des einer ſolchen Frau ſchon ex tunc zukommenden Genuſſes ihres Lebetags-Rechts nach allgemeinen geſetzlichen Vorſchriften regulirt werden; und iſt es alsdann der Frau unbenommen, ſo weit ihr darnach ein ſolcher wirklicher Genuß ſchon während der Lebenszeit ihres Mannes zukommt, das Nöthige deshalb zur Salvirung ihres dinglichen Rechts im Hypothekenbuche vermerken zu laſſen. Aber auch in dieſem Falle kann die Frau die vor Eintragung dieſes Vermerks von ihrem geſchiedenen Manne über das Immobile bey dem Hypothekenbuche getroffene Diſpoſitiones in praeiudicium tertii keinesweges anfechten. Sind ꝛc. Berlin, d. 23 May 1791.

Ad Mandatum.

v. Carmer.

Lebus, L. Lebuſium, eine kleine Stadt an der Oder, in der Mittelmark Brandenburg. Die umliegende Gegend wird der lebuſiſche Kreis genannt.

Der lebuſiſche Kreis gränzt: gegen Norden, an den ober-barnimſchen Kreis und die Neumark; gegen Oſten, ebenfalls an die leztere; gegen Süden, an die Nieder-Lauſitz, und den bees- und ſtorkowſchen Kreis; und gegen Weſten, an den leztern und ober-barnimſchen Kreis. Die Oder ſchneidet ihn von der Neumark. Des Hrn. geh. R. v. Oesfeld Karte von demſelben, geſtochen von dem Hrn. geh. Secret. Sotzmann, und für gegenwärtiges Werk copirt vom Hrn. Kupferſtecher Halle, Fig. 3978, iſt ein ſchönes Blatt.

Der Flächen-Inhalt beträgt 28⅜ Quadrat-Meilen.

In dieſem Kreiſe muß die Höhe und der Bruch unterſchieden werden, welcher leztere den beſten Weizen-Acker, und gutes Land für Gerſte und Hafer hat. Von der Höhe hat der beſte hoch gelegene Boden ver-

miſchtes Weizen-, Gerſte- und Hafer-Land; die mittlere Höhe gutes Gerſte-, Hafer- und dreyjähriges Rocken-Land; die ſchlechte Höhe aber gar kein, oder ſchlechtes Gerſte-Land, Hafer- und dreyjähriges Rocken-Land. Im Bruche, iſt Einſaat: beym Weizen 1 Scheff. 6 Metzen; beym Rocken, 1 Scheff. 2 M. bis 1 Sch. 4 M.; Gerſte, 1 Sch. 6 M.; Hafer, 1 Sch. 4 M. bis 1 Sch. 8 M.; Ertrag vom Weizen: 6 Korn; vom Rocken, 4½ bis 5; von der Gerſte, 6 bis 7, und vom Hafer 5½ Korn. Auf der Höhe, nach ihrer Verſchiedenheit, Einſaat: an Weizen, 1 Sch. 4 bis 6 Metzen, Ertrag 5 bis 6 Korn; an Rocken, Einſaat: 10 Metzen, bis 1 Sch. 2 M., Aernde 3 bis 5 Korn; an Gerſte, Einſaat: 1 Sch. bis 1 Sch. 6 M., Ertrag 4 bis 6 Korn; Hafer, Einſaat: 14 M. bis 1 Sch., und Aernde 3 bis 4 Korn.

Von dem Acker-Lande beſitzen die Städte: 12,276 Morgen 178 □Ruthen, als: 7332 M. 85 □R. dreyjähriges, 134 M. 55 □R. fünfjähriges, 2478 M. 108 □R. ſechsjähriges, 1582 M. 90 □R. neunjähriges, und 749 M. 20 □R. zwölfjähriges Land; das platte Land aber: 33744 M. 29 □R., nähmlich: 30,486 M. 54 □R. dreyjähriges, 1670 M. 149 □R. ſechsjähriges, 834 M. 174 □R. neunjähriges, und 752 M. 12 □R. zwölfjähriges Land.

Die königlichen Waldungen betragen 33,906 Morgen 40 □Ruthen; und die ſtädtiſchen Waldungen, 18,961 Morgen 126 □Ruthen.

Im Bruche giebt es meiſtens zweyſchürige oder doch gute einſchürige, auf der Höhe aber ſchlechte zwey- und einſchürige Wieſen.

Den Zuſtand dieſes Kreiſes von 1625, hat der Landſchafts-Einnehmer Heinrich Gauſe 1679 beſchrieben, und nach dem Cataſtro enthielt der Kreis: 996 Hufener oder Bauern, 1046 Koſſaten, 40 Schmiede

de (ohne 90 Lauf-Schmiede), 221 Hausleute und Einwohner, 77 Hirten, 60 Schäfer, 72 Fiſcher, und 7 halbe Fiſcher, 26 Müller, 15 Koſtknechte, 5 Schwein-Hirten, 57 Gärtner, 2 Leinweber, 1 Hammer-Meiſter.

Wenn die Ritterſchaft der Mittelmark 627 Rthlr. 16 Gr. aufzubringen hat, trägt der lebuſiſche Kreis dazu 94 Rthlr. 3 Gr. 8 Pf. bey; und wenn die Ritterſchaft und Städte der Mittelmark 171 Rthlr. 22 Gr. 9⅗ Pf. aufbringen, ſo giebt der lebuſiſche Kreis 25 Rthlr. 19 Gr. die Hufen und Aecker ſind, 1686 zum Behuf der Contribution in eilf Claſſen abgetheilt. Im J. 1685 brachte die Contribution monathlich nur 492 Rthlr. 8 Gr. 10 Pf.; nachmahls iſt ſie bis auf 1278 Rthlr. 15 Gr. 8 Pf. geſtiegen. Die mittelbare Stadt Fürſtenwalde giebt zu allen ordentlichen und auſſerordentlichen Abgaben des Kreiſes, den vierzehnten Theil; wenn alſo dieſer in einem Jahre 17426 Rthlr. 11 Gr. aufbringen muß, trägt Fürſtenwalde dazu 1147 Rthlr. 17 Gr. bey, und das übrige tragen die vier andern der Contribution unterworfenen Städte, der Flecken Lindow, und die Dörfer. 1749 bis 50 wurde die jährliche Contribution auf 19,487 Rthlr. 20 Gr. geſetzt; doch betrug ſie von 1774 bis 1779, jährlich nur 16,493 Rthlr. 5 Gr. 7 Pf., bis 16,788 Rthlr. 20 Gr. 7 Pf. Die alte Anlage zum Cavallerie-Geld, war 5961 Rthlr. 23 Gr.; nachher ſind von 1749 bis 50, noch 369 Rthlr. 7 Gr. hinzugekommen, ſo daß ſie ſeitdem 6331 Rthlr. 6 Gr. betragen hat.

Im J. 1773, rechnete man bey der kurmärk. Kriegs- und Domainen-Kammer, in dieſem Kreiſe 19 königliche und 42 adeliche Vorwerke; 30 königliche, 55 adeliche und 4 Kämmerey-Dörfer; 25 königliche, 32 adeliche, 17 ſtädtiſche, und 8 gewiſſen

Eigenthümern zugehörige Mühlen, und 8 königliche Aemter.

Im J. 1786, hatte der Kreis 3 unmittelbare (immediate) und 3 mittelbare (mediate) Städte, 1 Flecken, 113 Dörfer, 15 Ziegeleyen, 1 Theer-Ofen, 6619 Feuerſtellen, nähmlich: 2548 in Städten, und 4071 auf dem platten Lande.

Städte: Frankfurth an der Oder, Müncheberg, Müllroſe, Fürſtenwalde.

Königliche Aemter: Lebus, Sachſendorf, Golzow, Friedrichsaue, Wollup, Kienitz, Fürſtenwalde, Biegen.

Adeliche und andere Oerter: Buckow, Damsdorf, Obersdorf, Münchehofe, Albertinenhof, Bayersberg, Belendorf, Bienenwerder, Bodelzig, Boßen, Brieſekow oder Wrießig, Brieſen, Carzig, Cleſſin, Clieſtow, Demnitz, Diedersdorf, Döbberin, Dolgelin, die eichendorfſche Mühle, Falkenberg, Falkenhagen, Friedersdorf, Görlsdorf, Gorgaſt, Guſow, Hackenow, Haſenfelde, Heinersdorf, Hammersdorf, Jacobsdorf, Jahnsfelde, Hohen-Jehſar, Nieder-Jehſar, Klenbaum, Kühnwerder, Kunersdorf, Lichtenberg, Lietzen, Hohen-Lindow, Nieder-Lindow, Neu-Lindow, Loſſow, Alt-Madlitz, Neu-Madlitz, Markendorf oder Markgrafendorf, Marksdorf, Merien, Neuendorf, Neuentempel, die Niederlage bey Brieſen, Ortwig, Petersdorf, Petershagen, Platikow, Poſtien, Quappendorf, Quilitz, Reutwen oder Reitwein, Roſengarten, Alt-Roſenthal, Neu-Roſenthal, Sieversdorf, Wüſten-Sieversdorf, Steinhöfel, Stensdorf, Neuen Tempel, Tempelberg, Trebnitz, Trebus oder Trebbus, Treplin, Tucheband, Tzſchetzſchnow, Willmersdorf, Worin, Wermelinſe, Wulkow bey Frankfurth oder Wüſten-Wulkow, und Wolkow bey Quilitz.

Einwohner waren, mit Einſchluß des Militair, 49,879 als: 20,981 in Städten, wovon 17,213 zum Civil-Stande und 3768 zum Militair gehören; und 28,898 auf dem Lande, mit Einbegriff des beurlaubten Militair.

Vieh hatte dieſer Kreis: 127,873 Stück, als: 12,059 Pferde; 9966 Ochſen; 14,308 Kühe;

5586

5586 Stück jung Vieh; 67,735 Schafe, und 18,219 Schweine.

Die Getreide-Ausſaat, betrug 7,038 Wiſpel, und zwar, an Weizen, 490; an Rocken, 3068; an Gerſte, 2137, und an Hafer 1343 Wiſpel.

Zur Conſumtion, wurden 28,257 Stück Vieh erfordert, nähmlich: 2564 Ochſen und Kühe; 13,071 Schafe und Hammel; 6863 Kälber, und 5759 Schweine, ſo, daß 99,616 Stück Vieh übrig blieben. An Getreide hatte man, mit Einſchluß des Saat-Kornes, 27,055 Wiſpel nöthig; als: 2483 W. Weizen; 11,560 W. Rocken; 7110 W. Gerſte, und 5912 W. Hafer.

Im J. 1765 bis 1767, wurden in dieſem Kreiſe, mit einem Aufwande von 38,366 Rthlr., 123 Büdner-Familien angeſetzt, und zwar 70 Familien im Amte Fürſtenwalde, 40 im Amte Lebus, und 13 im Amte Biegen zu Ober-Lindow und Duberow.

Im J. 1759, litt der Kreis viel von Ruſſen und Oeſtreichern.

Das königliche **Amt Lebus**, iſt aus dem ehemahligen Biſthume Lebus entſtanden, welches der pohlniſche Fürſt **Mieziſlav**, im J. 695 in Rothrußland, (man weis aber nicht, an welchem Orte), geſtiftet, und ſein Nachfolger **Boleſlav** recht eingerichtet hat. Es hat alſo nicht vom Anfange an das lebuſiſche Biſthum geheißen. Um das Jahr 1300 war es zu Göritz, und endlich wurde es von Lebus benennet, als dieſe Stadt an das Biſthum kam, welche Benennung auch beybehalten wurde, als die Dom-Kirche zu Fürſtenwalde erbauet war. Schon 1252 hatten der Markgraf von Brandenburg und der Erz-Biſchof von Magdeburg Antheil an dem Lande Lebus, wie aus einer Urkunde in **Gerken**'s Cod. dipl. brand. To. I. p. 39, 40. erhellet, welche die Erzählung des Chronici Magdeb. bey **Meibom**, To. 2, p. 331, be-

 ſtät

ſtätigt, daß Erz-Biſchof **Wilbrand** zugleich mit dem Markgrafen von Brandenburg, Lebus erobert und getheilt habe, welches gegen die Mitte des 13ten Jahrh. geſchehen ſeyn muß. In eben gedachtem **Gerkenſchen** Codice, iſt, S. 63, eine Urkunde von 1336 zu finden, in welcher **Otto**, Erz-Biſchof zu Magdeburg, den Markgraf **Ludwig** zu Brandenburg mit Stadt, Haus und Land Lebus belehnet. Unterdeſſen erkennt doch Biſchof **Peter** nebſt dem Dom-Capitel, in einer Urkunde von 1369, die im Codice diplom. regni Poloniae et magni duc. Lit. To. I. p. 594, 595. zu finden iſt, den pohlniſchen König **Caſimir**, für ſeinen und ſeiner Kirche wahren Herrn und Patron. Das Bisthum iſt übrigens immer landſäſſig geweſen. Als Biſchof **Johann** VIII. 1555 geſtorben war, trug das Capitel die Verwaltung des Bisthumes dem Markgrafen **Joachim Friedrich** zu Brandenburg auf, welcher daſſelbe, als er 1598 die kurfürſtliche Regierung antrat, ſeculariſirte, und zugleich das Dom-Capitel aufhob. Seitdem begreift das Amt Lebus 1 Stadt, nähmlich die Stadt Lebus, 6 Dörfer, (wovon eins halb adelich iſt) und 4 Vorwerke. Unter dieſem Amte ſteht zum Theil der lebuſiſche Forſt, der andere Theil gehört zum Amte Frauendorf; beyde Theile haben einen Flächen-Inhalt von 2430 Morgen, 59 Quadrat-Ruthen; nähmlich jener 1357 M. 98 □R., und dieſer 1072 M. 141 □R., und werden mit 1060 Stück Rindvieh, 568 Pferden, und 9700 Schafen, betrieben.

Die Stadt, die Dörfer und Vorwerke, die zu dem Amte Lebus gehören, ſind folgende:

1. **Lebus**, eine Mediat-Stadt an der Oder, 1 Meile von Frankfurth an der Oder, 10 Meilen von Berlin, iſt in gerader Linie 1200 Schritt lang, hatte aber ehedem eine weit anſehnlichere Größe, und an 14,000 Einwohner, mit 4 Kirchen. Sie liegt zwiſchen

ſchen Anhöhen, in einer Tiefe, daher ſie nicht auf ein Mahl überſehen werden kann, und alſo ſchlecht in die Augen fällt. Sie iſt 1598 ganz, 1605 größtentheils, und 1633 abermahl ganz abgebrannt, hat auch 1686 beträchtlichen Brand-Schaden erlitten, und iſt durch dieſe Unglücks-Fälle herunter gekommen. Im J. 1779 hatte ſie, nebſt 3 Waſſer-Mühlen, 181 Häuſer, und 1011 Einwohner vom Civil-Stande.

Fruchtbarkeit der Ehen, und Verhältniß der Gebornen zu den Ehen, in Lebus (*).

In den 15 Jahren, von 1742 bis 1756, gaben 10 Ehen faſt 40 Kinder.
— — 8 — — von 1757 bis 1764, — — — — 33 Kinder.
— — 11 — — von 1765 bis 1775, — — — — 36 Kinder.

Liſte der Gebornen, der Todtgebornen, und der geſtorbenen Sechswöchnerinnen.

Jahre.	Sämmtliche Gebornen.			Darunter Todtgeborne.			Verhältniß der Todtgebornen zu allen.	Geſtorbene Sechswöchnerinnen.	Verhältniß derſelben zu allen Geburten.
	Söhne.	Töchter.	Summe.	Söhne.	Töchter.	Summe.			
1742 - 1746	138	141	279	4	6	10	1 : 27,7	5	1 : 55
1747 - 1751	147	135	282	6	8	14	20,1	3	94
1752 - 1756	140	133	273	1	4	5	54,6	4	68
1757 - 1764	168	152	320	5	4	9	35,5	4	80
1765 - 1769	165	159	324	9	3	12	27	3	108
1770 - 1775	211	202	413	16	8	24	17,2	7	50
S. 34 J.	969	922	1891	41	33	74	1 : 25,5	26	1 : 72,5

Solchemnach ſind in 34 Jahren, von 1742 bis 1775, unter 1891 Gebornen, 74 todt zur Welt gekommen. Dieſe ſind zu allen, wie 1 zu 25,5. Und unter 1891 Wöchnerinnen ſind 26 geſtorben, die zur Summe ſind, wie 1 zu

(*) Nach Hrn. Baumann, Predigers in Lebus, Angabe, in Deſſen neuen Ausgabe von Süßmilchs göttlicher Ordnung rc. 3 Th. Berl. 1776, gr. 8.

zu 72,5. Hierunter ſind 9 in der Geburt, das iſt Eine unter 210.

Da in 34 Jahren gegen 922 Töchter, 969 Söhne geboren ſind, ſo verhalten ſich jene zu dieſen, wie 1000 zu 1051.

Liſte der gebornen Zwillinge.

Jahre	Sämmtliche Geborne.	Darunter Par Zwillinge	Alſo 1 Par unter	Dreylinge.	Von 85 Zwillings-Kindern ſind in der erſten Woche geſtorben.
1742—1746. 5 J.	279	3	93	—	4
1747—1751. 5 J.	282	5	56	—	6
1752—1751. 6 J.	273	7	39	—	6
1757—1764. 8 J.	320	7	45	—	9
1765—1769. 5 J.	324	11	29	—	14
1770—1775. 6 J.	413	8	51	1	12
Summe 34 Jahr.	1891	41	46	1	51

Solchemnach ſind in 34 Jahren, von 1742 bis 1775, unter 1891 Gebornen, worunter die Todtgebornen mitgezählt ſind, 41 Par Zwillinge, (unter welchen 22 Par einerley, und 19 Par verſchiedenen Geſchlechts waren,) und ein Mahl Dreylinge geweſen, die Todtgebornen mitgerechnet. Es ſind alſo unter 46 Geburten 1 Par Zwillinge geweſen, und darunter 7 Kinder todt zur Welt gekommen, die zu 85 Kindern ſind wie 1 zu 12. Oder: unter den Zwillings-Geburten iſt das 12te Kind todt zur Welt gekommen, da ſonſt in der Totalität nur das 25ſte oder 26ſte ein todtgebornes war. So viel größer iſt alſo die Gefahr bey Zwillingen. Mit Inbegriff der Todtgebornen, ſind von dieſen 85 Kindern, 51 in der erſten Woche ihres Lebens geſtorben, und nur 34 haben die erſte Woche überlebt. Hätten dagegen dieſe 42 Mütter nur 42 Kinder zur Welt gebracht, ſo würden davon, nach dem gewöhnlichſten Verhältniſſe an kleinen Orten, nur 10 im erſten Jahre geſtorben ſeyn, und 32 das erſte Jahr überlebt haben. Da es alſo unter die Seltenheiten gehört, daß von Zwillingen eins oder beyde am Leben bleiben, ſo würde die häufigere Geburt derſelben nur die

Sterb

Sterblichkeit vergrößern helfen, und der Vermehrung der Menſchen mehr hinderlich, als beförderlich, ſeyn. Es wäre gut, wenn in den Liſten größerer Orte auch hierauf mit geſehen würde.

Liſte der Getrauten, der ehelichen und unehelichen Kinder.

Jahre.	Getraute Pare.	Sämmtliche Geborne.			Darunter uneheliche.			Verhältniß der unehelich. zu allen gebornen.
		Söhne.	Töchter.	Summe.	Söhne.	Töchter.	Summe.	
1742—1746	73	138	441	279	6	4	10	1 : 27
1747—1751	57	147	135	282	10	4	14	1 : 20
1752—1756	80	140	133	273	7	10	17	1 : 16
1757—1764	97	168	152	320	17	11	28	1 : 11
1765—1769	97	165	159	324	9	11	20	1 : 16
1770—1775	105	211	202	413	14	9	23	1 : 18
S. 35 Jahr.	509	969	922	1891	63	49	112	1 : 16,8

Eben Derſelbe Hr. Prediger Baumann, macht, a. ang. O., S. 424, einen Verſuch einer neuen Quelle nützlicher Beobachtungen in Anſehung der Lebens-Jahre, bekannt. Es war Derſelbe ſchon längſt auf den Gedanken gekommen, ob es nicht ſeinen guten Nutzen haben könnte, wenn über die confirmirten Kinder eben ſowohl, als über die Getauften und Verſtorbenen, Kirchen-Verzeichniſſe gehalten würden. Er hat deshalb, da er von ſeiner Pfarre ein genaues 28jähriges Verzeichniß derſelben hatte, von demſelben einigen Gebrauch machen wollen, den er in nachſtehender Tabelle zur Beurtheilung darlegt.

Liſte der Getauften und der confirmirten Kinder.

Jahre.	Getaufte. Söhne.	Töchter.	Summe.	Confirmirte. Söhne.	Töchter.	Summe.	weniger confirmirt als getauft.
1748	20	27	47	16	15	31	16
1749	33	34	67	17	21	38	29
1750	29	15	44	13	10	23	21
1751	32	24	56	10	9	19	37
1752	28	26	54	18	18	36	18
1753	23	16	39	13	16	29	10
1754	27	28	55	11	15	26	29
1755	36	31	67	13	20	33	34
1756	25	28	53	16	18	34	19
1757	18	23	41	18	21	39	2
1758	33	24	57	16	18	34	23
1759	19	14	33	15	12	27	6
1760	15	16	31	11	9	20	11
1761	14	17	31	8	6	14	17
1762	18	16	34	9	12	21	13
1763	20	13	33	9	7	16	17
1764	26	25	51	11	7	18	33
1765	34	25	59	13	16	29	30
1766	34	28	62	19	23	42	20
1767	33	37	70	12	17	29	41
1768	29	25	54	19	21	40	14
1769	26	41	67	16	14	30	37
1770	25	38	63	8	17	25	38
1771	35	33	68	12	8	20	48
1772	34	21	55	7	5	12	43
1773	41	26	67	6	12	18	49
1774	29	34	63	11	7	18	45
1775	31	42	73	11	11	22	51
S. 28 J.	767	727	1494	358	385	743	751 409 S. 342 T.

Das Alter, in welchem die Kinder confirmirt zu werden pflegen, fällt mehrentheils zwiſch.n dem 14ten und

15ten

15ten Jahre. Da in dem bey der Kirche in Lebus gehaltenen Regiſter, das Alter aller dieſer Kinder nach Jahren und Monathen angemerkt iſt, und manche, die über 15 Jahr alt, darunter ſind, ſo hat Hr. Baumann bey näherer Vergleichung gefunden, daß man ſie alle im Durchſchnitt für 15 Jahr voll annehmen könne. Es laſſen ſich alſo die Confirmirten nützlich mit den Getauften vergleichen; und man kann aus einer Reihe von Jahren ſehen, wie viel von allen Gebornen das 15te Jahr überlebt haben, und wie viel vor demſelben geſtorben ſind. So verſchieden auch die einzelnen Jahre in vorſtehender Liſte ausfallen, ſo ſtimmen doch die Summen dahin zuſammen:

1. Daß nur wenig über die Hälfte aller Gebornen das 15te Jahr überleben, und alſo die Hälfte gegen das 19te Jahr ſchon geſtorben ſey, ja, daß es einzelne Orte gebe, wo in einer ganzen Reihe von Jahren die Hälfte noch eher weggeſtorben iſt. Es machen alſo die confirmirten Kinder ſehr wenig über die Hälfte aller Gebornen aus. Nach obiger Liſte würde die Hälfte ungefähr mit 16½ Jahr ausgeſtorben ſeyn. Es iſt wahrſcheinlich, daß, wenn man dergleichen Liſten von ganzen Provinzen hätte, das wahre Verhältniß der Confirmirten gegen die Getauften ſich näher zeigen würde.

2. Man erſieht auch aus dieſer Liſte, daß im Ganzen mehr Knaben, als Mädchen geboren werden, daß aber auch der Ueberfluß der Knaben in den erſten Jahren zweyfach wieder wegſterbe. Die gebornen Mädchen ſind zu den gebornen Knaben, wie 100 zu 105½, welches das gewöhnliche Verhältniß der Gebornen beyderley Geſchlechtes, wie 20 zu 21, iſt. Hingegen die confirmirten Mädchen ſind zu den confirmirten Knaben, wie 107½ zu 100. Die unter 15 Jahren geſtorbenen Mädchen ſind zu den unter 15 Jahren geſtorbenen Knaben, wie 1000 zu 1195. Man ſieht daraus, daß auch an einzelnen Orten, wenn nur viele Jahre zuſammen genommen werden, alles, wo nicht den Regeln völlig gemäß ſey, doch ſehr nahe komme, ſo daß die Ausnahmen, die von einiger Beträchtlichkeit ſind, nur ſelten vorkommen.

Es iſt alſo hiermit zugleich dargethan, daß es allerdings nützlich ſeyn würde, wenn über die jährlich Confirmirten beſondere Verzeichniſſe, mit Bemerkung ihres eigentlichen Alters, gehalten würden.

Acht und zwanzigjährige Liſte der Geſtorbenen nach dem Alter, von Lebus.

Alter.	Männl.	Weibl.	Summe.	Unter 1000 Todten ſind
Todtgeborne	35	26	61	41
0 — 1 J.	160	150	310	209
2 — 5	143	146	289	195
0 — 5	338	322	660	445
6 — 10	53	41	94	63
11 — 15	14	15	29	20
16 — 20	18	12	30	20
0 — 20	423	390	813	548
21 — 25	16	21	37	25
26 — 30	16	30	46	31
31 — 35	13	20	33	22
36 — 40	25	29	54	36
41 — 45	34	19	53	36
46 — 50	35	20	55	37
51 — 55	36	28	64	43
56 — 60	36	36	72	49
21 — 60	211	203	414	279
61 — 65	29	44	73	49
66 — 70	34	35	69	47
71 — 75	26	24	50	34
76 — 80	13	17	30	20
81 — 85	12	11	23	15
86 — 90	4	6	10	7
91 — 95	—	1	1	1
96 — 100	—	1	1	
61 — 100	118	139	257	173
Totale	752	732	1484	1000

Nach

Nach dem Geſchlechte, ſind unter 1000 Todten 507 männlichen, und 493 weiblichen Geſchlechtes.

Nach vorſtehender Tabelle ſind geſtorben

	Töchter	Söhne
unter 1 Jahr	176	194
2 — 5 —	146	143
6 — 10 —	41	53
	363	390 = 25 : 26, 8.

Eilfjährige Krankheits-Liſte der Geſtorbenen in Lebus, 1765—1775.

Krankheiten.	Männl.	Weibl.	Summe.	Unter 1000 Todten sind
Todtgeborne	25	11	36	61
An Epilepſie und Zähnen, unter 1 Jahr	51	52	103	174
An Epilepſie und Zähnen, von 1—6 Jahr	8	10	18	30
An Pocken	37	41	78	131
An Maſern und Rötheln .	10	9	19	32
Am Stickhuſten	18	14	32	54
An Würmern, Schwämmen und andern Kinder-Krankheiten.	8	7	15	25
An Atrophie, von 2 bis 7 Jahr	5	8	13	22
An Atrophie, von 8 bis 14 Jahr	2	—	2	3
Frauen in der Geburt . .	—	4	4	7
Frauen in Sechswochen .	—	6	6	10
Am Schlagfluß . . .	6	8	14	24
An Lähmung und Gicht . .	1	3	4	7
An Schwind- und Dörrſucht	8	10	18	30
An Stickfluß und Engbrüſtigkeit	5	6	11	18
An Waſſerſucht und Geſchwulſt	16	20	36	61
An Durchlauf und Kolik .	9	8	17	29
Am kalten Fieber . . .	2	1	3	5
Am hitzigen Bruſt- u. Fleck-Fieb.	39	34	73	123
Am Seitenſtechen . . .	2	10	12	20
An Steinſchmerzen . . .	1	—	1	2
An innerli. u. äuſſerl. Geſchwüren	7	6	13	24
Am Blutfluß, Verbluten .	3	2	5	8
Am Bruchſchaden . . .	—	—	—	—
Am Krebsſchaden . . .	—	1	1	2
An Schwachheit, u. Alters halber	17	11	28	47
An Schlafſucht	—	—	—	—
Unglücksfälle	12	2	14	24
Selbſtmord	1	—	1	2
Kinder am böſen Halſe . .	8	8	16	27
	301	292	503	1000

Auſſer

Auſſer dem Juſtiz= Beamten des Amtes Lebus, iſt in der Stadt Lebus noch ein Lehn=Richter, der wider den Fiscal durch Judicate die Befugniſſe erſtritten hat, ohne Zuthun des Amtes die untern Gerichte auszuüben, über die dahin gehörigen Sachen mit Zuziehung der Gerichts=Männer zu erkennen, und die einkommenden Geld=Strafen zu vertheilen. Er muß auch von dem Beamten bey Inquiſitionen, Erbverträgen, Verſchreibungen der Güter, Kauf=Contracten und Teſtamenten, nicht nur da zugezogen werden, ſondern auch ſeinen Antheil an den Sporteln erhalten.

In der Gegend dieſes Ortes haben vermuthlich die von Adamo Bremenſi erwähnten Leubuſi oder Liubuzzi gewohnt.

Die ehemahlig biſchöfliche Burg, iſt 1631 völlig abgebrannt.

Der Magiſtrat beſitzt das Dorf **Hoppengarten** bey Müncheberg, mit Filial Kirche davon, nebſt dem Vorwerke Bienenwerder und dem neuen Kruge bey Lebus. Bey gedachtem Dorfe iſt ein kleiner See, der Keſſel=See genannt. Nahe bey der Stadt liegt auch ein Amts=Vorwerk.

2. **Maliſch** oder **Malitz**, ein Filial= Dorf von Libbenichen, mit einem Vorwerke, bey welchem der Maliſch=See, ein ſtehendes Waſſer, liegt.

3. **Neu=Maliſch**, ein neues Etabliſſement.

4. **Malnow**, ein königliches Dorf, mit Mutter=Kirche, zur frankfurther Inſpection gehörig.

5. **Podelzig**, ein Dorf, wovon ein Theil adelich iſt, das Vorwerk aber ganz dem Amte gehört, nebſt 2 Windmühlen, und einer zur frankfurther Inſpection gehörigen Mutter=Kirche.

6. **Schönefließ**, bey Lebus: mit einer Filial=Kirche von Malnow.

7. Wu=

7. Wuden, ein Filial-Dorf von Libbenichen, bey Alt-Podelzig, in deſſen und des Dorfes Reut-wen Fluren ſich aus der Oder ein Grund-Waſſer, der Zen-See, zuſammenzieht, und durch den Bullergraben in den manſchenowſchen Strohm geführt wird, welcher nachher der golzowſche Strohm heißt.

Zesdorf oder Zetſchdorf, ein Filial-Dorf von Malnow: mit einem Amts-Vorwerke, nebſt dem Etabliſſement Neu-Zesdorf. Zwiſchen Zesdorf und Hohen-Jehſar, iſt der zesdorfiſche See, der ſeinen Urſprung aus Quellen, zum Theil auch durch ein Fließ aus dem trepliniſchen See Zufluß hat, und aus welchem ein Fließ durch das lebuſiſche Amts-Dorf Schönefließ geht, nachher die 3 lebuſiſchen Mühlen treibt, und bey der Stadt in die Oder fällt.

Lebzeiten, (die) der Plural, (wovon der Singular ungebräuchlich iſt,) in der Sprache des täglichen Umganges in den R. A. bey meinen Lebzeiten, ſo lange ich lebe, bey ſeinen Lebzeiten, als er noch lebte, u. ſ. f.

Leccage, **Leckage**, was an flüſſigen Waren aus den Fäſſern läuft oder zerrinnt; Holl. Lekkagie; Dän. Lækaſie; Schwed. Läckaſie; Engl. Leakage; Fr. Coulage; Ital. Scola; Span. Derrame; Port. Derrame. Siehe unten 2 Leck.

Lecce, **Lecci**, vor Alters Aletium, ſonſt auch Lupiae, eine Stadt in der Landſchaft von Otranto, Terra d'Otranto, die von dieſer Stadt, als dem Haupt-Orte, auch die Provinz Lecce heißt, in dem Königreiche Neapoli. Die Stadt iſt eine der ſchönſten und prächtigſten in Italien, nächſt Napoli die größte in dieſem Königreiche, der Sitz eines königl. Governatore und eines Biſthumes, welches unter dem Erz-Biſchofe von Otranto ſteht. Auſſer der Kathedral-Kirche, ſind hier 3 Pfarr-Kirchen, 18 Mönchs- und 10 Nonnen-Klöſter, und eine griechiſche Kirche. Sie gehört

hört zu den königlichen Domainen. Die Straßen in dieſer Stadt ſind breit, die Häuſer und Kirchen meiſt gut in die Augen fallend, aber die Bevölkerung iſt nicht höher als 15,000; ungeachtet wohl 80,000 Menſchen hier wohnen könnten.

Drey ital. Meilen von hier, ſind die Ueberbleibſel von Lupiae zu ſehen, welche römiſche Colonie nicht mit Rudiae verwechſelt werden muß.

Lecchia, Leccia; ſiehe unter Makrele.

Lecco, eine Stadt mit dem Titel einer Grafſchaft, am Lago di Lecco, im Gebiethe von Como, in dem Herzogthume Mailand, in Ober-Italien, dem Hauſe de la Tour und Taſsis gehörig. Sie treibt guten Handel.

1. **Lech**, L. Lechus, Lycus, ein Fluß, welcher in Ober-Oeſtreich, oder der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, auf dem Tannberge entſpringt, auf tyroliſchem Grunde 12 Stunden durch die Herrſchaft Ehrenberg läuft, alsdann die Gränze zwiſchen dem ſchwäbiſchen und bayeriſchen Kreiſe macht, und unterhalb Donauwerth, bey dem Frauen-Kloſter Schennewerd, in die Donau fällt.

2. **Lech, Leech, Leg** (*), (das) im Hüttenbaue, ein metalliſches Gemenge aus Kupfer, Eiſen und Arſenik, welches ſich bey dem Machen des Schwarz-Kupfers zwiſchen der Schlacke und dem Schwarz-Kupfer legt, und eben das iſt, was bey der Bley-Arbeit die Speiſe genannt wird; das **Kupfer-Lech, Lech, Lech-Erz, Lech-Stein**; ſiehe im LV Th., S. 528.

Daher

(*) Das Lech, ſollte eigentlich Leg geſchrieben und geſprochen werden, weil es von dem Zeit-Worte legen abzuſtammen ſcheint, welches in vielen gemeinen Mund-Arten, an ſtatt des offenen e, gleichfalls ein geſchloſſenes hat.

Daher das **Lech-Bret**, ein vertiefter, abgewärmter Platz vor dem Schmelz-Ofen, worin der aus dem Ofen geſchmolzene Stein ſich ſammelt.

Die **Lech-Straße**, Fr. la voie de la fonte, die von Kohlen, Schlacken und Geſtübbe gemachte Bahn, wodurch das Kufer-Lech aus dem Ofen läuft. Siehe im LV. Th., S. 725.

Auch die Stahl-Arbeiter nennen die Schlacken, die ſich bey dem Stahlmachen im Feuer am Stahle anhängen, **Lech**, **Leg**, oder **Leich**; Fr. des ſcories ſ'attachantes à l'acier.

Leche, nennt man, im ſpaniſch-amerikaniſchen Münz-Weſen, inſonderheit in Mexiko, eine gewiſſe Art von Firniß aus Wein-Hefen, welchen man den Piaſtern giebt, die daſelbſt geſchlagen werden, und womit man ihnen einen ſchönen Glanz verſchaffet. Dieſer Firniß macht, daß man die Piaſtres Colonnes den mexikaniſchen vorzieht, weil dieſe im Einſchmelzen Abgang leiden.

Leche y Miel, die ſpanniſche Benennung einer Frucht in Nord-Amerika; ſiehe **Mucukuliku**.

Lechaeon, der zweyte Hafen, dem die Stadt Korinth ihre Reichthümer zu verdanken hatte. Er lag am korinthiſchen Meerbuſen, Golfo di Lepanto, und war, durch eigene Mauern mit der Stadt verbunden. Jetzt heißt er Palago.

1. *Lechea*, Lecheiſche oder Lechiſche Pflanze, ein Pflanzengattungs-Nahme, welcher dem Andenken des öffentlichen Lehrers zu Abo, Johann Leche, dem wir eine ſchoniſche Pflanzen-Geſchichte, eine ökonomiſche Geſchichte der nutzbaren Bäume, und verſchiedene kleinere Aufſätze in den Abhandlungen der königl. ſchwediſchen Akademie zu danken haben, von Hrn. Kalm gewidmet worden iſt. Die Blume beſteht aus drey ſtehenbleibenden, eyförmigen, vertieften Kelch-, und drey ähnlichen, aber ſchmählern und faſt längern

Blu-

Blumen-Blättern; drey, zuweilen auch mehrern, noch längern, den Stämpel bedeckenden Staubfäden, und drey federartigen Staubwegen oder Griffeln. Die dreyeckige, dreyfächerige Frucht öffnet ſich mit drey Klappen, auſſer welchen noch drey andere inwendig befindlich ſind, welche die Scheidewände ausmachen. In jedem Fache liegt ein eckiger Same. Linné führt folgende 2 Arten an, welche beyde in Canada wachſen, bis izt aber in Deutſchlands Gärten nicht vorkommen.

1. **Kleine Lecheiſche Pflanze**, deren Blätter gleichbreit-lanzenförmig ſind, und deren Blumen Riſpen bilden, Lechea minor, foliis lineari-lanceolatis, floribus paniculatis *Linn.* Scoparia foliis tenuiſſimis, in plurimos & tenuiſſimos ramulos diuiſa & ſubdiuiſa *Raj.* Capraria foliis integerrimis *Gronov.* Man findet ſie in Canada in ſandigen Wäldern wild. Ihre Wurzel bleibt über den Winter. Die Stängel ſind überaus äſtig. Die Blätter haben einen glatten Rand, und ſind ſehr dünn.

2. **Größere Lecheiſche Pflanze**, deren Blätter eyrund-lanzenförmig ſind, und deren Blumen ohne gewiſſe Ordnung an der Seite des Stängels ſtehen, Lechea maior, foliis ouato-lanceolatis, floribus lateralibus vagis *Linn.* Sie wächſt in Canada an magern trocknen Orten wild.

2. **Lechea**, eine genießbare Frucht im Königreiche Tunquin in Aſia. Nach **Baron's** Beſchreibung von Tunquin, 1685 (*), findet man das Lechea, welches die Einwohner in Tunquin Bejay nennen, häufig. Es reift nicht weiter, als in der Breite von 20 bis 30 Grad nördlich. Der Baum der es trägt, iſt ſehr groß, und ſeine Blätter gleichen einiger Maßen den

(*) Im 3 Th. von Churchill's Sammlung, 1732. S. Allg. Reiſebeſchreib. 10 B. (Lpz. 1752, gr. 4.) S. 96, fgg.

Lorbeer = Blättern. Die Frucht wächſt in Trauben auf den Aeſten, und jedes Korn nimmt die Geſtalt eines Herzens an, ſo groß als ein kleines Hühner=Ey. Wenn es reif iſt, ſieht es karmeſinroth aus. Die Schale iſt zart, aber rauch, und öffnet ſich leicht. Die Schönheit und Vortrefflichkeit dieſer Frucht ergetzen das Auge ſo ſehr, als den Geſchmack, aber ſie dauert alsdann, wann ſie reif iſt, im April, nicht länger als 40 Tage. Um dieſe Zeit beſiegeln die Beamten des Königs die Bäume, welche das beſte Bejay tragen; ohne zu unterſuchen, wem ſie angehören; alsdann dürfen die Einwohner nicht nur nicht mehr berühren, ſondern ſie müſſen auch die für den Hof beſtimmten Früchte hüten.

Lechel, ſiehe **Lägel**, im LVIII Th., S. 707, f.

Lechenich, **Legenich**, ein Amt im Erz = Stifte Cöln, im kur = rheiniſchen Kreiſe, zu welchem, auſſer der Stadt gleichen Nahmens, verſchiedenen Dörfern und adelichen Sitzen, auch die Herrlichkeiten Bliesheim, Erp, Friesheim, Gymnich, Hermühlheim, Liblar, Muddersheim, und Strasfeld, gehören.

Die Stadt **Lechenich**, liegt bey dem Zuſammenfluſſe der Erft und Nael, in einer ebenen und fruchtbaren Gegend. Sie hat die erzſtiftiſche Huſaren=Compagnie zur Garniſon. Erz = Biſchof Heinrich von Virnenburg, ertheilte dieſem Orte Stadt = Gerechtigkeiten, und legte das Schloß an. Deſſen Nachfolger befeſtigte den Ort noch mehr. Im J. 1646, wurde das Schloß von franzöſiſchen, heſſiſchen und weimariſchen Truppen, 6 Wochen lang, vergebens belagert.

Lechepatte, ſiehe **Leck = Pfote**, unten, S. 588.

Lechfeld, eine ſchöne und ebene Gegend um die Stadt Augsburg gegen Bayern zu, durch welche der Fluß Lech fließt.

Lecht, eine Rechen=Münze; ſ. im LVIII Th., S. 412.

Lechthal, Vallis Lycatia, eine gewiſſe Gegend im Gerichte Ehrenberg in der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, welche von dem Fluſſe Lech durchſtröhmet wird. Es gehört der Bauern-Gemeine, und iſt 3 Meilen lang.

Lechzen (*), ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort haben erfordert. Es bedeutet:

1. vor großer Dürre oder Trockenheit Riſſe, Spalten bekommen. Darum, daß die Erde lechzet, weil es nicht regnet, Jer. 14, 4. Beſonders wird es von hölzernen Gefäßen gebraucht, wenn ſie trocken werden, ſo daß die Fugen ſich von einander begeben, und die darin befindliche Flüſſigkeit heraus rinnet. In beyden Fällen iſt es nur im Oberdeutſchen, und zuweilen auch in der höhern Schreib-Art der Hochdeutſchen üblich, welche dafür gemeiniglich rinnen, im gem. Leben aber lecken, gebrauchen. Im Oberdeutſchen braucht man auch **verlechzen** und **zerlechzen** in eben dieſem Verſtande.

Verlechzen, ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte ſeyn, völlig leck oder lechzend werden, von hölzernen Gefäßen; im Niederſ. ſpack werden. Das Faß iſt verlechzet.

Zerlechzen, ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte ſeyn, vor großer Dürre aus einander gehen, und unbrauchbar werden, von hölzernen Gefäßen; L. dehiſcere, rimas agere.

2. In engerer Bedeutung, durch Oeffnung des Mundes und öftere Ausſtoßung des Athems eine große Dürre des Mundes und den höchſten Grad des Durſtes zu erkennen geben, ſehr durſten, und figürlich, den

(*) Die End-Sylbe zen zeigt an, daß dieſes Zeit-Wort ein Intenſivum iſt. Das einfache lechen kommt noch zuweilen im Oberdeutſchen vor, und iſt mit 1. 2. Lache, (ſ. Th. LVIII, S. 158, f.), dem Oberdeutſchen Klack (ſ. Th. XXXIX, S. 303, unſerm leck und lecken, Loch, u. ſ. f. verwandt.

den höchſten Grad der Begierde nach etwas empfinden; beydes am häufigſten in der höhern Schreib-Art der Hochdeutſchen. Wie ein Wild, wenn es vor groſſer Brunſt lechzet und läuft, Jer. 2, 24. Wie ein Fußgänger, der durſtig iſt, lechzet ſie, Sir. 26, 15. Vor Durſt, vor Begierde lechzen. Ein lechzendes Verlangen

Das Verlangen zu trinken, welches ſowohl Menſchen, als Thiere, empfinden, wird durch das Wort Durſt ausgedruckt. Lechzen zeigt eine beſondere Heſtigkeit dieſes Verlangens an, welche aus einer langen Beraubung des nöthigen Getränkes entſteht. Bödiker ſagt: Dieſes Wort kommt her von Leck, Leck werden, rimas agere. Die Erde lechzet, wenn es nicht regnet. Wenn die Thiere vor Durſt das Maul aufſperren, wird auch lechzen genannt. Siehe Bödiker's Gr. S. S. 320. Nach dieſer Etymologie würde es nur uneigentlich von den Menſchen geſagt werden. Schmachten bedeutet das gröſte Verlangen nach Trinken, welches durch einen gänzlichen Abgang der Kräfte verurſachet wird.

Wir ſagen: Uns durſtet, wenn wir gern trinken wollen, und ein Verlangen darnach empfinden. Wir lechzen nach einem Trunke, wenn wir in langer Zeit nicht getrunken haben, und die Natur uns durch eine gewiſſe Unruhe und Sehnſucht zu erkennen giebt, daß es zur Erhaltung unſers Leibes nothwendig ſey. Wir ſchmachten darnach, wenn wir wirklich ſchon einen gänzlichen Abgang unſerer Kräfte verſpüren, welcher nicht anders, als durch einen Trunk, erſetzt werden kann.

Man weis aus der Erfahrung, daß Verwundete, welche viel Blut verloren haben, einen Durſt empfinden, weil die Natur den Abgang der Feuchtigkeit, durch einen Trunk zu erſetzen verlangt. Mangelt ihnen das Getränk eine Zeitlang, ſo lechzen ſie recht, ſie fühlen eine auſſerordentliche Begierde und Sehnſucht darnach. Wenn ſie endlich ganz matt werden, und ihnen die Kräfte vergehen, ſo ſchmachten ſie nach einem Trunk Waſſer. Daher ſagt man auch: vor Durſt verſchmachten.

Man braucht auch das Wort Schmachten von einer groſſen Hitze, welche man ausſtehen muß. Man ſchmachtet vor Hitze; und vielleicht kommt es daher, daß wir das

Wort Schmachten von dem heftigſten Durſte gebrauchen, weil derſelbe gemeiniglich von einer großen Hitze verurſachet wird, und damit verknüpft iſt.

In einem uneigentlichen Sinne bedient man ſich dieſer Wörter auch bey einer großen Dürre. Die Erde durſtet oder lechzet nach Feuchtigkeit. Die Gewächſe ſchmachten vor Hitze.

1. **Leck**, (der) L. Leccus, ein großer Arm des Rhein-Strohmes, in den vereinigten Niederlanden, welcher ſich bey Wyk te Duurſtede, in der Provinz Utrecht, abſondert, und über deſſen Urſprung oder Durchgrabung die Geſchicht-Schreiber nicht einig ſind. Der Leck iſt, nach Einiger Meinung, ein Canal, den der tapfere Feld-Herr *Claudius Civilis*, als er mit ſeinen Batavern geſchlagen war, zu ſeiner Verſchanzung ſoll haben graben laſſen; Andere hingegen behaupten, daß dieſer Canal daher entſtanden ſey, indem *Claudius* blos den Damm, welchen *Druſus*, den Rhein in ſeinem alten Bette zu erhalten, hatte aufführen laſſen, bey dieſer Gelegenheit abgetragen hatte, um durch das Austreten des Fluſſes die Römer abzuſchneiden. Nach dem Zeugniſſe der alten Jahrbücher aber iſt es wahrſcheinlicher, daß der Leck in ſpätern Zeiten von den Einwohnern ſelbſt gegraben, oder wenigſtens erweitert worden iſt; denn in denſelben lieſet man ausdrücklich Folgendes: „daß die Einwoh-„ner aus Holland, aus dem Stifte, u. ſ. w., mit ein-„müthigem Entſchluß, einen kleinen Bach, der aus „dem Rhein kommt, und der Leck heißt, mit einem „Damme verſehen, und alſo den eigentlichen „Lauf des Rheins nach Utrecht verändert haben.“ Geſetzt, man wollte die leztere Nachricht nicht für ächt halten, ſo wird man doch daraus einſehen, daß ſie mit der Beſchaffenheit des Landes, und mit der Gelegenheit, bey welcher der Leck gegraben ſeyn ſoll, wohl übereinſtimme; ſie widerſpricht auch jener Nachricht nicht, daß es ſchon in ältern Zeiten einen klei-

nen Bach, die Lech oder Leck genannt, gegeben habe, welches man vieler Urſachen wegen annimmt, weil es viele Oerter giebt, welche ihren alten Nahmen vom Lech, oder Leck, bekommen haben.

Der Leck entſpringt, erwähnter Maßen, bey Wyk te Duurſtede, und fließt längſt Kuilenburg, Everdingen, Hageſtein, Honswyk und Waal, bis an Vianen, auf deſſen Höhe er ſich auf jener Seite bey Vreeswyk, vermittelſt einer Vaart nach Utrecht, welche die Rhein Vaart heißt, endlich dem Rheine nähert. Unter Vreeswyk entſtand in ältern Zeiten der inländiſche oder goudiſche Yſſel; weiter unten hat er, Jaarsveld gegenüber, um Ameyde einen Abfluß, welcher Sierik heißt, und welche bis an Gorichem hinläuft, wo ſie ſich mit der Linge vereinigt. Der Leck läuft ferner zwiſchen Nieuwport und Schoonhoven durch, bey Ammers und Leckerkerk vorbey, bis er bey dem Dorfe Krimpen in die Merwe fällt, und hier ſeinen Nahmen verliert.

Zu dem Beſondern des Leck-Fluſſes gehört dieſes, daß er bey ſeinem Urſprunge aus dem Rheine ſehr breit iſt, und hingegen weiter unten viel enger wird, wodurch dann das Waſſer zwiſchen ſeinen flachen Ufern bisweilen ſehr hoch ſteigt, und die anliegenden Gegenden überſchwemmt, daß es ſogar, wenn das obere Waſſer ſehr groß iſt, bisweilen wohl 10 Fuß über den Peil ſteht, und, bey noch mehrerm Wachsthum, Ufer und Dämme durchbricht. Uebrigens hat der Leck überhaupt feſte und harte Lehm-Ufer; er führt auch, wegen der großen Verſandung des Rheines, in ſeinen weitern Niederfluß, überall eine Menge Lehm herabwärts. Man hat auch wahrgenommen, daß das Bett des Leck-Fluſſes, in Zeit von 20 Jahren, bey Ameyde, vom Schlamm und Lehm um volle 4 Fuß erhöhet worden iſt. Der Vorgrund von den lecker Dämmen iſt im Sommer meiſtens

ſtens trocken und fruchtbar, weil allerley Gewächſe ſehr gut fortkommen; der inländiſche Boden iſt gemeiniglich von ſandiger Natur, izt aber wegen der vielen Ueberſchwemmungen ziemlich lehmig geworden.

Bey Schoonhoven, werden im Leck Lachſe gefangen.

2. **Leck**, ein Bey = und Neben = Wort, welches mit dem Zeit=Worte lechzen (ſ. oben S. 581) Eines Geſchlechtes iſt, und nur im gem. Leben, beſonders der Nieder=Sachſen, von hölzernen zuſammen geſetzten Gefäßen gebraucht wird, wenn ſie vor Trockenheit die Fugen aus einander gehen, und folglich den flüſſigen Körper ein=oder ausrinnen laſſen, lechzend rinnend. **Der Eimer wird leck. Ein leckes Faß.**

Der Verluſt, den man an flüſſigen Waren, die aus dem Faſſe laufen (durch das Lecken) leidet; der Abgang an Oehl, Wein, und andern flüſſigen Materien aus dem Faſſe oder aus der Tonne, wird in der See=Handlung und Schifffahrt, die **Leckage**, Fr. Coulage, oder Leccage, genannt. Der Proviant-Meiſter der königl. Schiffe iſt gehalten, 10 pro Cent mehr Zwieback, und 10 pro Cent mehr Wein über die beſtimmte Quantität einzuſchiffen, wegen des Abganges und der Leckage, die ſich während der Zeit, da die Flotte See hält, zutragen kann.

Das Schiff wird leck, oder iſt leck, Fr. Vaiſſeau qui fait eau, qui a pluſieurs voies d'eau; Holl. Een lek ſchip; Dän. Læk ſkib; Schw. Læck ſkepp; Engl. Leaky veſſel; Ital. Nave che fà acqua, che ha falle; Span. Navio que hace agua; Port. Navio que faz agua, wenn das Waſſer durch die Fugen eindringt. Im Niederſächſiſchen wird dafür auch ſpack gebraucht.

Im Oberd. lech, im Holländ. gleichfalls leck, im Engl. leak, im Schwed. läk, im Angelſ. hlaeck, im Isländ. lek.

Siehe das Folgende.

3. **Leck**, (der) am häufigſten in Nieder-Sachſen, ein Riß, eine Spalte in einem hölzernen Gefäße, durch welche das Waſſer hinein dringt. Beſonders in der Schifffahrt, eine undichte Stelle am Schiffe, wodurch das Waſſer dringt. *Das Schiff hat einen Leck bekommen, das Schiff iſt leck geworden*, Fr. Voie d'eau, tirer l'eau; Holl. Lek; Dän. Læk, Lække; Schwed. Läcka; Engl. Leak; Ital. Falla; Span. Un Agua; Port. Veia de agua; Griech. Λακις. *Einen Leck ſtopfen* (*). Siehe Lechzen.

Ein Schiff kann durch allerley Zufälle und auf verſchiedene Art, einen Leck bekommen oder leck werden; nähmlich: durch vieles Arbeiten wenn die Nathen ſich begeben oder aus einander weichen, und das Schiff das Werg auskäuet durch Stoßen auf Klippen, durch Schüſſe unter Waſſer, und auch durch Aufſpringen eines Planken-Kopfes. Wenn ſich ein Leck zeigt, ſo ſagt man: *es iſt ein Leck geſprungen*, oder *das Schiff hat einen Leck geſprungen* (**). *Ein Leck hat ſich zugezogen* (***), wenn das Waſſer von ſelbſt aufhört hinein zu dringen, indem entweder das Holz durch die Feuchtigkeit ausquillt, oder indem ſich von

(*) Fr. Boucher, etancher, aveugler une voie d'eau; Holl. Een lek ſtoppen; Dän. Stoppe en Læk; Schwed. Tappa läcken; Engl. To ſtop a leak; Ital. Aſtagnare una falla; Span. Tapar, tomar un agua; Port. Tapar huma veia de agua.

(**) Fr. Le vaiſſeau fait eau; Holl. Het ſchip heeft een lek geſprongen; Dän. Springe en Lække; Schwed. Springa lack; Engl. The veſſel has ſprung a leak; Ital. La nave a una falla; Span. El navio tien un agua; Port. O navio tem huma veia de agua.

(***) Fr. La voie d'eau a ſupé; Holl. De lek is toegeſoogen; Dän. Lækken er forſtoppet; Schwed. Läker är af ſig ſielf tappad; Engl. The leak is ſtopped accidently; Ital. La falla ſ'è ſtagnata; Span. Taparſe; Port. Taparſe, fecharſe.

von auſſen Kräuter, oder auch Sachen, die man davor hält, als Werg, Aſche, u. d. gl. hinein gezogen haben.

Sobald man merkt, daß ein Leck geſprungen iſt, ſucht man ſolchen ausfündig zu machen. Man bedient ſich hierzu unter andern eines geſpickten Bonnets (Streifen Segeltuch), welches ein Bonnet-Segel iſt, wovon die eine Seite mit Werg benähet oder beſpickt iſt; auf dieſes Werg ſtreuet man noch Aſche und Sand, damit ſolches ſank werde; alsdann zieht man dieſes Bonnet vermittelſt zweyer mit einem Hahnpoot daran befeſtigter Taue, die durch einen Block am Vor- und Hinter-Steven und auch unter dem Kiel durchfahren, an beyden äuſſern Seiten des Schiffes hin und her, bis ſolches auf den Leck gekommen iſt; man merkt ſolches leicht an einer Bewegung des Bonnets, welches durch den Druck des Waſſers gegen den Leck gezogen wird. Auch nimmt man wohl einen mit Aſche, Sand und kurzem Werg gefüllten, durchlöcherten Korb, den man mit einem großen Stocke von oben nach unten ſo dicht, wie möglich, an die Seite des Schiffes ſtößt, das kurze Werg zieht ſich durch den Druck des Waſſers in den Leck hinein, und ſtopft ihn; doch iſt erſteres Mittel weit anwendbarer. Hat das Schiff mehrere Lecke, die man nicht ausfündig machen und ſtopfen kann, ſo muß man ſich durch Pumpen helfen. Wenn das Schiff durch ſtarkes Schlingern und Arbeiten zwiſchen Wind und Waſſer das Werg auskäuet, ſo wird gemeiniglich Bley über die Nahten genagelt, doch iſt Leder und Leinwand mit Werg unten weit beſſer, weil das Bley zuweilen bey ſtarkem Schlingern und ſteif angeſetzter Wand, ausreißt oder in der Mitte durchbricht. Die Lecke, welche durch Kanonen-Kugeln verurſachet worden ſind, werden mit Schmier-Pfropfen zugeſtopft; und in dieſer Abſicht befindet ſich der Zimmermann mit ſeinen

Maa-

Maaren jederzeit in dem Lauf-Graben. Siehe Schmier-Pfropf.

Bey dem Deichweſen, verſteht man unter Lecke die ſehr bedenklichen Durchzüge des Waſſers durch die Deiche, die oft ſehr gefährlich werden, und ſich gemeiniglich alsdann zeigen, wenn das hohe Waſſer lange unmittelbar vor den Deichen ſteht. Sie beſtehen meiſtentheils aus den Gängen und Löchern der Mäuſe, Ratzen, Maulwürfe, und ähnlicher Thiere, oder auch aus hin und wieder in dem Körper des Deiches eingetrockneten Ritzen, Riſſen oder Höhlungen, und können alſo auch in dem beſten Kley-Deiche entſtehen. Das Erſte, was man dabey zu thun hat, iſt, das man den Durchgang der Lecke durch ſorgfältiges Aufgraben zu entdecken ſuche; und dann dieſelben, ſo feſt und gut als nur möglich iſt, mit Miſt, Heu und trockner Kley-Erde wieder verſtopfe. Wird dieſes aber zur Zeit der Noth gar zu bedenklich und gefährlich, oder ſind die Lecke auch dadurch nicht zu finden, ſo muß um eine ſolche Deichſtelle, ſtrohmwärts herum, in aller Eile, eine ſogenannte Vorkiſtung, oder ein Krippenwerk (ſ. Th. LIII., S. 494, f33.) geſchlagen werden. Siehe auch Rolle und Rulle.

Leck-Hähne, heißen, in den Salz-Werken, diejenigen Hähne, durch welche die zu gradirende Sohle auf die Dorn-Wände fließt. Siehe Salz-Sohle.

Leck-Kübelchen, ein Gefäß am Spinn-Rocken, welches Waſſer zum Anfeuchten des Fadens enthält. Siehe unter Spinnen.

Leck-Pfote, Fr. Lechepatte. Dieſen Nahmen haben Einige demjenigen Faul-Thiere gegeben, welches ſonſt unter dem Nahmen Unau bekannt iſt, ungeachtet daſſelbe weder ſeine Füße, noch irgend einen andern Theil ſeines Leibes, zu lecken pflegt. Das Thier ſelbſt wird unter dem Nahmen Unau beſchrieben werden.

Leck-

Leck-Saft, Linctus; ſiehe unter **Latwerge**, im LXV Th., S. 593. Anm.

Zwey Vorſchriften eines Leck-Saftes, zur Erleichterung des Auswurfes, ſind im Art. **Leber-Krankheiten**, oben, S. 444, No. 16 und 17, vorgekommen.

Leck-Schaufel, in Salz-Siedereyen, womit die abgetröpfelte Sohle, zur Beſchleunigung der Verdunſtung, an die Wände in den Gradier-Häuſern oder den ſogenannten Leck-Werken, hinauf geſprützt wird.

Leck-Steinchen, ſiehe unter **Schraube**.

Leck-Wein. 1. In einigen Gegenden, beſonders Ungarns, Wein, welcher aus den reifſten und beſten Beeren von ſelbſt heraus lecket, oder tröpfelt, und welcher auch Tropf-Wein, am häufigſten aber Ausbruch, genannt wird.

2. Wein, welcher aus dem Hahne eines Faſſes, oder neben dem Zapfen, heraus lecket, Trauf-Wein, Tropf-Wein; Fr. Baquetures.

Leck-Werk, in den Salz-Siedereyen, eine Anſtalt, wo die Sohle durch Pumpen hinauf gezogen, und durch Rinnen auf Wände von Reiſern geleitet wird, von welchen ſie in einen Behälter herab träufelt.

Von lecken, tropfenweiſe herausrinnen.

Siehe **Salz-Sohle**.

Lecke, (die) 1. In einigen, beſonders oberdeutſchen Gegenden, wie das obige 3 **Leck**; Fr. Fente.

2. Von dem Zeit-Worte lecken, lambere, iſt in der Land-Wirthſchaft die **Lecke** oder **Salz-Lecke**, der Trog, ja ein jeder Ort, wo man dem Rind- und Schaf-Viehe Salz zu lecken giebt. Siehe **Salz-Lecke**.

1. **Lecken**, ſpringen. Siehe **Läcken**, im LVIII Th., S. 518, f.

2. **Lecken**, ein Neutrum, welches auf doppelte Art gebraucht wird.

1. Mit dem Hülfs-Worte ſeyn, tropfenweiſe aus einem Gefäße fließen, von flüſſigen Körpern, beſonders wenn ſie durch einen Leck, einen Spalt dringen. Aller Wein iſt aus dem Faſſe geleckt. Auf welche Art es doch nur ſelten vorkommt.

2. Am häufigſten mit dem Hülfs-Worte haben, im gem. Leben, von Gefäßen, den flüſſigen Körper durch einen Leck ein- oder ausrinnen laſſen, rinnen, bey den Böttchern drahnen, d. i. thränen. Das Faß leckt, Fr. Le baril coule. Das Schiff hat geleckt. Figürlich ſagt man auch wohl im gem. Leben leckende Augen haben, für triefende, rinnende. Die Lichter lecken, wenn ſie den geſchmolzenen Talg an dem Lichte herab rinnen laſſen, welches auch laufen und rinnen genannt wird.

Im Oberdeutſchen lechen, im Schwed. läcka, im Isländ. lecka, ohne Zweifel von Leck, eine Spalte, Ritze; ſiehe auch Lechzen, oder auch beſonders in der erſten Bedeutung, von Lache, Lauge, ſo daß der Begriff der Flüſſigkeit der herrſchende iſt. Im Braunſchweigiſchen iſt es auch in thätiger Geſtalt für ſprengen üblich. Da kommt der Amtmann, heißt es daſelbſt zuweilen, den muß man lecken, d. i. Waſſer ſprengen, damit der Staub ſich ſetze; über welchen Ausdruck ein Hochdeutſcher freylich allerley Gloſſen macht.

3. **Lecken**, mit der Zunge an etwas hin und her fahren; L. lambere, lingere; Fr. lêcher. Der Hund leckt ſich die Wunde. An etwas lecken. Beſonders um auf ſolche Art etwas in ſich zu ziehen. Der Hund leckt das Waſſer. Die Hunde ſollen dein Blut lecken, 1 Kön. 21, 19. Den Staub lecken, Pſ. 72, 9. Die Teller lecken, für ablecken, im gem. Leben. Die Finger nach etwas lecken, gleichfalls nur in der niedrigen Sprech-Art, es mit dem lebhafteſten Vergnügen genießen. In den niedrigen Sprech-Arten und

und im verächtlichen Verſtande wird es auch oft für oft und viel küſſen, Fr. baiſoter, gebraucht.

Bey den Mahlern heißt ein Gemählde geleckt, wenn die Farben mit allzuvieler und übertriebener Sorgfalt, auf eine gezwungene und ängſtliche Art, vertrieben und verſchmolzen ſind.

Bey dem Ulphilas laiguan, bey dem Ottfried und Notker lechon, im Griech. λειχειν, im Niederſ. licken, im Engl. lick, im Angelſ. liccan, im Ital. leccare im Franz lêcher, im Lettiſchen lakti, ſchon im Hebr. לקק, und im Lat. mit dem eingeſchobenen Naſen-Laute lingere, ſo wie lambere auf ähnliche Art mit dem Niederſ. labben, ſchlabben, übereinkommt. Ohne Zweifel als eine Nachahmung des durch Einleckung des Waſſers verurſachten Schalles, welches in den niedrigen Sprech-Arten auch mit dem vorgeſetzten Ziſch-Laute ſchlecken genannt wird.

Daher **ablecken**, durch Lecken wegſchaffen: Den Zucker ablecken. Imgleichen, mit der Zunge reinigen. Den Teller, die Finger ablecken.

So auch die **Ableckung**.

Auflecken, durch Lecken wegſchaffen. Eitelkeit legt auch der Speichel der Sclaven auf, und verſchlinget das Lob des Pöbels. Duſch.

So auch die **Aufleckung**.

Auslecken, durch Lecken heraus ſchaffen, Den Honig, die Milch auslecken. Imgleichen auf ſolche Art leer machen, oder reinigen. Die Schüſſel auslecken.

Belecken, an etwas lecken, imgl. oft und viel an etwas lecken. So beleckt der Bär ſeine Jungen, der Hund ſeine Wunden.

So auch die **Beleckung**.

Bey dem Ulphilas lautet dieſes Wort bilaigwodan.

Zerlecken, durch vieles Lecken unſcheinbar machen, verderben.

Von dem Nutzen des Leckens bey verſchiedenen äuſſerlichen Gebrechen des menſchlichen Körpers.

Wenn man den Nachrichten des *Plinius* und *Polyd. Vergilius*, Glauben beymeſſen kann, ſo haben die unvernünftigen Thiere zu verſchiedenen in der Arzeney = Wiſſenſchaft ſehr nützlichen Entdeckungen die erſte Gelegenheit an die Hand gegeben. Von den Schafen wird geſagt, daß ſie den Menſchen die purgierende Eigenſchaft des Helleborus gelehrt hätten (1). Dem ägyptiſchen Vogel Ibis, von welchem man weis, daß er zur Eröffnung der Gedärme, ſich ſelbſt durch den Schnabel das See = Waſſer in den Leib ſpritzet, wird die ſo nützliche Erfindung der Klyſtiere zugeſchrieben; ſ. im XXIX Th., S. 288. Der Hippopotamus, welcher, um den Körper von überflüſſigem Blute zu befreyen, ſich an den dornigen Stauden des Nil=Strohmes die Adern am Fuße öffnet, hat, wie man dafür hält, den Menſchen zum Aderlaß Anlaß gegeben (2). Die Hunde und Katzen pflegen, wenn ſie ihre Jngen zur Welt gebracht haben, zur Stillung der Nachwehen, ihre eigene Nachgeburt ſehr begierig aufzufreſſen; eben dieſes haben die Menſchen zu ihrem Nutzen angewendet, und ſich deſſelben Mittels in ähnlichen Fällen bedient (3).

Aus dieſen und andern Beyſpielen von ſolcher Art, können wir wahrſcheinlich ſchließen, daß der Gebrauch des Leckens bey verſchiedenen äuſſerlichen Gebrechen des menſchlichen Körpers ebenfalls von den Thieren ſeinen Urſptung genommen habe. Die Vor-

(1) *Plin* hiſt. nat. L. 8, c. 27.

(2) *Polyd. Vergilius* de rer. inventor. L. 1, c. 21. *Plin.* hiſt. nat. L. 7, c. 26.

(3) *Cornel. van der Eck* diſſ. de anthropophag. med. Theſ. I.

Vorſehung hat faſt einem jeden vierfüßigen Thiere den Trieb eingepflanzt, ſich ſelbſt die äuſſerlichen Verletzungen durch Lecken zu heilen. Wir ſehen dieſes faſt täglich an den Hunden, welche das Zuſammenwachſen der größten Wunden durch dieſes heilſame Mittel in einer faſt unglaublichen Kürze der Zeit befördern. Man muß beydes, die Zunge und den Speichel, genau unterſuchen, wenn man ſich von der vortrefflichen Wirkung des Leckens einen vollkommenen Begriff machen will. Die Zunge iſt ein aus vielen kleinern zuſammengeſetzter Muskel, welcher ſich nach allen gegenſeitigen Puncten des Mundes ſehr leicht bewegen läſſet; die F..che dieſes Muskels iſt mit häufigen und verſchiedentlich geſtalteten Wärzen verſehen, durch deren Hülfe wir ſchmecken. Dieſer, ſowohl im phyſiſchen als moraliſchen Verſtande betrachtete höchſt nützliche Theil des menſchlichen Körpers, wird von einem flüſſigen Weſen befeuchtet, welches wir Speichel nennen; es beſteht ſolcher aus Waſſer, Lüft, Oehl und einem Mittel-Salze. Alle dieſe Theile ſind innigſt mit einander verbunden, ſo, daß ſie nicht anders als durch das Feuer getrennet werden können.

Aus vorſtehender Betrachtung der Beſtand-Theile beyder Werkzeuge des Leckens, laſſen ſich nun die Wirkungen deſſelben leicht erklären. Wie vieles bey Heilung der Wunden und Geſchwüre auf die Reinigung derſelben ankomme, können uns die Wund-Aerzte am beſten ſagen. Was für ein Werkzeug aber könnte wohl hierzu geſchickter ſeyn, als die Zunge? Vermöge ihrer Biegſamkeit ſchließt ſie ſich feſt an alle Seiten einer äuſſern Verletzung; ihre rauhe Ober-Fläche nimmt, wenn eine Bewegung dazu kommt, alle Unreinigkeit, welche ſich in den zerriſſenen Gefäßen einer Wunde geſetzt hat, hinweg, und befördert dadurch den ordentlichen Umlauf der Säfte des ver-

letzten Theiles. Hierzu kommt noch die Mittheilung des Speichels, deſſen Salz- und oehlige Theile, wenn ſie genau mit einander verbunden ſind, einen Schleim ausmachen, welcher die getrennten Flächen verbindet, und, als der kräftigſte Balſam, deren Heilung befördert. Der Nutzen des Speichels erſtreckt ſich aber nicht bloß auf die Heilung der Wunden, ſondern auch auf andere widernatürliche Zufälle des Körpers. In den Schriften der Aerzte finden wir häufige Beyſpiele, daß durch öfteres Lecken die heftigſten Schmerzen geſtillet, wie auch Geſchwulſten, Höcker, Ueberbeine, und Muttermähler, glücklich ſind vertrieben worden. Zu mehrerm Beweiſe will ich die Erfahrungen einiger Schriftſteller anführen. Von den Römern iſt bekannt, daß ſie die bey einer Schlacht empfangenen Wunden durch ihre Sclaven und Weiber, bis zur völligen Heilung ausſaugen und lecken ließen. Eben dieſes bezeugt **Tavernier** von den Circaſſiern (4), und **Piſo** von den Braſilianern (5). *Olaus Borrichius* (6) und *Tho. Bartholinus* (7) verſichern, daß **Eduard I.**, König von England, an ſeiner, mit einem vergifteten Meſſer empfangenen Wunde gewiß würde geſtorben ſeyn, wenn nicht deſſen getreue Gemahlin durch öfteres Lecken und Saugen die Wunde von einem der heftigſten Gifte befreyet hätte.

Von dem Gebrauche des Leckens bey den ſo gefährlichen Verletzungen des Auges, findet man faſt unglaubliche Beyſpiele aufgezeichnet. **Auguſt Hünerwolf** (8) erzählt davon folgenden merkwürdigen Fall: „Mein zwölfjähriger Bruder, indem er ein Stück hartes „Le-

(4) Itinerar. L. 3, c. 12. (5) Hiſt. nat. et med. L. 2. c. 5.
(6) De ortu et progreſſ. chem. p. 46.
(7) Anat. reform. L. 3, c. 13.
(8) E. N. C. Dec. II. A. 3, obſ. 92, p. 195.

„Leder entzwey ſchneiden wollte, wobey ihm das Meſſer „abglitſchte, verletzte ſich dergeſtalt das linke Auge, „daß die Horn-Haut ganz durchſchnitten war, und „eine beträchtliche Menge der wäſſerigen Feuchtigkeit „herauslief. Die Mutter, welche durch dieſen gefähr„lichen Zufall zum Mitleiden bewogen wurde, leckte „eine Zeitlang nüchtern die Wunde, und beförderte „dadurch in Kurzem die Heilung derſelben ſo glücklich, „daß nicht einmahl eine Narbe im Auge zurückblieb.“ Wie vieler Gefahr die Augen bey bösartigen Pocken ausgeſetzt ſeyn, lehrt die vielfältige Erfahrung. *Bartholinus* (9) rühmt daher das Lecken, als das ſicherſte und beſte Mittel. Er führt in ſeinen Schriften hin und wieder Beyſpiele an, von Kindern, welchen die Augen in- und auswendig ganz mit Pocken beſetzt waren, und dennoch, durch öfteres Lecken, von allem zu befürchtenden Schaden befreyet wurden. Bey Geſchwüren, welche nach überſtandenen Pocken auf der Horn-Haut des Auges bisweilen zurück bleiben, hat **Lorenz Scholz** (10) das Lecken ſehr bewährt gefunden; er giebt zugleich den Rath, die leckende Perſon vorher etwas Fenchel käuen zu laſſen, damit die zertheilende Kraft des Speichels dadurch deſto wirkſamer gemacht würde. Eben dieſes Mittel wird von **Claud. Deodatus** (11) vorzüglich gerühmet. Einen ſehr merkwürdigen Fall erzählt **Fr. Hoffmann** (12) von einer Frau, welche lange Zeit ſehr blöde, ſchmerzhafte und triefende Augen hatte; alle äuſſerliche und innerliche Mittel wurden bey derſelben vergebens angewendet, bis ſich endlich eine alte Frau erboth, ihr alle Morgen die Augen zu lecken, und dadurch in kurzer Zeit derſelben die vorige Schärfe

(9) Cent. I. hiſt. anat. 29, p. 40. Anat. reform. L. 3, c. 13.
(10) Conſil. med. 308, fol. 881.
(11) Panth. hygiaſt. L. 3, c. 21, p. 132.
(12) Diſſ. de neceſſ. ſaliv. inſp. c. 4, p. 10.

des Geſichtes wieder verſchaffte. Eben derſelbe gedenkt einer Dänin von Adel, welche ihre ganze Lebenszeit hindurch das Geſicht mit Speichel gewaſchen, und ſich dadurch eine jugendliche Schönheit bis in das 70ſte Jahr ihres Alters erhalten hat. Die berühmte **Ninon von Lenclos** ließ ſich alle Morgen von Hunden lecken, und ſahe nach ihrem 70ſten Jahre noch eben ſo ſchön aus, als ſie im 20ſten ausgeſehen hatte. Das öftere Lecken eines Hundes wird von **Mich. Ettmüller** unter diejenigen Mittel, welche die Haut reinigen und ſchön machen, gerechnet. Auf eben die Art ſind, ohne Zuthuung eines andern Mittels, Muttermähler und andere das Geſicht verunzierende Flecken vertrieben worden. **Mart. Schurig** (13), ein berühmter Arzt in Dresden, erzählt folgenden Fall, wobey er ſelbſt Augenzeuge geweſen war. „Es wohnt nicht weit von hier ein junger Bauer, welcher, einige Jahre her, die Kröpfe und Höcker durch Anſpeyen und Lecken curirt. Er verfährt dabey folgender Maßen. Drey Freytage nach einander leckt er, und zwar des Morgens nüchtern, 3 Mahl kreuzweiſe den Kranken den Kropf und Höcker, ſondert jedes Lecken mit einem Kreuze ab, durch das Drücken des Daumes, reibt hierauf ſehr ſtark den leidenden Theil, und murmelt dabey einige unverſtändliche Worte; alles dieſes wiederhohlt er etliche Wochen, bis zur völligen Herſtellung des Kranken (14).“ **Wedel** (15) und **Brendel** (16) haben von Kröpfen und Ueberbeinen, **Galen** (17) und **Balth. Ronſäus** von

(13) Sialolog. hiſt. med. c. 4, p. 138.

(14) Eine ausführlichere Nachricht davon, findet man in D. Jo. Dan. Geyers müßiger Reiſe=Stunden gute Gedanken von dem chur=ſächſiſchen Leck=Martin, 18ter *Diſcours*, Dresd. 1735, 4. 2 B.

(15) Exercit. med. philolog. Dec. 4, exerc. 8, p. 40.

(16) Conſil. med. conſ. 113, p. 393.

(17) De ſimplic. medicam. facult. I. 10. p. 109.

von Blutſchwären, **Riedlin** ([18]) von Geſchwulſt des Hodenſackes, **Aloyſ. Sinapius** ([19]) von Gicht-Knoten, welche durch öfteres Lecken glücklich zertheilt worden ſind, glaubwürdige Beyſpiele aufgezeichnet. Die Gedenkſchriften der engelländ. Akad. der Wiſſ. v. May 1666, N. 6, rühmen das Lecken eines Hundes, als ein untriegliches ſchmerzſtillendes Mittel; ſie führen zugleich einen Fall an, da ein Mann, welcher lange Zeit mit den heftigſten podagriſchen Schmerzen geplaget wurde, bloß durch das nüchterne Lecken eines Hundes ſich ſchleunige Linderung verſchaffte. **Waldſchmidt** ([20]) und **Wedel** ([21]) wiſſen den öftern Gebrauch dieſes Mittels in blinden Hämorrhoiden nicht genug zu rühmen; ſie verſichern, daß dadurch allemahl der Ausbruch des Blutes befördert würde. **Zachar. Vogel** ([22]) erzählt folgende Geſchichte einer Waſſer-Geſchwulſt an den männlichen Zeugungs-Gliedern, die durch ſtarke Purgier-Mittel entſtanden, und durch das Lecken eines Hundes geheilet worden iſt.

„Eine unverheurathete Perſon von 28 Jahren, und von der Jagd ein groſer Liebhaber, wurde mit einem dreytägigen Fieber beläſtiget, welches ihm 5 Wochen ſehr beſchwerlich war. Er gebrauchte zwar dagegen verſchiedene Hülfsmittel, allein weil er keine ordentliche Lebens-Ordnung dabey beobachtete, ſo wurde dadurch ein viertägiges hervorgebracht. Dieſes Fieber ließ ſich 10 Wochen bey der gewohnten Lebens-Art unterhalten. Endlich aber verließ es den Kranken, und nicht lange darnach bekam er dicke Beine, und überhaupt ein blaßgelbes Angeſicht.

(18) Lin. med. a. 1699. menſ. Mart. obſ. 31, p. 318.

(19) De remed. dolor. et opio, c. 4, p. 50.

(20) Prax. med. p. 279.

(21) Eph. Nat. Cur. Dec. II. A. 1, obſ. 2, p. 25.

(22) In ſeinen Beobachtungen und Unterſuchungen, (Roſtock, 1759, gr. 8.) S. 350, fgg.

geſicht. Hiergegen hatte er verſchiedenemahl ſtarke Purgier-Mittel eingenommen, die heftig gewirkt haben, bis er endlich mit einer Waſſer-Geſchwulſt an ſeinen Zeugungsgliedern beleget wurde, welche ihm zuletzt den nöthigen Abfluß des Urins verhinderte.

Mit dieſen Beſchwerden kam er hierher gereiſet, und ließ mich erſuchen, ihn zu beſuchen. Ich fand ihn auf einem Bette, mit einem ſchönen Hühner-Hunde ſpielend, liegen. Er erzählte mir alles obige, und zeigte mir ſeinen Schaden. Die ganze Zeugungs-Maſchine war wie ein Kinderkopf groß angeſchwollen. Ich konnte kaum Unterſcheidungszeichen der natürlichen Theile bemerken. Die Geſchwulſt war ſo klar und fein, als wenn eine ſehr feine Blaſe mit hellem Waſſer angefüllt und durchſcheinend war, ſo, daß nur die Epidermis über das ausgelaſſene Waſſer geſpannt blieb.

Weil nun der Kranke während meinem Daſeyn mit ſeinem Hunde beſtändig ſpielte, ſo fragte ich ihn, ob derſelbe ihm beſonders getreu und angenehm wäre, welches er auch mit einem lächelnden Ja beantwortete. Da er ſich alſo auf die Treue und Gutartigkeit feſt verlaſſen konnte, ſo gab ich ihm auch Anlaß, wie dieſer Getreue ihn von ſeiner Beſchwerde befreyen könnte. Anfänglich vermeinte er, daß es mein Scherz wäre; allein, da ich ihm die Möglichkeit deſſelben zeigte, ſo ward er überaus vergnügt darüber, und verſicherte, daß ihm keine angenehmere Heil-Art hätte vorgeſchlagen werden können, als eben dieſe. Ob ſie nun gleich beym Scherz ausgedacht war, ſo glückte ſie doch überaus gut, und war alſo beſtimmt.

Ich nahm nähmlich eine feine Lanzette zur Hand, und machte mit derſelben ganz feine Einſchnitte, eines halben Zolls lang, in die Epidermis. Der Kranke hatte davon keine Empfindungen. Als dieſes geſchehen war, lieſſen wir den Hund an die ſcarificirte Geſchwulſt lecken. Er that ſein Beſtes. Der Kranke ſowohl, als ich, mußten darüber lachen. Die Geſchwulſt nahm merklich ab. Endlich mußte der Hund ſich gewaltig erbrechen; als ich ihm aber etwas Milch zu ſaufen gegeben, fing er von neuem an zu lecken, ſo, daß die Geſchwulſt auf die Hälfte abnahm, und dem Kranken empfindlich ward ſolches weiter auszuhalten. Hiernächſt legte ich ihm eine warme

Serviette um den leidenden Theil, denn ich hatte weiter nichts bey der Hand. Bald darnach ließ der Kranke mit guter Wirkung zu ſeinem Vergnügen eine Menge geſammelten Urin von ſich. Bevor ich mich aber von dem Kranken beurlaubte, warnete ich ihn, niemanden während der Zeit, da er den Hund zu ſeiner angewieſenen Heil-Art gebrauchen würde, in die Stube kommen zu laſſen, oder denſelben ſelbſt unerwartet in ſeinen Verrichtungen zu ſtören, weil er dadurch im Eifer um ſich beißen, und etwas verletzen möchte.

Wie ich den kommenden Morgen meinen Kranken beſuchte, ſo fand ich, daß der Hund alles Waſſer aus der Geſchwulſt gelecket hatte. Die Theile waren ſehr erſchlafft, daher ich bemühet war, ſolche durch eine Bähung wieder zu ſtärken, die aus der Arnica, mit Wein und Kalkwaſſer bereitet, beſtand; dieſes wurde ſtündlich von neuem erwärmet, und mit Wirkung verbraucht. Uebrigens gebrauchte der Kranke 6 Tage das Seidſchützer Bitter-Waſſer bey einer vorgeſchriebenen genauen Diät, und nach dieſen, innerhalb 8 Tagen, 3 Unzen von der peruvianiſchen Rinde in einer Latwerge, womit ich denſelben in 14 Tagen zu ſeiner großen Zufriedenheit geſund wieder herſtellete."

Dieſe Beyſpiele werden hinlänglich ſeyn, den Nutzen eines angeprieſenen Mittels zu beſtätigen. Ich muß aber noch einige bey dem Gebrauche des Leckens nöthige Verhaltungs-Regeln hinzu fügen.

Man erwähle dazu, vor andern Thieren einen Hund, weil ſolcher von Natur den größten Trieb zu dieſer Handlung bezeigt; deſſen Zunge iſt lang, biegſam, und alſo beſonders geſchickt, eine Wunde, ſie mag flach oder tief ſeyn, zu reinigen. Sollte etwa ein Geſchwür mit einer ſcharfen oder ſtinkenden Gauche, oder mit allzuvielem Eiter angefüllt ſeyn, ſo, daß der Hund es verabſcheute, ſo wird man denſelben leicht zum Lecken bewegen können, wenn man es zuvor einige Mahl mit Speichel benetzt, oder den Rand deſſelben mit etwas Fett beſtreicht. Es iſt auch nöthig, daß man bey der Wahl der Hunde eini-

ge Vorſicht gebrauche; denn ein kranker Hund, deſſen Säfte mit Unreinigkeiten angefüllt ſind, würde eine äuſſerliche Verletzung durch Lecken eher verſchlimmern, als die Heilung derſelben befördern. Eine eben ſo ſchlimme Folge iſt zu befürchten, wenn ein Hund läufig iſt; alle Säfte ſind zu dieſer Zeit in einer gewiſſen Art von Gährung, und dieſe Beſchaffenheit würde alsdann, zum größten Nachtheil des Kranken, dem Blute einverleibet werden.

Lecker, ein Bey- und Neben-Wort, **leckerer**, **leckerſte**.

1. Sehr ſchmackhaft, im hohen Grade wohl ſchmeckend, **leckerhaft**. *Eine leckere Speiſe. Lecker leben*, in weiterer Bedeutung, ſich die ſchmackhafteſten Nahrungs-Mittel zu verſchaffen wiſſen.

2. Geneigt, nur ſchmackhafte Nahrungs-Mittel zu genießen; L. delicatus, lautus, cupedipeta; Fr. friand. *Lecker ſeyn. Ein leckerer Menſch*, im gem. Leben ein *Lecker-Maul*. Auch figürlich, im vertraulichen Scherze, fein prüfend, geneigt nur das Beſte zu wählen.

Im Niederſ. gleichfalls lecker, im Schwed. lecker. Im Bretagniſchen ſind Lickeres Leckerbiſſen. Ohne Zweifel von lecken, lambere, wozu auch das Griech. γλυκερος, ſüß, und das Latein. mit dem Präfixo de verlängerte *delicatus* zu gehören ſcheint.

1. **Lecker**. (der) 1. Ein in den vertraulichen Sprech-Arten, beſonders Nieder-Sachſens, übliches Wort, einen lebhaften Grad einer ſinnlichen Begierde zu bezeichnen. *Der Lecker ſteht ihm darnach*, er iſt darnach lüſtern.

2. Ein leckerer oder leckerhafter Menſch, der ſich nur die ſchmackhafteſten Speiſen zu verſchaffen ſucht. Noch mehr in weiterer und figürlicher Bedeutung, ein Menſch, welcher aus der Befriedigung ſeiner ſinnlichen Begierden ſein vornehmſtes Geſchäft macht.

Ein

Ein junger Lecker. Gemeiniglich im verächtlichen Verſtande, von einem Menſchen, welcher nur ſinnliche Vergnügungen ohne Wahl ſowohl der Gegenſtände, als der Mittel, ſucht; in welcher großen theils veralteten Bedeutung dieſes Wort im Angelſ. Licera, im Engl. Licker, im alt Franz. Lichard, im Ital. Leccardo, im mittlern Lat. Leccator, lautet, welche auch oft einen nichtswürdigen Menſchen, einen Lotterbuben bedeuten.

Bey dem Pictorius iſt Leckerbube ſo viel als Lotterbube, in einer alten Handſchriftlichen Ueberſetzung der Bibel Leckermen, eine Hure, bey dem Altenſtaig lickeren, mit Liſt ſahen, und im Flandriſchen lak, wollüſtig, geil; daher es noch dahin ſteht, ob es nicht, wenigſtens in einigen Fällen, nicht ſowohl zu dem vorigen lecker, als vielmehr zu lügen, belugſen, oder andern ähnlichen Wörtern, gehört. Gottſched glaubte, es käme von läcken, ſpringen, her, und erklärte einen jungen Lecker durch einen jungen Springer.

2. Lecker, (der) zunächſt von dem Zeit=Worte lecken, 1. Die Zunge, das Werkzeug des Leckens, doch nur im Oberdeutſchen, wo beſonders die Zunge des Rindviehes dieſen Nahmen führt. Auch bey den Jägern wird die Zunge des Hirſches eben ſo oft ein Lecker, als ein Graſer und Weidemeſſer genannt.

2. Eine Perſon, welche leckt; Lat. Linctor, wo auch im weiblichen Geſchlechte die Leckerinn üblich iſt, doch beyde nur in den Zuſammenſetzungen Teller=Lecker und Speichel=Lecker, einen niedrigen Schmarotzer und Schmeichler zu bezeichnen, welche Bedeutung das Wort Lecker auch in dem zuſammengeſetzten Hof=Lecker für ſich allein zu haben ſcheint.

In Altenſtaig's Vocabulario bey dem Friſch wird Lickerung durch blanditiae überſetzt.

Lecker=Biſſen, (der) Diminut. das Leckerbißchen Oberd. Leckerbißlein, ein leckerer oder leckerhafter Biſſen, und in weiterer Bedeutung, eine jede rare,

 koſt=

koſtbare und auf beſonders ſchmackhafte Art zubereitete oder zugerichtete Speiſe; **Leckereyen**, Delicateſſen, L. Cupediae, Eſcae molliculae, Cibus delicatior; Fr. Friandiſe, Morceau friand.

Die Vorſehung hat bey der Schöpfung des Menſchen die weiſe Veranſtaltung getroffen, daß er durch verſchiedene Sachen nicht allein ernährt und erquickt würde, ſondern daß auch dieſe Nahrungs-Mittel ſolche Eigenſchaften hätten, wodurch ſie dem Gaumen angenehm würden. Der Menſch erhielt auf ſolche Art Gelegenheit, durch den Geſchmack die mehrere oder mindere Güte dieſer Sachen zu erforſchen, und ſolcher Geſtalt das Nützliche von dem Schädlichen zu unterſcheiden. Der Schöpfer wollte, daß der Menſch ſich täglich durch Speiſe und Trank ernähren ſollte, daher werden der Hunger und Durſt zu kräftigen Erinnerern an die Beobachtung dieſer Pflicht verordnet. Auf dieſe Art können auch ſelbſt ſolche Sachen, die an ſich zwar gut nähren, aber den Geſchmack nicht ſehr reizen, doch oft mit Wohlgefallen genoſſen werden. Da der Schöpfer aber den Menſchen nicht zwingen wollte, auf ſeine eigene Erhaltung bedacht zu ſeyn, ſondern auch durch anlockende Mittel ihn dazu zu reizen ſucht, ſo verſahe er viele Sachen mit einer ſo hervorſtechenden Annehmlichkeit, daß vermittelſt derſelben der Geſchmack auf eine ſehr angenehme Art gereizet würde.

Ich weis in der ganzen Natur keinen Gegenſtand der einem Jeden zu allen Zeiten auf gleiche Art wohl ſchmecken ſollte, da der Geſchmack ſo verſchieden iſt, und ſich nach dem ungleichen Geſundheits-Zuſtande, oft auch nach dem verſchiedenen Alter, nach der Mode, der Einbildung, und der Gewohnheit, richtet. Dem Kranken ſind die meiſten Dinge zuwider, die ihm im geſunden Zuſtande ſehr angenehm waren. Wer ſonſt die Säuren verabſcheuete, trägt ein ſehnliches

liches Verlangen darnach, wenn er ein hitziges Fieber hat; und wer ſie ſonſt liebte, den ekelt davor, wenn er an Säure im Magen leidet. Eine unreine Zunge iſt überhaupt mit einem verderbten Geſchmacke verbunden. Der Speichel, welcher zur Auflöſung der Theilchen, die den Geſchmack reizen ſollen, unentbehrlich iſt, kann ſich zufälliger Weiſe verändern. und ſcharf, ſüß, oder auf andere Art verderbt werden, und ſolcher Geſtalt den Geſchmack verändern. Bey der beſten Geſundheit des Menſchen macht öfters der verſchiedene Zuſtand des Körpers, daß er heute einen lebhaftern Eindruck von einem angenehmern Geſchmacke erhält, als morgen, und daß die leckerſten Speiſen ihre meiſte Annehmlichkeit verlieren, wenn er ſich derſelben öfter bedient. Bey Kindern ſind die Nerven-Wärzchen der Zunge empfindlicher, als bey alten Leuten, daher halten ſie ſo viel von Milch, Honig, Zucker, und andern milden Speiſen; dagegen eſſen ſie kein eingeſalzenes Fleiſch, keinen Eſſig, Senf, ſtarke Gewürze, u. d. gl. an welchen ein Erwachſener Behagen findet.

Es giebt nichts in der Natur, was für alle Menſchen unter allen Umſtänden wohlſchmeckend wäre; daher es ſchwer zu beſtimmen zu ſeyn ſcheint, was eigentlich Leckerbiſſen oder Leckereyen genannt werden müſſen. Indeſſen kann man ſagen, daß überhaupt für den Geſchmack das Bittere, das Herbe, das Zuſammenziehende, das Scharfe, das Ranzige, das Heiße und Brennende, das Faulichte und das Fade und Unſchmackhafte, nicht angenehm iſt. Dagegen kann man behaupten, daß die meiſten Menſchen darin übereinkommen, das Süße, das Säuerliche, das Salzige, das Fette und das Gewürzhafte, wohlſchmeckend zu finden; vorzüglich aber pflegen ſolche Speiſen für lecker gehalten zu werden, worin einige von dieſen Arten des Geſchmackes gemiſcht ſind, ſo, daß

daß das für ſich Unangenehme durch die Miſchung mit dem Wohlſchmeckenden deſto pikanter wird.

Unter Lecker=Biſſen, Leckereyen, oder Delicateſſen, verſtehe ich jede Sache, die von einem geſunden Menſchen genoſſen, die Nerven=Wärzchen ſeiner Zunge und ſeines Gaumes auf eine angenehme Art reizt, und deren Annehmlichkeit dadurch ſehr vermehrt wird, wenn zugleich ein Wohlgeruch dabey Statt findet. Ich fordere mit Fleiß, daß der Menſch geſund ſey, der dieſe Speiſen genießt, da kein Kranker einen reinen und zuverläſſigen Geſchmack hat, und alſo nicht richtig urtheilen kann. Unter der Krankheit begreife ich auch einen quälenden Hunger und Durſt, und fordre alſo, daß niemand daran leiden muß, der über einen Lecker=Biſſen urtheilen will.

Ob gleich eigentlich nur das ein Lecker=Biſſen genannt werden kann, was den Geſchmack eines geſunden Menſchen auf eine angenehme Art reizt, ſo muß man ſich doch wirklich verwundern, auf wie verſchiedene Art der Geſchmack mehrerer Menſchen von einem und demſelben Dinge gereizt wird, ungeachtet ſie alle geſund, alle von gleichem Alter, und alle frey von zu ſtarkem Hunger oder Durſte ſind; und doch findet der eine das nur erträglich, was dem andern ſehr wohlſchmeckend, und dem dritten zuwider iſt. Man kann deswegen den Geſchmack eines Jeden nicht für fehlerhaft erklären, und es läßt ſich, wie man zu ſagen pflegt, überhaupt über den Geſchmack nicht disputiren. Es muß dieſes alles von verſchiedenen Umſtänden abhangen, die nicht gleich in die Augen fallen. Bisweilen widerſteht ein Nahrungs=Mittel völlig der Natur gewiſſer Leute, was andre doch für ſehr ſchmackhaft halten. So können manche Perſonen weder den Geruch noch den Geſchmack unſerer angenehmen Erdbeeren ertragen, ohne daß ihnen übel

davon

davon wird. **Bergius** (*) ſah einmahl, daß jemand ein Fieber mit rothen Flecken über den ganzen Körper bekam, der einen Schluck Erdbeer=Branntwein genommen hatte. Ein ähnliches Beiſpiel erzählt **Bartholin** (**). Eine ähnliche Urſache muß bey dem Abſcheu verſchiedener Perſonen vor Butter und Käſe, die dem größten Theil der Menſchen doch angenehm zu ſeyn pflegen, Statt finden. **Bergius** hat einen Mann gekannt, der durchaus keinen Wein vertragen konnte, und von einem Par Tropfen, die er beym Abendmahl genoß, krank ward, wenn er nicht kaltes Waſſer hinterher trank, um den Wein zu verdünnen. Schwangere Perſonen haben gemeiniglich einen auſſerordentlichen Appetit auf ſolche Sachen, die einem andern zuwider ſind, und dagegen einen Abſcheu vor ſolchen Dingen, die ihnen ſonſt wohl behagten. Auſſerdem rührt der Abſcheu vor gewiſſen wohlſchmeckenden Dingen, oft von einem widrigen Eindrucke her, den man bey gewiſſen Gelegenheiten in der Jugend erhalten hat. Wenn man ſich etwan einmahl den Magen mit einer Speiſe überladen hat, und dadurch krank geworden iſt, ſo kommt in der Folge der Ekel vor ſolchen Nahrungs=Mitteln immer wieder; und eben dies eräugnet ſich, wenn man verſchiedene Mahle verdorbenes Fleiſch genoſſen hat, das der Magen nicht verdauen konnte. Ueberdies kann das Urtheil über die Unzweckmäßigkeit gewiſſer Thiere zu Nahrungs=Mitteln, welches bey Kindern entweder von einem Religions=Verbothe, oder von dem Abſcheue älterer Leute herrührt, einen ſo ſtarken Einfluß auf das ganze Leben haben, daß dieſer Widerwille ſich durch nichts ausrotten läßt. Die Einbildung, die Mode und Gewohnheit können öfters den National=

(*) Ueber die Leckereyen, (Halle, 1792, 8.) S. 7.
(**) Hiſt. anat. rar. Cent. 3, p. 112.

tional-Geſchmack dermaßen verändern, daß man im Anfange wirklich unſchmackhafte und widerliche Dinge verſucht, ſich nach und nach daran gewöhnt, und ſie endlich ganz wohlſchmeckend findet, und zwar entweder, weil man ſie für geſund, oder für ſelten hält, oder weil man der Mode folgen will, oder weil man es für vornehm oder für männlich hält, dieſe Dinge zu genießen.

Da ſo viele verſchiedene Umſtände den Geſchmack verändern können, ſo ſieht man leicht, wie wenig man ſich nach dem Urtheile einzeler Perſonen über den Wohlgeſchmack einer Speiſe richten kann. Eine ungleiche Erziehung, eine verſchiedene Erfahrung, die man mit etwas wirklich Leckerhaftem angeſtellt hat, verurſachen öfters ein völlig verſchiedenes Urtheil; und ſo kann jemand, der noch keine Gelegenheit gehabt hat, leckere Dinge zu ſchmecken, unmöglich einen Begriff davon haben; dagegen ein Anderer, der im Luxus auferzogen iſt, und ſich einen feinen Geſchmack erworben hat, weit richtiger darüber urtheilen wird, und auch weit mehr Glauben verdient. Aus dieſem Grunde könnte man die Leckereyen füglich in ſolche eintheilen, die von Perſonen unter glücklichen Umſtänden für wahre Leckereyen gehalten worden ſind; und in ſolche, die die geringe Klaſſe der Menſchen, welche eine ähnliche Erziehung genoß, dafür zu halten pflegt. „Wenn ein Reiſebeſchreiber,“ ſagt Bergius: uns über „die Leckereyen der Länder Nachricht giebt, die er durchreiſet iſt, ſo kommt viel darauf an, was er für ein Mann „war, und in wiefern ſeine Erziehung und Lebensart auf „die Bildung ſeines Geſchmackes mitgewirkt haben konnten. Ich meines Orts habe mehr Zutrauen zu den Nachrichten, die mir in dieſer Rückſicht ein Reſtaurateur in „Paris, als die mir ein Schenkwirth in Troſa giebt; über „ähnliche Materien traue ich dem Urtheile ſolcher Perſonen mehr zu, die von hoher Geburt ſind, wie der Fürſt „Radzivill, oder der Geſandten regierender Mächte,

„die

„wie Busbeq, Silva Figueroa, de la Loubere, „Whytelocke, Nieuhof, vornehmer Frauenzimmer, „wie der Madame Worthley Montague und Ma„dame Kindersley, aufgeklärter Cavaliere, wie Fla„court, Rumphius, Ulloa, und Bell d'Anter„mony, hellſehender Philoſophen, Naturforſcher und ande„rer Gelehrten, als: Kämpfer, Bernier, Sloane, „de la Condamine, Banks, Solander, Pallas, „Forſter, Niebuhr, Thunberg, Ekeberg, La„bat, und Anderer, als dem Urtheile unachtſamer, uner„fahrner und unwiſſender Leute, als: der Schiffer Kiöping „Willmann, Berg, der Handwerksleute Schwarz, „u. d. gl. der Bedienten, als: Heß und Schillinger, „gemeiner Soldaten, als: Saar, Tappen, Richs„hofer, Barchewitz, Langhans und Vogel, die „in ihrem Urtheile über den Wohlgeſchmack der Leckereyen „doch bey weitem nicht ſo zuverläſſig ſind.“

Die Organiſation des Menſchen erſcheint bey verſchiedenen Völkern in einer ſo weſentlichen Abänderung, daß ein und derſelbe Gegenſtand ganz entgegengeſetzte Eindrücke verurſachen kann. Auch der Kalmyke, der Tunguſe und Kamtſchadale, wie nicht weniger der Neger und Amerikaner, hat gewiſſe Nahrungs=Mittel, die er für lecker hält, und die wir nicht dafür gelten ließen. Es fragt ſich nur: ob gar keine Regel vorhanden ſey, nach welcher ſich zwiſchen dieſen Extremen ein allgemeines Urtheil fällen läßt? Das alte lateiniſche Sprichwort: De guſtibus non eſt disputandum, verbiethet, bereits erwähnter Maßen, jeden Streit in Sachen des Geſchmackes; und in der That verſuchte man vergebens den Grönländer zu überreden, daß Thran=Oehl nicht der wahre Götter=Trank ſey, ſo wie es gewiß auch verlorne Mühe wäre, unſern Gaumen mit dieſem ekelhaften Wallfiſch=Fette ausſöhnen zu wollen. Die Organe ſind verſchieden, die Eindrücke müſſen alſo verſchieden ſeyn; und es bleibt uns weiter nichts, als die Unterſuchung übrig, welche von beyden Organiſationen die vorzüglichſte

lichſte ſey? Zwar wiſſen wir wohl, daß einem jeden die ſeinige am beſten gefällt, und ſagen uns ſelbſt zuerſt, daß eine jede, für dasjenige, was ſie im Gewühl der Erde-Weſen ſollte, und für den Platz, den ſie ausfüllt, die zweckmäßigſte iſt. Aus dieſem Geſichtspuncte aber haben die verſchiedenen Gattungen der Natur überhaupt keinen Rang, und das Sand-Korn iſt in ſeiner Art ſo vollkommen, als Newton. Gleichwohl, wer zu wählen hätte, in der unüberſehbaren Fülle der Weſen, die zwiſchen dieſen beyden Gränz-Puncten liegen, würde der, die Fähigkeit zu unterſcheiden und zu vergleichen vorausgeſetzt, wohl etwas anders als die Menſchheit, und zwar dieſe ihre höchſte Stufe der Entwickelung, allen übrigen vorziehen? Die Receptivität der menſchlichen Natur hat ſo einleuchtende Vorzüge, daß keine andere Erden-Geſtalt ihr die Wahl ſtreitig machen kann; nur zwiſchen Menſch und Menſch, wo die Schattirungen feiner, und die verſchiedenen Anſprüche bedeutender ſind, muß unſer Urtheil noch wanken. So viel Feſtigkeit gegen Hitze und Kälte, Waſſer und Luft, und ſo mancher Sinn von durchdringender Schärfe; was nähmlich der Wilde vor dem geſitteten Menſchen voraus hat, beredete ſchon einmahl einen Philoſophen, es ſey weit beſſer, nacket im Walde Eicheln zu freſſen, als hinter dem Ofen in Schlafrock und Mütze zu deraiſonniren; nur Schade, daß es ihn nicht auch zum Tauſch bereden konnte.

Ein Weiſer, der mit ſich ſelbſt im Widerſpruch iſt, wird uns aber ſchwerlich irren können, ſobald wir mit demſelben Maßſtabe in der Hand, womit wir zwiſchen Thier und Menſch entſchieden, jezt auch die Nüancen unſerer Gattung unterſuchen wollen. Die intenſive Stärke dieſes oder jenes ſinnlichen Eindruckes entſcheidet noch nichts für die höhere Vollkommenheit desjenigen Nerven-Syſtemes, welches nur dafür

für empfänglich iſt. Denn auch dieſelben Sinne und Triebe, die im Menſchen zwar vereinigt, allein in ihrem Grade nicht hervorſtehend ſind, erblickt man einzeln bey verſchiedenen Thieren in einer weit durchdringendern Schärfe, und mit einer unwiderſtehlicheren Kraft. Die Vermannigfältigung, welche in der Einförmigkeit unſers Planeten herrſcht, beruhet bloß auf dieſer vereinzelten Darſtellung verſchiedener Eigenſchaften, die in ihrem höchſten Grade als Carricatur erſcheinen, und da wo ſie alle beyſammen im Gleichgewichte liegen, unmöglich ihre gänzliche Entwickelung erreichen können. In der Menſchen-Gattung iſt das Individuum gemeiniglich auch nur ein ſolches katoptriſch verzerrtes Bild, in welchem bald dieſe, bald jene Anlage mehr hervorraget, dieſe oder jene Fähigkeit mit Hintanſetzung der andern bis zur höchſten Stufe der Ausbildung gelangt iſt. Wer vermag es, alle zahlloſen Extreme her zu zählen, in denen der Menſch bald ſo bald anders modificirt, jetzt in einem beſondern Theile des Körpers mechaniſche Fertigkeiten beſitzt, die uns in Erſtaunen ſetzen; jetzt durch die Schärfe eines Sinnes, durch die Allgewalt einer Leidenſchaft, durch die erhöhte Reizbarkeit der Phantaſie, des Gedächtniſſes, der Denk-Kraft, ein Phönix vor unſern Augen glänzt? Gleich unvermögend an dieſen Excentricitäten etwas zu ändern, und auch nur die Möglichkeit, daß eine Aenderung beſſern könnte, einzuſehen, entzückt uns das immer neue Schauſpiel dieſer ringenden Kräfte, indem es uns auf die einfachſten Natur-Geſetze zurück führt. Nur der Stoß erzeugt Bewegung; nur aus härterem Aneinanderreiben geht Licht und Feuer hervor; und nur in unaufhörlichen partiellen Disharmonien konnte der große Zuſammenklang des Welt-Alles beſtehen!

Unſtreitig ſcheint aber auch unter uns diejenige Organiſation den Vorzug zu behaupten, welche vor

allen andern zu einer gewiſſen Univerſalität der Empfindungen und der Verhältniſſe vorbereitet iſt. Nur dieſes feinere Gewebe empfängt und vergleicht ſodann die Menge verſchieden-artiger Eindrücke, wägt ſie gegen einander ab, und beſtimmt ihren relativen Werth, indeſſen der grobe, wenn gleich in einzelnen Fällen ſchärfere Sinn, den wenigen Empfindungen, für die er empfänglich iſt, ohne Wahl und Vergleichung, bloß inſtinctmäßig gehorcht. Man muß entweder die auszeichnendet Charaktere der Menſchheit, wodurch ſie ſich vom Affen unterſcheiden, ganz aus dem Auge verlieren, oder nicht länger zweifeln, daß jene gerühmte ſchärfere Sinnlichkeit gewiſſer Völker nur ein blinder Inſtinct iſt, der ſie an die Gränze der Thierheit zurück ſtellt. Wir haben uns zwar nicht mit einem Sprunge auf unſern jezigen Gipfel der Verfeinerung gehoben; allein, daß wir die weſentliche Bedingung dazu, eine zarte: mithin allumfaſſende Empfänglchkeit von Alters her beſaßen, die nur Gelegenheit bedurfte, um ſich zur höchſtvollkommenen Sinnlichkeit zu entwickeln, dies läßt ſich ſagar hiſtoriſch beweiſen. Ein milde gemiſchtes Blut floß leicht, doch langſam, in den Adern unſerer gothiſchen Vorfahren; denn hoch war ihr Wuchs, und blendend ihre Weiße, ihr Auge blau und das Haar von goldener Röthe. So nahe an jene einzelen kränklichen Menſchen, die man Albinos oder Kakerlaken nennt, gränzte eine Form der Menſchen-Gattung, in welcher die Natur die höchſtmögliche Zartheit mit männlicher Stärke vereinbaren wollte. Später als bey allen andern Menſchen-Stämmen regte ſich bey ihnen der Geſchlechts-Trieb, und ein altes Herkommen geboth ihnen jede Art der Mäßigkeit bis in ein Alter, wo der Körper ſein vollkommenes Wachsthum und Feſtigkeit in allen Theilen erlangt hatte. Hingegen finde man auch bey ihnen keine Erwähnung irgend einer

durch-

durchdringenden inſtinctähnlichen Sinnes-Schärfe, dergleichen die nomadiſchen Horden am Altai, und manche amerikaniſche Wilde nur für gewiſſe Arten des Reizes beſitzen, ſondern die verſchiedenen Anlagen der menſchlichen Natur befanden ſich bey ihnen zu einer allgmeinen zarten Empfänglichkeit harmoniſcher verwebt. Wie Land und Klima nun zu ihrer Entwickelung mitgewirkt, wieviel die Verkettungen des Schickſales durch den wechſelſeitigen Einfluß der Völker dazu beygetragen haben, einen Menſchen-Stamm, der mit dieſer allgemeinen Verwandtſchaft ausgerüſtet war, gerade ſo zu ſtellen, daß alle Gegenſtände der Welt auf ihn wirkten, und er endlich zur Perception aller möglichen Eindrücke gelangen konnte, dies aus einander zu ſetzen, führte mich hier zu weit vom Ziele. Genug, das Phänomen iſt da, und augenſcheinlich mußten dieſe wirkſamen Verhältniſſe, die uns, im Ganzen genommen, auf die Höhe der wiſſenſchaftlichen ſowohl, als techniſchen Bildung verſetzten, zugleich im Einzelnen zu allen Enormitäten einer raffinirten Sinnlichkeit führen, welche in einem oder dem andern Individuo die übrigen Anlagen theils umſchuf, theils mehr oder weniger unterdrückte.

Kürzer, aber ſchwerlich deutlicher, hätte ich ſtatt alles bisherigen ſagen können: die Richtigkeit der Vorſtellungen ſteht im directen Verhältniß der Empfänglichkeit des Organs, multiplicirt in die Zahl der zu vergleichenden Eindrücke; niemand aber hat ein Recht Begriffe feſtzuſetzen, als wer richtige Vorſtellungen erhielt; und wenn gleich niemand eigentlich wiſſen kann, ob z. B. eine Ananas gut ſchmeckt, als der ſie gekoſtet hat, ſo gehört doch mehr als dieſes Koſten zu einem Urtheil. Nur der Europäer kann daher beſtimmen, was ein Lecker-Biſſen ſey, denn nur er iſt vor allen andern Menſchen im Beſitz eines feinen unterſcheidenden Organs, und einer durch vielfältige

Uibung erhöhten Sinnlichkeit, oder mit andern Wörten: er hat wirklich einen leckern Gaumen, und neben ſeinen Gaſtmahlen beſteht der Genuß, ſelbſt einer chineſiſchen Tafel nur in einer unflätigen Freſſerey. Ihm fröhnen alle Welt-Theile mit ihren Producten, deren manigfaltige, oft ſogar widerſprechende Eigenſchaften ſein weiſerer Sinn allein zu einem vollkommenen Ganzen vereinigt. Er allein unterſcheidet und claſſificirt die verſchiedenen Arten des Geſchmackes, nicht bloß nach dem Eindrucke auf ſeine Zunge, ſondern nach der Verſchiedenheit der Beſtand-Theile einer jeden Subſtanz, die er koſtet, und nach deren Beziehung auf die Ernährung und Geſundheit des Körpers. Zwar müſſen wir geſtehen, daß der feine Sinn des Geſchmackes, der mit unbeſchreiblich zarter Unterſcheidungs-Fähigkeit die unzähligen Abänderungen des Angenehmen und des Widerlichen von einander zu ſondern und mit einander zu vergleichen weis, nicht auch in gleichem Grade die verſchiedene Zuträglichkeit der Lebens-Mittel zu prüfen geſchickt iſt. Die nahrhafteſten Speiſen ſind insgemein die geſchmackloſeſten, und können ſchon darum am längſten genoſſen werden, weil ſie nicht durch übermäßigen Reiz die Nerven-Wärzchen verwunden, noch auch durch die öftere Wiederhohlung deſſelben Eindruckes endlich Ueberdruß erregen. Allein, von allem Wohlſchmeckenden überhaupt gilt doch die Regel, daß nicht ſowohl deſſen beſondere Eigenſchaft, als vielmehr nur das Uibermaß, einem Geſunden ſchaden könne. Nichts iſt alſo gewiſſer, als daß die Bildung der Geſchmacks-Werkzeuge nicht bloß auf die Befriedigung des Hungers und Durſtes, noch auch ganz allein auf die Sicherheit vor dem was ſchädlich iſt, abzielen kann. Im Gegentheil, ſo vielfältig man auch die Teleologie in der Natur-Kunde mißbraucht, ſo gewiß ſie oft auf ein bloßes Wort-Spiel hinausläuft, und ſo

wenig

wenig abſolutes ſie überhaupt haben mag, ſo iſt doch in gegenwärtigem Falle entſchieden, daß die Veränderungen, die der Genuß wohlſchmeckender Speiſen in uns hervorbringt, uns zunächſt auch wahres Vergnügen gewähren ſollten, und daß es die Natur verleumden heiße, wenn man behaupten will, ſie habe dem Menſchen zwar Anſprüche auf ein frohes Daſeyn verliehen, aber die Mittel dazu von allen Seiten verſagt. Man ſollte denken, es verſtände ſich von ſelbſt, daß die Fähigkeit zu genießen, auch eine Beſtimmung dazu mit in ſich ſchließt, ſobald die Gegenſtände des Genuſſes in der Natur anzutreffen ſind. Dieſes von ſelbſt verſtehen aber, welches nur die Sache des gemeinen Menſchen-Verſtandes iſt, war nie die Sache gewiſſer Köpfe, die ſich und andere überreden wollen, wir hätten Füße um nicht zu gehen, eine Zunge, um nicht zu ſchmecken, Augen um ſie nicht aufzuthun, u. ſ. w. Sie finden die Selbſt-Erhaltung im Entbehren und Dulden; und ob ſie gleich vom Wiſſen eigentlich nicht viel halten, ſo glauben ſie doch, es könne wohl, eher noch als der Genuß, unſere Beſtimmung ſeyn. Das Mittel, wodurch ſie alle Erfahrung entbehrlich machen wollen, geht dann freylich auch über den gemeinen Menſchen-Verſtand; und auf dieſen Sprung ins weite Blaue verſtehen ſie ſich allein.

Weit entfernt ihnen folgen zu können, ſcheint uns vielmehr alles hiernieden ſo in einander zu greifen, und wechſelsweiſe bald Wirkung, bald ſelbſt wieder Urſache zu ſeyn, daß die Verfeinerung der Sinnlichkeit, mithin auch ſelbſt die Leckerey, ſo wie ſie nur bey cultivirten Völkern entſteht, auch wieder ihrer Seits die allgemeine Aufklärung befördern muß. Ohne noch auf irgend eine Lieblings-Hypotheſe Rückſicht zu nehmen, geben rein hiſtoriſche Facta ſchon dieſes Reſultat. Die dümmſten Völker nähren ſich auf die

allereinfachſte Art; die Lebens-Art der klügſten iſt am meiſten zuſammengeſetzt. Die armen Feuerländer, die ſich ſelten einmahl ſatt eſſen mögen, lieſſen auch die Reiſenden in Zweifel, ob ſie die wenigen Vorſtellungen, deren ſie fähig ſchienen, zur Vernunft oder zum Inſtinct rechnen ſollten. Wo giebt es rohere Menſchen, als die bloß fleiſchfreſſenden Hirten-Völker im öſtlichen Aſien; wo ſchwächere, als die Indier, die größten Theils nur vom Reiß leben? Wie verſchieden hingegen iſt der Fall ſo manches handfeſten und verſtändigen europäiſchen Bauers, der bey einer gemiſchten Diät, ſo oft er ſich gütlich thut, die beyden Indien in Contribution ſetzt, um zu ſeinem Hirſe-Brey Zucker und Zimmet zu genießen!

Noch weit fruchtbarer an Folgerungen iſt aber die von allen Phyſiologen anerkannte Wahrheit, daß die Eigenſchaften der Speiſen auch die Beſchaffenheit der Säfte verändern, und folglich auf die ganze menſchliche Organiſation den weſentlichſten Einfluß haben müſſen. Schon die Krankheiten geben hiervon ein ſehr in die Sinne fallendes Beyſpiel. Allein, diejenigen Veränderungen, welche vermittelſt der Diät, ſelbſt im Gehirn und Nerven-Syſtem Statt finden können, ſind vielleicht viel zu ſubtil an ſich, und gehen auch zu langſam von Statten, als daß es möglich geweſen wäre ſie zu beobachten; und dennoch liegt ſchon in der ausnehmenden Zartheit des unbekannten Weſens, welches der Grund der Eigenthümlichkeit eines jeden Natur-Körpers iſt, die Möglichkeit, daß es irgendwo in einem Körper, dem es einverleibt wird, ſein analoges Plätzchen findet, und irgend ein feines Organ modificirt. Wir belachen heut, und glauben vielleicht ſchon morgen an dieſe Art der Umgeſtaltung der Sinnes- und Verſtandes-Organe; denn ein Par genaue Erfahrungen wären hinreichend, ſie auſſer Zweifel zu ſetzen. Selbſt die Empfänglichkeit einer

Organiſation könnte ſolchergeſtalt vielleicht durch den Genuß mannigfaltiger Nahrungs-Mittel erhöhet werden, und es lieſſe ſich mit einem gar geringen Aufwande von Dialektik am Ende noch wahrſcheinlich machen, daß die Menſchen-Freſſerey aus einer ſehr natürlichen inſtinctmäßigen Begierde nach Vervielfältigung der Vorſtellungen entſtanden ſey. Wenigſtens, möchte man fragen, wer erkennt nicht in dem Spotte, wovon der Britte über ſeinen Nachbar trieft, die ganze Energie, die einſt in ſeinem Roſtbeef und Plumpudding ſtak?

Dieſe Betrachtungen gewinnen ein noch ernſthafteres Anſehen, wenn wir uns des geheimen Einfluſſes erinnern, welchen Theile unſers Körpers von ganz verſchiedener Beſtimmung, und Geſchäften, die dem Anſcheine nach völlig abgeſondert ſind, auf einander äuſſern. Wie auffallend ſind nicht, z. B. die Wirkungen jenes feinen, faſt unſichtbaren Conſenſus zwiſchen den Werkzeugen des Verſtandes und den Werkzeugen der Verdauung! Wer von allen Phyſiologen dürfte ſich vermeſſen, darzuthun, daß **Friedrich's** Helden-Muth, ſeine unermüdete Thätigkeit, der Adler-Blick ſeines Verſtandes und die Blitze ſeines Geiſtes, von der übermäßigen Eß-Luſt ſeines Magens unabhängig wären? Auch wird kein Sachkundiger läugnen wollen, daß die Stimmung unſerer Gefühle großentheils ganz offenbar von der vermehrten oder geringern Reizbarkeit der Nerven des Unter-Leibes abhängt; und wenn es wahr iſt, daß die ſanften Regungen des Mitgefühles ſich noch nie bey einem Strauß-Magen befanden, ſondern allemahl ein ſchwächeres Verdauungs-Syſtem vorausſetzen, wie glücklich war es dann nicht für **Friedrich's** Unterthanen, daß Polenta und Nudeln-Paſtete ihm beſſer ſchmeckten, als ſie ihm bekamen! Ja, um die Folgerung nicht unberührt zu laſſen, die ſchon ſo deutlich in dieſen Prämiſſen liegt,

und weil ich mich einmahl bis zu jenem Nahmen verſtiegen habe, den unſer Zeit-Alter und das kommende mit Ehrfurcht nennt, muß ich ſeinen Läſterern noch ſagen, daß gemeine Seelen, bey der ärgſten Luſt auszuſchweifen, oft aus Furcht enthaltſam ſind, und ſich zu einem feigherzigen Leiden verdammen, um nur noch länger leiden zu können, indeſſen ein hoher Grad von Manns-Kraft dazu gehört, Befriedigung mit Schmerz zu erkaufen.

Meine Leſer werden mich hoffentlich bis hierher zu gut verſtanden haben, um mir die Abſicht beyzumeſſen, als ob ich ihnen ein Muſter zur Nachahmung aufſtellen, oder ihnen gar mit guter Manier zur Indigeſtion verhelfen wollte, da ich weiter nichts wünſche, als jedes Original in ſeinem Werthe gelaſſen zu wiſſen. Es ſey immerhin wahr, daß Vollkommenheit im Gleichgewichte der Kräfte liegt, und keiner größer je genannt zu werden verdient, als der Vortreffliche, in welchem alle Anlagen, Empfänglichkeiten und Triebe, ſich gleichförmig entwickeln: ſo iſt doch in der wirklichen Natur, wo alles von einer unvollkommenen Bildung und von äuſſern Verhältniſſen in den eiſernen Banden der Nothwendigkeit gehalten, nur ſeine gemeſſenen Kreiſe beſchreibt, ein ſolches Ideal der Abſtraction wohl ſchwerlich anzutreffen. Vielleicht konnte, vielleicht wollte die Natur die edlen Prädicate: Geiſtes-Größe und Majeſtät, nicht ohne Verſetzung mit einer niedern Eigenſchaft ausſtämpeln, und der größte König mußte vielleicht ein wenig lecker ſeyn, ſo wie ſeine Gold-Münze Kupfer enthält. Auch dürfte die reingute Menſchheit, wenn ſie in der Welt erſchiene, mit den reinguten Harz-Gulden bald einerley Schickſal haben. Gern überlaſſen wir daher der Dummheit ihren Wunſch, die ganze Menſchen-Gattung nach ihren Lieblings-Geſtalten zu modeln; und wenn die verwegene Herrſchſucht, die mit ſchärferem Blicke

die

die Triebfedern menſchlicher Handlungen ergründet hat, ſogar etwas jenem Wunſche entſprechendes auszuführen verſucht, erwarten wir geduldig, ſie an der Unmöglichkeit ſcheitern zu ſehen. Weder Zwang noch Blendwerk, weder Geſetzgebung noch Glaube, und nicht einmahl die Allgewalt der überredenden Philoſophie, vermag zu ſammeln, was die Natur zerſtreuete, oder Theile gleichartig zu machen, die eben unter ſich verſchieden ſeyn mußten, um ein vollendetes Ganzes zu bilden.

Ohne den Mißbrauch zu rechtfertigen, iſt er gleichwohl die Bedingung alles Guten, was der Menſchen=Gattung eignet; und ohne die Schwelger des alten Roms oder irgend einer freyen Reichs=Stadt in Schutz zu nehmen, müſſen wir geſtehen, daß man ihnen zum Theil die emſigere Unterſuchung der Natur in allen Welt=Theilen ſchuldig iſt. Es bedarf auch in der That nur eines Blickes auf den Gang der Entwickelung unſerer Sinnlichkeit, um uns zu überzeugen, daß wir faſt alle unſere Kenntniſſe dem Sinne des Geſchmackes verdanken; und gleichwie Bedürfniß von der einfachſten Art der Stachel iſt, der unwillkürlich unſere erſten Bewegungen erregt, ſo wird im Fortgange der Ausbildung, wenn mehrere Gegenſtände die Begierden reizen, ein vervielfältigtes Bedürfniß die Quelle neuer Thätigkeit. Der bloße Inſtinct lehrt ein neugebornes Kind, noch ehe es die Augen öffnet, in Ermanglung der mütterlichen Bruſt, an ſeiner kleinen Hand zu ſaugen. Das Geſicht, der Geruch, und der betaſtende Sinn, der in den Finger=Spitzen ſeinen Sitz hat, ſind in der Folge nur die Diener dieſes mächtigen Triebes, deſſen Gegenſtände ſie auskundſchaften und gleichſam ihm zuführen müſſen. Nicht umſonſt ſind daher die meiſten Früchte mit lebhaften Farben geziert; ihr lieblichſter Duft ladet ſchon von fern zum Genuß ein, und das Gefühl

welches den Grad ihrer Reife erforſcht, ſpannt oft die Begierde ſo hoch, daß man eigentlich ſagen darf, ſie ſtröhme dem Genuſſe entgegen. Es giebt allerdings auch Beyſpiele, wo das rein phyſiſche Bedürfniß der Ernährung zur Entdeckung einer wohlſchmeckenden Speiſe die nächſte Veranlaſſung gab; und hätte nicht der zürnende Hunger, der Niemands Freund iſt, mit Krebſen und Meer = Spinnen, mit Auſtern, Schild=Kröten und Vogel = Neſtern, das erſte Experiment gewaget, ſo wüßte jezt wohl ſchwerlich ein Aldermann ſie unter die Lecker = Biſſen zu zählen. Allein, die eigentliche Leckerey iſt nicht die Erfindung eines Hungrigen, ſondern eine Folge des Nachdenkens über einen gehabten Genuß, ein Beſtreben der Vernunft, die Begierde darnach durch andere Sinne wieder zu reizen; und es war gewiß kein geringer Fortſchritt im Denken von der Sorge für den Magen, zu der Sorge für den Gaumen. Es iſt immer ſchon viel gewonnen, wenn das Nerven = Syſtem auch nur bey dieſer Veranlaſſung und nur zu dieſem Endzweck ſeine höheren Uebungen beginnt. Das Gedächtniß erhält doch neue Eindrücke, die Einbildungs=Kraft brütet darüber, und ſelbſt die Beurtheilungs=Gabe kann in einem größern Kreiſe der zu vergleichenden Vorſtellungen wirken. So entwickeln ſich faſt unmerklich die Begriffe des Nützlichen, Guten und Schönen nebſt ihren Gegenbildern, und die Schwingungen des Gehirnes werden immer feiner und ſchneller, bis man endlich gar ein Wohlgefallen daran findet, zu denken, bloß um gedacht zu haben; eine Beſchäftigung, womit die Menſchen auf der höchſten Stufe der Bildung ſich entweder die Langeweile zu vertreiben, oder, weil die Extreme wieder zuſammen kommen, ſich Brod zu verdienen ſuchen.

Urtheilen wir ferner, wie billig, von der Wichtigkeit und dem Wirkungs = Kreiſe einer Urſache, nach

den

den Folgen die wir vor Augen ſehen, ſo wüßten wir keine von ſo weit ausgebreitetem Einfluß, als Befriedigung des Gaumens. Die eigenthümliche Beſchaffenheit verſchiedener Gattungen organiſirter Körper, das Verhältniß ihrer Menge und Anzahl gegen einander, und mit demſelben das äuſſerliche Anſehen der Natur, iſt durch dieſe mächtige Triebfeder menſchlicher Handlungen verändert worden. Ohne der Vieh-Zucht und des Feldbaues zu erwähnen, weil ſie ſich nur in wenigen Fällen auf die Leckerey beziehen, iſt ſchon die Jagd, bey geſitteten Völkern, ſo wie die Zucht des zahmen Geflügels, die Bienenzucht, und der Anbau der Frucht-Bäume aller Art, an ſich eine Folge der Verfeinerung jenes Sinnes. Allein, welche künſtliche Metamorphoſen gehen nicht mit den Thieren und Pflanzen ſelbſt vor, um ſie für den Genuß einer üppigen Zunge zu zubereiten! Dringt nicht das Meſſer in die Eingeweide unſerer Hühner, um ſie zu Kapaunen und Poularden zu verſtümmeln? Verſteht nicht der Sicilianer, und bey uns der Jude, die grauſame Kunſt, den Gänſen eine ungeheure Leber wachſen zu machen? Und wer zählt die endloſen Varietäten unſers Obſtes, deren jede an Größe, Zeitigung und Geſchmack verſchieden iſt, und die alle urſprünglich von einigen wilden Stämmen mit herben, kaum eßbaren Früchten abgeleitet ſind? Wie viele andere Pflanzen-Gattungen hat nicht ihr Anbau verdrängt, und wie manche Thier-Gattung iſt nicht in einigen Ländern ausgerottet worden, damit Rehe und Haſen für uns allein übrig blieben! Doch wie ſollten die Menſchen auch die Wölfe und Füchſe verſchonen, da ſie um eines Lecker-Biſſens willen im Stande ſind, einander aufzuopfern! Wir haben zwar keinen römiſchen Pollio mehr, der ſeine Muränen mit Sclaven fütterte, damit ſie ihm deſto köſtlicher ſchmeckten; hingegen treiben wir den Neger-Handel, um ein Par

Leckereyen, wie Zucker und Kaffe, genießen zu können. Von den attiſchen Feigen rühmt ein Grieche, daß ſie ein Haupt = Beweggrund waren, weswegen Xerxes die Athenienſer bekriegte; und wie noch jezt der Acajou im eigentlichen Verſtande ein Zank = Apfel der braſilianiſchen Völker iſt, ſo haben auch die Spanier, Portugieſen und Holländer um den Beſitz der Gewürze blutige Kriege geführt. Gleichwohl dürfen dieſe zerſtörenden Wirkungen geringfügig heißen, wenn man daneben den Zuſammenhang des großen politiſchen Räderwerkes, und hier auch noch die Zunge als bewegende Feder, erblickt. Die Leckerhaftigkeit unſers Welt = Theiles unterhält Geſchäftigkeit und Betrieb im ganzen Menſchen = Geſchlechte. Der ganze Handel von Weſt = Indien und Afrika, und ein großer Theil des Handels im mittelländiſchen Meere, beruhet auf der ungeheuern Conſumtion von ausländiſchen Leckereyen im Norden; und es iſt ein eben ſo zuverläſſiges, als für die Zukunft bedenkliches Factum, daß das Gold und Silber, welches die Bergwerke von Peru und Mexiko liefern, für Thee = Blätter nach China geht. So gewiß aber die Verhältniſſe der Nationen gegen einander aus dieſen und ähnlichen Urſachen ſich ändern, und ihre Thätigkeit auf andere Gegenſtände und in andere Canäle lenken werden, ſo zuverläſſig dürfen wir doch den Ausſpruch thun, daß Bewegungen und Handlung, Entwickelung, Verfeinerung und Aufklärung, mit allen ihren ſonderbaren Erſcheinungen, von ſo reizbaren Organen, wie die unſrigen, ſtets unzertrennlich bleiben, und immer wieder aus dem Schutte veralteter Verfaſſungen hervorgehen müſſen, da hingegen die geringſte Ungeſtaltung, wie etwa nur eine knorpelartige Zunge, uns ſchlechterdings zu andern Weſen umſchaffen würde.

Betrachtet man endlich dieſes kleine Glied zugleich als Sprach = Organ, ſo erſcheint ſeine Wichtigkeit

keit in einem noch ſtärkern Lichte, indem nunmehr die menſchliche Perfectibilität großentheils weſentlich darin beſchloſſen liegt. In der Vereinigung dieſer beyden Natur-Anlagen, des Geſchmackes und der Rede, in einem gemeinſchaftlichen Werkzeuge, findet der Natur-Forſcher und Anthropologe einen reichhaltigen Stoff zum Nachdenken, den ich für jetzt unberührt laſſen muß, um auf die Frage: was iſt lecker? zurück zu kommen.

Wenn man, nach allem, was ich darüber geſagt habe, den Europäern das allgemeine Entſcheidungs-Recht dennoch ſtreitig machen wollte, ſo wird man ihnen wenigſtens zugeſtehen müſſen, daß nur ſie von dem was ihnen ſchmeckt, beſtimmte Nachricht geben können. Die große Verſchiedenheit des Geſchmackes bey Perſonen von einerley Volk und Familie, ſcheint zwar eine jede Beſtimmung von dieſer Art zu vereiteln; allein, die Abſtraction, die nur von allgemeineren Uebereinſtimmungen ausgeht, nimmt keine Rückſicht auf die Ausnahmen, daher kann ſie wahr im Ganzen, und doch falſch im Einzelnen, ſeyn. Die Freßgier eines leeren Magens, der ſeltſame Appetit der Schwangern, und das inſtinctmäßige Verlangen der Fieberkranken, nach Speiſen die ihrem Zuſtande angemeſſen ſind, können ſo wenig wie bey der Abneigung gegen manche wohlſchmeckende Nahrungs-Mittel, wie ich oben von Butter und Käſe, Erdbeeren, und Wein, angeführt habe, in Anſchlag kommen. Wer ſich an dieſe Idioſynkraſien kehren wollte, der müßte auch läugnen, daß die Katzen zahme Haus-Thiere ſeyn, weil es Menſchen giebt, die ihre Ausdunſtung nicht ertragen können.

Nachahmung, Zwang und Gewöhnung, oder was man insgemein Erziehung nennt, können ferner ſo wie Mode, Eitelkeit und Beſorgniß vor Krankheiten, den Genuß gewiſſer Nahrungs-Mittel in allgemeine Aufnahme bringen, ohne für ihre Leckerheit

das

das mindeſte zu beweiſen. So gewöhnen ſich, von Jugend auf, die ſüdlichen europäiſchen Nationen an den Genuß des ſcharfen Knoblauches, und des wie Feuer brennenden ſpaniſchen Pfeffers, deren der blondere Menſchen-Stamm entübrigt ſeyn kann; und der allgemeine Gebrauch des widerlichen und giftigen Tobakes, den wir wegen ſeiner vermeinten Heil- und Verwahrungs-Kräfte, zuerſt von den amerikaniſchen Wilden entlehnten, beruhet zum Theil auch auf der Eitelkeit unſerer Knaben, die gern für Männer gelten möchten. Ein ähnliches Vorurtheil hat die allgemeine Einführung des Brantweines begünſtigt, der anfänglich gegen die Peſt und manche andere Krankheiten als ein ſicheres Mittel empfohlen wurde, worauf der alte Nahme Aquavit (Lebens-Waſſer) eine bedeutende Anſpielung enthält. Von dieſen einzelnen Ausnahmen hinweggeſehen, dürften die cultivirten Völker Europens hauptſächlich darin übereinſtimmen, ſowohl was die Zunge gar zu heftig reizt, als das ganz Fade und Geſchmackloſe von dem Begriffe des Leckern auszuſchließen, hingegen dasjenige vorzüglich wohlſchmeckend zu finden, was auf ihre Nerven-Wärzchen einen ſanfteren Eindruck macht, weil in ſeiner Zuſammenſetzung ſtreitende Elemente mit einander gebunden und geſättigt ſind. Alles ganz Bittere, ohne anderweitige Beymiſchung, ſo wie das Faulichte, deſſen Grund-Stoffe durch die Auflöſung entwickelt, um ſo viel heftiger neue Verbindungen ſuchen, iſt ekelhaft und unangenehm; alles Herbe, Zuſammenziehende, Aetzende und Ranzige, iſt nicht nur widerlich, ſondern verletzt auch die zarten Werkzeuge des Geſchmackes. Süßigkeiten aber, milde Säuren, Mittel-Salze, Fettigkeiten, und die flüchtigen Oehle des Gewürzes, ſind entweder an ſich wohlſchmeckend, oder machen doch, in Verbindung mit einander, den unbeſchreiblich lieblichen Eindruck, den wir lecker

nennen müſſen. Durch die Beymiſchung des Süßen, Sauern oder Gewürzhaften, erhält ſogar in manchen Fällen das Widerliche einen ganz erträglichen, oft picanten, und von leckern Zungen ſehr geſüchten Reiz, für welchen die Kunſt-Sprache unſerer Sardanapale die erborgten Nahmen fumet und haut-gout geheiligt hat.

Unter allen möglichſten Verbindungen der Elemente behauptet indeſſen die Süßigkeit, dieſe mit Brenn-Stoff geſättigte Pflanzen-Säure, als die allgemein gefälligſte, ohne allen Zweifel den Vorzug; und ſelbſt die Liſpel-Töne (ἡδύς, dulcis, dolce, ſüß, ſweet, ſlodkie,) welche dieſe Miſchung bezeichnen, tragen in Klang und bildlicher Anwendung die untrieglichſten Spuren des hohen Wohlgefallens der europäiſchen Völker an ihrem Geſchmacke. Weit über die ganze Erde iſt ſchon in den älteſten Zeiten der Genuß des Honigs üblich geweſen, und Griechen und Römer die ihn zur Speiſe und zum Trank der unſterblichen Götter erhoben, hatten gewiß von ſeiner Köſtlichkeit den höchſten Begriff; ſie ſelbſt genoſſen ihn bey ihren Gaſtmahlen, und miſchten ihn unter den Wein. Noch jezt iſt Honig eine allgemein beliebte Leckerey faſt aller Völker der Erde; die Orientaler und alle ſüdlichen Aſiaten, mit Inbegriff der Chineſer, die Neger und Hottentotten, die Peruaner und die Einwohner von Quito und Cayenne, ja ſelbſt die Mantſchu-Mongolen, (die aber ihren Honig mit Bären-Talg miſchen,) haben ſämmtlich einen Sinn für ſeine Lieblichkeit. Auch in Europa würde man, wie vor Zeiten, den Honig in Menge genießen, hätte nicht ein minder oehlichtes Süß, welches ſich in trockner Geſtalt darſtellen läßt, mithin wegen ſeiner Reinlichkeit einen allgemeinern Gebrauch verſtattet, ihn ſeit der Anpflanzung des Zucker-Rohres in Weſt-Indien, verdrängt. Unſtreitig wird der Zucker unter allen

len Leckereyen in größter Menge zur Bereitung unſerer Speiſen und Getränke verbraucht. Selbſt den ärmern Volks-Claſſen iſt der Genuß deſſelben beynahe unentbehrlich geworden; und bey weitem die größte Anzahl aller Delicateſſen, die auf vornehmen Tafeln als Deſſert, die ſchon befriedigte Eß-Luſt erneuern, enthalten einen anſehnlichen Theil Zucker in ihrer Miſchung. Die Natur, welche nirgends ſo groß iſt als in den unaufhörlichen Beziehungen, die ſich zwiſchen ihren verſchiedenen Geſchöpfen wahrnehmen laſſen, hat daher hauptſächlich im Pflanzen-Reiche mit unglaublicher Freygebigkeit die zuckerähnlichen Subſtanzen vervielfältigt. Die Palmen Indiens, der Kokus, Saguer und Lontar, führen einen weinähnlichen Saft, der abgezapft und eingedickt, zum Djaggree oder Palmen-Zucker wird. Den Arabern giebt die Dattel-Frucht, den Kanadiern ein Ahorn und ein Wallnuß-Baum, den Mexikanern ein Aloe (Agave) Zucker. In Orient bereitet man aus der Frucht des Weinſtockes einen köſtlichen Trauben-Honig; auch das Bambus-Rohr liefert einen ſüßen Milch-Saft, das berühmte Tabarir, welches Araber und Perſer mit Gold aufwiegen. Im Norden fließt ein Syrup aus der Birke, und in Italien und Languedoc giebt ihn die Lotus-Frucht. Die Emſigkeit der Bienen trägt in allen Welt-Theilen aus den Blühten vieler tauſend Pflanzen-Gattungen Honig zuſammen; ſelbſt bis in die Wurzel liegt die Süßigkeit bey Möhren, Mangold und Bärenklau verſteckt; ja, damit dem Ocean, wie der Erde, kein Theil beſchieden würde, und keine Claſſe vegetabiliſcher Organiſation leer ausgienge, erzeugt ſich an den Küſten von Schottland, Norwegen und Island, ein ſüßer Saft im ſogenannten Zucker-Tang. Allein, auch auſſer dieſer Leckerey, liefert nur das Pflanzen-Reich die ausgeſuchteſte Ingredienzen unſerer

Brühen und Tunken, unſerer zahlloſen großen und kleinen Schüſſeln, unſerer ſinnreichen Erfindungen erlöſchende Begierden durch die Neuheit des Reizes wieder anzufachen. Gegohrne Säfte und Getränke, Aufgüſſe aller Art, abgezogene und gebrannte Waſſer, wohlriechende Eſſenzen, Pflanzen = Milch aus Oehl und Gummi gemiſcht, einheimiſche aromatiſche Kräuter, und jene im heißen Erdſtriche mit Feuer geſättigten Gewürze, wie Zimmet und Vanille, Nelken und Muskaten; Cayenne, Pimento und Pfeffer; Säuren von mancherley Art und Geſchmack aus dem Safte der Traube, aus dem Weine der Palmen und aus ſo vielen Früchten; milde Fettigkeiten und Oehle, nahrhafte Saleps, Soyas, Sagus, Champignon = Extracte und Chocolate; dies alles ſind lauter Producte des Pflanzen = Reiches, zu denen wir ſogar das einzige genießbare Mineral, das Koch = Salz ſelbſt noch rechnen können, indem es in mehr als zwanzigerley Pflanzen vorhanden iſt. Wie zahlreich ſind übrigens nicht die Suppen = und Salat = Kräuter, die friſchen und eingemachten Gemüſe, die eßbaren Sproſſen und Wurzeln, kurz, alle jene Gattungen des Pflanzen-Reiches, aus denen unſere Koch = Kunſt wohlſchmeckende Speiſen bereitet, verglichen mit der geringen Verſchiedenheit von vierfüßigen Thieren, Vögeln, Fiſchen und Gewürmen, die man ebenfalls nicht ohne Zubereitung genießt (*)! Doch die Natur weis in der Pflanzen = Schöpfung allein, ohne alles Zuthun der Kunſt, dem Menschen ein Mahl auserleſener Lecker = Biſſen zu bereiten, indem das Thier = Reich auſſer der Milch, die ihren vegetabiliſchen Urſprung durch die Menge des darin enthaltenen Zuckers verräth, dem

(*) Ein Par Schildkröten = Arten ſind, nebſt dem Froſch, die einzigen Amphibien; Krabben und Krebſe die einzigen Inſecten, die man in Europa verſpeiſet.

dem leckern Gaumen nur höchſtens noch Auſtern roh darbiethen darf. Vermag die ſo gerühmte Zunft der wiener und pariſer Köche, vermag das ganze Heer der Confiſeurs, Deſtilateurs und Zucker = Bäcker, nur ein Product der Kunſt uns aufzutiſchen, daß dieſe Leckereyen der Natur erſetzte? Was ſäume ich länger, ſie zu nennen, dieſe köſtlicheren Producte des Pflanzen = Reiches, die edlen Früchte aller Art, wo der Honig = Saft mit einer lieblichen Säure, mit feurigen oder mit ſchleimartigen Oehlen in tauſend verſchiedenen Verhältniſſen verſetzt, durch unzählige Veränderungen den Gaumen bald kühlend erquickt, bald mit Würze durchdringt, bald wieder die gereizten Nerven = Spitzen milde umhüllt und zu neuem Genuſſe ſtärkt!

Mit Wohlgefallen ruhet das Auge des Forſchers auf dieſen zarten Pflanzen = Naturen, mit höherm Entzücken bemerkt er ihre erſte Entwickelung, und verfolgt ihr wunderbares Wachsthum, bis er ihre reine, ätheriſche Nahrung erſpähet. Indeſſen das Thier ſchon ausgebildete Körper verſchlingt, ſie zermalmt, aus ihrem zuſammengeſetzten Safte ſich ergänzt, und ihre unreinen Ueberreſte von ſich ſtößt, ſaugen dieſe feinen Röhr= und Zellen=Gewebe die einfachſten Elemente begierig aus der Luft. Aus Sonnen = Licht und Aether = Feuer gewebt, wie ſonſt nur Dichter träumen durften, lacht unſerm Blicke das ſanfte Grün (*) der Wälder und Fluren; und ſeht! im unendlich zarten Geäder der Blumenkronen und der reifenden Früchte, glüht der ſiebenfache Licht=Strahl, und ziert die Pflanzen = Schöpfung mit ſeinem mannigfaltigen Farben = Spiele.

Licht

(*) Die Entdeckung des berühmten Ingenhouß, wovon ich im Art. Licht reden werde.

Licht und Feuer-Stoff, zu Körpern verdichtet, koſtet auch die Zunge in der Süßigkeit und im Oehl der Gewächſe; denn die Entzündung und Verflüchtigung des leztern ſcheint das Daſeyn jener Urweſen anzudeuten, ſo wie im Zucker ſelbſt, wenn man zwey Stücke an einander reibt, ein Posphor-Glanz das inwohnende Licht verräth. Wo die Sonnen-Strahlen ſenkrecht fallen, wo jene überirdiſchen Elemente mit ſtärkerm Moment die Pflanzen durchſtröhmen, in den heißeſten Gegenden des gemäßigten Erdſtriches und in der brennenden Zone, dort prangt daher die Erde mit den meiſten und edelſten Früchten; dort bilden ſich in der Rinde, im Blühtenkelche und im Samen der Bäume jene flüchtigen wohlriechenden Oehle, die man, ihrer Urquelle wegen, ätheriſch nennen muß; dort ſcheidet ſich Campher aus den mit Brenn-Stoff überfüllten Säften, um ſchnell wieder zurück, in ſeinen Limbus zu entfliehen. In den kalten Polar-Gegenden aber, wohin nur eine überlegene feindliche Macht ein ſchwächeres Volk verſcheuchen konnte, reift für den Menſchen eine ſehr geringe Anzahl kleiner Beeren, die ſelten eher eßbar ſind, als bis der Froſt ihre Säure gemildert hat. Unſer Norden beſitzt ebenfalls nur wenige, und auſſer Erdbeeren und Himbeeren, keine vorzüglich wohlſchmeckende einheimiſche Früchte; doch hat der Kunſt-Fleiß, der uns eigen iſt, nicht nur aus Italien und Klein-Aſien allmählich Kirſchen, Apricoſen, Pflaumen, Pfirſichen, Melonen, Feigen, Trauben, Wallnüſſe und Mandeln, hierher gebracht und mit Erfolg gepflanzt, ſondern auch durch anhaltende Cultur das herbe Wald-Obſt zu guten Aepfeln und Birnen veredelt. Allein, wer zählt nun allen Reichthum Pomonens in jenen geſegneten Ländern, welche der jungen Menſchen-Gattung Wiege waren, wo ſie noch nicht zur Knechtſchaft verdammt, die Rechte der Freygebornen genoß,

und nicht mit Schweiß und Ermattung das Glück des Daſeyns zu theuer bezahlen mußte? Bekannte und unbekannte Nahmen zieren das lange Verzeichniß der aſiatiſchen Früchte; Apfelſinen, Pompelmus, Piſangs, Datteln, Mangos und Mangoſtanen, Durionen, Nankas, Jambolans, Jambuſen, Blinbings, Litſchis, Lanſans, Rambuttans, Zalacken, — doch was ſollen meine Leſer mit allen noch übrigen fremden Benennungen dieſer von der Natur ſo reichlich ausgeſpendeten Leckereyen? Ich nenne ihnen lieber noch die Frucht der Kokos-Palme, die zugleich mit Speiſe und Trank den Glücklichen labet, der nicht zu träge iſt, ihren ſchlanken Stamm hinan zu klimmen; und jenes ceyloniſche Nepenthe, welches in ſeinen ſchlauchähnlichen Blättern ein ſüßes, kühles Waſſer für den durſtigen Wanderer enthält. Nicht minder reich an Früchten iſt der neue Welt-Theil, troß allem, was man zu ſeiner Herabwürdigung geſagt hat; auſſer Kokos-Nüſſen und Piſang-Früchten, die er mit dem alten Continente gemeinſchaftlich beſitzt, gehören ihm die Ananas-Sorten, die in unſern Treib-Häuſern ſo berühmt geworden ſind, die Mombin und Perſimon-Pflaumen, die Sapoten, Sapotillen und Mammei-Früchte, die Papayen und Guayaven, der Acajou, die Grenadillen, die Avocato-Birnen, die Brey-Aepfel, und darunter die in Peru ſo geprieſene Tſchirimoya, nebſt einer Menge anderer Obſt-Sorten und Nüſſe. Auch in dieſes neu entdeckten Landes heißen Gegenden konnten alſo die Menſchen mit geringer Mühe einen reichlichen Unterhalt finden, der zugleich den Sinnen ſchmeichelte, und durch den ſanften Reiz wuchernder Säfte den Geſchlechts-Trieb ſtärker entflammte, auch hier konnten alſo ein Anfang der Cultur und geſellſchaftliche Verbindungen in der vermehrten Volks-Menge entſtehen; und wirklich fanden ſie die Spanier hier in Peru und in Mexiko.

Doch,

Doch, indem ich habe darthun wollen, wie wichtig dem Menſchen ſein Sinn für die ſüßen Producte des Erdbodens werden kann, muß ich endlich noch erinnern, daß jene Leckereyen nicht für ihn allein exiſtiren, indem es in allen Claſſen der Thiere gewiſſe Gattungen giebt, die ein lebhafter Inſtinct für das Süße zum Genuß deſſelben auffordert. Die Bären unſers Nordens, das Ratel und der Honig-Kukuk in Afrika, das zahlreiche Geſchlecht der Colibris, die mit den Schmetterlingen zugleich den Blumen-Nektar ſchlürfen; ja, die Birnen ſelbſt ſowohl, als Ameiſen, Zucker-Gäſte und gemeine Fliegen, theilen ſich mit uns in dieſen Balſam der Natur.

Tal om Lackerheter, både i ſig ſielfva ſådana, och för ſådana anſedda genom folkſlags bruck och inbillning, af *Bengt Bergius*, Förra delen. Stockh. 1785, gr. 8. 17. B. Andra delen, 1789. 21 B.

D. überſ. u. d. T. Bengt Bergius über die Leckereyen. Aus dem Schwediſchen mit Anmerkungen von D. Jo. Reinh. Forſter und D. Kurt Sprengel. Erſter Theil. Halle, 1792, 8. 1 A. 2 B. Zweiter Theil. 22 B.

Ueber Leckereyen, von G. F. ſt. im Gött. Taſchenbuch, für das Jahr 1789, S. 81, fgg.

Von einigen Obſtarten als Leckerbiſſen, ſt. im Goth. Taſchenbuch, a. d. J. 1793, S. 33, fgg.

Inſecten und Würmer als Leckerbiſſen, ſt. in eb. demſ. a. d. J. 1794, S. 30. fgg.

Leckerey. 1. Eine leckerhafte Speiſe, ein Lecker-Biſſen. Siehe den vorhergehenden Artikel.

2. Figürlich auch das ungeordnete Beſtreben ſich ſinnliche Vergnügungen zu verſchaffen; daher es im Oberdeutſchen theils für körperliche Wolluſt, theils auch für nichtswürdiges Betragen, vorkommt. Siehe der **Lecker** 1, 2.

Leckerhaft, ein Bey- und Neben-Wort, leckerhafter, leckerhafteſte, welches für lecker, in beyden Bedeutungen, am meiſten aber in der erſten, gebraucht wird. L. delicatus, guloſus, lautus; Fr. delicat, friand. Leckerhafte Speiſen.

Daher die **Leckerhaftigkeit**, die ungeordnete Neigung zu leckern Speiſen und Gegenſtänden, in der erſten Bedeutung dieſes Wortes. Fr. Delicateſſe, Friandiſe.

Lecker=Maul, Diminut. **Leckermäulchen**, im gem. Leben, eine leckere, leckerhafte Perſon; Niederſ. Leckertäne. L. Cupes, Cupediarum appetens, Homo lautus; Fr. Friand, qui a de la friandiſe.

Leckern, von dieſem Zeit=Worte iſt nur das zuſammengeſetzte **verleckern** gebräuchlich. 1. Mit Leckerey durchbringen, im g. L. Sein Vermögen verleckern.

2. **Verleckert ſeyn**, auch nur im g. L., im hohen Grade leckerhaft, nach leckern Speiſen begierig ſeyn. *Ein verleckerter Menſch.*

Leckmäulen, Fr. ſe joindre, heißt, auf Bergwerken, wenn die Gänge zuſammen kommen, und anfangen gut zu thun, und Ueberſchuß zu geben.

Lecknitz, ein Fluß; ſiehe **Löcknitz**.

Leckritze, Liquiritia; ſiehe **Süßholz**.

Lecque, eine Rechen=Münze; ſiehe im LVIII Th., S. 412.

Lecrelets, eine Art Pfeffer=Kuchen; ſ. **Pfeffer=Kuchen**.

Lectica, ſiehe **Sänfte**.

Lecticarii ſervi, bey den alten Römern; ſ. im XLI Th., S. 341, f.

Lectiminga Lobel., ſiehe **Röhrkraut**.

Lection, aus dem Lat. Lectio, im gem. Leben einiger Gegenden, ein Stück eines Buches oder Kapitels aus der Bibel, welches in der Kirche vorgeleſen wird. Dergleichen **Lectionen** die Evangelien und Epiſteln ſind.

Daher: **Einem die Lection** (die Epiſtel) **leſen**, im g. L., ihm einen derben Verweis (Filz, Wiſcher) geben; im Oberdeutſchen Letzge.

In den niedern Schulen auch dasjenige, was den Kindern zu leſen, zu lernen, oder zu ſchreiben aufgegeben wird. Niederſ. Lekſe.

In einigen oberdeutſchen Gegenden wird auch ein Hör-Sahl, ein Auditorium eine Letzge genannt.

Auſſer den niedern Schulen, gebraucht man das Wort **Lection**, und die Redens-Art **Lection geben**, Unterricht ertheilen, auf Fecht- und Tanz-Böden, auch auf Reit-Schulen, für den Reiter und das Pferd; Fr. Ecole.

Lectiſterniator, bey den alten Römern; ſ. im XLI Th., S. 326, f.

Lectiſternium, ein Götter-Mahl, bey den Römern; ſiehe in den Supplementen **Götter-Mahl.**

Lector, *Lectores*; ſiehe **Leſer.**

Lectoure, Lectüre, Laittoure, oder **Leictoure**, Lactora, Lactura, Lectora, oder Lectoracium, eine feſte Stadt am Fluſſe Gers oder Giers, in der Landſchaft Armagnac, in Gaſcogne, mit einem feſten Schloſſe auf einem ſteilen Berge, welche der Sitz eines beſondern Gouverneur und Etat-Major, eines Biſthumes, einer Election, einer Land-Vogtey und eines Land-Gerichtes iſt. Der Biſchof, welcher zugleich mit dem Könige Herr der Stadt iſt, ſteht unter dem Erz-Biſchofe von Auſch, (Auch oder Aux,) hat einen Kirchſprengel von 79 Pfarren, 20,000 Livr. Einkünfte, und iſt am römiſchen Hofe auf 1600 Fl. taxiert.

Lectum (jezt Capo Baba oder S. Mary), ein berühmtes Vorgebirge in Aſia und der Landſchaft Troas. Hier fing ſich die äoliſche Küſte an.

Lecture, das Bücherleſen; ſiehe **Leſen.**

Lectus, ſiehe **Bett.**

Lecythis maior, *ſ. Ollaria*, die Linnéiſche Benennung des großen Topf-Baumes, welcher beym Marcgrav, Piſo und Ray den braſilianiſchen Nahmen

Jacapucago führt. Siehe im XXVIII Th., S. 10, f. (*)

Leczyca, ſiehe **Lentſchitz**.

Leda, Gr. Λήδη, des Theſtius, Königes in Aetolien, oder des Glaukus Tochter. Ueber ihre Mutter herrſchen die verſchiedenſten Angaben (¹); Einige nennen ſie Laophonte, Andere Leucippe (²). Sie wurde mit der Zeit an den König von Sparta Tyndareus vermählt, und erzeugte mit ihm die Timandra, Klytämneſtra und Philonoe. Allein auch Jupiter ward ihr Liebhaber. Sie gieng einſt am Fluſſe Eurotas ſpazieren, als Jupiter aus Liebe ſie in eine Gans, und ſich ſelbſt in einen Schwan verwandelte, um ſeine Luſt mit ihr zu büßen. Sie gebahr von ihm (³) die Helena, deren Halb-Brüder und Söhne des Tyndareus und der Helena die Dioskuren waren. Die nach Homer folgenden Dichter ſetzten zu dieſer Erzählung vieles hinzu. Sie ließen erſtlich die Helena bloß von der Leda erzogen werden, ſie aber eigentlich ein Kind der Nemeſis ſeyn, die Helena in einem Ey gebar; und machten dann die Dioſkuren, wenigſtens den Pollux, zu leiblichen Brüdern der Helena, die mit ihr aus dem Ey waren geboren worden; endlich ſchrieben ſie dieſe Ey-Geburt ſelbſt der Leda zu, und zwar gebar ſie, weil Jupiter als Schwan ihr beywohnte, entweder Ein Ey, aus welchem Helena und Pollux hervor gingen, oder zwey Eyer, deren eins den Kaſtor und Pollux, das andere die Helena allein, oder zugleich mit ihrer Schweſter Klytämneſtra, hervorbrachte. Von den Kindern der Leda, die aus den Eyern hervorgingen, wa-

(*) An beſagtem Orte, iſt in der 3ten Zeile des Artikels Jacapucago, Lecythis, anſtatt Locythis, zu leſen.

(1) Schol. Apoll. I. 146. (2) *Hygin.* f. 14.

(3) Nach Iliad. γ. 426, 237. Od. λ. 297.

waren Pollux und Helena aus Jupiters Umarmung, Kaſtor und Klytämneſtra aber vom Tyndareus erzeugt. Unſterblich waren Pollux und Helena; Kaſtor und Klytämneſtra aber ſterblich. In den unten (4) angeführten Stellen, auch *Pauſan.* I, 33. am Ende wird neben der Bild-Säule der Nemeſis von Rhamnus, auch eine Leda, die Helenen pflegt, und mit ihr Tyndareus nebſt ihren Söhnen aufgeſtellt, angeführt. Der Schol. Od. λ, 297. giebt die Geburt aus einem Ey ausdrücklich für eine neue Erfindung aus.

Iſt es erlaubt auf dieſen Grund zu bauen, und in die Entſtehung dieſes Mythos einige Blicke zu thun, ſo erkläre ich mir die Sache folgender Geſtalt. Ein Dichter ließ die Helena von der Nemeſis, der Beſtraferinn des Uebermuthes, geboren werden, weil ſie die Gelegenheit ward, den Uebermuth der Trojaner zu beſtrafen. Er ſchilderte Jupitern, der ihr am Eurotas, dieſem Schwänereichen Fluſſe, Anträge machte. Nemeſis floh in eine Gans, oder, was damit einerley iſt, in einen Schwan verſtellt. Jupiter verfolgte ſie als Schwan, und beſiegte ſie. Was wird öfter bey den älteſten Dichtern erwähnt, als die Verkleidung in Vögel, die Götter und Göttinnen annahmen; wem ſind Jupiters Verkleidungen unbekannt? Die Folge dieſer Begattung von Vögeln konnte nichts anders, als ein Ey, ſeyn. In dem Ey dachte man ſich überdem den Begriff von Schönheit und Zartheit; wie vortrefflich ſtimmte das mit der Vorſtellung überein, die man ſich von Helenen machte! Nemeſis gebar daſſelbe, und vertrauete dann das Ey der Leda, bey welcher Helena daraus hervor kam, und alsdann erzogen wurde. Indeſſen hatten ſich auch die Brüder der Helena, die Dioſkuren, berühmt gemacht. Der Lacedämonier verehrte dieſe ſeine Stamm-Helden ſchon, da er bey den Samothraciern ähnliche Zwillinge, die Kabiren, antraf. Er verwechſelte nun ſeine Dioſkuren mit jenen Kabiren.

(4) *Hygin.* f. 77. *Munk* ad h. l. *Aſtron.* II, 8. Vergl. *Pindar.* N. 10, 150. ib. Schol. und den Schol. Lyc. 88.

Vielleicht wurde jenen Welt-Schöpfern, jenen Symbolen der Zeugung und Zeugungs-Kraft, die Geburt aus einem Ey zugeſchrieben; und dies gab die erſte Gelegenheit zur Erfindung der Fabel mit dem Schwane und der Ey-Geburt der Nemeſis. Wenigſtens fand man es billig, da Helena für Jupiters Tochter ausgegeben wurde, auch die Dioſkuren dafür zu halten, und ſo an der Art ihrer Geburt Theil nehmen zu laſſen. War aber die Fabel mit der Geburt der Helena aus einem Ey einmahl bekannt, und vergaß man die Abſicht, warum die Nemeſis jener Dichter der Helena zur Mutter gegeben hatte, ſo war nichts leichter als der Uebergang von ihr zur Leda, und daß man die Leda wieder in ihre Mutter-Rechte einſetzte. Mit der Zeit glaubte man an eine bloße Umarmung in Geſtalt eines Schwanes, die vom Jupiter mit der unverwandelten Leda geſchahe. Dieſe Umarmung gab den Künſtlern Gelegenheit zur Bildung ſchöner und neuer Gruppen, in denen ſie bald die Beſiegung der Leda, bald ihre Gegenwehr gegen den Schwan, darſtellten. Daher iſt auch dieſes Sujet ſehr oft von ihnen bearbeitet worden. Wir beſitzen unter den herkulianiſchen Gemählden noch eines von dieſem Gegenſtande, und viele antike Gemmen deſſelben Inhaltes. S. Pitture d'Ercol. T. III. t. 8. *Borioni* Coll. Ant. Rom. t. 27. *Lippert* T. I, n. 32—39. *Montfauc.* T. I. P. 2, t. 195. Man hat auſſer der angegebenen Auslegung, die Ey-Geburt auch aus dem *Athen.* II. 16. zu erklären geſucht, weil dort erzählt wird, daß den Milioniden, ihrer Aehnlichkeit wegen, die Geburt aus einem Ey zugeſchrieben worden ſey; und wieder, daß man bey den Lakoniern den obern Theil des Hauſes ὠόν genannt habe. Man ſieht aber, wie wenig beyde Anführungen die Sache enträthſeln.

Ledbury, ein anſehnlicher Marktflecken am Fluſſe Leden, in Hereford Shire in England, wo viele Tuch-Macher ſind.

Lede, Leede; ſiehe **Lehde**.

Ledecz, **Lederſch**, eine Kammeral-Herrſchaft im czaslauer Kreiſe, in Böhmen. Einige wollen den Beſitz dieſer Herrſchaft den Tempel-Herren, und dann den Hrn. von Trczka einräumen; allein, es mangelt

en hinlänglichen Urkunden, ſolches zu beweiſen. Im 16ten Jahrh. gelangte dieſelbe an die Herren Mezerziczky von Lomnicz, aus deren Geſchlechte Zdeniek 1549 und 1554, dem prager Land-Tage beygewohnt hatte. Bald darauf fiel dieſe Herrſchaft dem H. Wenzel Chetensky zu, wurde aber nach der Schlacht am weißen Berge, 1623, den 14 Aug. an den königlichen Fiscus gezogen, und dem Hrn. Adam von Waldſtein käuflich abgetreten. Nach der Zeit hatte Ignaz Freih. von Koch, kaiſ. kön. Hof-Rath und Kabinets-Secretair, dieſelbe im Beſitz, von dem ſie die K. K. Maria Thereſia, 1753, für 24,000 Fl. erkaufte, und die ſämmtlichen Einkünfte davon dem in eben dieſem Jahre von ihr errichteten adelichen Fräulein-Stifte ſchenkte. Die einzige Nahrung des hieſigen Landmannes beſteht im Holz-Handel, und einem ſehr mißlichen und vielen Waſſer-Schäden unterworfenen Feldbaue.

Der zu dieſer Herrſchaft gehörige Schutzflecken **Ledecz**, Ledecium, mit einem alten Berg-Schloſſe, und einer nächſt daran ſtoßenden Papier-Mühle, liegt in einem tiefen Thale am linken Ufer der Sazawa, 10 gem. Meilen von Prag, und 3 Meilen von Czaslau ſüdſüdweſtwärts entfernt, hat nebſt dem Schloſſe 172 Häuſer, und führt drey Kleeblätter im weißen Felde im Wappen. Die hieſige Dechant-Kirche, unter dem Titel der heil. Apoſtel Peter und Paul, kommt ſchon um das J. 1384 und 1397 als Pfarr-Kirche vor, wurde aber 1645, nebſt einem großen Theile des Fleckens, in die Aſche gelegt.

Leder. Da der noch übrige Raum gegenwärtigen Theiles die vollſtändige und ungetheilte Abhandlung des Artikels Leder, und der damit zuſammen geſetzten Wörter, nicht geſtattet: ſo ſehe ich mich genöthigt, gedachten Artikel für den folgenden LXVIIIſten Theil zu beſtimmen, die alphabetiſche Ordnung gewiſſer

Ma-

Maßen zu unterbrechen, und einige der nach Leder folgenden Artikel hier folgen zu laſſen.

Ledesma, vor Alters Eletiſa, die Haupt-Stadt einer Grafſchaft im Königreiche Leon in Spanien, am Fluſſe Tormes, welche 6 Pfarr-Kirchen, 2 Klöſter, 3 Hoſpitäler und 124 Dörfer unter ſich begreift. Es iſt daſelbſt ein warmes Bad, welches die Spanier faſt für eine Univerſal-Medicin halten, und inſonderheit wider den Ausſchlag dienlich iſt.

Ledetſch, ſ. **Ledecz**, oben, S. 634.

Ledig, ein Bey- und Neben-Wort, welches, ſeiner Natur nach, die erſte Bedeutung ausgenommen, nicht leicht eine Comparation verſtattet.

1. Bey den Jägern bedeutet es ſo viel als ſchlaff. Das Hänge-Seil wird daſelbſt ledig, wenn es ſchlaff wird, zu lang herunter hängt.

In dieſer Bedeutung ſcheint es zu los zu gehören, indem das s und d oder t in den Mund-Arten häufig in einander übergehen. Siehe auch Liederlich und Schlottern, welches leztere vorn nur den groben Ziſch-Laut, und hinten das ern, das Zeichen der Frequentativorum, angenommen hat.

2. Leeren, unausgefüllten Raum habend.

(1) Eigentlich.

a) Von Gefäßen oder hohlen Räumen, wo es doch nur noch in einigen Fällen beſonders des gemeinen Lebens, üblich iſt, dagegen man in der anſtändigern Sprech-Art lieber leer braucht. Das Haus ſteht ſchon lange ledig, beſſer leer. Es iſt nur noch ein Zimmer im Hauſe ledig. Ledige Krüge, Richt. 7, 16. Das Glas iſt ledig, beſſer leer.

b) Noch häufiger, unbeſetzt, mit keinen andern Körpern beſetzt, belegt oder beladen; obgleich auch in dieſem Verſtande in der edlen Schreib-Art leer faſt üblicher iſt. Der Wagen geht ledig (unbeladen) wieder zurück. Ein lediger Wagen. Ein lediges Schiff. Einen Wagen ledig machen. Das Pferd

geht ledig, wenn es nicht beladen iſt, oder keinen Reiter auf ſich hat. Ein lediger Tiſch, der mit nichts beſetzt iſt. Der Stuhl ſteht ledig, wenn niemand darauf ſitzt. Daher im figürlichen Verſtande, der päpſtliche Stuhl, der Thron ſteht ledig; ſiehe **Erledigen**, unten unter **Ledigen**. Im Feldbaue Meißens iſt die **Ledige** ein unbebauetes Stück Ackers. Viele Ledigen geben bey Bauer-Gütern eine ſchlechte Ausſicht. In andern Gegenden werden ſie **Lehden** genannt; ſiehe dieſes Wort.

(2) Figürlich.

a) Unvermiſcht, doch nur im Bergbaue, wo ein **lediger Stein**, ein faſt reiner Erz-Stein iſt, ſo wie er in den Seifen gefunden wird. Auch kommen bey den Bergleuten noch folgende Redens-Arten vor **Ledige Berg-Art**, die Geſteine, welche kein Metall führen. **Ein lediges oder leeres Neſt finden**, Fr. trouver la mine epuiſée, alte Gebäude, oder alten Mann einſchlagen, wo die Vorfahren alles preß gehauen haben, und die Erze heraus genommen ſind. **Ledige Schicht, Nach-Arbeit**, Fr. Travail extraordinaire, **ledig ſchichten**, wenn ein Bergmann, nach verrichteter ordentlicher Schicht, noch eine Weile arbeitet, oder eine Arbeit verrichtet, die nur wenige Stunden anhält, und ihm beſonders bezahlt werden muß.

b) Des Beſitzers, des Eigenthümers, des Ober-Herren beraubt. Ein Amt, eine Bedienung ſteht ledig, wenn ſie mit niemanden beſetzt ſind. Das Lehen wird ledig, wenn der Beſitzer ſtirbt, oder deſſen auf andere Art verluſtig wird, welches man auch mit offen werden ausdruckt.

c) Unverheurathet; eine mit der vorigen genau verwandte Bedeutung. Eine ledige Manns- oder Frauensperſon. Der ledige Stand. Er, ſie iſt noch ledig.

Im

Im Schwabenſpiegel kommt in dieſer Bedeutung ledeclich als ein Neben-Wort vor.

d) Müßig, eine doch nur im Niederſächſiſchen übliche Bedeutung, wo ledig gehen, müßig gehen, der Lediggang, der Müßiggang, und der Lediggänger, der Müßiggänger iſt.

e) Von Banden, von der Gefangenſchaft frey; eine noch in den Rechten übliche Bedeutung, welche mehrmahls auch in der deutſchen Bibel vorkommt. Einen Verhafteten ledig laſſen, ihn los laſſen. Siehe weiter unten **Erledigen.**

f) Frey von Schuld und Strafe; auch nur in den Rechten und in der deutſchen Bibel. Jemanden ledig ſprechen, ihn frey ſprechen. Sich von der Miſſethat ledig machen, Dan. 4. 24. Siehe unten **Entledigen.**

g) **Ledig ausgehen,** nichts bekommen, wofür doch im Hochdeutſchen leer ausgehen üblicher iſt.

Dieſe lezte iſt zugleich die einzige figürliche Bedeutung, in welcher ſich ledig durch leer erſetzen läſſet. Siehe auch Leer.

Bey dem Notker im figürlichen Verſtande für frey, leidig, der es zugleich mit der zweyten Endung verbindet, leidig iro ſunndon, frey von ihren Sünden; in dem alten Gedichte auf den heil. Anno für leer, ledig, Niederſ. ledig, und mit der dieſer Mund-Art ſehr gewöhnlichen Ausſtoßung des d und dd, leeg, lieg, welche auch im Holländiſchen üblich ſind, im Schwed. ledig. Die End-Sylbe ig bedeutet in den meiſten und gewöhnlichſten Fällen ſo viel als habend, das Stamm-Wort iſt alſo Led, Läd oder Lad. Wer ſieht nicht, daß dieſes unſer heutiges Lade iſt, ſo fern ſolches überhaupt einen hohlen Raum bedeutet? Ledig bedeutet alſo einen hohlen, und in engerer Bedeutung einen unausgefüllten hohlen, und in weiterem Verſtande, einen unbeſezten Raum habend; welche Ableitung weit wahrſcheinlicher iſt, als Wachter's von laten, laſſen, und Friſchens von laden onerare, nach welcher leztern es gerade das Gegentheil von dem bedeuten müßte, was es wirklich bedeutet. Ihre bemerkt,

merkt, daß die ältern Schweden ſtatt dieſes Wortes lös, los, gebraucht haben; und es kann ſeyn, daß dieſes auch in einigen figürlichen Bedeutungen zum Grunde liegt, welche alsdann Figuren von ledig, ſo fern es in der erſten Bedeutung ſchlaff bedeutet, ſeyn würden.

Ledige, (die) ſiehe oben, S. 637.

Ledigen, ein Activum, ledig, und in figürlichem Verſtande, frey, los machen, wo es doch nur noch in den Zuſammenſetzungen erledigen und entledigen üblich iſt. Im Schwabenſpiegel bedeutet ledigen, löſen, los kaufen.

Entledigen, von etwas ledig, d. i. frey, los machen, mit der zweyten Endung der Sache. Und nach denſelbigen Tagen entledigten wir uns, und zogen gen Jeruſalem, Apoſtg. 21, 15. wir legten unſere Geräthſchaften ab. Sich der Sorgen entledigen. Jemanden der Bande entledigen. Sich ſeiner Zuſage, ſeiner Pflicht entledigen, ſich durch deren Erfüllung von ihrer Verbindlichkeit befreyen. Ja, ja, ich will reden, ich will mein Herz entledigen. Zuweilen auch mit dem Vor-Worte von. Sich von einer Beſchuldigung entledigen, ihren Ungrund darthun. Von der Sorge für etwas entledigt ſeyn.

Daher die **Entledigung**.

Im Niederſ. lautet dieſes Zeit-Wort entleggen. Siehe das Folgende.

Erledigen, ledig machen.

1. Eigentlich, in welcher Bedeutung es im Hochdeutſchen nur noch zuweilen in der höhern Schreib-Art vorkommt. Da ich ihre Schulter von der Laſt erledigt hatte, Pſ. 81, 7. Im Bergbaue heißt das **Erz von dem Gebirge erledigen**, ſo viel als das Gebirge, d. i. taube Erd- oder Stein-Arten, von demſelben abſondern.

2. Figürlich.

1) Von einer unangenehmen Sache, welche als eine Laſt betrachtet wird, ledig oder frey machen, mit der

der zweyten Endung der Sache, oder dem Vor-Worte von. Jemanden einer Verrichtung, eines Dienſtes erledigen. Jemanden der Sorge, oder von den Sorgen erledigen. Sich des Kummers erledigen.

2) Aus einem Verhafte, der Gefangenſchaft frey machen, befreyen, im Oberdeutſchen und der bibliſchen Schreib-Art. Einen Gefangenen erledigen. Auf daß deine Lieben erlediget werden, Pſ. 60, 7. Pſ. 108, 7. Und erledigte viel, die zuvor gedrückt und gefangen wären, 1 Macc. 14, 6.

3) Aufhören laſſen, abthun, im Oberdeutſchen. Die Landes-Gebrechen erledigen.

4) Seines Beſitzers berauben, in welcher Bedeutung es nur im Paſſivo üblich iſt. Der päpſtliche Stuhl iſt erlediget worden. Ein erledigter Thron. Ein erledigtes Amt wieder beſetzen. Wenn das Amt wird erlediget werden. Ein erledigtes Lehen, welches dem Lehen-Herrn anheim gefallen iſt.

Daher die **Erledigung**, in allen obigen Bedeutungen. Den Gefangenen eine Erledigung predigen, Eſ. 61, 1. Die Erledigung des Thrones, eines Lehens, der Landes-Gebrechen, u. ſ. f.

In dem Fragmente eines alten Gedichtes auf Karl's des Großen Feldzug bey dem Schilter lautet dieſes Zeit-Wort erlethegen und gelethegen. Er bedeutet in dieſer Zuſammenſetzung ſo viel als ent, daher in den meiſten Bedeutungen auch entledigen üblich iſt.

Ledigkeit, der Zuſtand, da ein Ding ledig iſt. Am häufigſten im figürlichem Verſtande, die **Ledigkeit des Standes**, der unverehlichte Zuſtand.

Lediglich, ein Neben-Wort (Adverbium), welches nur noch im gem. Leben, für gänzlich, völlig, gebraucht wird. Ich verlaſſe mich lediglich auf dich, ganz und allein. Bey den ältern oberdeutſchen Schriftſtellern, kommt es auch als ein Bey-Wort (Adjectivum), für frey, ungebunden, vor.

Ich

Ich han vil ledekliche braht
In ir genade minen lib.
Reinmar der Alte.

Ledreborg, oder **Lethraborg**, eine Grafſchaft auf der däniſchen Inſel Seeland, welche König **Chriſtian** VI., im J. 1742, aus den Gütern ſeines damahligen geh. Conferenz-Rathes, **Joh. Ludw. Holſtein**, welchen König **Friedrich** V., 1750 mit allen ſeinen Nachkommen in den gräflichen Stand erhob, errichtete. Sie hat ein anſehnliches Schloß, welches 1 Meile von Roſchild liegt, und bey demſelben iſt ein koſtbarer Garten. Bey demſelben werden Tücher, Flanell und andere wollene Zeuge gewebet. Man findet hier noch Spuren und Merkmahle von dem uralten und berühmten **Lethra**, **Leire** oder **Leyre**, welches anfangs ein königliches Schlöß war; nachher bauete **Rolfo Krakus** daſelbſt eine Stadt, in welcher die däniſchen Könige ihren Sitz hatten, daher ſie ehemahls Reges Lethrae genannt wurden, nähmlich zum Unterſchiede von den kleinen Königen, welche in den übrigen Theilen des heutigen Königreiches herrſchten, z. B. in Jütland. Auch findet man hier einen großen Stein, welcher einem Lehn-Stuhle nicht unähnlich iſt, und, weil er zu der Huldigung der Könige gebraucht wurde, **Kongſtolen**, d. i. der **Königs-Stuhl**, genannt wird. In heidniſchen Zeiten wurden hier alle 9 Jahr, im Jänner 99 Menſchen, und eben ſo viel Pferde, Hunde und Hähne, den Götzen geſchlachtet und geopfert, und es wurde für den heiligſten Ort in Seeland gehalten.

Herrn Jo. Nic. Wilſe, Prof. Theol. extraurd. und Pfarrers zu Spydeberg in Norwegen, Beſchreibung des gräfl. **Holſteiniſchen** Sitzes **Lethraborg** ohnweit **Röeſkild** in **Dänemark** (*).

„Die

(*) In Hrn. **Bernoulli** Sammlung kurzer Reiſebeſchreibungen ꝛc. 2ter überzähliger Band, 1787, 8.) S. 3 folg.

„Dieſer Herren-Sitz der gräflich Holſteiniſchen Familie, iſt nicht allein für ſich ſelbſt merkwürdig, ſondern auch die Gegend, worin er liegt, iſt, wegen der älteſten Landes-Geſchichte und der Alterthümer aus den heidniſchen Zeiten, die berühmteſte in Dänemark, und daher einer beſondern Aufmerkſamkeit würdig. Zur Erleuchtung derſelben habe ich nicht allein eine Copie von dem Plan der Gegend in der beygefügten kleinen Karte geliefert, und zwar aus der berühmten Karte der kopenhagener königl. Geſellſch. der Wiſſ., die ſich auf die beſten geometriſchen Vermeſſungen gründet (ſ. Fig. 3979), ſondern ich habe auch den Hrn. Juſtiz-Rath und Ober-Landmeſſer Hammer vermocht, mir ſeine Karte über die Grafſchaft mit ſeiner Beſchreibung zu ſenden, um die erſte zu copiren, und aus der andern einen Auszug zu machen. Der vorige Graf Johann Ludwig von Holſtein brauchte den Hrn. Juſtiz-Rath damahls, als Studioſum Matheſeos, in den Jahren 1750 bis 52, um ſein Gut auszumeſſen, und in eine große Karte zu verzeichnen; davon ſind nun zwar einige wenige Exemplare nach verjüngtem Maßſtab in Kupfer geſtochen, aber nicht zu verkaufen, und daher nicht leicht zu bekommen; von dieſem iſt eigentlich die, welche ich hiermit liefere, eine Copie. (Siehe Fig. 3980.)

Die Gegend von Lethraborg iſt alſo 1. in Abſicht der Alterthümer, und 2. wegen der neueren Anſtalten merkwürdig. Ich will zuerſt meine Leſer mit den Alterthümern unterhalten.

Die ganze Gegend Seelands am Ende des Meerbuſens Jiſeſiord war ehemahls ſehr bequem zu einem Verſammlungs-Orte der zu Lande und zu Waſſer herum irrenden nordiſchen Völkerſchaften, aber beſonders für die Seefahrenden. Ich ſage mit Bedacht: ehemahls, d. i. zu der Zeit, da der Meerbuſen nicht ſo ſeicht, wie jezt, war, und da die Bäche oder kleinen Flüſſe Kornerup und Leire tiefer und zum Theil nicht an etlichen Stellen verſieget, ja ganz mit Moor-Erde verſtopft waren. Man ſieht nur in der kleinen Karte, welche Wendungen die beyden Bäche jezt machen, und wie wenig es fehlt, daß ſie nicht eben ſo wohl nach dem Roeſkilde-Hafen, als in Boneveyle, ausgehen, und daß die jezigen vier Seen, Kettinge S. Svogersloo S. ꝛc. nicht ein einziges Waſſer von Leire Roeſkilde ausmachen. Jezt iſt zwar weder Bach noch

See

See in der Diſtanz (a — — b); aber die moorige niedrige Erde ſagt uns was hier geweſen. Viele 100 Jahre ehe Leire als königlicher Siz berühmt wurde, hatten die umliegenden heidniſchen Völkerſchaften ihre gottesdienſtliche Feyer hier; denn nichts iſt nach allen Erörterungen wahrſcheinlicher, als daß die Göttin Ertha oder Hertha hier einen Siz und Dienſt gehabt.

Taciti Bericht davon im 40 §. de ritu et moribus Germanorum, iſt folgender: "Sie beten insgeſammt Hertam d. i. „die Mutter der Erde, an, (alſo wie die Aegypter ihre Iſidem, „und die Griechen ihre Cererem,) von welcher ſie vermeinen, „daß ſie ſich in menſchliche Geſchäfte menge, und die Völker beſuche. Auf einer Inſel des Weltmeeres iſt ein Wald, der Keuſchheit genannt, darin ein mit Kleidern verdeckter Wagen ſteht, „welchen niemand als der Prieſter berühren darf; dieſer weis, „wann die Göttin in ihrem innerſten Winkel zugegen iſt, folgt „derſelben darauf mit großer Andacht nach, da ſie auf einem Wagen von Kühen gezogen wird. Die Tage da ſie ſo erſcheint, ſind „lauter Feſttage, und an denen Oertern, die ſie mit ihrem Beſuche „beehrt, werden Gaſtereyen angerichtet. Friede und Ruhe würde „damahls nur ſo lange geſchmeckt und beliebet, bis derſelbe Prie„ſter die von dem menſchlichen Umgange geſättigte Göttin wieder „in ihren Tempel gebracht, worauf alſobald der Wagen, die Klei„der und (wenn man es glauben will,) die Göttin ſelbſt in einem „verborgenen See abgewaſchen worden; Knechte ſind damit be„ſchäftigt, welche bald darauf derſelbe See verſchlinget. Davon „entſteht ein heimliches Grauen und eine heilige Unwiſſenheit; „was das ſeyn mag, das nur diejenigen ſehen, die darauf ſterben „müſſen?"

Alles dieſes hat unſer berühmte Profeſſor, Hr. Anherſen in einem Tractat: Valis Hertha Dede genannt, ſo erörtert, daß daraus erhellet, daß weder Helgeland noch Rügen (wie man ſonſt meinen wollte,) ſondern dieſe Gegend bey Lethraborg der Siz der Göttin Hertha geweſen; beſonders verdient von ſeiner Abhandlung. P. I. c. 10. §. 18. p. 388. geleſen zu werden. Der Tractat iſt mit einem in Kupfer geſtochenen Plan verſehen, der es erleuchtet, und die gegenwärtige Karte (Fig. 3980) thut hier daſſelbe.

Man ſieht hier ein langes Thal, No. 5, das eigentlich von 7 anfängt; und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß in demſelben das Penetrale oder der innerſte Winkel der Göttin ſich befunden hat. 3, jezt Vhite Soë, d. i. weiße See, vordem der heilige See genannt, mag wohl der See ſeyn, wo der heilige Wagen abgewaſchen wurde, und

wo die Knechte ertranken. Herthe-Thal hat ſtets dieſen Nahmen gehabt, und die Bauern nennen es noch ſo. Nach dem Augenſcheine bey der Land-Meſſung, ſcheint der obere Theil des Thales eine durch eine Erd-Höhe gegrabene Vertiefung zu ſeyn; alſo iſt hier unter der Erde bis an den Vhite-Soë, wohl ein verborgener Gang geweſen, wodurch der Ausgang des Herthä-Feſtes unſichtbar wurde. Jeziger Zeit hat man in dem Thale, der Länge nach, einen artigen mit Hecken eingefaßten Spaziergang und eine Fahrt angelegt, und einen Damm gegen den Ausfluß des Sees aufgeführt.

Der heilige Wald (Nemus caſtum) iſt noch der Wald nördlich vor Lethraborg, und der ehemahls weiter herum und bis an den Meerbuſen ſich erſtreckte. Es könnte doch wohl ſeyn, daß auf mehreren, als auf einer Inſel die ermeldete Göttin aufbehalten und angebetet wurde. Es iſt auch wahrſcheinlich, daß die öftern gottesdienſtlichen Verſammlungen in der Nähe von Leire, zu dem folgenden hieſigen Aufenthalte und Sitz der Könige Gelegenheit gegeben haben, daß der Prieſter-Stamm ein königlicher Stamm geworden, und die Macht ſich mit dem Aberglauben nach der Hand vereinigt hat.

Ich komme zu den Ueberbleibſeln des Sitzes unſerer erſten heidniſchen Könige, Leire oder Lethra wovon noch viele Spuren in Hügeln und Steinen vorhanden, die ich nach einander anzeigen werde. Leire hatte zu einer Reſidenz und einer Haupt-Stadt von Seeland und den umliegenden Ländern eine bequeme Lage, zu der Zeit, da die Auen, Bäche und Seen mehr vereinigt und nicht verſieget waren, welche Veränderung die jezigen Lagen (nach der Karte) ſchon zu verſtehen geben. Othin's Sohn, Schiold, ſoll, wie *Saxo* berichtet, Leire erbauet haben, doch nur als ein einzelnes Schloß, bis Rolfkrake, der auch hier getödtet wurde, es in eine Stadt verwandelte. Das berühmte große Opfer-Feſt, das jedes 9te Jahr hier angeſtellet wurde, war ohne Zweifel eine Folge von dem vorigen Gottesdienſte der Hertha. Aber ſchon im 10ten Seculo fiel ſein Glanz; denn das Chriſtenthum vertrieb die Abgötterey, und Roeſkilde fing noch eher an, eine königliche Reſidenz zu werden; Leire mußte alsdann verlaſſen werden, und Sveno Agonis ſezte es ſchon zu ſeiner Zeit unter die geringſten kleinen Städte um Roeſ-

kilde

kilde herum. *Saxo* berichtet, daß zur Zeit Waldemar's I hier nur ein Staats-Gefängniß war. Im Jahr 1663 ſtanden noch 2 Bauer-Höfe auf der Stelle des vorigen Schloſſes, welche Uedleyre genannt wurden; jezt ſind hier 6 Bauer-Höfe und 11 Häuſer, welches Dorf den Nahmen Leire hat.

Man hat hierum von Zeit zu Zeit große Schwerter Helme, Urnen und Todtenbeine ausgegraben, welche von den Helden-Thaten der vorigen Einwohner zeugen; aber die überirdiſchen Spuren von Hügeln und Steinen, geben uns von dem Local augenſcheinlichere Begriffe, welche die Nahmen und deren Erklärungen von unſern Antiquariis zu Beyträgen der alten Hiſtorie erhöhen. Der Grund des königl. Schloſſes wird noch auf der Stelle des Bauer-Hofes gezeigt, der daher noch mit dem Nahmen Kongs-gaard, oder Königs-Hof, beehret wird (34), dabey ſieht ein großer Stein, welcher einem Lehn-Stuhle nicht unähnlich und alſo vielleicht ausgehauen iſt, welcher daher, und weil er, nach einiger ihrer Meinung zu den Huldigungen der Könige gebraucht worden, den Nahmen Kongs-Stol bekommen (22). Nahe dabey findet man einen großen Stein, der Stuhl der Königin (Dronning-Stol und Dronning-Steen) genannt; dieſer iſt in etwas hohl und flach, und deſſen Platz rund herum mit andern kleinen Steinen beſetzt (22). Auf dieſem Dronning-Stol ſaß vor dem die Königin am Krönungs-Tage mit den damahligen Inſignien ausgeſchmückt, um die Huldigung anzunehmen. Beyde Steine ſtanden igentlich erſt auf dem Dans Hügel, ſind aber von da hierher gebracht worden. Dieſer Dans-Hügel liegt wohl weſtlich vor Leire, (denn auf der Karte ſehe ich ſolchen nicht); es iſt ein über 300 Ellen langer und 20 Ellen hoher Hügel, oder Erd-Höhe von grobem Sande, und man meinet, daß der König Dan daſelbſt begraben liege.

Sonſt iſt zu merken, daß auf der Stelle (38), wo die Bäche Kornerup- und Leire-Aa ſich vereinigen, und ein Stück von einem Quadrat formiren, eine Menge Steine aufgerichtet ſind, welche (nach Anderer Meinung) ſollen den Platz abgegeben haben, wo das Schloß gebauet worden, oder zum wenigſten (nach *Wormius* in Marm. Dan. L. 1, p. 23) der Huldigungs-Platz geweſen ſeyn; wie denn der dabey liegende große Hügel (24) noch der Huldigungs-

Hügel genannt wird, und man hält dafür, daß der auserwählte König da hinauf ſtieg, um ſich dem verſammelten Volke zu zeigen, wie auch, daß die vielen Steine dazu gedienet, daß die Vornehmſten des Volkes in der Verſammlung darauf ſtehen, und ihre Vota oder Genehmigungen von da zurufen konnten.

Zwiſchen dem Kirchdorf Alleslof und dem Dorfe Tokkerup (ſ. Fig. 3979), liegt noch ein groſſer Stein, den man auch Huldigungs-Stein nennt. Sonſt iſt im Vorbeygehen zu merken, daß auf dieſer Stelle des Zuſammenfluſſes der vorgemeldeten Bäche, die Anlandung der Göttin Hertha, vom Profeſſor Anderſen angegeben iſt. Bey einem Schloß befinden ſich auch Stallgebäude — und auch davon will man bey Leire Spuren wiſſen; denn der Hügel (14) heißt noch der Pferde-Berg (HeſteBierg), und der dabey liegende, der Fohlen-Hügel, wenn nicht ſehr beliebte Pferde des Königs da begraben, oder die Pferde, die in der älteren Zeit geopfert worden, da eingegraben wurden. Der Hügel (29) der am weiteſten von Leire liegt, heißt Opfer-Hügel; doch iſt es wahrſcheinlich, daß andere näher liegende auch dazu gebraucht worden. Der Hügel (20) wird jezt Kirche-Hügel genannt; die Sage iſt, daß da ein heidniſcher Tempel geſtanden: aber warum nicht in der ſpätern Zeit eine Kirche? Der Hügel (8) Tinghöy, d. i. Gerichts-Hügel, wo, wie man meint, vordem Gericht gehalten worden. Die andern Hügel ſind mehrentheils Grab-Hügel, davon, auſſer dem vorher erwähnten Dans-Hügel, die merkwürdigſten ſind: Harald Hyldetands-Hügel (20), deſſen Grab oder Monument noch durch einen großen viereckigen Stein, der auf andern kleinern ruhet, und noch dazu mit einem Kreiſe von großen Steinen umgeben, anſehnlich iſt; der Olufs-Hügel (33), wo der König Olof Göttrinkſon begraben liegen ſoll; und der Ravns-Hügel (O. 31), wo Rawn, der Hauptmann des Königs Göther von Norwegen, vielleicht begraben iſt, weil er, zu des Königs Frodes Zeit, in der Nähe hier in einer See-Schlacht umkam. Die andern benannten Hügel, z. E. Früshöy, Moſelhöy, Steenhöy, und andere unbenannte, ſind wohl Grab-Hügel der Geſchlagenen, woher vielleicht auch die Nahmen Torfmoor (O), Streitmoor (18) und Styrte Dam, d. i. der See der Geſtürzten, herrühren. Man

ſieht

ſieht aus der Geſchichte, unter andern, daß Hiaſtrar, der Schwager des Königs Rolfs, von Schweden aus mit ſeinem Raube und Waffen hier anlandete, und bey Leire ein großes Blutvergießen veranlaßte, woher auch die vorgemeldeten unter der Erde gefundenen Sachen gekommen. Aber genug von den Alterthümern der Gegend; ich verfüge mich zu den Gebäuden und Auszierungen von jeziger Zeit.

Der Rentmeiſter Müller, welcher zur Zeit Chriſtian's V. dieſe und viele andere Bauer-Güter da herum kaufte, ließ im J. 1663 bey Leire einen Herrenſitz aufbauen, welcher ſeitdem wieder niedergeriſſen wurde. Seit 1733 wurde der Graf Johann Ludwig v. Hollſtein Beſitzer von dieſen Gütern, und errichtete davon 1742 eine Grafſchaft, worauf er 1744 das Schloß Lethraborg, wie es jezt ſteht, vollendete. 1750 wurde er und ſeine Deſcendenten in den gräflichen Stand erhoben, und jezt iſt ſein Sohn der Kammerherr und Lehns-Secretair; Graf Chriſtian v. Holſtein Beſitzer davon. Vorbemeldeter Graf J. L. v. Holſtein, kön. geh. Rath, war ein ſehr gelehrter Herr, und bey dem höchſtſel. König Chriſtian VI. ſehr beliebt, und in Aemter-Austheilung als Premier-Miniſter; auch der ſuccedirende König ſetzte in ihn viel Vertrauen, und es iſt nicht zu zweifeln, daß in den Anſtalten und Verzierungen in Lethraborg vieles von ſeiner Erfindung ſey.

Das Corps de logis des Schloſſes iſt 250 Ellen lang und von 2 Etagen, auſſer dem Souterrain. Die Inſchrift der Frontiſpice fängt an und endigt ſich: Perantiqui Nominis Aedem novo & ampliori—— J.L.v.H. exornavit, ac pietate erga Deum, fidelitate erga Regem ſibi Poſteriſque juvandam dedicavit A. 1744. An dem weſtlichen Ende befindet ſich die Kirche, die 1747 eingeweihet wurde. Die Kanzel iſt über dem Altar, und die Orgel über dem Stuhl der Herrſchaft. Am Plafond iſt die Himmelfahrt Chriſti von Friſcher gemahlt; die Wände ſind mit 16 großen und 30 kleinen Mahlereyen, bibliſchen Inhalts und in vergoldeten Rahmen, wie ausgetäfelt, und der Boden iſt mit weißen und ſchwarzen Marmor-Flieſen belegt. In der öſtlichen Länge ſind wohl tapezierte Gemächer. An jedem Ende der Haupt-Länge iſt eine Orangerie, und noch dazu in ſelbiger Linie, eine hohe Mauer zu Spalieren.

In der nördlichen Länge, die mit der Haupt-Länge parallel geht, ſind die Ställe und Scheunen. In der Mitte iſt das gewölbte Haupt-Thor, darüber ein Thurm, an dieſem ein Stunden-Zeiger, und inwendig 6 Glocken. Ueber dem Thore ſtehen die Worte: qua pietas & avitæ fides 1745. Die zwey andern Längen, jede von 81 Ellen gehen in die Quere zwiſchen den zwey vorgedachten Längen, davon die weſtliche zu Wohnungen für die Domeſtiken eingerichtet, und in der Mitte der öſtlichen ein Stal für 36 Pferde iſt. Dieſe zwey Längen oder Flügel werden durch zwey ſchöne zum Theil in Bogen herum gehende Gebäude von zwey Etagen mit der Haupt-Länge zuſammen gefüget, wo an der Fronte eines jeden ein kleiner Thurm aufgeführt iſt, welche Thürme, ſo wie das übrige, mit vielen Bildhauer-Zierrathen prangen. Von dieſen Gebäuden enthält der öſtliche Theil Gemächer in der obern, und die Küche in der untern Etage; aber in dem weſtlichen befindet ſich in dem obern Stock die Bibliothek, und in dem nntern das Archiv. In der Bibliothek iſt das theologiſche und hiſtoriſche Fach das vorzüglichſte.

Die 8 Plafonds der Bibliothek ſtellen gewiſſe Sachen und Handlungen der Alten vor, die zugleich auf die Haupt-Geſchäfte des verſtorbenen Herrn Grafen ſich beziehen, und zwar:

1. Ein Vater in römiſcher Tracht auf einen Stuhle ſitzend; Minerva ſteht hinter und ſein Sohn vor ihm, den er mit der Hand ermahnet. Die Inſchrift iſt: Diſce puer virtutem ex me, verunque laborem fortunam ex aliis.

2. *Cato minor v. Vticenſis*, zwiſchen Büchern und Inſtrumenten ſitzend. Inſchrift: Erectus & acer, nil breve moliri.

3. Hinter dem jungen Achilles ſteht ſein Lehrmeiſter Phönix, und zeigt ihm mit dem Finger den Weg nach dem Tempel der Tugend auf einem hohen Berge. Inſchrift: Sic quondam magno Phœnix reverendus Achilli.

4. Der wegen ſeiner preiswürdigen Regierung in Aſien berühmte *L. Scaevola*, mit einen geſtreiften langen Mantel angethan; hinter ihm Lictoren, und vor ihm die Provinz, welche ihm einen Eichen-Kranz überreicht. Auf dem Mantel der Provinz ſind unten

ten die Wapen von Oldenburg und Delmenhorſt. Inſchrift: Nec fama fefellit, iuſtitiæ, videre pium, videre fidelem.

5. *Cato minor*, als der beſte Rentmeiſter; vor ihm ſtehen Geld-Kaſten und zuſammengerollte Pergamente, Rechnungen. Inſchrift: Jam creditur uni ſancta-rum digeſtio opum.

6. Die Sella curulis, mit dem Oliven-Kranze, wodurch das höchſte Amt, zu dem ein römiſcher Bürger auf-ſteigen konnte, bezeichnet wird. Inſchrift: Aulaeque labores — emenſus tenuit ſumma faſtigia ſedis.

7. *Q. Petilius*, römiſcher Prätor; er läßt die aus der Erde gegabenen Bücher des Königs Numa, von den Prieſter-Gerechtſamen, auf zwey Altären ver-brennen, um den damahls eingeriſſenen Religions-Verwirrungen vorzukommen. Inſchrift: Potioraque Delphis ſuplicibus late populis oracula pandit.

8. Die vier Söhne des *Metellus* nehmen ihres Vaters Leichnam auf eine Bahre, und ſetzen ihn der Columne roſtrate gegen über, unterdeſſen daß ſeine Lei-chen-Rede gehalten, und ehe er auf den Scheiter-Haufen geſetzt wird. Inſchrift: Summus beate vitae cumulus.

Weil, wie gemeldet iſt, dieſe Vorſtellungen auf das Leben des Grafen ſich beziehen, ſo hat der Mahler in den Geſchichten der Haupt-Perſonen das Geſicht des Grafen gemahlt, und zwar nach den verſchiedenen Altern, alſo auch in dem geſtorbenen *Metello*; wie denn auch die vier jungen *Metelli* die vier Kinder des verſtorbenen Grafen vorſtellen.

Der Haupt-Platz der herrſchaftlichen Wohn-Gebäude iſt von den Plätzen der Stall-Gebäude durch 40 ſteinerne Pfeiler, die mit Kugeln und Bildſäulen geziert, und mit eiſernen Staketen verbunden ſind, ſehr artig getrennet. Vor dem Portal ſtehen 6 Pfeiler von norwegiſchem Mar-mor; auf denſelben ſind runde Glas-Laternen, und ſie ſind auch durch ein ſchönes eiſernes Gitterwerk mit einan-der verbunden. Nach Anleitung der Edda ſind etliche Züge des ältern nordiſchen Aberglaubens in Bildern von Metall oben auf den Laternen vorgeſtellt, worin das Feuer die Rolle ſpielt. 1) Das heilige Feuer auf einem nor-diſchen Altar. 2) Odin auf einem Scheiterhaufen lie-

gend. 3) Der Leichnam eines nordiſchen Helden in vollem Harniſch mitten im Feuer liegend: 4) Ein norwegiſches Haus in voller Flamme, mit einem darin verbrannten Manns-Haupte und einer Hand aus dem Dache hervorragend. 5) Bifroſt oder die gebogene Feuer-Brücke mit drey Regenbogen-Farben. 6) Ein altes gothiſches Gebäude mit vergoldetem Dache, auf einer geborſtenen und brennenden Erdkugel, dadurch Gimla und Ragnarökr vorgeſtellt wird. Die goldenen Inſchriften darunter geben jedem Bilde in vier däniſchen Reimen eine etwas gezwungene Anwendung auf das Chriſtenthum. Der Sinn der zweiten geht in etwas an: „Wenn Odin „der All-Vater in Valhall will regieren, muß ſein Körper „ganz im Feuer aufgehen; ſo muß das reine Andachtsfeuer „die Lüſte verzehren, wenn man das ruhige Ziel der Freude „erreichen will.“

Hr. Juſtiz-Rath Hammer ſchreibt, daß er die 6 Laternen-Bilder und die 8 Bilder des vorgemeldeten Plafonds gezeichnet habe.

Durch zwey große Thüren geht man zu beyden Seiten in den Garten hinunter, wie auch in die Alleen nach Oſt und Weſt.

Der Garten iſt von Oſt nach Weſt 700 Ellen lang und von Norden nach Süden 550 Ellen breit, und gränzet in Oſt und Weſt an den Thier-Garten. Er wird durch ein Thal ſo gebildet, daß deſſen eine Berg-Seite in 9 Abſätzen zum Haupt-Gebäude hinauf geht, und ſo gleichfalls in 8 Abſätzen, die andere ſüdliche Seite. In der Ebene darzwiſchen fließt der Leire-Bach; dieſer Bach iſt von E durch den Garten und weiter nach F, bis in den Kornerup-Bach, (der auch mehr gerade, als er von Natur war, geleitet worden,) in einen ordentlichen Canal verwandelt, der auf beyden Seiten mit Hecken bordirt iſt, und worauf Spazierfahrten zu Waſſer angeſtellet werden. In dem Garten iſt dabey ein Waſſerwerk, wo das Waſſer durch ein Druckwerk von metallenen Stiefeln und bleyernen Röhren, unter der Erde, 60 Ellen hoch, bis in ein Behältniß hinauf gebracht, und von da weiter nach den zwey Springbrunnen, den zwey Orangerien, der Küche, dem Stalle und der Holländerey hingeleitet wird. Es befinden ſich unter neun andern zwey Springbrunnen im Garten, die 8 bis 10 Ellen hoch ſpringen; desgleichen

eine

eine Menagerie und ein Waſch-Haus, in welchem auch ein Springbrunnen und dahinter eine Caſcade iſt, aus welcher das Waſſer, in 10 Abſätzen, 40 Ellen von einem mit Tannen bepflanzten Berge herunter fällt. An dem öſtlichen Ende iſt ein Ballon-Platz, wie ein ovaler 40 Ell. langer und 30 Ellen breiter Hügel aufgeworfen.

Der Thier-Garten, welcher den Garten zum Theil umgiebt, hält 7000 Ellen im Umfang, und iſt mit Wachholder-Stangen verzäunet. Deſſen Baum- und Hecken-Alleen haben den Nahmen von den europäiſchen Reichen, und an beyden Seiten jeder Allee ſind Fels-Steine aufgeſtellt, auf welchen die Nahmen der Regenten und ihre Regierungs-Jahre angebracht, wie auch ihre Thaten dabey (vielleicht in beſonders gemahlten Tafeln) kurz angegeben, bis vollkommene Stand-Bilder von jedem, nach der Hand, an die Stellen der Fels-Steine kommen werden; denn ſo wurden 1759 die Stand-Bilder (Statuen) des Odin Alfadur (Allvater) und *Canuti Magni* in völliger Leben-Größe aufgeſtellt. Man hat es auch ſo gepaſſet, daß gewiſſe Spaziergänge von dieſen Alleen nach einigen theils runden, theils eckigen Sammelplätzen hingehen, wo die Stammväter der Abkömmlinge, davon man ausgegangen, ſich befinden. Alſo hat der Hr. Graf einen Park der Thiere zu einer Art von akademiſch-peripatetiſchen Park zugleich angeordnet, wo die Hiſtorie und Genealogie anſchauend und ſinnlich vorgeſtellt iſt. Meine Betrachtungen über ſolche Einfälle gehen allzuviel in das Weite hinaus, um hier etwas davon zu melden, und ſind ein Theil eines lange vorhabenden Werkes, das ich unter dem Titel: Muſei univerſalis parabilis bekannt zu machen wünſchte.

Die Alleen in dem herum liegenden Walde und Feldern, ſind mit wilden Kaſtanien-, Linden- und Aeſchen-Bäumen angepflanzt. Die weſtliche Allee nimmt von einem ſchönen ſteinernen Thore, mit Flügeln von eiſernem Gitterwerk, ihren Anfang, geht in gerader Linie über die neue Brücke (13), die Maglebroe, d. i. die große Brücke (17), und weiter in einer Strecke von 12000 Ellen oder 1 Meile, bis $\frac{1}{4}$ Meile nahe vor Roeſkild. Bey der Maglebroe, die, wie die andern, gewölbt iſt, ſteht ein Wirthshaus, Maglegroe-kroe genannt, ein Hoſpital zu 38 Menſchen, und eine Manufactur, in welcher Tuch und

andere

andere wollene Waren verfertigt werden; welche Gebäude alle von Grundmauer ſind, und einen vierſeitigen Platz mit offenen Ecken umgeben. An der Südſeite dieſer Allee iſt weiter hin, eine Strecke von 9 Bauerhöfen, 1760 angelegt, alle von einerley Einrichtung, und zwar bey der Gelegenheit, da das nahe gelegene Dorf Clim abgebrannt, und man etliche von der ſchädlichen Gemeinſchaft der Felder ausziehen wollte, die nun ihre Grundſtücke um und bey ſich haben; ein Vortheil der Land-Haushaltung, wozu unſere Regierung auf alle Weiſe aufmuntert: dieſe verſetzten Höfe heißen Helwig magle.“

Ledum paluſtre Linn.; ſiehe Porſch.

Lee, heißt, bey den Schiffern, ſich auf dem Waſſer unter dem Winde, oder gegen den Wind, befinden. Daher die Lee Seite, Holl. Lee, Leezyde; Dän. La. Læſide; Schwed. Jlä; Engl. The lee-ſide; Fr. Coté ſous le vent; Ital. Banda di ſottovento; Span. und Port. Coſtado de ſotavento, die Seite oder Hälfte des Schiffes, welche unter dem Winde liegt, oder dem Winde nicht ausgeſetzt iſt, wenn man einen Seiten-Wind hat. Die an dieſer Seite befindlichen Braſſen, Bulienen ꝛc. werden die **Lee-Braſſen**, **Lee-Bulienen** ꝛc. genannt. **Lee** ſteht im Gegenſatze von **Luv**; z. B. ein Schiff ſegelt Süd mit einem Oſt-Winde, ſo iſt die Steuerbord- oder rechte Seite, die Lee-Seite, und die linke oder Backbord-Seite die **Luv-Seite**. Alles, was man auf der See, an dieſer Lee-Seite, oder in der Gegend nach welcher der Wind hinweht, ſieht, liegt in **Lee** oder **leewärts**. So ſagt man, z. B. wir entdeckten eine Flotte in Lee, oder ſahen ſie leewärts, welches einerley Ausdrücke ſind. Man befindet ſich überhaupt in Lee von einem Gegenſtande, wenn der zwiſchen demſelben und dem Winde gepeilte Winkel weniger als 8 Strich beträgt. Siehe auch das Folgende.

Lee-Bord, in der Seefahrt, das linke Bord des Schiffes, die Schiffs-Seite unter dem Winde, welche auch

auch das **Bak-Bord** genannt wird; zum Unterſchiede von dem Steuer- oder Stry-Borde; ſ. Th. VI, S. 222.

Im Engl. Larboard, von dem veralteten lee, bey den ſchwäbiſchen Dichtern lere, lare, link, welches mit dem Lat. laeuus überein kommt. Andere leiten es von dem noch im Niederſ. üblichen lee (zweyſilbig) vor dem Winde und Wellen ſicher, Schwed. lä, und das Lee, ein vor dem Winde und Wellen ſicherer Ort, Angelſ. Hleow, Hleowth, her. Im Engl. iſt, wie in dem Bremiſch-Niederſ. Wörterbuche bemerkt wird, Lea, Lega, ein umzäuntes Land, ein Ort, Franz. Lieu. Siehe auch Lege, niedrig, und Legen.

Lee-Braſſen, Lee-Bulienen; ſiehe oben, auf der vorhergeh. Seite.

Lee-Küſte, ſiehe **Leger-Wall**.

Lee-Segel, Seiten-Segel, kleine Segel, welche an jedem Ende der großen und der Fock-Raa an runden Stangen befeſtigt, und gleichſam Flügel des großen und des Fock-Segels ſind. Man ſpannt ſie bey ſtillem Wetter auf, um deſto mehr Wind zu fangen. Die Stange, woran dieſe Segel befeſtigt ſind, wird der **Leeſegel-Baum** genannt. Siehe **Segel**.

Lee-Seite, ſiehe **Lee**, auf der vorhergeh. Seite.

Lee-wärts, Holl. In de ly, lywaarts; Dän. J Læ, Lævart; Schwed. J lä, lävart; Engl. to leeward; Fr. Sous le vent; Ital. Sotto vento; Span. und Port. Sotavento, heißt überhaupt alles, was man in Lee ſieht oder was in Lee liegt. Die **Leewärts-Inſeln** heißen aber im eigentlichen Verſtande diejenigen der Antillen, welche am weiteſten nach Weſten liegen, ſo wie man unter **Luvwärts-Inſeln** die öſtlichen Antillen verſteht.

Daher **Leewärts-Zeit**, Holl. Lywaarts tyd; Dän. Naar vind og ſtrom er med een; Schwed. När vind och flod är med en; Engl. Leewardtide; Fr. Marée qui porte du même coté que le vent; Ital.

Marea

Marea che a la medeſima direzzione del vento; Span. Maréa que tiene una miſma direccion con el viento; Port. Maréa que tem a meſma direcçao do vento; wenn Wind und Strohm einerley Richtung haben.

Leea, Leeiſche Pflanze, Leea, eine dem Engländer *James Lee* (welcher eine Einleitung in die Botanik geſchrieben hat, und dabey des Linné Grundſätzen gefolgt iſt,) zum Andenken ſogenannte Pflanzen-Gattung. Männ- und Weibliche Blumen wachſen auf Einer Pflanze. Die männlichen beſtehen aus dem glockenförmigen, fünffach getheilten Kelche; dem in 5 gleiche, ſackförmige Einſchnitte getheilten Blumen-Blatte; einem walzenförmigen, in 5 zweyſpaltige Lappen zerſchnittenen und unterwärts mit dem Blumen-Blatte verwachſenen Honig-Behältniſſe, 5 Staub-Fäden, und einem Griffel ohne Fruchtkeim. Bey den weiblichen ſind der Kelch und das Blumen-Blatt von gleicher Beſchaffenheit; das Honigbehältniß aber iſt doppelt, und das innere kleiner als das äuſſere. Der Fruchtkeim trägt einen einfachen Griffel mit einem zeriſſenen Staubwege. Die Frucht iſt kugelförmig, und enthält in 6 Fächern 6 Samen. Linné führt folgende zwey Arten an:

1. **Oſtindiſche Leeiſche Pflanze** mit rundlichem und etwas harigem Stängel, Leea aequata, caule tereti pubeſcente. Sie iſt in Oſt-Indien zu Hauſe. Ihre Wurzel bleibt über den Winter. Die Blätter ſtehen wechſelweiſe, ſind gefiedert, und beſtehen aus 5 geſtielten, lanzenförmigen, ſcharf zugeſpitzten, ſägen-artig gezahnten Blättlein, welche auch noch als zart auf der untern Fläche etwas haarig ſind. Die Blumen bilden flache dreytheilige Sträuße.

2. **Krauſe Leeiſche Pflanze**, mit eckigem und geſäumten Stängel, Leea criſpa, caule angulato fimbriato. Das Vorgebirge der guten Hoffnung iſt ihr Vaterland. Ihre Wurzel iſt knollig, und bleibt über

über den Winter. Der Stängel iſt etwas holzig und gegliedert, vergeht alle Herbſt, wächſt ungefähr 3 Sch. hoch, und hat Ecke, welche mit gekräuſeten Häuten eingefaßt ſind. Die Blätter ſtehen wechſelweiſe, ſind an ihrer Spindel gerandet und gefiedert, und beſtehen aus 3 bis 5 geſtielten, ovalen geſtrichelten, glatten, und ſpitzig-ſägenartig gezahnten Blättlein, welche Rippen in die Quere, und zwiſchen denſelben parallele Quer-Streifen haben; ihre Blatt-Anſätze ſtehen einzeln unter dem Blatte und ſind halbmondförmig, und an ihrer Rückenſchärfe mit ſteifen Borſten beſetzt. Die kleinen weißen Blumen ſtehen an flachen Sträußen.

Leech, im Hüttenbaue; ſiehe **Leg**.

Leede, ſiehe **Lehde**.

Leeden, **Lehden**, ein Kirchſpiel in der Grafſchaft Teklenburg, im weſtphäliſchen Kreiſe, von 2 Bauerſchaften, darin ein adeliches frey-weltliches Stift iſt, welches aus einer Aebtiſſin und 9 Conventualinnen beſteht. Die Aebtiſſin wohnt in der Abtey, und jede der 4 älteſten Conventualinnen hat ein Haus, und etwa 200 Thaler Einkünfte, die Aebtiſſin aber eine doppelte Präbende; die Präbenden der jüngſten mögen kaum 100 Thaler betragen. Es können Fräulein von allen drey Kirchen dazu gelangen, doch nur 1 katholiſche. In dieſem Kirchſpiele iſt das landesfürſtliche Vorwerk Habichtswald.

Leeder, ein Pfleg-Amt im Hochſtifte Augsburg, im ſchwäbiſchen Kreiſe, nicht weit vom Lech. Hier iſt auch ein Marktflecken gleichen Nahmens.

Leeds, (wird wie Lihds ausgeſprochen) eine berühmte und wichtige Manufactur-Stadt in York-Shire, in England, welche auf der Nord-Seite des Fluſſes Aire liegt, und dem hier in die Aire fallenden großen Leeds-Canal, von welchem ich hernach reden werde, den Nahmen giebt. Dieſe große, reiche und volkreiche

reiche (*) Stadt, hat mit den Vorſtädten einen weiten Umfang; zwiſchen ihr und den letztern dient eine ſtarke ſteinerne Brücke über den Fluß zur Verbindung; dieſe iſt ſo breit, daß ehemahls der Tuch-Markt darauf gehalten wurde; als dieſer aber zu anſehnlich ward, verlegte man ihn in die ſogenannte hohe Gaſſe, bis 1758 ein großes Gebäude (the Cloth hall) dazu aufgeführt wurde, um ihn nicht länger im Freyen zu halten. Man kann ohne Bedenken ſagen, daß dies der wichtigſte Tuch-Markt, und überhaupt von wollenen Waren, nicht nur in England, ſondern in der ganzen Welt, iſt. Dieſe kommen theils von entfernten Orten hierher, vornehmlich aber iſt Leeds mit der umliegenden Gegend der Haupt-Sitz von den Zeug- und Tuch-Manufacturen. In den benachbarten Markt-Flecken und Dörfern werden ſie fabricirt oder gewebt, und zum Färben und Zubereiten nach Leeds geführt; viele werden aber auch gleich fertig zum Verkauf herein gebracht. Sonſt gieng der Tuch-Markt in der hohen Gaſſe im Sommer um 6, und im Winter um 7 Uhr an. Die Markt-Glocke gab den Tuch-Fabricanten in den Gaſt-Höfen das Zeichen, ihr Tuch herbey zu bringen; und dies geſchahe mit ſolcher Ordnung, daß ein Fremder ſich verwundern mußte, in etlichen Minuten alle Standplätze mit Tuch bedeckt zu ſehen. Sobald das Läuten aufhörte, erſchienen die Tuch-Händler, oder ihre Schreiber und Laden-Diener, und machten ihren Einkauf. Dies geſchahe mit wenigen Worten; der Verkäufer ſagte den Preis, der Käufer that ein Geboth, und gemeiniglich war der Handel gleich geſchloſſen; auf ſolche Art wurden wöchentlich oft in Einer Stunde für 10, 20 bis 30,000 Pf. Sterl. Waren verkauft. Um halb 9 Uhr wurde die Glocke

(*) Im Tour through Great Brit. Th. 3, S. 265, wird die Anzahl der Einwohner auf 16,380 angegeben.

Glocke wieder geläutet, und ſogleich verſchwanden die Käufer, Verkäufer und Tücher wieder, ſo, daß um 9 der Markt für die Leinwand-Händler, Schuſter, Eiſen- und Stahl-Händler, leer war.

Seit 30 Jahren hat dieſer Tuch-Markt in ſo weit aufgehört, daß er jezt in einem beſondern Gebäude gehalten wird, wo die Tuch-Macher ihre Tücher täglich verkaufen. Dies große ſchöne Gebäude haben die Tuch-Fabrikanten ſelbſt auf ihre Koſten, ohne Beyhülfe der Tuch-Händler, die anfangs ſehr dawider waren, aufgeführt. Es beſteht aus einem Mittel-Gebäude mit 2 Flügeln. Allenthalben ſind eine Menge Fenſter, und von ſolcher Höhe und Größe, daß man die Tücher dadurch ſo gut beſehen kann, als unter freyem Himmel. Ein Fremder muß nicht verſäumen, dieſen merkwürdigen Tuch-Markt mit anzuſehen, welcher jezt auch zu bequemern Stunden, nähmlich im Sommer um 9, und im Winter um 10 Uhr gehalten wird. Man zählt in der Tuch-Halle 5 ſogenannte Gaſſen oder Gänge, die alle mit Tüchern angefüllt ſind, deren Werth eine große Summe beträgt. Damit nichts geſtohlen werde, laſſen die Aufſeher keinen Träger heraus, wenn er nicht ein Zeichen von dem Tuch-Macher, welcher das Tuch verkauft hat, aufweiſet. Seit 1774 hat man auch eine neue Halle zum Verkauf der weißen oder ungefärbten Tücher gebauet, welche aber nicht ſo groß, als jene, iſt. Oben in dieſem Gebäude iſt ein zierlicher Aſſemblee-Sahl mit Spiel-Zimmern angelegt.

Auſſer dem Tuche macht man in der umliegenden Gegend von Leeds auch ſehr viele Zeuge von mancherley Art, deren Schönheit nicht nur auf die Güte der Wolle und des Garnes, ſondern auch auf das Preß-Papier oder die Spåne (*), deren Zubereitung ein Ge-

(*) Sie kommen heimlich über Ireland nach Deutſchland und Frank-

Geheimniß iſt (*), ingleichem auf die künſtlichen Glanz= oder Glätt=Maſchinen (Kalander, ſ. Th. XXXII, S. 374), welche den Zeugen einen beſondern Glanz geben, ankommt. Die ſogenannten Tamis von Leeds und Coventry glänzen, daß man ſie auf 3 Schritt für Seidenzeug hält; ſie ſind wohlfeil und dauerhaft, und werden vom Frauenzimmer häufig getragen.

Die hier gemachten Tücher gelten zwiſchen 1 Schill. 8 Pence bis 12 Schill.; die meiſten aber ſind Mittel=Tücher zu 4 bis 5 Schill. Wer fleißig und gut arbeitet, kann, das Jahr durch, wöchentlich 10 Schill. 6 Pfenn. verdienen, wenn es viele Arbeit giebt. Knaben von 13 bis 14 Jahren gewinnen die Woche 4 Schill., und einige Weiber durch Weben ſo viel als die Männer. Die Weber von den Kameloten, Chalongs, Calamank ꝛc. verdienen 5 bis 12 Schill., oder im Durchſchnitt wöchentlich 7 Schill.; wenn aber ſchlechtes Wetter einfällt, ſo dankt man ſie ab, daher die Männer, das ganze Jahr durch, im Durchſchnitt es nicht höher, als etwa auf 6½ Schill. bringen. Es fehlt ihnen nie an Arbeit. Die Weiber, welche Zeuge weben, erwerben wöchentlich 3 bis 4 Schill.; die Woll=Kämmer, 6 bis 12; die Woll=Spinnerinnen, welche unaufhörlich zu thun haben, 2 bis 3 Schill.; Mädchen von 14 Jahren, 1 Schill. 8 Pf.; ein Knabe von 8 oder 9 Jahren, täglich 2½ Pfenn. und von 6 Jahren, 1 Pfennig.

Die

Frankreich, wo man jedoch alle Zeuge, deren Güte von der Schönheit der Preſſe abhängt, als: Tamis, Calamank, Chalong ꝛc. weder ſo ſchön, noch ſo wohlfeil machen kann.

(*) Unlängſt iſt Hr. Jo. Jac. Kanter, in Trautenau bey Königsberg in Preußen, Beſitzer einer anſehnlichen Papier=Manufactur daſelbſt, in das Geheimniß des Preß=Papieres (der Preß=Späne), nach ſiebenjährigen angeſtellten Verſuchen und darauf verwendeten großen Koſten, eingedrungen, und verfertigt dieſelben ſo gut, als die engliſchen, wovon ich an ſeinem Orte Nachricht ertheilen werde.

Die Lebhaftigkeit des Gewerbes in und um Leeds macht, daß man weder Land-Streicher und Bettler, noch Müßiggänger, erblickt. Weil junge Kinder ſchon ihren Lebens-Unterhalt verdienen können, ſo iſt dies ein kräftiger Antrieb für den gemeinen Mann zum Heurathen. Die ganze Gegend iſt daher ſehr volkreich und ſtark bewohnt. Die Arbeitſamkeit hat die große weitläuftige Landſchaft York mit Einwohnern und Reichthümern angefüllt. Dieſe Landſchaft verarbeitet jezt ſo viel Wolle und Garn, als der ganze übrige Theil von England. Von großen Manufactur-Gebäuden ſieht man nichts; faſt alles wird von einzelnen Manufacturiers verfertigt, welche größten Theils von Kaufleuten, Zeug-Händlern und einigen reichen Tuch-Machern mit Arbeit und Garn verleget werden.

Zur Bequemlichkeit dieſes wichtigen Handels wurden die Aire und Calder, auf Koſten einiger Privat-Kaufleute, ohne Beyhülfe des hohen und niedern Adels, ſchiffbar gemacht, und dadurch eine Verbindung von Leeds und Wackefield nach York und Hull eröffnet, ſo, daß alle Wollen-Manufacturen zu Waſſer nach Hull geſchaffet, und von da mit Schiffen nach Holland, Hamburg, Bremen, und alle an die Oſt-See liegende Oerter geführt werden können. Im J. 1757 wurde die Calder noch über Wakefield hinauf bis Halifax und Sowerby-Brücke ſchiffbar gemacht. Vermöge einiger Parlaments-Acten ſind auch die Heer-Straßen in allen dieſen Gegenden bis Halifax und Doncaſter, zum leichtern Fortkommen der Fracht-Wägen, in beſſern Stand geſetzt worden. Von Hull können nun alle Bedürfniſſe dieſer Gegenden an Zucker, Branntwein, Bley, Wolle, Tobak, Gewürz- und Material-Waren ꝛc. zurück genommen werden, wodurch ſie viel wohlfeiler ſind.

Hier iſt auch der Ort, von der wichtigen Unternehmung eines ſchiffbaren Canales zwiſchen Liverpool und Leeds zu reden, welcher in der Landſchaft York durch den auf der Abend-Seite derſelben liegenden Weſt-Riding geht, und von der Stadt Leeds den Nahmen **Leeds-Canal** führt. Es iſt in Anſehung der herkuliſchen Arbeit und der Schleuſen, der wichtigſte von allen Canälen, welche ſeit einem halben Jahrh. in England ausgeführt worden ſind. Er iſt 108¼ M. lang, 42 Fuß breit, und 5 tief; er durchſchneidet das ganze Königreich von Weſten nach Oſten, und eröffnet vermittelſt der unterhalb Leeds ſchiffbaren Aire eine Gemeinſchaft zwiſchen Hull und Liverpool, oder der irreländiſchen und Nord-See. Die Koſten, welche ſich auf 260,000 Pf. Sterl. belaufen, ſind durch 2600 Actien, jede zu 100 Pf. Sterl., aufgebracht worden, wofür die Eigenthümer derſelben ein gewiſſes Tonnen-Geld von allen Schiffen, wie beym Coventry-Canal und andern, erhalten, das Baſſin bey Colne in Lancaſhire, nahe an der Gränze von Weſt-Riding, welches zum Vertheilungs-Punct des Waſſers dient, liegt 469 Fuß höher, als das Baſſin bey Liverpool, und alſo, da dieſes noch 56 Fuß über die Merſey erhaben iſt, 525 Fuß höher als dieſer Fluß. Auf der andern Seite beträgt der Fall bis in die Aire bey Leeds 446 Fuß. Dieſes Unternehmen iſt eben ſo wichtig, als **Ludwig's XIV.** Canal in Languedoc, von dem damahls ein ſo großes Geſchrey in der Welt gemacht wurde, und von welchem ich im LXIV Th. S. 652, fgg. Nachricht ertheilt habe. Dieſer Leeds-Canal läuft von Liverpool 32 Meilen bis Shaw-Green fort, nachdem er auf dieſem Wege über einige kleine Flüſſe paſſiret iſt, und den von Wigan kommenden 8 Meilen langen Canal-Arm aufgenommen hat. Hier iſt die erſte Schleuſe, und von da bis Obbaldiſton ſind noch 6 andere doppelte Schleuſen. Bey

Mor-

Morton geht er, vermittelſt einer anſehnlichen Waſſer-Leitung, über den Calder-Fluß, und ſteigt durch 16 andere Schleuſen bis zu dem obgedachten Haupt-Baſſin hinauf, welches anderthalb Meilen lang iſt, und ſeinen Zufluß aus den Quellen der benachbarten gebirgigen Gegend hat. Nicht weit von dieſem Baſſin tritt er in den Weſt-Riding von Yorkſhire ein, und fängt wieder an zu fallen, paſſiret bey Gargrave die Aire, in welcher Gegend 10 Schleuſen ſind. Alsdann läuft er über Shipton und Silsden immer längſt der Aire nach Bingley hinunter, wo eine fünffache und gleich darauf eine dreyfache Schleuſe iſt, und paſſirt noch einmahl die Aire, da er dann beſtändig am rechten Ufer derſelben bleibt. Bey Shipley nimmt er den von Bradford herunter kommenden Canal-Arm von 3 Meilen auf, paſſirt verſchiedene Gründe, und geht an ſteilen Höhen heraus, bis er nahe bey Leeds in die Aire einmündet. Die Schiffe, welche dieſen Canal befahren, tragen 50 bis 60 Tonnen, und werden durch 2 Pferde fortgezogen, die auf einem 12 Fuß breiten, und 2 Fuß über dem Waſſer erhabenen Zieh-Pfade hergehen.

Wenn man dieſes erſtaunende Unternehmen betrachtet, und ſieht, daß der Canal 40 bis 50 Fuß höher, als der am Fuſſe deſſelben vorbeyrauſchende Fluß, fortgeführt iſt, daß 90 Schleuſen, 4 große und viele kleine Waſſer-Leitungen über Flüſſe, Bäche und Gründe erbauet, und 135 größtentheils gewölbte Brücken angelegt ſind, ſo ſcheint es faſt unmöglich, daß dies mit 260,000 Pf. Sterl. zu bewerkſtelligen geweſen iſt. Was es aber möglich macht, iſt, daß die ganze Gegend Quader-Steine beſitzt, und daß der größte Theil der zu den Werken erforderlichen Steine im Canal ſelbſt gebrochen worden ſind. Die fünffache Schleuſe zu Bingley verdient von Bradford aus beſehen zu werden. Man erſtaunt, wenn man die

Schiffe zwiſchen den Bergen hervorkommen, und ſich durch die Schleuſen in $\frac{3}{4}$ Stunden 60 Fuß hinabſenken, und auch wieder hinaufſteigen ſieht. Das überflüſſige Waſſer läuft auf der Seite herunter, und fällt unten wieder in den Canal.

Dieſer Canal hat zur Fortſchaffung des Kalkes, des Schiefers und der Quader-Steine, die ſonſt gar nicht weit, wegen der Koſten, gebracht werden konnten, des Holzes in den Wäldern, der Stein-Kohlen ꝛc. einen unendlichen Vortheil. Der Transport der vielen Tücher und anderer fabricirten Waren wird erleichtert, welches dieſe wohlfeiler macht. Auf der Achſe koſtete die Tonne auf jede Meile 1 Schill. Fracht; jezt 1 bis 2 Pence. Lancaſhire, welches meiſtens Vieh-Weiden hat, und das Brod-Korn mit ſchweren Koſten anfahren laſſen mußte, bekommt es jezt wohlfeiler auf dem Canal. Anderer Vortheile nicht zu gedenken.

So weit gehen des Hogrewe Nachrichten von dieſem Canal. Er meldet, man habe den Canal von beyden Seiten zugleich angefangen; 1777 ſey das Stück von Liverpool bis an den Fluß Douglas, und der Arm von Wigan bis in den Haupt-Canal auf der einen Seite, und das Stück von Leeds in Yorkſhire bis einige Meilen oberhalb Shipton, in der Gegend von Aſhton Hall, d. i. überhaupt 71 von der ganzen Länge von 108 Meilen, fertig geweſen, und ſeinem Ueberſchlage nach hätte das ganze Werk 1781 zu Stande kommen ſollen. Allein in der Reiſe in die Höhlen von Ingleborough, welche zu London 1780, u. d. T. A Tour to the Caves in the Environs of Ingleborough &c. gedruckt iſt, ſchreibt der Ungenannte, es ſey nur ſo viel fertig, als Hograwe angiebt, die Unternehmer wären uneinig geworden, und die Koſten hätten den Ueberſchlag weit überſtiegen, darüber wäre die Fortſetzung eines ſo nützlichen Unternehmens ins Stecken gerathen.

Seit Schiffbarmachung gedachter Flüſſe, und Grabung dieſes Canales, iſt noch ein anderer Handels-

Zweig

Zweig ungemein wichtig geworden, nähmlich der Steinkohlen = Handel von Wakefield und Leeds, wovon man an dieſen beyden Orten unerſchöpfliche Schätze in der Erde antrifft. Man führt ſie bis in die Ouſe, und alsdann entweder aufwärts bis York, oder abwärts nach Hull und andern Oertern. Längſt dieſen Flüſſen liegt eine Menge Städte und Oerter, welche jezt insgeſammt mit dieſen nothwendigen Bedürfniſſen verſehen werden können. Dieſer Vortheil iſt um ſo wichtiger, weil auf dem Chaldron von Kohlen aus New = Caſtle, als ſolche, die zur See ausgeſchiffet werden, eine Abgabe von 4 Schill. liegt, da hingegen die auf den Flüſſen geführten Kohlen nichts geben. Dieſe und noch viel mehrere Vortheile genieſſen die Einwohner von York jezt, ob ſie ſich gleich anfangs der Schiffbarmachung gedachter Flüſſe aus allen Kräften widerſetzten.

Leeds iſt eine alte Stadt; ſie hat aber jezt breite Straßen, die meiſtens nach dem neuern Geſchmacke mit ſteinernen Häuſern bebauet ſind. In alten Zeiten hatte ſie ein feſtes Caſtell, von dem aber nichts mehr zu ſehen iſt. Das Rathhaus iſt ein anſehnliches Gebäude, welches auf Pfeilern ruhet. Die marmorne Statüe der Königinn **Anna** ſteht in einer Niſche. Die Stadt hat 3 Kirchen, und verſchiedene Verſammlungs = Häuſer von Diſſentienten. Die Pfarr-Kirche des heil. Petrus iſt eine Kreuz = Kirche, an deren Decke **Parmentier** die Himmelfahrt Chriſti auf naſſem Kalk zum Geſchenk wegen der in Leeds genoſſenen Wohlthaten gemahlt hat. Die Johannis-Kirche hat ein gewiſſer **Harriſon** 1634 auf ſeine Koſten gebauet. Er bauete auch die dabey liegenden Armen-Häuſer, eine Frey = Schule, und die ganze ſogenannte neue Straße, wovon er die Einkünfte an die Armen-Häuſer vermachte. Die Dreyeinigkeits-Kirche iſt erſt im jezigen (18ten) Jahrh. ganz artig

aufgeführt. Im J. 1768 wurde der Grund zu einem öffentlichen Kranken=Hauſe (Infirmary) gelegt, welche heilſame Anſtalt ſeit der Zeit ſchon großen Nutzen geſchaft hat. Ueberdies giebt es hier noch verſchiedene Armen=Häuſer, ſowohl für Erwachſene als für Kinder, und 2 Armen=Schulen. In dem Hauſe für arme Kinder werden dieſe unterwieſen, die Wolle zu miſchen, und andere leichte Arbeiten bey der Wollen=Manufacturen zu verrichten. Die Familie **Osborne** führt von Leeds den herzoglichen Titel.

Im J. 1732, wurden hier mineraliſche Waſſer entdeckt, die ſehr heilſam befunden worden ſind.

Ducatus Leodienſis, or Topography of Leeds and the parts adjacent, by *Thoresby*. Lond. 1715, f.

Leeg, niedrig; ſiehe **Lege**.

Leege, Fr. Leye, iſt eigentlich ein holländiſches, aber auch von den Franzoſen angenommenes Seehandlungs=Wort, welches ſo viel heißt als leer. Es wird von Schiffen geſagt, wenn ſie eine unglückliche Reiſe gethan haben, und ohne Waren, leer oder ledig, zurück kommen. In Frankreich braucht man dieſes Wort nur in der Normandie und in Bretagne.

Leene, ein wildes Schwein weiblichen Geſchlechtes; ſiehe **Lehne 2**.

Leenſinger Bad, im Canton Bern. Das ſchon ſeit verſchiedenen Jahren errichtete, und mit vielem Nutzen beſuchte Leenſinger Bad, liegt am Thuner=See ¼ Stunde unter Leenſingen, 3 Stunden von Thun, gerade über dem Beattenberg, mitten in der Krümmung des Sees, und ſtellt dem Auge eine der angenehmſten und ausgedehnteſten Ausſichten dar. Die Süd=Seite iſt ein ſteiler Berg, der ſeinen Fuß bis an die Bade=Quelle erſtreckt, aus welcher dieſelben entſpringen. Die Fels=Art iſt Kalk und Gyps. Das Bad hat drey Quellen. Die erſte iſt das bisher gebräuchliche Bade=Waſſer, welches zu dem Endzwecke in einem

nem großen Kaſten eingefaßt iſt. Es ſoll ſich zu keinen Zeiten weder vermindern, noch vermehren, welches, wie auch von den beyden übrigen Quellen, ſehr leicht zu begreifen iſt; weil nähmlich der Felſen ſehr ſteil iſt, ſo können die Regen-Waſſer und Berg-Flüſſe ſich nicht ſo leicht hinein ziehen. Die zweyte Quelle, das ſogenannte Schwefel-Waſſer, iſt ungefähr 150 Schritt von dem Bade entfernt, und in einem Kaſten eingefaßt. Auch hier iſt die Quantität des Waſſers immer gleich, obſchon kein Ein- noch Ausfluß wahrgenommen wird. Die dritte Quelle liegt in der Ecke des Hauſes, und iſt in einem Kaſten eingefaßt. Sie iſt aber bisher nicht genuzet worden. Sie iſt zweylöthig.

Eine chemiſche Zerlegung der mineraliſchen Quelle zu Leenſingen (*), haben wir Hrn. C. Fr. Morell, Apotheker in Bern, zu verdanken. Der Kürze und mehrerer Deutlichkeit wegen, hat Derſelbe die Unterſuchungs-Mittel in eine, und die drey Quell-Waſſer, in 3 andere Columnen gebracht, wie aus Nachſtehendem zu erſehen iſt.

Vorläufige Unterſuchung.

	No. 1. Bade-Waſſer.	No. 2. Schwefel-Waſſer.	No. 3. Quelle in der Ecke des Hauſes.
Wärme.	War 10 Grad die äuſſere Temperatur zu 18° von Reaumür.	$10\frac{1}{2}$ Grad die äuſſere Temperat. zu 18° ſoll auch im̃er gleich warm ſeyn.	8 Grad die äuſſere Temperatur zu $17\frac{1}{2}$ von Reaumür.

(*) In Höpfners Magazin für die Naturkunde Helvetiens, 1 B. (Zürich, 1787, gr. 8.) S. 245, ſgg.

	No. 1. Bade = Waſſer.	No. 2. Schwefel=Waſſer.	No. 3. Quelle in der Ecke des Hauſes.
Schwere.	Der Aräometer zeigte 7 Grad, bey 10 Grad Temper. friſch von der Quelle geſchöpft.	$10\frac{1}{2}$ Grad Temperatur zeigten 10 Gr. am Aräometer.	$5\frac{1}{2}$ Grad bey 8 Grad Temperatur.
Geſchmack	iſt mineraliſch mit Schwefel-Leber.	ſtark v. Schwefel-Leber, wenig mineral.	gar nicht ſchwefelig, mehr mineraliſch.
Geruch.	iſt ſchwach nach Schwefel-Leb.	ſtark n. Schwefel=Leber.	kein Geruch.
Klarheit.	iſt etwas trübe	trübe, milchicht.	ganz klar.
Bodenſatz der Quelle	iſt weiß, ſehr geringe u. zart, und ließ ſich nicht ſammeln	weiß, ſehr zart, und ließ ſich nicht ſammeln	ſchwärzlicher, der aber nur kleiner Kies u. Sand war.
Nach 24 Stunden.	etwas klärer, ein unmerklicher weißer Bodenſatz.	klarer, wenig Bodenſatz, wie No. 1.	kein Bodenſatz.
Schluß.	eine ſchwächere Quelle wie No. 2, von der Art kalter Schwefel=Quellen, die mit hepatiſch. Luft geſättigt ſind; die etwas mehr erdige Theile, als No. 2, enthält.	eine ſtarke Schwefel-Quelle, mit ſehr viel hepatiſcher Luft geſchwängert, die den Schwefel nach u. nach fallen läßt, wenig erdige Theile enthaltend.	ein mit wenig flüchtigen Beſtand-Theilen geſchwängertes Waſſer, das hingegen mehr Erden enthält.

Unter=

Unterſuchung mit gegenwirkenden Mitteln.

	No. 1.	No. 2.	No. 3.
Vitriol-Säure.	gab keinen Niederſchlag; ein Schwefel-Geruch; Bläschen an den Seiten des Gefäßes.	kein Niederſchlag; ein noch ſtärkerer hepatiſcher Geruch; Luft-Bläschen an den Seiten des Gefäßes.	kein Niederſchlag; ein Geruch, aber einige Luft-Bläschen.
	Anzeige einer freyen Erde oder Alkali mit hepatiſ. Luft. Keine Anzeige einer erdigen Schwefel-Leber.	Anzeige wie No. 1.	Anzeige einer luftſauern alkaliſchen Erde, keiner Schwefel-Luft.
Lakmus-Aufguß.	blieb violet.	blieb violet.	blieb violet.
	Anzeige, daß keine freye Luft-Säure vorhanden.	Anzeige, daß keine freye Luft-Säure vorhanden.	Anzeige, daß keine freye Luft-Säure zugegen.
Violen-Syrup.	ward grün.	ward grün.	ward grün.
	Anzeige einer freyen luftſauern alkaliſchen Erde.	Anzeige wie No. 1.	Anzeige wie No. 1.
Fixes Laugen-Salz.	fällte einen weiſſen, zuerſt ſchweren, hernach leichtern Kalk zu Boden.	gab einen geringen Niederſchlag, der weiß u. ſchwer war.	wie No. 1.; der Niederſchlag ſchien etwas leichter.
	Anzeige eines erdigen Mittel-Salzes u. luftſauern Kalkes.	Anzeige eines Gehaltes an erdigem Salz.	Anzeige von No. 1, mit etwas mehr Bitterſalz-Erde.

Silber,

	No. 1.	No. 2.	No. 3.
Silber-Auflöſung.	gab keinen Niederſchlag; die Miſchung ward etw. gelb	ein unmerklich kleiner Boden-Satz, der gelblich war.	kein Niederſchlag, alſo keine Salz-Säure.
	Anzeige, daß etwas Schwefel, aber keine Salz-Säure mit verbunden iſt.	Anzeige von etwas Salz-Säure und Phlogiſton.	
Queckſilber-Auflöſung.	gab einen ſtarken Niederſchlag.	einen ſehr geringen ſchmutzig gelben Niederſchlag, der ſich nach und nach zu Boden ſetzte.	ſtark gelber Niederſchlag.
	Alſo iſt hier die Vitriol-Säure die bindende Säure.	Anzeige der Gegenwart der Vitriol-Säure, die aber in dem Schwefel-Gas mochte zum Theil enthalten ſeyn.	Anzeige wie No. 1.
Bley-Eſſig	ein ſchmutzig-weißer Niederſchlag.	ein ſchwarzer Niederſchlag.	weißer Niederſchlag.
	Anzeige ſowohl der Vitriol-Säure als des Schwefels.	Beweis der großen Menge Schwefels u. der Vitriol-Säure.	Beweis, daß Vitriol-Säure ohne Schwefel vorhanden iſt.
Gereinigtes phlogiſtiſirtes Alkali.	gab keinen Niederſchlag.	kein Niederſchlag.	kein Niederſchlag.
	Keine Anzeige eines Metalles.	Keine Anzeige eines Metalles.	Keine Anzeige eines Metalles.

Gall-

	No. 1.	No. 2.	No. 3.
Gallapfel-Aufguß.	gab keine Veränderung; alſo iſt kein Eiſen vorhanden.	keine Veränderung; kein Eiſen.	keine Veränderung; kein Eiſen.
Eiſen-Vitriol.	gab einen gelben ſchmutzigen Niederſchlag.	einen ſchwarzen Niederſchlag, u. das Waſſer ward auch ſchwarz.	heiter-gelber Niederſchlag.
	Anzeige der frey alkaliſchen Erde u. des Schwefels.	Anzeige des Schwefels u. der freyen Kalk-Erde, wie auch des vielen Schwefel-Gas.	Anzeige der luftſauern alkaliſchen Erde.
Metalliſch Silber.	ward golden.	ward ſchwarz.	blieb unverändert.
	Anzeige eines Schwefels.	Anzeige des vielen Schwefels.	Kein Schwefel.
Schluß auf die enthaltenen Beſtand-Theile.	1. Hepatiſche Luft. 2. Magneſia mit Vitriol-Säure 3. Selenit. 4. Luftſaure Magneſia. 5. Luftſaurer Kalk.	1. Hepatiſche Luft. 2. Salzſaurer Kalk. 3. Salzſaure Magneſia. 4. Vitrioliſirte Magneſia od. Bitter-Salz.	1. Luftſaurer Kalk. 2. Luftſaure Magneſia. 3. Selenit. 4. Bitter-Salz.

„Ehe

„Chemiſche Zerlegung des Bade-Waſſers No. 1.

Flüchtige Beſtand-Theile.

Ein Maß friſch von der Quelle geſchöpftes Waſſer gab in dem gehönigen Apparatu phyſico-pneumatico im Marienbade der ſiedenden Hitze ausgeſetzt, $3\frac{1}{2}$ Kubik-Zoll Luft, die nichts als gemeine, wahrſcheinlich im Waſſer ohne Verbindung enthaltene Luft war. Ich brachte nun das noch ſtark nach Schwefel-Leber riechende Waſſer im gleichen Apparatu zum Kochen, und erhielt, nach lange unterhaltenem Kochen, $5\frac{1}{2}$ Kubik-Zoll Luft, davon $2\frac{1}{2}$ Z. vom Waſſer abſorbiret wurden, welches Kalk-Waſſer niederſchlug, die Lackmus-Tinctur roth färbte; der Reſt von 3 Kubik-Zoll ließ ſich nicht mehr abſorbiren, löſchte die Flammen aus, und war alſo eine phlogiſtiſirte Luft; ſie roch ſtark nach Schwefel-Leber.

Den im Waſſer enthaltenen Schwefel abzuſondern, übergoß ich 1 Pf. dieſes Waſſers mit deſtillirtem Eſſig; es erfolgte kein Niederſchlag, ſo wie auch das Vitriol-Sauer keinen Niederſchlag bewirkte. Es ſcheint demnach der Schwefel in der hepatiſchen Luft, wie Bergmann bemerkt, enthalten zu ſeyn; denn durch das Kochen verliert das Waſſer ſeinen Geruch. Die abgeſonderten flüchtigen Theile ſind alſo in 1 Maß Waſſer:

a.	Gemeine Luft, wie alle Waſſer enthalten	$3\frac{1}{2}$ Kub. Z.
b.	Fixe Luft (Luft-Säure, Air mephitique)	$2\frac{1}{2}$ „
c.	Phlogiſtiſche Luft	3 „

Eine Bemerkung muß ich hier machen, daß die hepatiſche Luft, die bey Fällung des Spießglas-Schwefels ſich entwickelt, aus fixer und inflammabler Luft beſteht; ein Beweis, daß hier der Schwefel flüchtiger, und mit keinem fixen Beſtand-Theile aufgelöſet ſey.

Salzige und fixe Beſtand-Theile.

6 Maß gelinde in einer Abrauch-Schale abgedunſtetes Waſſer von dieſer Quelle, gaben anfangs einen ſtarken Schwefelleber-Geruch, und hinterließen nach ungefähr $\frac{2}{3}$ Abdunſtung einen ſalzigen Bodenſatz, der 124 Gran wog, und Selenit zu ſeyn ſchien. Der Reſt wurde ferner abgedünſtet, und gab 40 Gran Rückbleibſel.

Dieſe

Dieſe enthaltenen 164 Gran wurden mit deſtillirtem Waſſer begoſſen; es blieben 144 Gran unaufgelöſet. Die ſalzige Auflöſung wurde mit Zucker-Säure nicht gefällt, und fällte die Silber-Auflöſung nicht, mit Alkali hingegen fiel eine ſchöne Magneſia nieder. Die 144 Gran lieſſen, nach Digeſtion mit deſtillirtem Eſſig, einen Rückſtand von 130 Gran. Dieſe Eſſig-ſaure Auflöſung fiel mit Vitriol-Sauer zum Selenit nieder, der, nach Bergmann, $3\frac{5}{25}$ Gran luftſaurer Kalk war; die übrige Auflöſung trübte ſich nicht von der Zucker-Säure, und war ein Bitter-Salz; ich ſchließe demnach auf luftſaure Magneſia $10\frac{20}{25}$ Gran.

Die 130 Gran löſeten ſich in deſtillirtem Waſſer nach und nach auf, es brauchte aber über 5000 Mahl ſeines Gewichts dazu, und es ſchlug ſich mit Alkali ein wahrer ſchwerer Kalk zu Boden. Seine Beſtand-Theile ſind alſo in 1 Maß Waſſer:

Vitrioliſche Magneſia	$3\frac{1}{3}$	Gran.
Selenit	$21\frac{2}{3}$	-
Luftſaure Magneſia	$1\frac{4}{5}$	-
Luftſaurer Kalk	$\frac{8}{15}$	-

Unterſuchung des Schwefel-Waſſers No. 2.

1 Maß friſches von der Quelle geſchöpftes Waſſer, das aber vorher, wegen der darin vorhandenen Unreinigkeiten, mußte filtrirt werden, wobey es aber ſein milchichtes Anſehen nicht verlor, gab im Marienbade mit dem gehörigen Apparatu 2 Kubik-Zoll gemeine Luft. Das Waſſer wurde nachher ſelbſt zum Kochen gebracht, und gab noch $9\frac{1}{2}$ Zoll Luft, davon 4 Kubik-Zoll vom Waſſer abſorbirt wurden, und mit Kalk-Waſſer unterſucht, wahre Luft-Säure darſtelleten; der Reſt, der nicht vom Waſſer war aufgenommen worden, löſchte die Flammen plötzlich aus, und roch ſtark nach Schwefel-Leber; es war demnach phlogiſtiſirte Luft.

Auch mit dieſem Waſſer verſuchte ich den Schwefel durch Säure zu ſcheiden, allein ohne Erfolg. Es mangelte mir an rauchendem Salpeter-Geiſt, um, nach Bergmann, das Brennbare (Phlogiſton) abzuſondern. 1 Maß dieſes Waſſers in einer Retorte bey verſchloſſenen Gefäßen abgezogen, gab ein mit hepatiſcher Luft geſät-

ſättigtes Waſſer, welches das Kalk-Waſſer niederſchlug, und den Bley-Eſſig braun färbte, aber nichts niederſchlug; ein deutlicher Beweis der Gegenwart eines Schwefels, auch in deſtillirtem Waſſer.

6. Maß dieſes Waſſers gelinde abgedampft, ließen ſchon bey Verdünſtung des $\frac{1}{3}$, ein aſchfarbenes leichtes Pulver fallen, (wobey es auch den mehreſten Schwefel-Geruch verlor,) das geſammlet und getrocknet 46 Gran wog; es zeigte ſich nachher keines mehr, oder unmerklich weniges. Der Reſt, abgeraucht, gab nachher noch 24 Gran, die ich in deſtillirtem Waſſer auflöſete; es nahm aber nur $19\frac{1}{2}$ Gran auf, die mit Zucker-Säure keinen Kalk zeigten, mit Silber-Auflöſung aber etwas Niederſchlag gaben, ſo daß es ein mit Salz-Säure zum Theil geſättigtes Bitter-Salz war. Die geringe Maſſe dieſes Salzes veranlaßte mich zu keiner weitern Unterſuchung. Die $4\frac{1}{2}$ Gran, wie auch die 46 oben enthaltenen Grane wurden mit deſtillirtem Eſſig übergoſſen, der alle $5\frac{1}{2}$ Gran bis auf 2 auflöſete. Dieſe eſſigſaure Auflöſung wurde mit Vitriol-Sauer zu einem Selenit niedergeſchlagen, auch blieb kein Bitter-Salz daraus zu ſcheiden. Die 2 Gran ſchwarze Erde verſuchte ich mit Salz-Säure aufzulöſen, und fand zu meiner Verwunderung, daß ſie aufgelöſet mit dem Alcali phlogiſticato zu einem Berliner-Blau niederfielen. Die unbeträchtliche Menge dieſes Beſtand-Theiles iſt Schuld, daß durch die gegenwirkenden Mittel (reagentia) nichts entdeckt worden iſt.

Ein Maß dieſes Waſſers enthält alſo:

An flüchtigen Beſtand-Theilen:

a. Gemeine Luft		2 Kubik-Zoll.
b. Hepatiſche Luft		$9\frac{1}{2}$ -
Dieſe enthält:	1. fixe Luft	4 -
	2. phlogiſtiſche Luft	$5\frac{1}{2}$ -

Dieſe leztere behielt ihren Schwefel-Geruch nach Abſonderung der fixen Luft bey.

An fixen Beſtand-Theilen:

a. Bitter-Salz	$3\frac{1}{4}$ Gran.
b. Luftſaurer Kalk	$8\frac{1}{2}$ -
c. Eiſen-Erde	$\frac{1}{3}$ -

Unter-

Unterſuchung der Quelle No. 3.

1 Maß dieſes Waſſers, das in gehörigem Apparatu auf Luft verſucht wurde, gab nur $3\frac{1}{2}$ Kubik-Zoll gemeine Luft, die $2\frac{1}{2}$ Kubik-Zoll fixe Luft abſondern ließ. Durch Kochen konnte keine mehr erhalten werden.

6 Maß dieſes Waſſers gelinde abgeraucht, ließen bald nach Abdünſtung des $\frac{1}{3}$, ſchön kryſtalliſche Körperchen fallen, die ich aber erſt bey der Verdünſtung von $\frac{2}{3}$ ſammelte. Dieſes Geſammelte getrocknet, wog 164 Gran. Ich erhielt nachher noch 66 Gran, nachdem alles verdünſtet war.

Durch das deſtillirte Waſſer wurden von dieſen 230 Gran, 31 Gran aufgelöſet, die mit Zucker-Säure keinen Kalk zeigten, mit Silber-Auflöſung keine Salz-Säure, mit Alkali hingegen eine wahre Magneſia niederſchlugen, folglich Bitter-Salz waren.

Die übergebliebenen 189 Gran ließen, nachdem der deſtillirte Eſſig alle Magneſia und luftſauern Kalk aufgelöſet hatte, einen Reſt von 160 Gran zurück. Die eſſigſaure Auflöſung wurde mit Vitriol-Säure zum Theil zu Selenit, der 27 Gran wog, nach Bergmann aber $8\frac{1}{2}\frac{6}{5}$ Gran luftſaurer Kalk ausmacht. Der Reſt der Auflöſung fiel mit Zucker-Säure nicht nieder, und war Bitter-Salz. Dem Verluſt von 189 zu 160 Gran bleibt nebſt den $8\frac{1}{2}\frac{6}{5}$ Gran alſo luftſaurer Magneſia $20\frac{1}{2}\frac{2}{5}$ Gran übrig.

Die 160 Gran führten nichts als Selenit mit ſich, der ſchwer auflösbar war; doch mit deſtillirtem Waſſer ſich auflöſen ließ.

1 Maß dieſes Waſſers enthält demnach:

An flüchtigen Beſtand-Theilen:

a. Gemeine Luft, die etwas phlogiſtiſch war	1	Kubik-Zoll.
b. Fixe Luft - - - - - - - - -	$2\frac{1}{2}$	„

An fixen Beſtand-Theilen:

a. Bitter-Salz - - - - -	$6\frac{2}{3}$	Gran.
b. Luftſaurer Kalk - - - -	$1\frac{1}{29}$	„
c. Luftſaure Bitterſalz-Erde -	$3\frac{59}{150}$	„
d. Gyps, oder Selenit - -	$26\frac{5}{26}$	„

Aus dieſen Verſuchen erhellet, daß dieſe drey Quellen ziemlich von einander verſchieden ſind.

Das **Bade-Waſſer** No. 1, iſt eines der kalten Schwefel-Waſſer, die zum Baden ſehr dienlich ſind; ungeachtet daſſelbe mit erdigen Theilen verſehen iſt; denn welches Mineral-Waſſer iſt davon frey? Das berühmte Pyrmonter Waſſer ſelbſt führt dergleichen.

Das **Schwefel-Waſſer** No. 2, verdient nicht allein ſeiner vielen flüchtigen und ſchwefelartigen Beſtand-Theile halber, die größte Aufmerkſamkeit, ſondern es iſt daſſelbe mit ſo wenig erdigen, beſonders ſelenitiſchen Beſtand-Theilen beladen, daß es hierin vorzüglich zum innerlichen Gebrauch vor vielen andern ſchwefelartigen Quell-Waſſern den Vorzug verdient. Eine beſſere Beſorgung und Einrichtung dieſer Quelle iſt allerdings nothwendig, und wird den Werth derſelben viel erhöhen; die Kürze meines dortigen Aufenthalts hat, nebſt Mangel an tüchtigen Gefäßen, meine diesortige Unterſuchung dieſes Waſſers, beſonders die Beſtimmung der Schwefel-Theile unvollkommen gemacht.

Das **Quell-Waſſer**, No. 3, könnte, wegen ſeines enthaltenen Bitter-Salzes, mit dem andern Bade-Waſſer zum äuſſerlichen Gebrauch dienen; innerlich aber iſt es wegen ſeiner ſelenitiſchen Beſtand-Theile nicht anzurathen.

Bern, d. 24 Aug. 1784.

C. F. Morell.

Leer, ein großer Flecken in dem davon benannten Amte in Oſt-Friesland, am Fluſſe Leda.

Das Amt **Leer** iſt das fruchtbarſte und reichſte im ganzen Lande, hat 12,700 Einwohner, enthält 19 reformirte und 5 lutheriſche Kirchſpiele, und beſteht aus 5 Vogteyen, als der Leerder oder Mormer Vogtey, dem Oberlediger Land, der Bingumer Vogtey, der Wehner Vogtey, und der Bunder Vogtey.

A. Die **Leerder** oder **Mormer Vogtey**, enthält:

1. **Leer**, oder **Lehr**, auch **Lier**, einen großen und wohlbewohnten Flecken an der Leda, welche eine gute Viertel-Stunde davon bey dem Schloſſe Ort, oder

Leer-

Leer-Ort, in die Ems fällt. Der Flecken hat 745 Häuſer; 4420 Einwohner; 1 reformirte Kirche; 1 lutheriſche Kirche; eine lateiniſche Schule; eine anſehnliche katholiſche und zahlreiche Mennoniten-Gemeine. Unter den Manufacturen und Fabriken zeichnen ſich hier folgende aus:

a) Die Leinweberey, welche im J. 1780, von 15 Rhedern, auf 216 Stühlen und von eben ſo vielen Arbeitern betrieben wurde, welche leztere ein förmliches Gilde-Privilegium haben. (Rheder nennt man die Verleger dieſer Manufactur; und die Arbeiter ſind Meiſter, welche auf eigenen Stühlen arbeiten.) Ueberhaupt wird hier ſehr ſchöne Leinwand gemacht, die der holländiſchen an Feinheit und Güte nichts nachgiebt; die Ausfuhre der rohen Garne iſt daher auf das ſchärfſte verbothen. Im J. 1779, wurden ungefähr 1209 Stück Leinwand, jedes beynahe von 50 brabanter Ellen und im Durchſchnitt 50 Rthlr. werth, verfertigt, und davon nicht einmahl der 36ſte Theil im Lande, das übrige ſämmtlich nach Amſterdam debitirt. Dieſe Manufactur iſt hier ſchon vor mehr als 100 Jahren angelegt, und war ehemahls weit mehr im Flor, als der Leinwand-Handel nach Spanien noch freyer, und die Einfuhre in England, wohin ſonſt der Haupt-Abſatz gieng, nicht ſo hoch impoſtirt war, die Verleger ſich alſo nicht bloß der Discretion holländiſcher Kaufleute überlaſſen durften, daher der Debit, in Vergleichung mit den vorigen Zeiten ſehr geſunken iſt.

b) Eine Wollen-Manufactur von geſtreiftem Raſch.

c) Eine Strumpfſtricker-Manufactur, welche 60 Stricker, und eben ſo viele Spinner beſchäftigt. Im J. 1779, wurden 3000 Par Strümpfe fertig.

d) Eine Hut-Manufactur. Im J. 1779, lieferten 18 Perſonen 5100 Stück Hüte.

e) Eine Branntwein-Brennerey; ſie beſchäftigt 54 Keſſel 57 Arbeiter, und lieferte, im J. 1779, für 40,000 Rthlr. Branntwein, welche davon über $\frac{1}{3}$ in das Oldenburgiſche und Weſtphäliſche abſetzte.

f) Eine Oehl-Mühle; das im J. 1779 gewonnene Oehl betrug 750 Ohm, und ungefähr 130,000 Oehl-Kuchen, wovon beynahe $\frac{2}{3}$ aus dem Lande gehen.

g) Eine braune Leder-Manufactur.

h) Eine weiße und gelbe Leder-Manufactur, beſteht aus 5 Mühlen und 9 Arbeitern. Die braune und weiße Leder-Manufactur bereiten jährlich etwa 5000 Stück Häute zum auswärtigen Abſatz.

i) Eine Leim-Siederey; hat, im J. 1779, 3500 Pfund zubereitet, wovon $\frac{1}{4}$ wenigſtens auswärts nach dem Holländiſchen, Bremiſchen und Münſterſchen, debitirt worden iſt.

k) Eine braune Seifen-Coctur.

l) Eine Schiff-Bauerey zu Halte, welche 14 Arbeiter erhält, und im J. 1779, zwey anſehnliche Schiffe von viertehalbtauſend Thalern verfertigt hat.

Alles zuſammen gerechnet, hat Leer 18 Stühle zu ganz wollenen Zeugen; 38, zu wollenen Strümpfen; 216, für Leinweber; und 6, zu baumwollenen Barchent. Ueberhaupt ſind bey den Manufacturen und Fabriken 1054 Perſonen als wirkliche Arbeiter beſchäftigt.

Die Schifffahrt der Einwohner iſt ſehr beträchtlich; es werden auch von hier ſehr viele Landes-Producte ausgeführt.

Die Neſſe, iſt eine kleine Inſel in der Leda, dem Flecken gerade gegenüber.

2. Ort, oder **Leer-Ort**, ein altes Schloß, bey dem Einfluſſe der Leda in die Ems, wurde ehemahls von den Hamburgern erbauet, und nachher zu einer Feſtung gemacht. Herzog **Heinrich** von Braunſchweig, welcher es 1514 belagerte, wurde vor demſelben erſchoſſen.

ſchoſſen. Der Ort hat viele Seefahrer und Fiſcher zu Einwohnern.

3. Loga, ein Lehn-Gut, oberhalb Leer, welches der freyherrlichen Familie v. Wedel gehört. Es hat lutheriſche und reformirte Einwohner. Zu demſelben gehören das Schloß Evenburg, und die Dörfer Loga und Logabehrum.

4. Utter oder Nutter-Mohr, neben welchem Ort das ehemahls berühmt geweſene Kloſter Thedinga liegt.

B. Das Oberleidinger Land, welches der ſogenannte Wallſchlot zwiſchen Boellen und Wardick von dem Amte Stickhauſen ſcheidet. Dazu gehört Hampol, bey welchem ehemahls an der münſterſchen Gränze eine Schanze war.

C. Die Bingumer Vogtey, in welcher das anſehnliche Dorf Bingum iſt.

D. Die Wehner Vogtey, in welcher der Flecken Wehner, mit einer reformirten Kirche, deren Paſtor zugleich Inſpector über 8 Kirchen iſt. Nicht weit von Dyhle war vormahls eine Schanze.

E. Die Bunder Vogtey, in welcher einige Polder ſind. Es liegt darin das ehemahlige Kloſter Dunebrock.

Die drey lezten Vogteyen machen das ſogenannte Ober-Reiderland aus. Das Reiderland hat überhaupt einen ſehr fetten Boden, welcher nicht gedünget werden darf, daher auch der Miſt daſelbſt nicht überall gebraucht, ſondern zum Theil gegen Torf vertauſchet wird, welchen die Vehe-Bauern zur Düngung ihrer Mohr-Aecker mit zurück nehmen.

Leer, ein Bey- und Neben-Wort, **leerer**, **leerſte**, unausgefüllt, unbeſetzt.

1. Eigentlich.

(1) Im eigentlichſten Verſtande vielleicht von hohlen Räumen und allen Gefäßen. Ein leerer

Krug, ein leeres Faß, ein leerer Beutel. Das Glas iſt leer. Eine leere Nuß, welche keinen Kern hat. Die Stadt wird von Menſchen leer. Das ganze Haus ſteht leer; unbewohnt. Eine Stube leer machen, die Dinge, welche ſie anfüllen, ausräumen. Leeres Stroh dreſchen, welches keine Körner enthält; imgl. figürlich, eine vergebliche Arbeit thun. Ein leerer Raum, das Leere, im ſchärfſten Verſtande, in welchem ſich gar keine Körper, folglich auch keine Luft- oder Licht-Theilchen befinden; Siehe Leere. Leere Taſchen haben. Mit leeren Händen kommen, ohne Geld, ohne Geſchenke. Auch nur allein, leer kommen, leer weggehen, d. i. mit leeren Händen. Leer bey etwas ausgehen, nichts bekommen. Ein leerer Magen, ein hungeriger. Bey einem leeren Magen kann ſichs unmöglich lieben, Rab.

(2) Von ebenen Flächen, mit keinen andern Dingen beſetzt, ledig. Ein leerer Wagen. Der Wagen fährt leer wieder zurück. Die Erde war wüſte und leer. 1 Moſ. 1, 2. Ein leeres, unbeſchriebenes, Papier. Einen leeren Platz laſſen. Den Tiſch leer machen. Es iſt kein Platz mehr leer. Der Stuhl ſteht leer.

2. Figürlich, in einigen beſondern Fällen.

a) Von Wiſſenſchaften oder nützlichen Kenntniſſen leer. Ein leerer Kopf, auch ein ſolcher Menſch. Der leerſte Kopf in der ganzen Stadt.

b) Leer von nährender Kraft. Krebſe ſind eine leere Speiſe. Es ſchmeckt ſo leer, ſo kraftlos.

c) Leer von Wirkung, von Nachdruck. Ein leerer Schall, der keine Bedeutung hat; imgl. der keine Wirkung hat. Leere Worte, ohne Empfindung, ohne Kraft, ohne Wirkung. Leere Verſprechungen. Leere Drohungen. Das Wort ſoll nicht leer wiederkommen, Eſ. 55, 11.

d) Leer von Gründlichkeit. Leere Beſuche. Eine leere Pracht, ein leeres Gepränge.

e) Leer von Empfindungen. Wer iſt der, von dem er ſpricht, daß er meine Liebe hätte? Kann er meinem leeren Herzen ſo etwas zutrauen?

f) Seines Beſitzers beraubt. Es iſt keine Stelle in dem Collegio leer. In andern Fällen iſt dafür ledig üblich.

g) Leer von Geſchäften. Leere Stunden, die uns unſer Stand und Beruf frey läßt, Gell. Das Leere der Zeit ausfüllen.

h) Ein leerer Monath, in der Zeit Rechnung, ein Monden-Monath, welcher 29 Tage hat.

Im oberd. lär, und in einigen Gegenden lar, bey dem Notker lare, im Angelſ. gelaer, im Engl. leer, im Grich. λαγαρος.

Leer-Baum, Leer-Tanne, in einigen Gegenden Nahmen des im LXV Th., S. 2, fgg. beſchriebenen Lärchen-Baumes.

Leer-Becher, bey den Papier-Machern, ein kleines hölzernes Gefäß, womit der Zeug aus dem Löcher-Baume geleeret, d. i. geſchöpfet wird. Siehe auch Leer-Faß.

Leerdam, eine Grafſchaft in der Provinz Holland, hat vormahls dem Grafen von Egmond gehört, iſt aber durch Anna v. Egmond an ihren Gemahl Wilhelm I. Prinzen von Oranien, und aus der oraniſchen Erbſchaft an den General-Erb-Statthalter von Naſau-Oranien gekommen. Sie beſteht mehrentheils aus Weide-Lande. Es ſind darin belegen;

1. Leerdam, eine kleine Stadt an dem Fluſſe Linge, deren Straßen regulair angelegt ſind.

2. Die Dörfer Schoonerwoerd, und Açquoy, welches eine Baronie an ſich ſelbſt iſt.

Leer-Darm, Inteſtinum jejunum; ſ. im VIII Th. S. 742.

Leer-Faß, bey den Papier-Machern, ein Eimer mit einem Handgriffe, die geſtampften Lumpen damit aus de Löcher-Baume zu ſchöpfen. Siehe auch **Leer-B..ver.**

Leer-Küſſen, die niederſächſiſche Benennung eines Ohr-Küſſens, ſ. Th. LVII., S. 213.

Leer-Sparren, ſ. Th. VIII, S. 523.

Leere, leerer Raum, L. Vacuum, Spatium vacuum; Fr. Vuide. Man drückt durch das Wort Raum den Begriff der körperlichen Ausdehnung aus, der noch immer zurückbleibt, wenn man den Körper ſelbſt in Gedanken aus ſeiner Stelle hinwegnimmt. Unſere Sinne zeigen uns ſo etwas nie anders, als an Körpern; wir ſehen und fühlen nie Ausdehnung für ſich allein ohne andere dem Körper zukommende Eigenſchaften. Es iſt aber die Frage, ob es nicht in der Natur Räume ohne Körper geben könne, und wirklich gebe. Solche Räume würde man alsdann leere Räume, oder **Leeren**, nennen müſſen. Soviel man aus methaphyſiſchen Gründen dem Daſeyn ſolcher Leeren entgegenſetzen kann, ſo läßt ſich daſſelbe doch durch ſehr ſtarke phyſiſche Gründe vertheidigen.

Man muß aber hierbey nothwendig die **abſolute Leere**, Vacuum abſolutum, von der **zerſtreuten Leere**, Vacuum diſſeminatum, unterſcheiden. Unter jener haben einige Natur-Forſcher eine ganz für ſich beſtehende, von aller Materie leere, einzige, unbegränzte, unveränderliche Ausdehnung verſtanden, deren Daſeyn vor der Körper-Welt vorhergegangen ſey, und in welche der Schöpfer die Körper geſetzt habe. So wird der Begriff der Leere von Muſſchenbroek (*) beſtimmt; und ſo nahm ihn unter den Alten die Epikureiſche Schule an, welche aber doch die Vereinigung der Atomen in dieſem Raume keinem Schö-

(*) Introd. ad philoſ. nat. To. I. c. 3. de Spatio vacuo.

Schöpfer, ſondern einer zufälligen Ablenkung vom geraden Wege (clinamen atomorum) zuſchrieb. Gegen dieſen Begriff von abſoluter Leere möchte wohl das metaphyſiſche Argument unüberwindlich ſeyn, daß Raum und Ausdehnung überhaupt nur Denk-Form coexiſtirender Dinge ſind, und nicht gedacht werden können ohne Vorſtellung von Körpern, welche Ausdehnung haben, und Raum einnehmen, oder zwiſchen ſich laſſen.

Bey Betrachtung der wirklichen Welt, welche aus großen in unermeßlichen Abſtänden entfernten Welt-Körpern beſteht, kommt man auf die Frage: ob ſich zwiſchen dieſen Körpern auſſer den Gränzen ihrer Dunſt-Kreiſe noch etwas Körperliches aufhalte, oder nicht? Wäre der Raum zwiſchen ihnen leer von Materie, ſo könnte man ihn als einen Theil jenes allgemeinen Welt-Raumes anſehen, der bey der Schöpfung unausgefüllt geblieben wäre. So käme ihm der Nahme **abſolute Leere** ebenfalls zu. Aber ſchon der Gedanke, daß wir die Welt-Körper ſehen, läßt es nicht zu, in dieſem Sinne eine abſolute Leere der Himmels-Räume anzunehmen. Das Licht, welches von den Fix-Sternen zu uns gelangt, muß doch entweder dieſe Räume ſelbſt anfüllen, oder in ihnen eine zur Fortpflanzung geſchickte Materie antreffen.

Unter **zerſtreuter Leere** hingegen verſteht man Zwiſchenräume zwiſchen den einzelnen Theilen der Körper, welche nichts materielles mehr in ſich faſſen. Ob es gleich ganz gewiß iſt, daß ſich in den gröbern Zwiſchenräumen der Körper vielerley fremdartige Materien aufhalten, ſo läßt ſich doch noch fragen: ob nicht die allerfeinſten Zwiſchenräume von aller Materie frey ſeyn müſſen? Man ſieht ſich ſogar gezwungen, dieſes anzunehmen. Denn da die Erfahrung lehrt, daß es Körper von verſchiedener Dichte giebt, oder daß in einem Körper die Theile näher bey einander

ſind, als in einem andern, ſo folgt daraus von ſelbſt der Begriff von Abſtand der Theile ohne vollkommene Berührung, d. i. von zerſtreutem leeren Raume, ohne welchen auch überdies gar keine Bewegung würde Statt finden können. Es ſcheint alſo keine abſolute, wohl aber eine zerſtreute Leere vorhanden zu ſeyn.

Die Epikuräer vertheidigten den Begriff der Leere in ſeinem ausgedehnteſten Umfange. Lucrez bringt verſchiedene Beweiſe vor, wovon die meiſten ſich auf die zerſtreute Leere beziehen (*); die Peripatetiker hingegen ſchrieben der Natur eine Abneigung gegen die Leere: horror ſ. fuga vacui) zu, aus der ſie, als aus einer verborgenen Qualität, verſchiedene phyſikaliſche Erklärungen herleiteten.

Descartes (**) läugnet ſchlechterdings alles Leere in der Körper-Welt, die er auf allen Seiten unbegränzt, und ſo vollkommen mit Materie ausgefüllt annimmt, daß nirgends ein Raum weder im Ganzen, noch zwiſchen den Theilen der Körper, leer bleibt. Dies iſt ſein abſolut voller Raum (Plein abſolu), der einen Haupt-Grundſatz ſeines Syſtems ausmacht. Er ſieht dieſes als eine Folge des Begriffes vom Körper an, den er für völlig einerley mit dem Begriffe von Ausdehnung hält. „Wenn man fragt," ſagt er: „was geſchehen würde, wenn Gott alle Materie, die „in einem Gefäße enthalten iſt, wegnähme, und keine „andere an ihre Stelle kommen ließe, ſo iſt die Ant„wort: die Wände des Gefäßes würden dadurch in „Berührung kommen. Denn wenn zwiſchen zwey „Körpern Nichts liegt, ſo müſſen ſie ſich berühren. „Es iſt offenbarer Widerſpruch, zu ſagen, es ſey ein „Abſtand zwiſchen ihnen, und dieſer Abſtand ſey doch „Nichts;

(*) De rer. nat. L. I, v. 335. 370. 385.

(**) Princip. philoſ. (Amſt. 1685, 4.) P. II. §. 10, ſqq.

„Nichts; denn aller Abſtand iſt eine Art der Ausdeh-„nung, und kann alſo nicht vorhanden ſeyn ohne aus-„gedehnte Subſtanz (*).“ Dieſes nöthigt ihn nun, die verſchiedene Dichte bloß für ein Phänomen aus-zugeben, das aus der verſchiedenen Menge der in den Zwiſchenräumen enthaltenen ſubtilen Materie ent-ſpringe, alle Bewegung aber für kreisförmig, d. i. ſo zu erklären, daß ein Körper den zweyten, dieſer den dritten u. ſ. w im Kreiſe fort gerechnet, aus der Stelle treibe, der lezte aber an die Stelle des erſten wieder eintrete. In der That verſtatten auch ſeine loca omnia corporibus plena keine andere Möglichkeit, Bewegungen zu gedenken, wozu noch überdies die Materie ohne Ende theilbar ſeyn und unendlich ver-ſchiedene Geſtalten haben muß, die ohne alle Lücken in einander paſſen. Darauf beruhen ſeine Wirbel, und ſeine ganze der Erfahrung oft ſo ſehr widerſpre-chende Mechanik.

Newton hingegen, welcher die Lehre vom Wider-ſtande der Mietel (**) ſo vortrefflich abgehandelt hat, zieht aus derſelben Folgerungen, welche dem Carte-ſianiſchen vollen Raume geradezu widerſprechen. Alle Bewegungen müßten in dieſer compacten Maſſe von materiellen Theilen einen unendlichen Wider-ſtand finden. Descartes giebt zwar vor, der Wider-ſtand werde durch die Zertrennung in feine Theile ver-mindert, und die ſubtile Materie ſey ſo fein zertheilt, daß ſie gar nicht mehr widerſtehe. Newton hingegen zeigt (***), daß ſelbſt die feinſte Zertheilung der Materie den Widerſtand nicht merklich ändere, wel-cher ſich immer ſehr nahe, wie die Dichte des wider-ſtehenden Mittels verhält; daher diejenigen Mittel, in welchen Körper ohne merkliche Retardation weit

fort-

(*) P. II. §. 18.

(**) Princip. L. II.

(***) Prop. 38 und 40.

fortgehen, allzeit ungemein viel dünner ſeyn müſſen, als die Körper, welche in ihnen bewegt werden. Dieſen Grundſätzen gemäß würde eine Kugel, die ſich in einem Carteſianiſchen vollkommen dichten Mittel bewegte, bey aller Feinheit und Flüſſigkeit deſſelben dennoch mehr als die Hälfte ihrer Bewegung verlieren, ehe ſie noch die dreyfache Länge ihres Durchmeſſers durchlaufen hätte. So würde es nicht unmöglich ſeyn, daß ein Menſch ſich von der Stelle bewegte, geſchweige denn, daß die Himmels-Körper, deren Lauf keine mögliche Retardation zeigt, in einem vollkommen dichten Mittel fortgehen könnten.

Dieſe Gründe, mit welchen **Newton** den vollen Raum des **Descartes** beſtreitet, ſollten, ſeiner Meinung nach, bloß das Daſeyn einer zerſtreuten Leere beweiſen, keineswegs aber eine abſolute Leere in dem Welt-Raume darthun, welche mit ſeinem Syſtem über das Licht ganz unverträglich iſt. Vielleicht ſind die Uebertreibungen ſeiner Schüler Schuld daran, daß man ihn mißverſtanden, und ſo grober Ungereimheiten beſchuldigt hat, als kaum der gedankenloſeſte Menſch zu ſagen fähig ſeyn würde. Siehe Aether, im Art. **Luft**.

Gegen **Descartes** Behauptungen läßt ſich auch noch Folgendes anführen. Wenn das erſte Element oder die ſubtile Materie ſich von den übrigen Körpern bloß durch die Feinheit und Geſtalt der Theile unterſcheiden ſoll, ſo muß es eben ſo viel eigenthümliches Gewicht, als andere Körper, beſitzen; denn die Geſtalt ändert nichts im Gewichte. Ein Licht-Strahl müßte den ganzen Welt-Bau zerſtören, wenn er ſich den ungeheuern Weg durch eine Linie bahnen ſollte, die ihm in jedem Puncte einen Widerſtand entgegen ſetzte. In dem Augenblicke, da man zwey Körper trennt; die ſich vorher berührten, dringt andere Materie zwiſchen ſie durch Bewegung ein; Bewegung aber erfordert Zeit; alſo giebt es doch Zeit-Momente,

in welchen der entſtandene Raum noch nicht ganz ausgefüllt iſt, d. h. es iſt leerer Raum gedenkbar.

Man nimmt endlich das Wort **Leere**, oder **leerer Raum**, Vacuum, oft bloß für **luftleeren Raum**, Spatium ab aëre vacuum. Weil die Luft bey uns auf der Erde durch ihre Elaſticität in alle Räume dringt, die von andern Materien leer ſind, und zu denen ihr der Zugang offen ſteht, ſo laſſen ſich ſolche leere Räume bloß durch künſtliche Veranſtaltungen hervorbringen. Der durch die Luft-Pumpe erhaltene, die **Boyliſche** oder **Guerikiſche Leere** (Vacuum Boylianum, Guereckianum, Vuide de Boyle), iſt nicht einmahl vollkommen luftleere, weil er bloß durch eine fortgeſetzte Verdünnung der atmoſphäriſchen Luft entſteht, welche ſich nie bis zu einer gänzlichen Erſchöpfung derſelben fortſetzen läßt; ſiehe **Luft-Pumpe**. Der im Barometer über den Queckſilber entſtandene Raum, die **Torricelliſche Leere** (Vacuum Torricellianum, Vuide de Torricelli) ſoll, wenn das Barometer gut iſt, vollkommen luftleer ſeyn; ſiehe **Barometer**, im III Th., S. 547, fgg. Feinere Materien, die das Glas durchdringen, können aus dieſen Räumen nicht entfernet werden.

Leeren, leer machen, am häufigſten in der höhern Schreib-Art. Die Becher, die Gläſer leeren, ſie austrinken.

Bey den Papier-Machern, die zerſtampften Hadern und Zeng aus dem Geſchirre thun. Siehe **Leer-Becher**, und **Leer-Faß**, oben, S. 679 u. 680.

Daher **ableeren**, abräumen und leer machen. Ein Bret, den Tiſch ableeren. Ableeren der Farbe-Breter, in den Blaufarbe-Werken; ſ. Th. I, S. 110.

Daher die **Ableerung**.

Ausleeren, völlig leer machen. Ein Zimmer, einen Schrank, ein Gefäß ausleeren. Einem den

Beu-

Beutel-ausleeren, im gemeinen Scherze, ihn durch Verleitung zu Ausgaben von barem Gelde entblößen.

Die Jäger brauchen dieſes Wort von den Hunden, Wenn ſie ihre Nothdurft verrichten.

Daher die Ausleerung.

Entleeren, leer machen, ein ſonſt ungewöhnliches Wort, welches bey dem Logau vorkommt. Andre fühlen, ſich entleeren.

Leerſen, eine peinliche Leibes-Strafe bey den See-Soldaten; ſ. im L Th., S. 397.

Leerſum, eine freye Herrlichkeit in der Provinz Utrecht, in den vereinigten Niederlanden, welche, nebſt dem dabey belegenen Luſt-Hauſe Zuileſtein, dem Grafen v. Rochefort in England gehört.

Leeuw Sanct Leonard, ſ. **Leeuwen**.

Leeuwaarden, Leuwarden, nach der Landes-Ausſprache **Liewerden**, die Haupt-Stadt der Provinz Friesland, in den vereinigten Niederlanden, welche ungefähr 11,000 Einwohner hat. Sie liegt zwar eigentlich an keinem Fluſſe, es ſtoßen aber daſelbſt verſchiedene große Canäle zur innern Schifffahrt und Handlung zuſammen, nähmlich: der Haupt-Canal von Harlingen her (*), auf dem man ankommt; der von Dokkum, welcher Ee genannt wird; und der von Lemmer. Weil dieſe Canäle eine verſchiedene Waſſer-Höhe haben, ſo iſt hier eine große ſteinerne Kaſten-Schleuſe angelegt, mit doppelten gegen zwey Seiten gerichteten und vorſpringenden Thüren, damit die Schifffahrt in keinem Falle gehemmet werde. Die Stadt ſelbſt iſt ebenfalls, nach holländiſcher Art, mit Canälen durchſchnitten. In alten Zeiten trennte ein Meerbuſen aus

(*) Nach des Hrn. D. Titius Reiſenachrichten (im 9 B. der Bernoulliſchen Sammlung, S. 186), wurde 1777 an einem neuen Canale bis Franeker gearbeitet, der bereits 300,000 Gulden koſtete.

aus der Nord = See, die Mittel = See genannt, den Oſtergo und Weſtergo, und ging bis Leeuwarden; er iſt aber längſt durch Kunſt ausgetrocknet, und jezt in die herrlichſten Wieſen verwandelt worden.

Leeuwaarden (*) iſt nicht nur die größte, ſondern auch dem Anſehen nach, die ſchönſte Stadt in Friesland, in die Länge gebauet, aber nicht ſo ſchön und groß, als Gröningen. Weil die hohen Collegia der Provinz hier ihren Siz haben, ſo zieht dies den vornehmſten Adel her, und der Ort wird dadurch volkreich und belebt. Die Münz = Stadt von Friesland iſt ebenfalls hier. Doch hat die Stadt vieles von ihrer Lebhaftigkeit verloren, ſeitdem ſie den Erb-Statthalter nicht mehr in ihren Mauern ſieht, und Wilhelm IV., als er im J. 1747 zum Erb-Statthalter aller ſieben Provinzen erkläret wurde, ſeinen Aufenthalt im Haag genommen hat. Das Schloß iſt alt und ſchlecht; der Statthalter wohnte aber in den lezten Jahren, ehe er nach dem Haag ging, nicht mehr darin, ſondern in einem beſondern Pallaſte, der aber ſehr mittelmäßig war. Der vor der Stadt liegende fürſtliche naſſau-oraniſche Garten mit dem Luſt-Hauſe Marienburg, geht nach und nach, weil niemand dahin kommt, eben ſowohl ein, als der ehemahls angenehme Land = Siz Oranienwouw, welcher 7 Stunden von der Stadt liegt.

Das ſeit 1715 neu erbauete Rathhaus, iſt ein gutes maſſives Gebäude (**). Die Feſtungswerke ſind

(*) S. Verhaal van Leeuwaarden, beſchreven van *S. Abbes Gabbema*, en vermeerd door *T. Gutberloth* Franeker, 1701, 4.

(**) In den vorangeführten Reiſenachrichten heißt es: „In „dem ſogenannten Prinzenhauſe und Rathhauſe ſtreuet ein „gut beſoldeter Mann in allen Zimmern weißen See-Sand „nach vorliegenden Zeichnungen auf eine ſo kunſtreiche Art, „daß die Figuren wie in Gyps geformt ausſehen. Binnen „2 Stunden iſt er mit dem größten Zimmer fertig, läßt „ſich

ſind in ſchlechtem Zuſtande, und verfallen nach und nach. Die Wälle ſind ſchmahl, aber ſowohl oben, als unten, nach der Feld-Seite, mit Linden beſetzt, welches eine artige ſchattenreiche Promenade abgiebt. Die holländiſchen Reformirten haben hier drey Kirchen, die franzöſiſchen Reformirten und die Lutheraner auch eine, die Mennoniten drey, die Katholiken einige, und die Juden eine Synagoge. In der vornehmſten holländiſchen reformirten Kirche, welche die große oder Jacobs-Kirche genannt wird, ſind viele Begräbniß-Monumente, unter andern auf der Seite der Kirche die Gruft, wo verſchiedene aus der Familie der Erb-Statthalter liegen, daran aber nichts Beſonderes zu ſehen iſt. Gleich an der Thüre dieſes Gewölbes iſt das Monument Wilhelm Ludwig's, Grafen von Naſſau, von Marmor und Alabaſter (*). Die Kirche iſt breit und hell, aber niedrig; die übrigen ſind ſchlecht. Papſt Pius IV. ſtiftete hier zwar 1559 ein Bisthum, es beſtand aber nicht lange, weil die Religions-Veränderung bald darauf vor ſich ging.

Nach

„ſich aber nicht zuſehen, hat auch ſeine Kunſt den Herren „Staaten, welche ihm eine anſehnliche Belohnung dafür „gebothen, nicht entdecken, noch ſie einen Andern lehren „wollen.“

Eben dieſen Umſtand findet man im Reiſejournal des Reichsgrafen F. U. z. L. von ſeiner Reiſe durch Holland, im J. 1771 (im 1 B. der Bernoulliſchen Sammlung, S. 112,) angemerkt. „Den 18ten März beſahen wir das „Rathhaus (in Leeuwarden), ſo hier in Holland, immer „das Stadthuys genannt wird; in demſelben iſt nicht viel „beſonderes; die verſchiedenen Verſammlungszimmer — „einige Portraits der alten Prinzen von Oranien — und „in einem Sahl war auf dem Fußboden der Sand in einer „künſtlichen Sternfigur geſtreuet, ſo daß man nicht darauf treten durfte, ſondern neben herum gehen mußte.“

(*) Alle dieſe Monumente mit den Inſchriften findet man in Benthems holländiſchem Kirchen- und Schulenſtaat, Th. 2, S. 493, ſqq. angezeigt.

Nach Titius Bericht (*) beſitzt zu Leuwarden Hr. Peter van der Möllen eine ſchöne Fabrik, wo eine Windmühle zu gleicher Zeit, Traß (der aus der Ober=Pfalz kommt,) und Lohe mahlt, auch Oehl ſtampfet; dabey iſt eine Loh-Gärberey, nebſt einer Seifen- und Salz=Siederey. In einem eiſernen Keſſel, der 23 Fuß im Durchſchnitt hat, wird aus ſpaniſchem See-Salze und aus See-Waſſer ein feines weißes Salz gekocht; man verbraucht dazu, binnen 24 Stunden, 70 Körbe Torf, macht aber auf ein Mahl in dieſem Keſſel 3468 Pfund Salz.

Leeuwen, Sout=(Zout=) Leeuwen, Leeuw Sanct Leonard, eine kleine befeſtigte Stadt im Herzogthume Brabant, im burgundiſchen Kreiſe, 2 Meilen von Tirlemont, an der kleinen bis an die Demer ſchiffbar gemachten Geete (Gheete.) Die Stadt iſt ſchlecht gebauet, aber die Citadelle dabey liegt auf einer Höhe, und iſt mit lauter Moraſt ½ Stunde lang, umgeben, daß man nur auf Einer Seite, da ſie einen ſchmahlen Damm hat, dem Orte beykommen kann. Es befinden ſich hier eine große Auguſtiner-Propſtey, deren Propſt einer von den 12 Prälaten in Brabant iſt, 2 Manns= und 2 Frauen=Klöſter. In der Vorſtadt vor dem Thore St. Tron, iſt die Capelle unſerer lieben Frauen auf dem Ochſenwege, die wegen eines Marien=Bildes bekannt iſt. Im J. 1668 bemächtigten ſich dieſer Stadt die Franzoſen; 1705, die Alliirten.

Leſſeln, ſiehe **Läſſeln**, im LVIII Th., S. 702.

Leſſy, Luffee, ein Fluß in Irland, der bey Dublin in das irländiſche Meer fällt, und 15 Meilen davon ſeinen Urſprung hat, in ſeinem Laufe aber einen großen Umſchweif nimmt.

Leſze, (die) ein nur im Oberdeutſchen für Lippe übliches Wort, welches im Hochdeutſchen nur noch zuweilen in

(*) Im 9 B. der Bernoulliſchen Sammlung, S. 187.

in der höhern Schreib-Art vorkommt, außer daß man es zuweilen von großen ungeſtalten Lippen, imgleichen von den herab hangenden Lippen der Thiere braucht, welche Bedeutung in der Endung ze gegründet zu ſeyn ſcheint. Ein Hund mit großen herabhangenden Lefzen. Indeſſen iſt dieſe Neben-Bedeutung dem Worte nicht weſentlich, indem es im Oberdeutſchen, da wo es gangbar iſt, in allen, ſelbſt in den von Hrn. Stoſch verworfenen Fällen (*), für unſer Lippe üblich iſt, auch bey dem Kero, Notker, Willeram und Andern, häufig dafür gebraucht wird. Wenn es 1 Moſ 11, 1. heißt, die Welt habe einerley

(*) Stoſch, im 3 Th. ſeines Verſuches in richtiger Beſtimmung der gleichbedeutenden Wörter der deutſchen Sprache. Frf. O. 1773, gr. 8.) S. 301, ſagt:

„Man kann die Wörter Lippe und Lefze, gewiſſer Maßen als völlig einerley bedeutend anſehen; ſie ſcheinen auch einerley Urſprung zu haben, und die Buchſtaben nur nach Verſchiedenheit der Mund-Arten verändert zu ſeyn. Einige wollen ſie von dem Lateiniſchen Labium oder Labrum herleiten, und meinen, das b ſey in p, oder f, und das r in ſ, und hernach in z, verwandelt, oder heraus geworfen worden. Andere, welche ihnen lieber einen deutſchen Urſprung geben wollen, leiten ſie von laffen, labben, lecken, her; und vielleicht könnte man es eben ſo gut von dem Worte Lappen thun. Wachter nimmt das alte Wort leiben, für das Stamm-Wort an, welches theilen hieß, weil die Lippen, in zwey Theile, die Ober-Lippe und Unter-Lippe, getheilt ſind; und Friſch bemerkt, daß das Wort Lefze, im Elſaß, und Dialect alemann, gebräuchlich ſey.

Unterdeſſen dünkt mich, man könne ſie unter diejenigen Wörter rechnen, welche zwar wirklich einerley Bedeutung haben, aber doch nicht allemahl, eins für das andere geſetzt werden können, ſondern zwiſchen welchen der Gebrauch einen beſondern Unterſchied eingeführt hat.

Eben wie man nicht allemahl, Kopf für Haupt, oder Maul für Mund gebrauchen kann, ſo kann man auch nicht allemahl Lefze für Lippe ſetzen. Mann nennt z. B. das Gebet, welches ohne Andacht verrichtet wird: Ein Lippenwerk, aber man kann es nicht ein Lefzenwerk heißen. Man ſagt von einem Menſchen, dem in der Geſchwindigkeit ein Wort entfährt, welches er unbedachtſam und ohne Ueberlegung heraus ſtößt: Es fuhr ihm über die Lippen weg, aber man wird nicht ſagen: es fuhr ihm über die Lefzen weg. u. dergl.

ley Zunge und Sprache gehabt, ſo ſteht dafür in den ältern Bibeln des 15ten Jahrh., ſie ſey eines Lefzens oder Lepſens geweſen, und in dem zu Baſel 1523 gedruckten neuen Teſtamente Lutheri wird Lippe als ein dort unverſtändliches Wort durch Leffze erkläret; hundert anderer Beyſpiele zu geſchweigen. In einigen obgleich wenigen Fällen wird es im Hochdeutſchen auch figürlich gebraucht; wo das Wort Lippe nicht ſo gangbar iſt. So wird das niedergedrückte ſchräge Feld zwiſchen dem Körper eine Orgel-Pfeife und ihrem Fuße, über dem Ausſchnitte die **Ober-Lefze**, das kleine Feld unter dem Ausſchnitte aber die **Unter-Lefze** genannt. Ja, im Oberd. kommt es zuweilen von einem jeden Rande vor.

In verſchiedenen bibliſchen Redensarten, z. E. von unbeſchnittenen Lippen; von unreinen Lippen; die Frucht der Lippen; dies Volk ehret mich mit ſeinen Lippen, u. dgl. kann das Wort Lefzen gar nicht Statt finden.

Man darf alſo nur auf den Gebrauch Acht haben, ſo wird man wahrnehmen, daß zwar Lippe für Lefze, aber nicht allemahl Lefze für Lippe ſtehen kann, und das Wort Lefze in einem geringern und unedlern Verſtande genommen werde.

Wenn die Rede auf etwas Gutes, Angenehmes oder Schönes geht, ſo braucht man allezeit das Wort Lippe. Man ſagt: ſchöne Lippen, rothe blühende Lippen, ſüße Lippen, holdſelige Lippen, u. dgl. In ſolchen Fällen, dünkt mich, werde man ſich nicht des Wortes Lefzen bedienen.

Hingegen kann man beydes ſagen: Dicke aufgeworfene Lippen, und auch dicke aufgeworfene Lefzen; herabhangende Lippen, und herabhangende Lefzen. Er hat eine Haſenſcharte an der Lippe, welche ihn ſehr verunſtaltet, und auch: er hat eine Haſenſcharte an der Lefze, welche ihn ſehr verunſtaltet. Die Mohren haben alle dicke Lippen, und auch: ſie haben alle dicke Lefzen. Ja ich glaube, daß man von den Thieren, gewöhnlicher und beſſer, das Wort Lefzen gebrauche. Ein Jagd-Hund muß herabhangende Lefzen haben. Die Lefzen ſind dem Hunde geſchwollen. Er iſt in die Lefzen gebiſſen. Das Pferd hat einen Schaden an der Lefze, wodurch es am Freſſen gehindert wird, u. dgl. De vulva muliebri utimur voce Lefzen. Labia vulvae, die Lefzen, nicht Lippen.

Bey dem Kero und Notker Leffa, bey dem Willeram nur Leffa bey den ſchwäbiſchen Dichtern und ſpätern oberdeutſchen Schriftſtellern mit verſetztem Ziſchlaute Leſpe und Lesfe. Siehe Lippe.

Von den Lefzen der Pferde, ſiehe Maul der Pferde.

Lefzen=Doublet, ſiehe Tieger=Zunge.

Lefzen=Schnecke, ſiehe Schwimm=Schnecke.

Leg, (das) im Hüttenbaue, ein metalliſches Gemenge aus Kupfer, Eiſen und Arſenik, welches ſich bey der Bereitung des Schwarz=Kupfers zwiſchen der Schlacke und dem Schwarz=Kupfer legt, und eben das iſt, was bey der Bley=Arbeit die Speiſe genannt wird; das Kupfer=Leg. Siehe im LVI Th., S. 250, f. und 2 Lech, oben, S. 577.

Es wird von Vielen Leech oder Lech geſchrieben und geſprochen, ſcheint aber von dem Zeit=Worte legen abzuſtammen, welches in vielen gemeinen Mund=Arten ſtatt des offenen e gleichfalls ein geſchloſſenes hat.

Leg, oder **Lege**, ein Bey= und Neben=Wort, leger, legſte, welches nur in einigen gemeinen Mund=Arten üblich iſt, wo es eigentlich niedrig bedeutet, in welchem Verſtande es vorzüglich im Niederdeutſchen vorkommt. Das Waſſer iſt leg, niedrig. Leges Waſſer iſt daſelbſt beſonders der niedrigſte Waſſerſtand bey der Ebbe. Leges Land, niedrig, tief gelegenes Land, im Gegenſatze des hohen. Das Leg-Mohr, ein niedriges Mohr=Land, im Gegenſatze des Hoch=Mohres. Figürlich wird es daſelbſt auch theils für kraftlos, unſchmackhaft gebraucht, leges Bier, ein leger Menſch, der keine Kräfte hat; theils für kränklich, leg ausſehen; theils für ſchlimm, böſe, wo auch Leger als ein Haupt=Wort für Noth, ſchlechte Umſtände üblich iſt, theils aber auch für verächtlich, niedrig, jemanden ſehr leg halten.

Im Däniſchen für niedrig lav, im Schwed. läg, im Holl. laeg, im Engl. low, im Isländ. lagr. Im Schwed. iſt Lagd ein niedriger Ort, im Holl. Leeghde. Die Nie-

der-

der-Sachſen ſprechen es gemeiniglich mit einem geſchloſſenen oder ſcharfen, die gemeinen oberdeutſchen Mund-Arten aber mit einem offenen e aus. Es iſt das Stamm-Wort von dem Zeit-Worte legen. (ſ. S. 738. fgg. In dem zuſammengeſetzten Donlege, abhängig, ſcheint lege mehr die Bedeutung des Zeit-Wortes zu haben, weil don gleichfalls tief bedeutet, gleichſam ſich niederwärts legend, d. i. neigend, ſo wie im Theuerdank in eben dieſem Verſtande, aber in anderer Betrachtung, anleg vorkommt, d. i. ſich aufwärts legend oder erſtreckend.

Das dahin iſt ein böſer weg.
Stickel und gar wenig anleg.
Cap. 47.

Im Hochdeutſchen muß man beyde Richtungen durch abhängig ausdrucken, welches man in den Mund-Arten nicht nöthig hat

Leg-Penninge nennen die Holländer die neuen Jettons oder Rechen-Pfennige, welche der königl. Finanz-Rath zu Brüſſel allen General-Gouverneurs zum Neujahrs-Geſchenk alljährlich zu überreichen pflegt, und welche mit Sinnbildern, Lobſprüchen und Vorſtellungen ihrer rühmlichen Eigenſchaften, Thaten und Verrichtungen ausgeziert ſind.

Leg-Stadt, ſiehe Lege-Stadt.

Lega baſſa, wird, im Handel, das legirte ausgemünzte Silber genannt, und dem Argento fino entgegen geſetzt.

Legal, aus dem L. Legalis, recht- oder geſetz-mäßig, zu Recht beſtändig, wie es die Geſetze verlangen, was und wie es in den Rechten oder Geſetzen verordnet und vorgeſchrieben iſt. **Legaliſiren**, heißt z. B. das Inſtrument eines Notarius durch die Obrigkeit beſtätigen laſſen. **Legalität**, L. Legalitas, nennt man eines Richters Geſchicklichkeit im Rechtſprechen, oder vielmehr deſſen recht- und geſetzmäßiges Verfahren, ſonſt heißt es auch die Uebereinſtimmung einer Handlung mit dem Geſetze, oder mit der in den Rechten vorgeſchriebenen Weiſe. Dieſelbe muß inſonderheit bey Errichtung der Urkunden, Kauf-Briefe,

Teſtamente, Eheſtiftungen, u. dgl. beobachtet werden, wenn ſie zu Recht beſtehen und ihre Kraft haben ſollen. Wenn im Proceß- und Rechts-Gange nicht legaliter, d. i. den Geſetzen und Rechten gemäß, verfahren wird, iſt alles, was alſo geſchehen iſt, unkräftig und nichtig.

Legal-Beſichtigung, Legal-Inſpection, gerichtliche Beſichtigung, Inſpectio legalis, Sectio legalis. In peinlichen (Criminal-) Rechts-Sachen wird zwar auch zuweilen der Augenſchein, Inſpectio ocularis, als ein förmliches Beweis-Mittel, vom Ankläger oder inquirirenden Richter, oder auch vom Vertheidiger, gebraucht; vornehmlich aber kommt es hier vor, wenn der Richter ſich deſſelben zur Berichtigung des Corporis delicti bedient. Viele Verbrechen ſind zwar von der Art, daß ſie keine ſichtbare Spur hinter ſich laſſen, welche facti tranſeuntis genannt werden, und bey dieſen muß der Richter ſich begnügen, durch Geſtändniß, Zeugen-Ausſagen und Vermuthungen, das Corpus delicti, ſo gut als möglich, zu berichtigen, und ſelbſt bey Verbrechen, welche gewöhnlich eine ſichtbare Spur hinter ſich laſſen, kann dieſes zuweilen geſchehen, z. B. bey Mord-Thaten, wenn der ermordete Leichnam verbrannt, den wilden Thieren vorgeworfen worden, oder ſchon längſt verweſet iſt. Hingegen giebt es auch Verbrechen, welche eine ſichtbare Spur nach ſich laſſen, aus welcher man vernünftiger Weiſe ſchließen kann, daß ein Verbrechen begangen worden iſt, welche daher Delicta facti permanentis genannt werden. So kann z. B. eine begangene Tödtung durch Beſichtigung des Leichnames; ein begangenes Münz-Verbrechen, durch Beſichtigung der verfälſchten oder falſchen Münze, der Model, Stämpel und anderer gefundenen Werkzeuge; ein begangenes Falſum, durch Beſichtigung verfälſchter Waren, falſcher oder verfälſchter Urkunden, unrich-

richtiger Elle, Gewichtes und Maßes; eine Nothzucht, durch Unterſuchung der an dem Leibe und der Kleidung der Genothzüchtigten befundenen Mißhandlungen; eine heimliche Geburt eines Kindes, durch eine von Kunſtverſtändigen vorgenommene Unterſuchung einer verdächtigen Weibsperſon; ein gewaltſamer Diebſtahl, durch Beſichtigung der Thüren, Schlöſſer und anderer Theile des beſtohlenen Hauſes; auf gleiche Weiſe die gewaltſame Erbrechung eines Gefängniſſes; eine Vergiftung durch Beſichtigung der vergifteten Perſon und Unterſuchung des noch übrig gefundenen Giftes; ein Hochverrath, vermittelſt Durchſuchung der Briefſchaften einer verdächtigen Perſon; ein Feueranlangen, durch Beſichtigung des Platzes, in welchem das Feuer aufgegangen iſt, und der daſelbſt gefundenen, zum Feueranlegen brauchbaren Materien, u. ſ. f. erforſcht und entdeckt werden. In allen ſolchen Fällen alſo, wo der Richter nur mit einer Wahrſcheinlichkeit erwarten kann, durch eine Beſichtigung das Corpus delicti zu berichtigen, muß er, ſo ſchleunig als möglich, ohne Rückſicht auf Sonn- und Feſt-Tage, (es müßte denn gar keine Gefahr bey dem Verzug ſeyn,) die Beſichtigung vornehmen und veranſtalten, nach Befinden das Haus, die Kleidung, die Briefſchaften des Verdächtigen durchſuchen, den Platz des begangenen Verbrechens unterſuchen, und, wenn beſondere Kunſt-Kenntniſſe zur Beſichtigung und Unterſuchung nöthig ſind, Kunſt-Verſtändige zuziehen, als z. B. bey Beſichtigung eines Leichnames, Aerzte und Wund-Aerzte; bey Beſichtigung einer der heimlichen Geburt verdächtigen Perſon, Hebammen; bey Beſichtigung eines gewaltſam beſtohlenen Hauſes, Schlöſſer und andere Handwerksleute; bey Beſichtigung verdächtiger Münzen, Münz-Wardeine; und die Beſchleunigung iſt um ſo nöthiger, weil in den meiſten Fällen durch Ablauf der Zeit, oder andere Zufälle, die ſicht-

baren Spuren des Verbrechens vertilget werden, oder wenigſtens die Unterſuchung beſchwerlicher wird. Auch muß der Richter darin alle Vorſicht gebrauchen, daß er vor geſchehener Beſichtigung die zu beſichtigende Sache wohl verwahren laſſe, damit ſie nicht durch zufällige oder vorſezliche Verletzungen und Veränderungen in eine andere Lage oder Geſtalt komme, in welcher vielleicht die Beſichtigung nicht mehr möglich oder nicht mehr zuverläſſig, oder vergeblich iſt; damit z. B. ein Leichnam durch Hin= und Hertragen und Führen nicht verletzet, und ſonſt mißhandelt, damit nicht die gefundenen falſchen Münzen mit andern verwechſelt werden. Wenn aber auch dergleichen geſchehen, wenn ſelbſt ein Leichnam ſchon ſeit einiger Zeit begraben geweſen iſt, ſo muß, deſſen ungeachtet, die Legal=Beſichtigung immer noch vorgenommen werden, wenn nur einige Hoffnung iſt, dadurch etwas zu erforſchen; ſie wird auf öffentliche Koſten angeſtellt, welche aber am Ende der entdeckte Verbrecher wieder erſetzen muß; ſie wird in der Regel von dem Criminal=Richter desjenigen Ortes, an welchen ſich die Spuren des begangenen Verbrechens finden, angeſtellt; ſelbſt alsdann, wenn bey einem andern Criminal=Richter der Criminal=Proceß angeſtellt worden, ſogar wenn unter dieſen beyden Richtern die Auslieferung der Verbrecher durch Verträge feſtgeſetzt iſt. Willigt aber der Richter des Orts ein, ſo kann die Beſichtigung auch von dem fremden Richter, bey welchem die Inquiſition anhängig iſt, vorgenommen werden; wäre ſie aber von einem ganz ungebührenden Richter angeſtellt worden, ſo iſt ſie nöthig, und muß, wo möglich, von dem gebührenden Richter wiederhohlt werden; iſt aber die Competenz des Richters zweifelhaft und beſtritten, ſo iſt in der Regel die Beſichtigung gültig. Ein Richter, welcher nur die Civil=, nicht aber die Criminal=Gerichtbarkei

keit hat, kann in der Regel die Legal⸗Inſpection nicht vornehmen, es müßte denn große Gefahr auf dem Vorzug haften, oder die Beſichtigung in einer ſolchen Lage der Umſtände vorgenommen werden, wo man noch gar nicht weis, ob ein Verbrechen begangen worden, wenn z. B. ein todter Körper gefunden worden iſt, und man noch nicht weis, ob dieſer Menſch natürlichen oder gewaltſamen Todes geſtorben iſt. Sie muß in jedem Falle von dem Richter, oder den beſonders dazu erwählten Gerichts⸗Deputirten mit Zuziehung des Gerichts⸗Schreibers, vorgenommen werden; und Lezter muß über alles, was dabey vorgenommen und gefunden wird, ein genaues Protokoll führen.

In keinem Verbrechen iſt dieſe Legal⸗Beſichtigung ſo ſehr nothwendig, als bey Tödtungen, ſowohl überhaupt, als in beſondern Gattungen, z. B. bey Kinder⸗Mord und Vergiftung, theils wegen Wichtigkeit der Verbrechen, theils weil der Fall immer möglich iſt, daß derjenige, welcher geſchlagen oder verwundet worden iſt, oder Gift bekommen hat, nicht an den empfangenen Wunden, Schlägen oder Gift, ſondern natürlichen Todes geſtorben iſt; daß ein todtgefundenes neugebornes Kind todt geboren, oder von einer natürlichen Urſache geſtorben iſt. Zwar enthalten die römiſchen Geſeze nach der Legal⸗Beſichtigung bey Tödtungen nichts anders, als daß bey Tödtungen, welche bey Händeln mehrerer Perſonen vorgefallen ſind, die Wunden betrachtet werden ſollen, um durch Vergleichung derſelben mit den Waffen, welche ein jeder getragen hat, den Thäter ausfindig zu machen; allein eine förmliche Legal⸗Beſichtigung war dieſes gewiß nicht. Die alten Deutſchen begnügten ſich damit, wenn auf eine Verwundung der Tod erfolgte. In den normänniſchen Geſetzen des 13ten Jahrh. finden ſich entfernte Spuren einer Legal⸗Beſich⸗

ſichtigung. Nach ſächſiſchen Rechten mußte der Leichnam vor Gericht gebracht werden; in der Folge begnügte man ſich auch mit einer dem Leichnam abgehauenen, oder gar in Wachs nachgeformten Hand. Die Karoliniſche Halsgerichts-Ordnung (1) erfordert zwar eine Legal-Beſichtigung; allein nach der richtigern Meinung geht dieſe Verordnung, wie die des römiſchen Rechts, bloß auf die bey Händeln mehrerer Perſonen vorgefallenen Tödtungen; und es iſt daher die Meinung mehrerer Rechtsgelehrten allerdings gegründet, daß die Nothwendigkeit der Legal-Beſichtigung bey Tödtungen aus allgemeinen Geſetzen nicht erweislich ſey. Nach der Praxis und Gewohnheit von Deutſchland aber wird dieſelbe für nothwendig gehalten, wenn nur der getödtete Körper noch vorhanden, und alſo eine Beſichtigung möglich iſt; im Fall aber

(1) Das rechtliche Herkommen der gerichtlichen Beſichtigung der Leichname, iſt auf den 147 und 149ſten Artikel der peinlichen Halsgerichts-Ordnung Kaiſer Carl V. gegründet, deren Worte alſo lauten: „Item ſo eyner geſchlagen wirt, vnnd über etlich Zeit darnach ſtürb, alſo „das zweiffelich wer, ob er der geklagten ſtreych halb „geſtorben wer oder nit, inn ſolchen fellen mögen beyd „theyl (wie von weiſung geſezt iſt) kundſchafft zur ſach „dienſtlich ſtellen, vnd ſollen doch ſonderlich die wund„ärtzt der ſach verſtendig vnnd andere perſonen, die da „wiſſen, wie ſich der geſtorben nach dem ſchlägen vnd „rumor gehalten hat, zu zeugen gebraucht werden, „mit anzeygung wie lang der geſtorben nach den ſtrey„chen gelebt, vnd inn ſolchen vrtheylen, die vrtheyler „bey den rechtverſtendigen, vnd an enden vnd orten „wie zu end diſer ordnung angezeygt, radts pflegen."

Ferner: „Und damit dann inn obgemelten fellen ge„bürlich ermeſſung vnd erkanntnuß ſolcher vnderſchied„lichen Verwundung halb, nach der begrebnuß des „entleybten deſter minder mangel ſei, ſoll der Richter „ſampt zweyen ſchöffen dem gerichtſchreiber vnd eynem „oder mer wundärtzten (ſo man die gehaben vnd ſolchs „geſchehen kan) die dann zuuor beeydigt werden ſollen, „denſelben todten körper vor der begrebnuß mit fleiß „beſichtigen, vnd alle ſeine empfangene wunden, ſchlag, „vnd würg, wie der jedes funden vnnd ermeſſen wur„de, mit fleiß merken vnd verzeychen laſſen."

aber, wenn der Leichnam nicht mehr vorhanden iſt, muß der Richter ſich bemühen, durch Zeugen-Ausſagen, Geſtändniſſe und Vermuthungen ein ſogenanntes präſumtives Corpus delicti aufzuſtellen. Eine beſtrittene Frage iſt es beſonders, ob auch alsdann die Legal-Inſpection nothwendig ſey, wenn jemand ſogleich auf der Stelle auf die empfangenen Wunden und Schläge geſtorben iſt, ſo, daß kein vernünftiger Zweifel darüber entſtehen kann, daß die Wunden und Schläge die Urſache ſeines Todes geweſen ſeyn? Der Richter muß allerdings auch in dieſem Falle die Legal-Inſpection nicht unterlaſſen, um alle mögliche Einwendungen abzuſchneiden; wenn z. B. der Vertheidiger behaupten will, daß der Verſtorbene vom Schrecken einen Schlagfluß bekommen, oder daß er durch einen ungefähren Fall auf einen Stein ſein Leben verloren habe. Man hat auch Beyſpiele, daß eine verborgene Krankheit oder Fehler des Körpers ſolche Perſonen eben zu der Zeit, da ſie eine tödtliche Wunde bekamen, ihres Lebens beraubet hat; oder es kann auch ein Menſch an einem gefährlichen Theile einen Schlag mit einem Stocke oder einem andern Inſtrumente bekommen haben, ſo, daß ſich ſtark vermuthen ließ, er ſey ſo plötzlich daran geſtorben, und bey der Leichen-Beſichtigung doch eine andere und wahre Urſache ſeines Todes gefunden werden. Allein, wenn auch in dieſem Falle die Legal-Inſpection wirklich unterlaſſen worden wäre, ſo muß doch das Corpus delicti für richtig angenommen werden, ſo lange eine andere Urſache des Todes nicht mit Wahrſcheinlichkeit behauptet werden kann.

Zu denen Rechtsgelehrten, welche in dem Falle, wenn der Verwundete ſchnell geſtorben iſt, die Nothwendigkeit der gerichtlichen Beſichtigung läugnen, weil zu vermuthen ſey, der Erblichene wäre an ſeiner Wunde geſtorben, gehören Brunnemann, Oldekop,

Me-

Menoch und Maſcard [2], welche man ſämmtlich bey Stryck [3] antrifft; ihren Irrthum aber beweiſen Bohn [4] und Valentyn [5].

Bey

(2) S. 105, nach Hrn. Kanzler Koch in Gieſſen Hand-Ausgabe.

(3) De iure ſenſuum, diſſ. 1, c. 3, n. 23. Noch mehrere findet man bey Bohn, de offic. med. P. 2, c. 4, p. 587.

(4) Nolo equidem dogmata et ſententias tantorum Virorum in dubium vocare, eo ipſo tamen, dum, qui ab illata plaga breui moritur, quamvis non per errorem in diaeta aut Chirurgi incuriam aut imperitiam decedat, aliquando tamen mox a vulnere inflicto (*non propter vulnus*) per morbum quendam latentem, ſi huius terminus ultimus ſeu mortalis forte fortuna cum tempore illius coincidat, aut hoc brevi poſt excipiat, obire valet: praeſumtioni, a repentina morte petitae, ſoli in cauſa eiusmodi ardua inniti, nimis durum videtur, cum mens provida ſemper dubia maneat, annon in praeſente cadavere ejusmodi mortis, quam immo, aetiologia concipienda ſit? Ne alios caſus huc referam, v. g. ſi aſciticus vulneratus aquam confertim nimis et cum anima profundat, aut apoſtema internum ad exitium vsque ſauciati ſubitaneum perferetur; vtpote qualia vulnera an lethalibus adſcribenda ſint, olim et nunc ambigo. Ad minimum inſpectio cadaveris lethalitatem ac non lethalitatem vulneris, qualem ex aliis phaenomenis coniicimus, confirmabit, aut dubiam reddet; vel in tantum ſaltem, quod nihil aut aliquid vitii mortiferi praeter vulnus reperiatur: etiam in eiusmodi caſibus, vbi non ipſius laeſionis formalitas cernitur, quam effectus ſeu ſymptomata graviora lethalitatem concludere faciunt, v. g. in diaphragmatis concuſſione ſuffocatoria et commotione cerebri, ſine vaſorum huius ſenſibili ruptura, cum ſenſuum nihilominus omnium ac motus vitalis praecipiti proſtratione. Immo nobiliſſimus *Strykius* (de iure ſenſ. L. 2, c, 2.) ex ſententia C. C. C. artic. 149. accuratiſſimam cadaveris inſpectionem urget, ſectione adornandam, quae cetiores reddat Medicos, quale de lethalitate ferre debeant iudicium, oculis exhibens, quodnam interaneorum et quomodo laeſum? *Bohn*, l. c. p. 588.

(5) In ſeinem *Pandect. med. legal. P. alt. Introd. theſ. 8*, erzählt er den Fall, daß einer den andern mit vorſtehendem Daumen auf die Bruſt ſtieß, und der Geſtoßene gleich todt niederfiel. Es wäre ungereimt, dieſen Tod dem Stoße des Daumens zu zuſchreiben; aber bey der Section fand man ein Bruſt-Geſchwür, welches ſchon Jahre lang mußte im

Leibe

Bey dieſer Legal-Inſpection erfordern die Rechts-Gelehrten nach Vorſchrift des Art. 149 der Karoliniſchen Halsgerichts = Ordnung, mehrere Formalitäten, von welchen Folgendes vorzüglich zu bemerken iſt. Der Richter muß ſich zwar ſorgfältig angelegen ſeyn laſſen, ſie alle auf das genaueſte zu beobachten; wenn er aber die eine oder andere Formalität auſſer Acht gelaſſen hat, ſo iſt deswegen nicht immer die ganze Legal = Inſpection ungültig, oder von aller rechtlichen Glaubwürdigkeit entblößt, ſondern es iſt zu unterſcheiden: ob die unterlaſſene Formalität eine ſolche war, welche nothwendig iſt, um dem bey der Legal-Inſpection Befundenen Glaubwürdigkeit zu verſchaffen, wenn z. B. keine Aerzte und Wund = Aerzte zugezogen, oder dieſelbe nicht vereidet worden ſind; oder ob die unterlaſſene Formalität auf die Glaubwürdigkeit des bey der Legal-Inſpection Befundenen keinen Einfluß habe, als z. B. wenn die Gegenwart des Richters oder der Schöppen abgeht. Im erſten Falle iſt die Beſichtigung ganz ungültig, oder verliert wenigſtens einen Grad ihrer Glaubwürdigkeit; im andern Falle aber bleibt ſie immer noch gültig und glaubwürdig, indem jene Formalitäten in keinem Geſetze bey Strafe der Nichtigkeit vorgeſchrieben ſind. Die in der Praxis aufgeſtellten Erforderniſſe der Legal-Inſpection ſind folgende:

1. Sie muß auf Veranſtaltung und unter Autorität des Richters vorgenommen werden; würde ſie alſo der Arzt oder Wundarzt für ſich allein unternehmen, ſo würde ſie viel von ihrer Glaubwürdigkeit verlieren.

2. Sie

Leibe des Geſtorbenen geweſen ſeyn, und durch dieſen Stoß geplatzt war.

Nach eb. Demſ. a. ang. O., S. 36, ſtarb ein altes Weib ſchnell nach einem empfangenen Peitſchen = Hiebe. Man öffnete ſie, und fand, daß ſie am Schlagfluſſe geſtorben war; und das Collegium der Aerzte zu Augsburg ſuchte mit Recht in dieſem, und nicht in jenem, die Urſache des Todes.

2. Sie muß durch Kunſtverſtändige geſchehen, und zwar nach dem Ausdrucke der Karolin. Halsgerichts-Ordnung, durch einen oder mehr Wund-Aerzte, ſo man die haben, und ſolches geſchehen kann. Dieſes Geſetz erfordert alſo nicht Aerzte, ſondern Wundärzte, weil man an jenen damahls noch großen Mangel hatte, ſie allein mit innerlichen Curen, nicht aber mit der Anatomie oder Chirurgie ſich abgaben, und das Zerſchneiden der Leichname allein den Wundärzten überlaſſen wurde (6). Von jener wörtlichen Verordnung des Geſetzes iſt man daher in der heutigen Praxis ganz abgegangen, weil heute zu Tage Anatomie und Chirurgie als Theile der Arzeney-Wiſſenſchaft angeſehen werden, deren Kenntniß man von jedem Arzte erwartet, und dagegen der Wund-Aerzte, welche ihre Kunſt wiſſenſchaftlich erlernt haben,

(6) Die peinliche Halsgerichts-Ordnung gedenkt nur der Wund-Aerzte nahmentlich, weil, zur Zeit ihrer Entwerfung, die Aerzte ſich keine blutige Finger machen durften; denn in jenen Zeiten waren ſie allen Kloſter-Regeln der Ordens-Geiſtlichen unterworfen, mußten im eheloſen Stande leben, und man glaubt im Corpore iuris canonici ein Geſetz zu haben, welches ihnen unterſagte, mit blutigen Dingen umzugehen. Hieraus entſtand vor 200 Jahren ein heftiger Streit unter den franzöſiſchen Aerzten und Wundärzten, der damit ſeinen Anfang nahm, daß *Charles Etienne*, ein Arzt, und *de la Riviere*, ein Wundarzt, ſich darum ſtritten, daß jeder von ihnen verlangte, bey vorkommenden Gelegenheiten das anatomiſche Meſſer allein zu führen. Man ſchlichtete den Streit endlich in den Ausdrücken: die Figur gehöre dem Wundarzte, aber der Text oder die Auslegung derſelben dem Arzte. Noch in unſern Zeiten iſt es geſetzmäßig, daß der Arzt einen Wundarzt bey ſich haben muß, der die Leichen-Oeffnung vornimmt, und demonſtrirt. Daher auch die franzöſiſchen Wundärzte, die Aerzte ihrer Nation ſehr von der Höhe herab zuweilen anſehen. Weil ſich aber in der Folge zuweilen eräugnete, daß man nicht immer Wundärzte haben konnte, welche dem Geſchäfte der Leichen-Oeffnung und den Obduktionen gewachſen waren, ſo that man auch in Frankreich, wie anderswo, die Aerzte hinzu, ohne ſie bloße Zuſchauer zu ſeyn laſſen, und ihre Aufſätze mußten gemeinſchaftlich abgefaſſet und unterzeichnet werden.

ben, und welchen man die nöthige Kenntniſſe zutrauen kann, nicht ſehr viele ſind. Es wird daher, nach der Praxis, zur Legal-Inſpection gemeiniglich ein graduirter und geſchworner Arzt (7), und ein Wund-Arzt (8), genommen; und wenn Letzterer ſeine Kunſt nicht wiſſenſchaftlich erlernt hat, iſt er in der Haupt-Sache nur der Handlanger des Arztes. Wenn es übrigens an brauchbaren Männern fehlt, ſo iſt kein Zweifel, daß auch die von Einem Arzte, oder Einem Wundarzte, vorgenommene Legal-Inſpection gültig ſey;

(7) Ein ſolcher Arzt muß ein rechtmäßiger Doctor der Arzeney-Wiſſenſchaft (legitime promotus), und zugleich Phyſikus, entweder im Orte, oder in dem Kreiſe, ſeyn. Beydes iſt weislich angeordnet, damit den Sachwaltern die Ausflucht benommen werde, zu ſagen, der Arzt ſey nur ein Bulle-Doctor (Doctor bullatus) und kein rechtmäßiger geweſen. Auch kann, ohne dem Geſetze zu nahe zu treten, eine mehrere Anzahl von Aerzten bey der Legal-Beſichtigung zugegen ſeyn. Wo eine Univerſität iſt, wird auch der öffentliche Lehrer der Anatomie dazu gezogen. Immer mehr werden die Creaturen der Pfalz-Grafen, nähmlich die Doctores bullati, in ſolchen Fällen verworfen, da jene öfters die Pflicht, keinem das Diplom zu ertheilen, der nicht von einer Facultät dazu geprüft worden iſt, auſſer Augen ſetzen; und wenn ſie dies auch nicht thun, haben ihre Doctoren doch in gerichtlichen Handlungen kein vollgültiges Gepräge. Auſſer denen aber, welche auf einer deutſchen Univerſität den Gradum angenommen haben, ſind auch die auf niederländiſchen Univerſitäten promovirten gültig. Es kann zwar der Fall eintreten, daß ein graduirter Arzt in der Anatomie ſehr unwiſſend, und ein Nicht-Arzt darin ſehr erfahren iſt; indeſſen wird von Erſterm immer vermuthet, er habe ſeinen rechtmäßigen akademiſchen Curſus gemacht, und es habe ihm nicht an Gelegenheit, das Nöthige zu lernen, gefehlt.

(8) Den Wundärzten allein, geben die Rechte keinen Glauben. S. *Ludovici* Comm. ad C. C. C. art. 147. Einem Arzte wird mehr in ſolchen Sachen geglaubt, als zehn oder zwanzig Nicht-Aerzten. S. *Carpzov*. Prax. crimin. P. 1, qu. 26, n. 43. Auch die bloßen Bartſcherer und die Apotheker werden zu dieſen gerichtlichen Handlungen ſo wenig zugelaſſen, als die Bader. S. *Stryk* de iure ſenſ. diſſ. l. c. 2, n. 20. Hauptſächlich macht die graduirten Aerzte ihr Doctor-Eid ſo vorzüglich gültig. S. *Welſch* de renunc. vuln. lethal. und Zittmann Med. forenſ. c. 3, caſ. 34 und 61.

ſey; kann man aber von jeder Claſſe einen haben, ſo thut der Richter immer beſſer daran, wenn er beyde gebraucht, obgleich ſich nicht behaupten läßt, daß die Legal-Inſpection ungültig ſey, wenn der Richter nur Einen Kunſtverſtändigen gebraucht hat, indem die Glaubwürdigkeit derſelben nicht auf der Anzahl, ſondern auf dem Eide und der Geſchicklichkeit der Kunſt-Verſtändigen beruhet; auch iſt eine Competenz des Arztes oder Wundarztes nicht erforderlich, ſondern der Richter kann in der Regel wählen, welchen er will, ohne an den, welcher ihm der nächſte iſt, gebunden zu ſeyn, damit nicht der Arzt oder Wundarzt, welche den Verſtorbenen in der Cur gehabt haben, ihr Viſum repertum und Gutachten ſo einrichten, daß ſie dadurch alle Schuld von ſich entfernen. Damit ſie nicht in dieſer Rückſicht unrichtige Dinge angeben, oder unrichtig urtheilen, ſo haben Viele dafür gehalten, daß der Arzt oder Wundarzt, welche den Verſtorbenen in der Cur gehabt haben, zur Legal-Beſichtigung nicht zu zulaſſen ſeyn. Indeſſen, wenn ſie auch die Legal-Beſichtigung vorgenommen haben, wird ſie immer gültig ſeyn, ſo lange nicht bewieſen wird, daß ihr Bericht und Gutachten aus den bemerkten Gründen unrichtig oder verdächtig ſey; ja, ſie ſind um ſo weniger von der Beſichtigung zu entfernen, weil ſie wegen der Cur des Verſtorbenen vielleicht manches erklären können, was andern noch dunkel iſt (9); und es wird immer der Vorſicht gemäßer ſeyn, nebſt ihnen noch einen dritten Arzt oder Wundarzt zu zuziehen, als ſie auszuſchließen.

3. Die Aerzte und Wundärzte müſſen beſonders auf die Legal-Beſichtigung vereidet ſeyn; ohne dieſes

(9) Den Satz, daß der Arzt, der einen Verwundeten in der Cur gehabt hat, bey der gerichtlichen Beſichtigung deſſelben nicht auszuſchließen ſey, hat Heiſter, im J. 1741, in einer eigenen Diſſertation, de medico vulneratum curante a ſec-

ſes hat die Legal = Beſichtigung keine rechtliche Glaub-würdigkeit, wenn gleich dieſelben an Eides Statt angelobet hätten; wenn aber der Arzt oder Wundarzt bey Antrite ſeines Amtes, z. B. als Stadt =, oder Land = und Kreis = Phyſikus, überhaupt darauf vereidet worden iſt, alle ihm aufgetragene Legal = Beſichtigungen mit Sorgfalt und Treue vorzunehmen, ſo hat er in folgenden einzelnen Fällen, in welchen ihm eine Legal = Beſichtigung aufgetragen wird, immer rechtlichen Glauben, ohne daß für jeden Fall wieder eine beſondere Vereidung nöthig wäre; er müßte denn auſſer dem Diſtricte, in welchem er als Arzt oder Wundarzt angenommen iſt, eine ſolche verrichten. Der bey der akademiſchen Promotion geſchworne Doctorat = Eid iſt nur alsdann hinreichend, wenn er beſonders und ausdrücklich auf getreue und genaue Verrichtung der Legal = Beſichtigung gerichtet iſt. Wenn ein unvereideter Arzt ſie vorgenommen hat, ſo wird er zwar zugelaſſen, daß er nachher ſein Viſum repertum und Gutachten mit einem Eide beſtärke; allein, ſein Bericht und Gutachten hat alsdann nicht ſo vielen Glauben, als wenn er vorher vereidet worden wäre, weil er nun immer einigen Verdacht wider ſich hat, daß er wegen des nachfolgenden Eides ſeine vorige Ausſage nicht zurück nehmen werde (10). Der vereidete Arzt und Wundarzt müſſen ſodann

4. den

ſectione cadaveris non excludendo, mit guten Gründen vertheidigt. Es iſt auch ganz natürlich, daß dieſer am beßten beurtheilen und angeben kann: wie Umſtände, die vor der Beſichtigung ſich geſunden haben, mit ſolchen, die ſich bey der Beſichtigung zeigen, übereinſtimmich oder nicht. Ein Arzt kann z. B. einem veneriſchen Kranken Einſchnitte an den Leiſten gemacht haben; wie kann man ohne ſein Zeugniß, bey der Section wiſſen, ob es dieſe ſind, oder ob ſie von einer beygebrachten Wunde herrühren?

(10) Der Gebrauch, die Aerzte zu einem jeden ſolchen Actus aufs neue zu vereiden, iſt heut zu Tage nicht mehr; denn der Phyſikus iſt ſchon bey der Einführung in ſein Amt vere-

4. den Leichnam nicht allein von auſſen, ſondern auch, beſonders in Rückſicht auf natürliche Urſachen des Todes, von innen genau beſichtigen, beſonders die verletzten Theile deſſelben, die Größe, die Weite, die Tiefe, die Stelle und Anzahl der Wunden, die Schläge, Sugillationen, verletzte Knochen, u. ſ. w. aufs genaueſte unterſuchen, bey Vergiftungen beſonders diejenigen Theile, welche durch das Gift am leichteſten angegriffen werden, als: Schlund und Magen, genau beſichtigen, und die im Magen gefundene Gift-Materie unterſuchen; bey Kinder = Morden ihr Augenmerk nicht nur auf Erforſchung der Todes = Art des Kindes, ſondern auch darauf, ob das Kind gelebt habe, richten, u. ſ. f.; alles, was ſie gefunden haben, müſſen ſie in dem ſo genannten Viſum repertum, oder im Sections = Bericht, aufs genaueſte beſchreiben, und dieſem ihr Gutachten beifügen, in welchem ſie ihre Meinung von der Tödtlichkeit der Wunde, von der Todes-Art des Verſtorbenen, von dem Leben eines neugebornen Kindes, u. ſ. w. eröffnen.

Ehe eine gerichtliche Beſichtigung und Section vorgenommen wird, muß vorher die Schicklichkeit der Zeit unterſuchet werden; denn es kann Fälle geben, wo ſie zu früh, und wieder andere, wo ſie zu ſpät

eidet worden; und einer, der nicht Phyſikus iſt, kann eben ſo wohl des Eides überhoben werden, wenn er ein rechtmäßig promovirter Arzt iſt. Andere Zeugen aber werden nicht zugelaſſen, ohne daß ihnen der Eid auferlegt wird.

Daß der Gebrauch, die Aerzte zu einer jeden Legal = Inſpektion aufs neue zu vereiden, unnöthig war, bewies Teichmeyer aus *Claſſen.* und *Ludovici* Not. ad C. C. C. art. 147. 149. *Brunnemann* Proceſſ. de teſtibus, c. 20, n. 93. *Carpzov.* l. c. n. 40. *Stryk,* l. c. n. 30. Mit Recht ſagt übrigens Bohn, l. c. p. 444. daß dies nur von erfahrnen Aerzten und Wundärzten gelte. Natürlicher Weiſe iſt einem Unwiſſenden und Unerfahrnen in ſolchen Sachen nicht zu glauben, wenn er auch hundert Eide abgelegt hätte. Denn der Eid macht weder den Dummen klug, noch den Unwiſſenden gelehrt; und was man falſch oder irrig ſieht, kann dadurch nicht wahr werden.

ſpät geſchieht. Bey Verwundeten kann die Unterſuchung ſehr bald nach dem Tode angeſtellet werden; denn wenn die Fäulniß ſchon vorhanden iſt, ſo verändert ſie die Geſtalt und Verwundung des Todten, und der Arzt kann kein genaues Urtheil über die Tödlichkeit der Wunde fällen; überdies iſt unter ſolchen Umſtänden dieſes Geſchäft äuſſerſt beſchwerlich, und kann für die Geſundheit des Arztes, oder der übrigen Anweſenden, ſchädliche Folgen haben. Indeſſen kann es doch gewiſſe Fälle geben, wo ein ſchon begrabener Leichnam wieder heraus genommen und unterſucht wird, z. B. um zerſchlagene Knochen, zumahl am Kopfe, zu beſichtigen. Ferner iſt ein zu dieſer Verrichtung tauglicher Platz zu wählen; dieſer muß hell genug ſeyn; wenn es möglich iſt, lieber in freyer Luft, als in einem verſchloſſenen Zimmer; auch iſt es gut, wenn kein großer Zulauf von größtentheils müßigen und vorwitzigen Zuſchauern ſich dabey einfindet. Auch können und müſſen noch verſchiedene Umſtände, ehe man zum Haupt-Geſchäfte ſchreitet, unterſucht werden; dahin gehören: der Nahme und das Alter des Getödteten, ſeine natürliche und auſſerordentliche Leibes-Beſchaffenheit vor oder nach der Verwundung; die Waffen, mit welchen er verwundet worden iſt; die Heftigkeit des Stoßes, oder Schlages, wie auch die Stellung des Körpers zur Zeit der Verwundung; ferner, die Diät vor und nach der Verwundung; die Cur-Art und Befliſſenheit der Wundärzte und der Aerzte, die den Entleibten in der Cur gehabt haben; und endlich iſt auch noch die Zeit, wann der zu Beſichtigende geſtorben iſt, wohl zu erforſchen. Um Zweifel zu vermeiden, iſt es gut, wenn der Arzt dafür ſorgt, daß der Wundarzt nicht eher anfängt, zu beſichtigen, und noch weniger zu zerlegen, als bis er ſelbſt dabey iſt; und niemahls muß vor der Section mit irgend einem Inſtrumente geforſchet werden, wie tief eine

Wunde ſey, damit nicht neue Wunden entſtehen, die vorhin noch nicht da waren; hingegen wäre es unvorſichtig, wenn man unterließe, die Wunde mit dem Inſtrumente, das ſie gemacht hat, zu vergleichen.

Hierauf kann zur Beſichtigung ſelbſt geſchritten werden. Soll aber dieſe von gehörigem Nutzen ſeyn, ſo iſt, wie ich bereits erinnert habe, eine bloße Betrachtung der äuſſerlichen Theile und Sondirung der Wunde nicht hinlänglich, ſondern es wird auch noch eine nach den Regeln der anatomiſchen Wiſſenſchaft eingerichtete Section erfordert. Zuförderſt muß der verwundete Theil geöffnet, unterſucht, ausgeſpühlt, mit Schwämmen gereiniget, den Gerichts-Perſonen gezeiget, und dann ſogleich niedergeſchrieben werden, wie man denſelben befunden hat. Es iſt aber nicht genug, hierbey es bewenden zu laſſen, ſondern es müſſen auch die übrigen Höhlen des Körpers zerleget und geöffnet werden, weil man nicht immer wiſſen kann, ob der Verwundete an der Wunde, oder an einer andern verborgenen Krankheit, geſtorben iſt. Auch hier muß der Arzt von Stück zu Stück bemerken, was er wahrgenommen hat, und es ſogleich von dem Actuario niederſchreiben laſſen. Man bediene ſich übrigens keiner unſchicklichen, d. h. keiner andern als anatomiſchen Meſſer und übriger Inſtrumente.

Mit welcher Genauigkeit ein Arzt bey der Beſichtigung eines verwundeten Leichnames, und beſonders der Höhlen deſſelben, zu verfahren habe, lehrt Hr. v. Haller, im 2 B. ſeiner Vorleſungen über die gerichtliche Arzeneywiſſenſchaft, Cap. 21, der deutſchen Ueberſetz. des ungedruckten Orginales (Bern, 1784, 8.); und die nöthigen Inſtrumente giebt Plenk, in ſeinen Anfangsgr. der gerichtl. Arzeney- und Wundarzeneykunſt, nach der v. Waſſerbergiſchen Ueberſetzung, (Wien, 1782, 8.) S. 15, f. an.

Die zur gerichtlichen Leichen-Oeffnung nöthigen Inſtrumente, giebt Letzterer alſo an: Ein Scheer-Meſſer; 2 größere Biſtouris; 3 kleinere Biſtouris; 2 zweyſchneidige Biſtouris; eine gerade Schere; eine krumme Schere;

2 Korn-

2 Korn-Zängechen; 2 Häkchen, ein einfaches und ein doppeltes; ein Rohr mit einem Schließhahn und 3 kleinen Röhrchen; 2 Sonden; 2 gefurchte Sonden; eine Bogen-Säge mit Blättern; ein Inſtrument, die Hirnſchale in die Höhe zu heben; ein Ablöſer der harten Hirnhaut; ein Meſſer zum Zerſchneiden des Gehirnes; 2 Meißel; ein Hammer; eine Sprütze zum Einſprützen; 2 große und gerade Nadeln; 2 große und krumme Nadeln, den Leib zuſammen zu nähen; eine dünne ſchwarze Seiden-Schnur. Haller giebt noch Schwämme zum Abwaſchen, und eine genugſame Menge reinen Waſſers, an.

Bey der Section muß genug Licht ſeyn. Die Beſichtigung muß langſam geſchehen, und nach jeder Operation muß der Gerichts-Schreiber erinnert werden, auch hin zu ſehen. Vor allen Dingen muß der Leichnam abgewaſchen werden; man muß ferner zuſehen, ob eine Blut-Ergießung, ein blauer Fleck, u. d. gl. vorhanden iſt, denn alle dieſe Data ſind von der größten Wichtigkeit, weil ſie öfters Anleitung geben, den Verletzungen der innern Theile genauer nachzuforſchen, auch Verdacht auf Bein-Brüche u. d. gl. erwecken. Ferner muß man auch auf innere und äuſſere Geſchwulſten, auf Brüche und andere ſolche Leibes-Gebrechen, Achtung geben. Iſt eine Wunde vorhanden, ſo muß ſie nach ihrer Lage, Ausmeſſung und Richtung genau beſchrieben werden, beſonders wenn es eine Kopf-Wunde iſt. Iſt die Wunde eine Bauch-Wunde, ſo müſſen alle Theile, durch welche ſie hindurchgeht, genannt werden. Man fängt in dieſem Falle mit der Haut an, nennt hierauf den verwundeten Muskel, und beſchreibt genau den Theil deſſelben, worin die Wunde ſich befindet. Man ſagt z. B. die Wunde ſey durch den oder jenen Theil des quer aufſteigenden Bauch-Muskels und des Quer-Muskels (obliquus aſcendens und transverſalis) gegangen, u. ſ. w. Hierauf legt man alles noch einmahl dem Gerichts-Schreiber zur Einſicht vor. Hernach öffnet man das Darm-Fell (Peritonaeum). Da die Wunden entweder gleich fortlaufend (aequalia), oder keilförmig zuſammenſtoßend (conice covergentia), ſind, ſo kann man davon die Muthmaßung auf die Art des Inſtrumentes, womit dieſelbe beygebracht worden iſt, hernehmen, und auf dieſe Art den Thäter auch noch entdecken, wenn das Corpus delicti ſchon verſcharret war. Kann man das Werkzeug der Verwundung ſelbſt zur Hand-

bekommen, ſo muß es gleichfalls genau betrachtet und beſchrieben werden. Wenn nun das Darm-Fell gleichfalls geöffnet, und der Unterleib offen hingelegt iſt, muß man auf alles ſorgfältig Acht geben, und auch das ergoſſene Blut, wenn ſolches zugegen iſt, nicht vergeſſen in das Protokoll zu bringen. Zuweilen finden ſich Nahrungs-Mittel oder Unrath im Unter-Leibe, und da muß unterſuchet werden, ob beydes durch die Wunde eingedrungen iſt, oder nicht. Schon die Direction der Wunde kann oft lehren, was für ein Eingeweide möchte verwundet worden ſeyn. Iſt ein ſolches verlezt, ſo muß man alles daran genau bemerken. Iſt es z. B. die Leber, ſo muß man unterſuchen, ob die Wunde in ihrem convexen, oder in ihrem hohlen Theile, ob ſie in der Gegend der Pfort-Ader, ob ſie zugleich der Gallen-Blaſe beygebracht worden, da dies leztere äuſſerſt tödlich iſt. So muß ebenfalls, wenn die Verwundung zum Magen eingedrungen iſt, Acht gegeben werden, ob eine Entzündung, eine Blut-Ergießung vorhanden, ob die Wunde einfach, oder ob ſie durch und durch gegangen iſt, und an welchem Theile des Magens man dieſelbe gefunden hat. Gleichfalls iſt nöthig zu unterſuchen und anzumerken, wenn die Wunde durch das Zwerch-Fell in die Bruſt-Höhle gegangen iſt, ob ſie durch den rechten oder linken Fortſatz deſſelben ꝛc. ging. Bey Verwundungen eines Darmes muß vor allen Dingen bemerket werden, ob er zu den dünnen oder dicken Därmen gehört; denn die Verwundungen von jenen ſind gefährlicher. Iſt es ein dicker Darm, ſo muß der Theil beſtimmet werden, ob es das rechte oder linke Colon, oder das querliegende (transverſum), iſt; denn an leztern iſt die Wunde auch gefährlicher. Gleichfalls, ob das Nerven-Geflechte im Innern des Beckens (Plexus iliacus) verwundet worden, weil da die Tödlichkeit der Wunde gröſſer iſt. Bey den dünnen Därmen muß angegeben werden, ob die Wunde an den Anfang des Leer-Darmes (ieiunum), wo inwendig Klappen (valvulae), viele Blutgefäße, und kleine Drüſen ſind; oder ob ſie ſich nahe bey dem Colon befindet, und keine Klappen, aber viele Drüſen, ſind. Um dieſes alles beſſer zu erforſchen, muß man den verwundeten Theil heraus nehmen, in Waſſer legen, und wohl abwaſchen. Iſt die Urin-Blaſe verwundet, ſo muß man unterſuchen, ob ein Harn-Gang verlezt iſt; denn auch dieſes iſt ſehr gefährlich. Man hat Verdacht auf einen verlezten Harn-Gang, wenn ſich in deſſen Gegend viel

ergoſſener Urin, und an einer geſunden Stelle deſſelben eine Entzündung findet. Ferner gehören unter die gefährlichen Verletzungen im Unter-Leibe: 1) alle Wunden der größern Blut-Gefäße der Leber, der Hohl-Ader, der Leber-Schlagader, des gemeinſchaftlichen Gallen-Ganges; 2) am Magen die Wunden der linken Kranz-Schlag-Adern, und der Schlag-Adern die das Netz mit dem Magen gemein hat (gaſtro-epiploicae); 3) die Wunden der Hohl-Ader allein; 4) der Nieren-Arterie und Vene; 5) des Milchſaft-Ganges (Ductus thoracicus): denn wenn dieſer gleich ein kleiner Theil iſt, ſo kann der Zergliederer doch deſſen Verwundung leicht aus der Direction der Wunde ſelbſt erkennen, wenn dieſelbe nähmlich durch den rechten Fortſatz vom Zwerch-Fell bis zu den Lenden-Wirbeln hinab gedrungen iſt, als in welchem Falle von dieſer Verwundung kein Zweifel bleibt.

Bey einer Kopf-Wunde muß man Achtung geben: 1) auf ihre äuſſere Direction, auf die Geſchwulſt, auf die Blut-Ergießung und Sugillation; 2) muß bloß die Haut abgelöſet werden, damit man zeigen kann, was dem Stirn-Muskel wiederfahren iſt; 3) nachdem auch dieſer weggenommen worden, was der Bein-Haut des Schedels (pericranium) durch Quetſchungen, Biſſe, u. ſ. w. geſchehen iſt; 4) muß man dieſe von den Knochen abſchaben, und ſehen, ob am Schedel ein Ritz ſich findet oder nicht, und iſt einer vorhanden, ſo muß ſeine ganze Direction genau beſchrieben, auch angemerkt werden, ob ſich ein Hirnſchalen-Bruch, eine Bein-Fäule, u. d. gl. hat finden laſſen. In der Ungewißheit, ob nicht mehrere Kopf-Wunden vorhanden ſind, muß man 5) die ganze Kopf-Schwarte wegnehmen; alsdann 6) mit der Kopf-Säge den Schedel öffnen, aber langſam und mit Verhütung einer Verletzung des Gehirnes. Wenn man nun 7) die harte Hirn-Haut ſieht, ſo iſt zu unterſuchen, ob ſie ganz oder zerriſſen, oder mit Blut oder Eiter unterlaufen iſt, und noch aufmerkſamer muß man auf alles dieſes bey der weichen Hirn-Haut ſeyn. Nach dieſem werden 8) die zwey Hälften des Gehirnes (hemiſphaeria cerebri) aus einander gebracht, und 9) die Hirn-Kammern geöffnet, wobey man unterſucht, ob Eiter, oder Waſſer, oder ausgetretenes Blut, darin enthalten iſt; ſodann 10) wird das Gehirn heraus genommen, und auf der Grundfläche des Hirnſchedels nachgeſehen, ob auch da Blut, oder Eiter,

u. dgl., ergoſſen iſt, weil dieſe Umſtände das meiſte zur Tödlichkeit beytragen.

Iſt eine Wunde in der Bruſt-Höhle zu unterſuchen, ſo muß 1) die Haut weggenommen, 2) der große Bruſt-Muskel abgelöſet, 3) der kleinere abgeſondert, 4) die Rippen-Muskeln (intercoſtales) aufgeſchnitten, und wohl angemerket werden, durch welche von dieſen Theilen die Wunde durchgedrungen iſt. Sodann wird 5) die Bruſt-Höhle ſelbſt geöffnet, und zwar durch Ablöſung des Bruſt-Beines und der Schlüſſel-Beine, damit man in die ganze Bruſt-Höhle hinein ſchauen könne. Man muß aber 6) bey dieſer Oeffnung ſich ſo verhalten, daß die Wunde in ihrer gleichen Lage bleibe, und man derſelben weiter nachgehen könne. Es muß 7) beſtimmet werden, was für ein Eingeweide in der Bruſt-Höhle verlezt worden iſt. Sind es die Lungen, ob es die rechte oder die linke, ob es ein Lungen-Flügel, ob es die Lungen-Arterie oder Vene, ob es der Herzbeutel, ob es die Rippen-Arterie oder die Bruſt-Arterie (mammaria) iſt, ob ausgetretenes Blut in der Bruſt-Höhle gefunden worden iſt, u. ſ. w.

Nach der Karoliniſchen Halsgerichts-Ordnung, wird bey der Legal-Beſichtigung, die Gegenwart des Richters, zweyer Schöppen und des Gerichts-Schreibers erfordert, ſo wie dieſe Anzahl Perſonen meiſtens zu den Zwiſchen-Handlungen des Criminal-Gerichtes vorgeſchrieben iſt. Doch iſt, z. B. bey den Patrimonial-Gerichten der Edelleute, welche gemeiniglich keine Schöppen haben, oder bey denjenigen, welchen von den Regenten in einer Criminal-Sache die Commiſſion übertragen worden iſt, die Beſichtigung gültig, wenn der Gerichts-Halter oder Commiſſarius ohne Schöppen gegenwärtig iſt; der Gerichts-Schreiber aber iſt bey dem Actu unentbehrlich, damit er alles, was dabey vorgegangen und gefunden worden iſt, genau in ſein Protokoll aufzeichne; auch muß derſelbe, wie ſonſt, vereidet ſeyn, und weder der Richter, noch ein Schöppe, noch der Arzt oder Wundarzt, können ſeine Stelle verſehen. So gewiß es aber iſt, daß der Richter und zwey Schöppen bey der Legal-Inſpection gegenwärtig ſeyn ſollen, damit ſie

die Wunden einſehen, über die Wahrheit des Berichtes urtheilen, den Arzt und Wundarzt beobachten, und nöthigenfalls ihrer Pflichten erinnern können, damit überhaupt dieſe wegen der Gegenwart des Richters deſto genauer verfahren: ſo iſt doch auſſer Zweifel, daß die von vereideten Aerzten und Wundärzten unter der Autorität des Richters vorgenommene Legal-Inſpection, wenn gleich kein Richter oder Schöppe zugegen war, gültig und glaubwürdig ſey, und ſelbſt zur Erkennung der ordentlichen Strafe hinreichend ſeyn könne, indem die Glaubwürdigkeit der Inſpection mehr von dem Eide und der Geſchicklichkeit der Beſichtigenden, als von allen übrigen Formalitäten, abhängt, der Richter und die Schöppen ohnedies ſelten die Wunden anſehen, wenigſtens nicht darüber zu urtheilen im Stande ſind, ſondern ſich doch auf die Treue der Aerzte und Wundärzte verlaſſen müſſen, und wenn je die Glaubwürdigkeit dieſer Beſichtigenden verdächtig iſt, ſolcher durch die Gegenwart des Richters und der Schöppen nicht aufgeholfen wird, ſondern die Beſichtigung, wo möglich, wiederhohlt, oder, wenn dies nicht möglich, und kein anderer Beweis vorhanden iſt, im Zweifels-Falle für den Inquiſiten geſprochen werden muß. Einige Rechts-Gelehrte haben auch die Gegenwart des Inquiſiten ſelbſt bey der Legal-Beſichtigung für nothwendig gehalten, aus dem ſcheinbaren Grunde, daß ihm am meiſten an einem richtigen Verfahren bey derſelben gelegen ſey; allein, nicht zu gedenken, daß man zu der Zeit der vorzunehmenden gerichtlichen Beſichtigung oft den Thäter noch nicht weis, oder noch nicht in gefängliche Haft gebracht hat, daß er in den wenigſten Fällen, von dem, was bey derſelben zu beobachten iſt, zu urtheilen vermag, ſo wird in keinem Geſetze ſeine Gegenwart erfordert, und für ſeine Sicherheit, daß dabey nichts ihm Nachtheiliges vorgehe, iſt theils durch

die übrigen Vorſchriften, theils aber dadurch geſorgt, daß alles, was zur Legal-Beſichtigung gehört, nachher dem Vertheidiger mitgetheilt, und dieſem, ſeine Einwendungen dawider vorzubringen, frey gelaſſen wird.

Auſſerdem, daß der Gerichts-Schreiber ein Inſpections-Protocoll verfertigt, übergeben die Aerzte und Wundärzte, nach verrichteter Beſichtigung, dem Richter ein ſogenanntes Viſum repertum, d. i. ihren Bericht über alles das, was ſie bey der Beſichtigung gefunden haben. Hier ſind, um die Rechts-Gelehrten in ihrer umſtändlichen Deutlichkeit nachzuahmen, die Puncte anzugeben, worauf es damit in gegenwärtigem Falle ankommt. Sie ſind: 1. die Requiſition nähmlich, daß, und von wem der Arzt und Wundarzt dazu berufen worden ſind. 2. Die Zeugen des Augenſcheines, oder wer dabey zugegen geweſen iſt. 3. An welchem Orte oder Platze, und zu welcher Zeit die Beſichtigung vorgenommen worden iſt. 4. Es ſind der Nahme und das Alter des Entſeelten, und bisweilen iſt auch ſeine Leibes-Geſtalt (Statur) anzumerken. 5. Es iſt die Zeit der Verwundung und des Todes zu benennen. 6. Es iſt die Lebens-Ordnung, oder Diät, und was für Mittel, und in welcher Zeit ſie gebraucht worden ſind, nicht mit Stillſchweigen zu übergehen. 7. Wie der Leichnam von auſſen vor der Section befunden worden iſt, in Anſehung der Schläge, der Geſchwulſten, der Quetſchungen, der Beinbrüche, u. dgl. 8. Was für Theile, und wie dieſelben verlezt, zerriſſen, gebrochen, oder zerſchnitten ſind. 9. Von was für Art die Wunde iſt; ihre Geſtalt, Länge, Weite und Tiefe. 10. Was für innerliche Theile, Eingeweide oder Gefäße verletzt ſind. 11. Die Menge des ergoſſenen Blutes mit geſchätzt, oder, welches noch beſſer iſt, gewogen, und andere Materien, die man in den Höhlen gefunden hat, benannt werden. 12. Wo Blut oder Splitter im Kopfe gefunden worden ſind. 13. Auch

der

der Zuſtand der übrigen Eingeweide muß, wie man ihn fand, angegeben werden. Und endlich 14. iſt ein Gutachten oder Urtheil beyzufügen, in welchem der Arzt und Wundarzt ihre Meinung von der Urſache des Todes, Tödlichkeit der Wunde ꝛc. mit anatomiſchen, phyſiologiſchen, pathologiſchen und chirurgiſchen Gründen anzeigen (*). Dieſes Gutachten, welches wohl überlegt, nicht zweydeutig, nicht dunkel und nicht weitläuftig ſeyn muß, wird nach Carpzov (**), bey der richterlichen Entſcheidung zum Grunde gelegt: der Richter hat demſelben in der Regel völligen Glauben beyzumeſſen, und kann nach demſelben ſprechen.

Der Republik Bern Vorſchrift

an die Land- und Wund-Aerzte, wie ſie in Criminal- und andern Fällen über todtgefundene oder gefährlich verwundete Perſonen ihre Unterſuchungen anſtellen, und den Bericht darüber verfertigen ſollen.

Vom 7 Jan. 1789.

Es haben meine gnädige Herren erſehen müſſen, wie unvollſtändig und mangelhaft, die von Wundärzten in Criminal- und andern Fällen aufgenommenen Viſa reperta beſchaffen ſeyen, und dabey in Betrachtung gezogen, welchen wichtigen Einfluß dieſelbe auf das Schick- ſal

(*) Genauigkeit iſt eine Haupt-Erforderniß von jedem viſum repertum; daher muß gewogen werden, was ſich wägen läßt, und das übrige muß man mit bekannten Maßen meſſen, und dieſe Maße angeben. Sonderbar iſt es immer, daß bey der heut zu Tage im Schwange gehenden Spitzfündigkeit der Herren Rechtsgelehrten, dieſelben in ſolchen Fällen doch kein Bedenken tragen, den Phyſikus zur erſten Inſtanz zu machen, und von ihm die Entſcheidung verlangen, ob eine Wunde abſolut tödlich ſey, oder nicht? Heut zu Tage bemühen ſich die Aerzte nicht oft mit dieſer Entſcheidung, erzählen bloß das bey ihrer Beſichtigung bemerkte, nach den oben angeführten Regeln, und hängen gar kein Urtheil an, oder allegiren nur einen dahin gehörigen Schriftſteller, wie z. B. den Galen, bey Wunden des Magens.

(**) Prax. crimin, P. 1, qu. 29.

ſal eines Delinquenten haben, demnach dann auf den von meinen gnädigen Herren den Sanitätsräthen meinen gnädigen Herren abgeſtatteten Bericht nöthig gefunden, den Wundärzten eine Vorſchrift zu ertheilen, nach welcher ſie in Aufnahme von Viſis repertis und Verfertigung des Berichts darüber zu Werke gehen ſollen; Hochdieſelben verordnen daher was folget:

§. I.

Wenn einem Wundarzte vom Richter eines Orts befohlen wird, über den einen oder andern von obigen Fällen ihm einen ſchriftlichen Bericht und Gutachten abzuſtatten, wozu hauptſächlich eine ſehr genaue anatomiſche und phyſiologiſche Kenntniß erfordert wird, ohne die er niemahls mit Gewißheit bezeugen kann, welche Wunden ſchlechterdings tödtlich, und welche von zufälliger Weiſe tödtlich genennt werden muß, ſo ſoll er

1. In ſeinem Berichte anzeigen, von welchem Richter er zu dieſer Verrichtung beordert worden.
2. Welche Perſonen dabey, vom Richter geordnet, zugegen geweſen.
3. Soll er ſich des Nahmens, oder wenigſtens des Alters und Geſchlechts des Subjects erkundigen.
4. Die Zeit und den Ort anzeigen, wo er die Beſichtigung angeſtellt hat.
5. In welcher Beſchaffenheit, natürlichen oder widernatürlichen, der Menſch vor und nach der Verletzung geweſen; mit welchem Inſtrument er verwundet worden; wie die Zufälle geweſen da er geſtorben; ob er gleich nach der Verletzung kunſtmäßig beſorget worden ſey, oder nicht; was für eine Lage er bey Erhaltung der Wunde gehabt; ob er vor und nach der Verletzung eine gute Diät beobachtet; wie ſein Gemüthszuſtand vor und nach der Verletzung beſchaffen geweſen ſey.

§. II.

Hierauf ſoll der geordnete Wundarzt anfangen, die unmittelbare Urſache des Todes des vorhandenen Subjects auszuſpähen, wenn ihn nicht eine allgemeine und im höchſten Gerade ſich befindliche Fäulniß deſſelben hier-

hieran verhindert, — oder eine giftige und anſteckende Krankheit, womit der Menſch vor ſeiner Ermordung behaftet geweſen, oder die Entäußerung einiger Haupt-Theile und Eingeweide ꝛc. Kann dieſe unmittelbare Urſache des Todes nicht ſogleich entdeckt, und gründlich bewieſen werden, wie ſie z. E. bey ſolchen P rſonen, die in einem engen und wohl verſchloßnen Raum vom Schwefel und Kohlenrauch, vom Dampf eines friſchen Weins, Biers, naſſer Wäſche, Leders u. d. gl. oder vom Blitz plötzlich getödtet werden, entdecket wird, weil man ſogleich aus den äuſſerlichen Kennzeichen ſehen kann, daß ſie an einer Erſtickung geſtorben ſind: ſo ſoll alſo der Wundarzt dem Todten alle ſeine Kleider ausziehen laſſen, und ſeine ganze äußere Haut vom Kopf bis zu den Füßen beſichtigen, und anmerken, was vom natürlichen Zuſtande abweicht und in ſelbigem nicht gefunden wird; als z. E. Blutaustretungen in und unter der Haut, und der Fetthaut; ſcorbutiſche und andere Krankheitsflecken, Geſchwülſte, Wunden andere Verletzungen, wie auch Verrenkungen der Glieder und Zeichen einer anfangenden Fäulung des Körpers.

Sind an der Haut ſtarke Quetſchungen geſchehen, daß das Blut in ſelbige ausgetreten iſt, ſo muß der Ort, wo ſie ſich befinden, ihre Breite, Länge und Anzahl, in dem Bericht angezeigt werden.

Sind Geſchwülſte vorhanden, ſo ſoll unterſucht werden, ob ſelbige von einer äußern Gewalt, oder von innerlichen Krankheiten, entſtanden ſind.

Bemerket man Kennzeichen der Fäulung, nämlich: wenn ſich die Epidermis von der Haut abſondert, unter derſelben eine gelbe Feuchtigkeit ſich erzeugt, die Haut ſchwarzblau ausſieht, der Körper aufgedunſen und übelriechend iſt, die Nägel von ſchwarzer Farbe ſind ꝛc.

Sind Wunden, Stiche oder Hiebe in der Haut, ſo werden die Oerter, Länge, Tiefe und Breite derſelben angemerkt, eine jede Verletzung genau abgemeſſen und beſchrieben.

Hierbey ſoll der Wundarzt noch nachſehen, ob aus den Wunden oder einer andern Oeffnung, als: dem Munde, der Naſe, den Ohren, der Harnröhre, dem Maſtdarm und der Mutter, Blut, Waſſer, Harn oder andere Unreinigkeiten fließen, — ob der Körper fett oder

oder mager, die Muskeln ſtark oder ſchwach, und die Blutgefäße groß oder klein ſeyn. Von allem dieſem ſoll er in ſeinem Bericht die erforderliche Anzeige machen.

Nach dieſer äußerlichen Beſichtigung des Körpers ſchreitet der Wundarzt zur Eröffnung deſſelben.

Das erſte, ſo er hierbey zu thun hat, iſt, die Wunde genau zu unterſuchen, zu durchſchneiden, das darunter liegende Fett und Muskeln abzuſondern, um bis an das Ende derſelben gelangen zu können.

Zweytens: eröffnet er diejenige Höhle oder Gegend zuerſt, wo die Wunde gemacht worden iſt, und unterſucht darin jedes Eingeweide nach ſeiner Lage, Verbindung, geſunden oder kranken Beſchaffenheit und erlittenen Verletzung, der Länge, Breite und Tiefe nach.

Drittens: wenn er eine offene Höhle oder offenbare Erweiterung in einer weichen Gegend antrifft, ſo ſoll er nachſehen, ob feſte und fremde oder flüſſige Sachen darin enthalten, und anzeigen, von welcher Natur, Größe, Menge und Figur ſie ſeyn, und an welchem Orte ſie geſtecket.

Viertens: ſoll er unterſuchen, ob in der eröffneten Höhle große Schlagadern, oder andere beträchtliche Blut-Gefäße zerſchnitten, oder ob ſie mit vielem Blut angefüllt, oder leer ſeyn; wie auch, ob Hauptnerven und einige innere Theile verletzt worden.

Fünftens: ſoll er bey Eröffnung der Hirnſchale, nachdem er die äuſſere Haut weggenommen; die darunter liegende Muskeln, das Beinhäutlein und die Knochen genau unterſuchen, ob die erſtere Quetſchungen, das Beinhäutlein Blutaustretungen, und die Knochen Eindrücke, Riſſe oder Brüche haben; und ihre Anzahl, Länge, Figur und Fortlauf beſchreiben.

Bey der Abſägung der Hirnſchale muß er ſich in Acht nehmen, daß er mit der Säge nicht etwann die harte Hirnhaut verletze, und Blutgefäße, die unterſucht werden müſſen, zerreiſſe.

Sechſtens: nachdem die Hirnſchale abgenommen worden iſt, unterſucht er, ob auf oder unter der

Hirn-

Hirnhaut ausgetretenes Blut vorhanden, die Blut-Gefäße derſelben leer von Blut oder Waſſer, oder voll, ſtark aufgetrieben, oder mit Polypen angefüllt ſeyn; wie die Subſtanz des Hirns, der Boden der Hirnſchale nach weggenommenem Hirn beſchaffen ſey; ob auf demſelben ausgetreten Blut, Waſſer oder fremde Körper ſich befinden, und ob die Hirnſchale auſſerordentlich dick oder dünn ſey.

Sibentens: iſt eine Bruſtwunde vorhanden, die in die Höhle derſelben geht, ſo ſoll der Wundarzt wohl anmerken und anzeigen, zwiſchen welchen Rippen, von unten oder oben gezählt, ſie gemacht worden, und bey Eröffnung der Bruſt ſich wohl in Acht nehmen, daß er beym ablöſen des Bruſt-Beins von den Schlüſſelbeinen, die großen Schlüſſel- und Armgefäße nicht zerſchneide. Hierauf betrachtet er die Menge des in der rechten oder linken Bruſthöhle ausgetretenen Bluts, zieht ſolches vermittelſt eines Schwammes heraus, und unterſucht, ob die Verblutung von zerſchnittenen Blutgefäßen der Lungen oder des Herzens entſtanden; ferners, ob alle in der Bruſt enthaltene Theile ſich neben der Wunde in einem geſunden Zuſtande befunden, und in den Herzgefäßen, in der Herzkammer, oder im Sack der Hohl- oder Lungenader keine Polypen geweſen ſeyn.

Achtens: iſt die Verwundung am Bauch geſchehen, ſo ſoll der Wundarzt nach Eröffnung deſſelben eine gleiche Unterſuchung anſtellen, den tödtlich verwundet wordenen Theil aufs genaueſte beſchreiben, und anzeigen, in welchem Zuſtande er die übrigen Eingeweide angetroffen habe.

In Fällen, wo die wahre Urſache der Tödtlichkeit von der Verletzung eines Theils in dieſer oder jener Höhle des Leibes gründlich bewieſen werden kann, iſt der Wundarzt nicht allemahl verpflichtet, die übrigen Höhlen zu eröffnen; als z. E. in tödtlichen Verletzungen des kleinen und großen Gehirns, des Rückgradmarks, der Lungen, des Herzens und der großen Blutgefäße in der Bruſt, des Zwerchfells, der Leber, Milz, Magens, der Gedärme, Gekröſes, der Nieren, Harnblaſe und großen Blutadern des Unterleibes. Doch wird er jedesmahl einen vollkommenen Bericht von den wah-

ren Urſachen des Todes dem Richter des Orts eingeben, um ſich wider alle zweifelhafte Vorwürfe ſchützen zu können, wenn er die Eingeweide in allen drey Höhlen genau unterſucht.

§. III.

Es iſt auch oben §. II. bemerkt worden, daß ein Wundarzt es nicht nöthig habe, ertrunkene Perſonen, an denen keine äuſſerliche Zeichen einer gewaltthätigen Verletzung geſunden worden, oder ſolche, die vom Kohlenrauch, Schwefel, Wein, Bier und Dampf, oder vom Blitz getödtet worden, und er davon vollkommen überzeugt iſt, legaliſch zu eröffnen, weil man ſchon durch eine genugſame Menge hierüber gemachter Unterſuchungen und Beobachtungen verſichert iſt, daß ſie dadurch alle an einem Schlag- oder Steckfluß geſtorben ſind. Da aber auch erwürgte Perſonen von gleicher Urſache ſterben, ſo ſoll der Wundarzt ſelbige ohne Anſtand öffnen, wenn er an ihnen nur die geringſten Merkmahle der Erwürgung an der äuſſern Haut des Halſes oder an der Bruſt entdecket; zuerſt eröffnet er den Kopf, in welchem er ausgetretenes Blut, und ſowohl die Schlag- als rückführenden Adern vom Blut auſſerordentlich ausgedehnt, und das Hirn drückend finden wird; in der Bruſt wird er auch die Lungengefäße von übermäßigem Blut angeſchwollen, die Lungen braunroth und die Herzkammer gleichfalls von vielem Blut ausgedehnt antreffen.

§. IV.

Iſt das todtgefundene Subject ein friſchgebohrnes Kind, an welchem keine äuſſerliche Merkmahle einiger Verletzung bemerkt werden, hingegen aber deſſen Nabelſchnur nicht unterbunden worden iſt, durch die es ſich hat verbluten können, und es noch ungewiß iſt, ob es todt oder lebendig gebohren ſey, ſo ſoll der Wund-Arzt deſſen Bruſt zuerſt öffnen, von den Lungen einige Stücke abſchneiden, dieſelben ins Waſſer werfen und (obſchon es zu keiner gänzlich entſcheidenden Probe dienen ſoll,) dennoch in ſeinem Bericht anzeigen, ob ſelbige obgeſchwommen, oder zu Boden geſunken.

An-

Anbey wird er auch anzeigen: ob es bis zur gewohnten Geburtszeit gelanget ſey? ob ſich an ſeinen innerlichen Hauptttheilen etwas unnatürliches oder krankes erzeugt habe, welches ſeinen Tod ſchon nach dem Lauf der Natur hätte verurſachen können, und inſonderheit von der eigentlichen Beſchaffenheit der Lunge eine umſtändliche Beſchreibung beyfügen.

§. V.

Ein Arzt oder Wundarzt, von dem ein gründliches Gutachten über Todesfälle gefordert wird, die von Vergiftungen entſtanden ſind, kann ohne genaue Kenntniſſe aller giftartigen Dinge, die den Menſchen plötzlich oder langſam zu tödten fähig ſind, nur ſelten und beſtimmt eines vorlegen. Deswegen werden die Land-Aerzte ermahnt, die hierüber von gelehrten Männern mitgetheilte Beobachtungen und Anweiſungen fleißig zu leſen, damit ſie in Criminalfällen dem Richter über alles, was den verurſachten Tod eines vergifteten Menſchen angeht, einen deutlichen und entſcheidenden Bericht abſtatten können. Es iſt jedermann bekannt, daß von jedem eingenommenen ätzenden Gift, wie z. E. vom Grünſpan, Arſenic, Sublimat, Vitriolöl, Scheid-Waſſer, und ſo vielen andern Dingen mehr, aus dem Mineral- als Pflanzenreich, ein Menſch plötzlich getödtet werden kann, und hievon immer, ſogleich die heftigſten Zuckungen, Gichter, Schmerzen im Gaumen (Rachen) und Magen, und der heftigſte Reiz zum Erbrechen bis zum Tode in ihm erregt werden, welches kein anderer im Leibe entwickelt wordener Stoff von verderbten Säften und Krankheiten jemahls ſo plötzlich hervorzubringen vermögend iſt. Es mag nun eine ſolche Wirkung von dieſer oder jener Urſache entſtanden ſeyn, daß ein Menſch davon getödtet wird, ſo giebt dieſes eine ſehr ſtarke Vermuthung von Vergiftung, und in ſolchem Falle ſoll der Wundarzt, nachdem er ſich aller Umſtände und der Zufälle halber, die ſich an ſelbigem vor ſeinem Tode eräugnet haben genau wird erkundiget haben, den Körper eröffnen, und dabey fürnemlich die innere Beſchaffenheit des Gaumens, der Speiseröhre, des Magens und der Därme unterſuchen, welche, wenn ſie entzündet, zerfreſſen und

mit dem Brand behaftet ſind, deutlich anzeigen, daß der Menſch, der eine kurze Zeit vorher geſund geweſen, von einer eingeſchluckten ſcharfen und ätzenden Materie vergiftet, und damit getödtet worden ſey.

Es iſt meiner gnädigen Herren Wille und Befehl, daß ſich alle Aerzte und Wundärzte gegenwärtige Inſtruction, wovon jedem ein Doppel zugeſtellt werden wird, in Vorfallenheiten zur Vorſchrift dienen laſſen, und damit Hochdieſelben wiſſen mögen, ob dieſem Befehl ein Genügen geſchehe; ſo ſoll von jedem aufgenommenen Viſo reperto, ein Doppel dem Herrn Amtsmann, zu Handen meiner wohlgebohrnen Herren den Sanitäts-Räthen von dem Verfaſſer deſſelben, übergeben werden, wie bereits durch den 7 §. der Verordnung für Wund-Aerzte, und 6 Art. der Verordnung für Aerzte vorgeſchrieben iſt.

Gegeben den 7 Jänner 1789.

Canzley Bern.

Als Muſter von einem Viſum repertum, führe ich hier eines der neuern an, welches von Meiſter-Händen kommt.

Nachdem das herzogliche Amt allhier, uns den Amts-Phyſicum und Amts-Chirurgum erſuchen laſſen, die gerichtliche Section des entleibten Studioſi Medicinae, Nahmens *Aſſum*, aus Wertheim gebürtig, vorzunehmen, ſo haben wir heute dato, Nachmittags 2 Uhr, in der Heßlingiſchen Apotheke dieſe gerichtliche Section, in Gegenwart des Herrn Land Richter *Hellbach* und des Herrn Amts-Actuarii *Bielke*, gehörig unternommen, wobey wir denn Folgendes ſogleich angemerkt:

1. Den Leichnam fanden wir in ſeinen Kleidern in einem Sorgeſtuhl ſitzend, die Weſte aufgeknöpft, und das Hemde voller Blut. Nachdem wir nun den Leichnam behutſam auf den Tiſch gelegt, das Hemde zerſchnitten, und den Leib vom Blute abgewaſchen, ſo fanden wir

2. in

2. in dem Winkel neben der linken Seite an der linea alba, wo ſich die lezte wahre Rippe mit dem cartilagine enſiformi vereinigt, und recht dicht in dieſem Winkel, einen engen Stich von einem ſogenannten Schläger oder Stoßdegen. Als hierauf die allgemeine Bedeckungen nebſt dem Bruſtbein behutſam hinweggenommen worden,

3. ſo ſahen wir alle ſehr deutlich, wie der Stich über dem Zwerchfell, ohne ſolches zu verletzen, hinweg geglitſcht.

4. Sogleich bemerkten wir auch, daß die ganze Lunge, ſowohl in der linken als rechten Bruſt. Höhle, völlig zuſammengefallen und ganz von Blute leer.

5. Ueber dem Diaphragma befand ſich eine Menge extravaſirtes Blut. Nachdem wir nun den Herz-Beutel beſonders betrachteten, ſo fanden wir denſelben ganz entſetzlich ſtrotzend vergrößert, und von mehr als einem Nößel Blut angefüllt. So wie nun der Herzbeutel näher unterſucht war, ſo fand ſich, daß der in bemeldtem Winkel befindliche Stich durch den Herzbeutel durchgegangen. Wir öffneten daher nach der Länge oberhalb in gerader Linie, vom Stich bis gegen das Kinn gerechnet, den Herzbeutel, worauf das noch nicht geronnene Blut in die Bruſthöhle lief; gegen die Spitze des Herzens zu, welche gerade unter dem Stich lag, befand ſich ein großer Klumpe geronnenes Blut, und nachdem auch dieſes hinweggenommen, ſo lag das Herz in ſeiner natürlichen Lage mit der Spitze gerade unter dem Stich, welcher auch unten einen Zoll breit von der Spitze nach der Baſi des Herzens, dicht über dem margine nach vorne, gerade durch die vordere Herzkammer, oder, wie ſie auch heißt, die rechte Herzkammer, dergeſtalt penetrirt war, daß der Stich auf der hintern und untern Fläche der hintern oder linken Herzkammer ganz tief durch den dickſten fleiſchichten marginem dieſer Kammer durchgegangen war.

6. Ferner penetrirte der nemliche Stich auf der hintern Fläche des Herzbeutels, dicht am Zwerchfell, und

7. penetrirte auch hier der gleiche Stich das Zwerchfell durchaus nach dem Unterleibe; und wie wir bey Oeffnung des Unterleibes fanden, ſo war derſelbe Stich

8. in den hohlen Unterleib dergeſtalt penetrirt, daß er hinter dem margine des linken lobi der Leber, ſo über den Magen ſich legt, und ihn zum Theil bedeckt, ſein Ende hatte, ohne daß der gewölbte Theil oder Rand dieſes Theils der Leber im mindeſten wäre verletzt geweſen. Nachdem nun das Herz mit allen ſeinen Gefäßen ganz herausgenommen wurde, ſo ging durch den ganzen Stich ein tubulus in der Dicke einer Federſpule von einer Gans bequem und ohne Gewalt durch. Als wir nun die vordere oder rechte Herzkammer nach der Länge in der Mitte in geraumer Entfernung vom Stich aufgeſchnitten, ſo ſahen wir deutlich, daß der Stich durch die vordere Herzkammer ganz unten durch penetrirt; da wir nun auch an der linken oder hintern Herzkammer den Stich auf gleiche Art unterſuchten, ſo fanden wir, daß derſelbe hier, nicht wie in der vordern Kammer, durch die Höhle derſelben, ſondern bloß durch den fleiſchichten Theil der Spitze der hintern Herzkammer, und die äuſſere Wand gedrungen. Da alſo die vordere Herzkammer ganz durchſtochen, ſo iſt es ſehr deutlich, wie die Lungen ganz zuſammen gefallen, und ihre Gefäße von Blut ganz leer ſeyn können, und wie das Blut über dem Zwerchfell in der Bruſthöhle extravaſiren können, und ſich daſelbſt anhäufen.

Die Natur dieſer Verletzung iſt alſo dieſe, daß durch ſie der Kreislauf des Blutes völlig zerſtöret worden, und noch nie hat die chirurgiſche und mediciniſche Kunſt eine ſolche Wunde heilen können, als welches ganz unmöglich. Wir erkennen daher die Wunde für abſolute lethal, dergeſtalt, daß keine menſchliche Kunſt den Tod hätte abwenden und verhindern können. Welches alles

wir

wir getreulich und pflichtmäßig durch dieſes viſum repertum und angehängtes Gutachten hochlöbl. Judicio unter unſrer Unterſchrift und Petſchaft benachrichtigen ſollen. Jena, Freytags den 29 December 1769.

(L.S.)

D. Ernſt Gottfried Baldinger,
Jenaiſcher Amtsphyſicus. *P. P. O.*

Sind der Arzt und Wundarzt unterſchiedener Meinung, ſo übergiebt jeder ein beſonderes Gutachten; ſind ſie gleicher Meinung, ſo ſtellen ſie es gemeinſchaftlich aus, und unterſchreiben es. Uebrigens iſt dieſes Gutachten immer nur eine Meinung, ein Rath, und geht daher niemahls in Rechts-Kraft über; es iſt alſo dem Ankläger ſowohl, als dem Vertheidiger, immer erlaubt, es anzufechten; und wenn ſie aus ſcheinbaren Gründen daſſelbe beſtreiten, ſo kann der Richter nicht geradezu darauf urtheilen, ſondern, ſo wie in dem Falle, wenn der Arzt und Wundarzt ungleicher Meinung ſind, verſchickt er alsdann die Acten an eine ganze mediciniſche Facultät, oder an ein mediciniſches Collegium; und wenn dieſes beſtimmt entſcheidet, ſpricht er nach dieſer Entſcheidung. Wenn aber nach dieſem Gutachten der Facultät oder des Collegii die Sache zweifelhaft bleibt, oder Mängel in der Legal-Beſichtigung bemerket werden, weshalb nicht mit Sicherheit entſchieden werden kann, ſo wird, wegen der daraus entſtehenden Ungewißheit im Corpore delicti, eine gelindere auſſerordentliche Strafe erkannt.

Bey dem Schluſſe dieſes Artikels muß ich noch eines Streites gedenken, welchen der berühmte Rechts-Gelehrte Polycarp Leyſer veranlaſſet hat. Dieſer

 wollte

wollte in einer eigenen Diſſertation: De fruſtranea cadaveris inſpectione, Helmſt. 1731, beweiſen, daß die gerichtliche Section ein unnützes Geſchäft ſey; Sam. Fr. Böhmer aber hat ihn in ſeiner Diſſert. de legitima cadaveris ſectione, Hal. 1747, hinlänglich widerlegt. Ich will die vornehmſten Gründe, welche Leyſer für ſeine Meinung angeführt hat, kürzlich anzeigen. Erſtlich ſagt er, laufe es wider die Ehre der Rechtsgelehrten, Leute, wie die Aerzte, in gerichtlichen Dingen um Rath zu fragen. Zweytens, geſchähe es mehr aus Gewohnheit, als aus Nothwendigkeit, daß man getödtete Menſchen, um die Strafe des Thäters zu beſtimmen, beſichtige und öffne. Drittens, aus den Umſtänden der Mordthat, und den Folgen der Verwundung, erhelle genugſam, ob eine Wunde tödlich geweſen ſey. Viertens machten die Geſetze keinen Unterſchied darin, ob der Tod von einer Verwundung ſelbſt, oder von einer gelegentlich hinzugekommenen Urſache herrühre; und ſie beſtraften einen Menſchen-Mord ohne Unterſchied. Fünftens habe man in ältern Zeiten gar nichts von der Leichen-Beſichtigung gewußt, und ſie ſey auch in dem Rechte der Natur nicht gegründet; man brauche nicht über die Tödlichkeit einer Wunde zu ſtreiten, denn wo kein Dolus ſey, findet die Todes-Strafe nicht Statt, ſo gut als bey andern zureichenden Entſchuldigungs-Gründen, als da ſeyn: das Alter des Mörders, die Nothwehr (moderamen inculpatae tutelae), und der gerechte Verdruß. Wenn, ſiebentes, die Geſetze ſchon demjenigen den Tod zu erkennen, der, in der Abſicht zu morden, mit Gewehr einher geht, ſo ſeyn diejenigen um ſo mehr des Todes ſchuldig, welche wirklich getödtet hätten, und da fänden keine Entſchuldigungs-Gründe Statt, ſondern man könne ſie, ohne daß ein Arzt vorher die Leichen-Beſichtigung angeſtellt habe, hinrichten laſſen. Marcian ſage ad legem

legem Corneliam de ſicariis: Kaiſer Hadrian mache unter denen, die getödtet haben, und denen, die in der Abſicht zu tödten eine Wunde beygebracht hätten, gar keinen Unterſchied, und verurtheile beyde als Tod-Schläger; es ſey genug zur Hinrichtung, daß man die Abſicht des Angreifenden zu tödten, aus der Beſchaffenheit der That (Species facti), aus der Schädlichkeit des gebrauchten Jnſtrumentes, und aus der unmittelbar erfolgten tödlichen Wirkung, klar einſehe. Achtens, die peinliche Halsgerichts-Ordnung handle, im 149 Art. nur von der Beſichtigung, nicht aber von der Oeffnung der Leichen, und man habe leztere erſt nachher hinzugethan. Neuntens, verleite die Nachſicht von Richtern, die Entſchuldigungs-Gründe von der Beſchaffenheit der Wunde genommen gelten lieſen, und die Mörder nicht mit Schärfe ſtraften, auch andre, einen Mord zu wagen. Zehntens, beruft er ſich noch auf das Anſehen der Ausleger der Geſetze, worunter er vor allen die juriſtiſche Facultät in Leipzig und Wittenberg rechnet, welche ſich um dieſe Art von Leichen-Oeffnung gar nicht bekümmerten, und es für hinreichend hielten, die Todes-Strafe zu zuerkennen, wenn die Abſicht des Thäters, das tödtliche Werkzeug und der unmittelbar darauf erfolgte Tod, bekannt ſeyn.

Der erſte von dieſen insgeſammt ſchwachen Gründen, verdient gar keine Antwort, und die Mühe iſt zu bedauern, welche Seger und Behriſch (*), zu ſeiner Widerlegung, mit vieler Gelehrſamkeit angewendet haben. Daß dieſe Gowohnheit kein bloßes Herkommen ſey, ſondern geſetzlichen Grund, anfänglich im kanoniſchen Rechte, ſodann auch in andern habe, hat Böhmer gründlich bewieſen. Auf den dritten, vierten und fünften Grund läßt ſich

(*) De ſectione cadaueris occiſi, §. 2, wo er nebſt vielen andern, auch den §. 6. aus Böhmer's erwähnter Diſſertation anführt. Ferner eb. daſ. §. 4, wo die römiſchen Alterthümer dieſer Sache vorkommen. Und endlich §. 8. 9, die alles kürzer zuſammen faſſen.

ſich mit Hebenſtreit und Carpzov (*) antworten. Der ſechſte Grund fällt dadurch von ſelbſt. Den ſiebenten beant-

(*) Non ſolum nobis de homicidio conſtare debet, ſed etiam de omnibus qualitatibus et circumſtantiis homicidii, et praecipue, occiſum ex percuſſione aut vulnere inflicto obiiſſe, illudque fuiſſe lethale et mortiferum, hoc eſt tale, quod plus tendit ad mortem, quam ad euaſionem. CARPZOV. *Pract. rer. criminal.* p. 134.

Und Hebenſtreit ſagt, Sect. II. Membr. 2, c. 1, §. 18: Jus naturae vult, vitam homicidae et occiſi aequali ſtare pretio, et illam amiſſam huius morte luendam eſſe. Quodſi ergo dubium ſupereſſe poteſt, an vitae vulnerati iactura ad rationes aggreſſoris referenda ſit, an illa, alia potius ex cauſa, quae aggreſſorem nihil attinet, non autem ex eius actu mortifero, immediate fluit, ſed aliunde factum eſt, quo defunctus ſit, qui ſeruari poterat, quodſi porro lex naturae tutelam vitae vnicique permittit, qui in periculo mortis verſatur; adeoque et delinquenti defenſio denegari nequit. Aſt, ſine ſectione cadaueris, nulla defenſionis momenta animo concipi poſſunt: neutiquam ergo, ex ſolo legis praeiudicio, quia ita fiere oportere, *Imperator* infferit, ſed ex obligatione et aequitate naturali erga delinquentem, cuius potiſſimum cauſa ille actus celebratur, ſectio legalis medica neceſſario requiritur. Neglecta ſectio in quibusdam caſibus dubium eſſe ſineret, an homicidium commiſſum ſit; poſſet enim in cadauer actus crudelis commiſſus eſſe, veluti infanticida animum occidendi habere potuit, et praecidit iugulum partui, aſt ille ante partum, aut durante illo, defunctus eſt; hic nulla vita peſſundata fuit, nulla ergo locum habet compenſatio; ſed vnde ſcias, in viuum ſaeuiiſſe matrem, niſi ſecueris? Ecquis haud videt, funeris ſectionem totius inquiſitionis in cauſa homicidii fundamentum plerumque eſſe? Deinde lex diuina, naturalis ac ciuilis non decernit ſupplicium illi, qui in vitae periculum aliquem adduxit, ſed illum, qui occidit, damnat. Vnde autem reſciscas, abfuiſſe periculum, abfuiſſe vitae ſeruandae fiduciam, nec tam *propter*, quam potis *poſt* vulnus occubuiſſe, quem, quo minus conualesceret, non tam actus aliquis mortifer, quam potius peregrina forte cauſa, ad rationes aggreſſoris haud referenda, impediuit? Vnde intelligas, vitae formam, leeſione vitalium viſcerum facta, ad homicida deſtructam fuiſſe, nec coincidiſſe mortis cauſam aliam? Qualis ac tus forenſis poterit huius certitudinis normam ſtatuere, ſi a ſectione funerum receſſeris? Lex naturae vitae ruinam vitae iactura compenſandam ſtatuit, illius qui mortem intulit. Quodſi ergo duo vulnerauerint, altero obtuſum

beantwortet Hebenſtreit (*). Der achte, neunte und zehnte Grund ſind eben ſo fehlerhaft: der erſte von dieſen

ſum inſtrumentum applicante ad latus ſiniſtrum, vbi coſtae finiunt, vnde lien ruptus ſit, altero pectus transfodiente, videbitur ille, qui vulnus apertum fecit, mortis cauſa eſſe, altero qui lienem rupit, quoniam vulnus non apparet, impuni abeunte. Quis modus ſupereſt, verum occiſorem detegendi, ſi medicos ex foro abigis? Lex naturae multorum vitas pro vna compenſanda haud poſtulat. Quo medio cognoscendi poteris ex multis vulneribus illud detegere, quod mortem intulit? ſique duo percuſſores in queſtionem veniunt, vnde ſcias, huius aut illius gladio confectum hominem eſſe, ſi funus haud diſſecas? Superueniente morbo, qui ex natura laeſionis haud fluit, eryſipelate, propter vulnerati incontinentiam, inducto, extinguitur afflictus homo, quis te docebit, an ad aegroti, an ad percuſſoris rationes cauſa mortis referenda ſit? Dicis, niſi vulneraſſet Caius, Sempronio eryſipelas cauſa mortis futura non erat. Largior: ſed cauſam proximam mortis puniendam leges volunt, non accidentalem: *qui occidit, morte poenam luat.* Quis autem occiderit, an ipſe aegrotus, an qui male medicatus ſit, niſi funus ſectum eſt, conſtabit neutiquam. Clandeſtina committuntur homicidia, venenis inſidioſe mixtis; aufugiet veneficus, ſi ſectionem funerum ex foro relegabis. Lex adeoque naturae inſpectionem funeris non abnuit, quin imperat, et diuina lex non impedit fieri. Nam illa, ex euentu homicidium eſtimandum eſſe, pronuntiat. Ita enim ſonant verba diuina *Num.* cap. 34, v. 16, ſq. Wer jemand mit einem Eiſen ſchlägt, daß er ſtirbt, der iſt ein Todtſchläger ꝛc. adeoque de laeſione, quae mortem, tanquam cauſa proxima intulit, vt mortem mereri delinquens poſſit, agitur, neque iſta particula conditionalis animum aggreſſoris, ſed euentum et laeſionis effectum, nulla interueniente peregrina mortis cauſa inductum, denotat.

(*) Eb. daſ. Denique, quando ſententiarum arbitri etiamſi ſectio cadaueris omiſſa fuit, argumentis aliis inducti, a rigoroſiore decreto detineri ſeſe quandoque haud patiuntur, hoc ipſo equidem ſectionum omiſſionem haud laudant, vel eam tamquam futilem expungunt, ſed defectum illius aliis circumſtantiis ſuppleri quandoque poſſe ſtatuunt. *Nempe defenſionum momenta ſurripienda delinquentibus haud ſunt, neque illis iudices tanquam ira commoti poenas ſtatuunt:* duci te iubeo quia damnatus es, *ſed aequali iuſtitia et verſus criminis punitionem, et verſus reum, feruntur, cui defenſionis media,* licet

breven, thut der geſunden Auslegung Gewalt; der zweyte beſteht in einer überflüſſigen Beſorgniß; und der dritte in einem Vorurtheile des Anſehens.

Legale oder Legitimum Impedimentum, ſiehe **Ehehaften**, im X Th., S. 168, f.

Legaliſiren, Legalität; ſiehe oben S. 693.

Legat, Legatum; ſiehe **Vermächtniß**.

Legat, Legatus; ſiehe **Geſandte**, im XVII Th., S. 454, fgg.

Legat. (Päpſtlicher) Zu den Zeiten der altrömiſchen Kaiſer, wurden Legati diejenigen genannt, welche im Nahmen der Kaiſer die Armeen, bey denen ſie nicht ſelbſt gegenwärtig ſeyn konnten, commandirten, und von niemand als von ihnen abhingen. Siehe im L Th., S. 742, und 744. Als der Papſt anfing, ſich als das geiſtliche Oberhaupt der ganzen Chriſtenheit anzuſehen, belegte er ebenfalls nicht nur ſeine Bevollmächtigten mit dem Nahmen **Legat**, um auch durch dieſen Titel die Welt immer mehr zu gewöhnen, ihn für den Herrn, der über alle erhaben wäre, zu halten, ſondern er ertheilte auch dieſen Titel verſchiedenen Erz-Biſchöfen, die man alsdann ſo anſehen mußte, als ob ſie nicht aus eigener Gewalt, ſondern nur als Bevollmächtigte des Papſtes, der nicht überall zugegen ſeyn, und für das Beſte der Kirche ſorgen könnte, für das Wohl der Kirche zu ſorgen hätten.

So erhielt ſchon **Bonifacius**, der erſte Apoſtel der Deutſchen, den Titel eines Miſſi et Legati des heiligen **Peter's**, von dem es noch zweifelhaft iſt, ob er ihm, oder dem päpſtlichen Stuhle, den mehreſten Vortheil verſchaffet hat. Gewiß iſt es, daß der erz=

licet haud expectari poſſe viſa, tamen tanquam poſſibilia *non praeſcidunt*, ne noua ſanguinis crimine prouincia oneretur; cum tantum ſit, nocentem inaudita cauſa ad ſupplicum duci, quantum eſt, innocentem occidere.

erzbiſchöfliche Stuhl zu Mainz dieſem Titel, den auch des Bonifacius Nachfolger erhielten, ſeinen Vorrang zu verdanken hat, denn er wollte und konnte dieſen dem nunmehrigen Stellvertreter des Papſtes ſtreitig machen; aber gewiß iſt es auch, daß eben dadurch der Grund zu der großen Unterwüfigkeit der deutſchen katholiſchen Kirche unter den päpſtlichen Stuhl gelegt iſt.

Bald ſuchten auch die Erz-Biſchöfe von Trier, Cöllen und Salzburg, dieſen Titel zu erhalten, nicht nur der zeitlichen Ehre halber, ſondern auch in der Hoffnung, daß ſie alsdann der auſſerordentlichen päpſtlichen Nuncien los werden würden. Der Papſt fand ſeinen Vortheil dabey ſo ſehr, daß er den Supplikanten nicht nur ihre Bitte für ihre Perſonen bewilligte, ſondern ſelbſt den Titel eines Legaten des apoſtoliſchen Stuhles mit dem Beſitze ihrer Erz-Biſthümer dergeſtalt verband, daß ein jeder erwählter und beſtätigter Erz-Biſchof von Trier, Cöllen und Salzburg, auch ſeitdem zugleich päpſtlicher Legat iſt.

Auf dieſe Art entſtand ein Unterſchied zwiſchen **gebornen Legaten**, Legati nati, und **abgeordneten** Legati miſſi. Die gebornen Legaten verrichten keine Geſandſchaften, und führen dieſen Titel nicht wegen ihrer Perſon, ſondern wegen ihrer geiſtlichen Würde. Dergleichen Legati nati ſind die Erz-Biſchöfe zu Trier, Cölln, Salzburg, Prag, Rheims, Arles, Toledo, u. a. Dieſer Charakter wird auch einigen, nicht wegen gewiſſer geiſtlicher Beneficien, ſondern als ein beſonderes Vorrecht, beygelegt. Ueber die Rechte der gebornen Legaten giebt der Ausſpruch **Alexander's** III. in Decret. ad Archiep. angl. C.I.X. de Officiis Legati Aufſchluß, indem es daſelbſt heißt: „ſane licet idem archiepiſcopus metropolitico iure audire „non debeat cauſas de epiſcopatibus veſtris, niſi per appel„lationem deferuntur ad eum, *legationis tamen obtentu*, *uni*-„*uer*-

„*uerſas*, quae per *appellationem* vel per *querimoniam* „veniunt ad ſuam audientiam, audire poteſt ac debet, ſicut „qui in *prouincia ſua vices noſtras* gerere comprobatur.“ Allein nach dem neuern Kirchen-Recht finden dieſe Rechte nicht mehr Statt, und ſie werden nicht weiter den gebornen Legaten von den Biſchöfen zugeſtanden (*). Jezt halten die deutſchen Erz-Biſchöfe die Würde eines gebornen Legaten ſich nicht mehr zur Ehre.

In Anſehung der päpſtlichen Geſandten, wird ein ähnlicher Unterſchied, als unter den Geſandten der weltlichen Mächte, gemacht. So wie dieſe ſich in Geſandte vom erſten und zweyten Range theilen, ſo findet auch ein gleiches bey den Geſandten des Papſtes Statt. Die vom erſten Range heißen **Legaten von der Seite** Legati a latere, und ſind gewöhnlich Cardinäle, als welche des Papſtes ordentliche geheime Staats-Räthe, und demſelben ſtets zur Seite ſind; daher ſie, wenn er ſie verſchickt, gleichſam von ſeiner Seite genommen werden. Sie ſind die vornehmſten unter allen, führen die Zeichen (Inſignia) der päpſtlichen Würde, haben alſo einen vorſtellenden Charakter (Characterem repraeſentativum), und es iſt die höchſte Geſandtſchaft und Ehre, welche gekrönte Häupter von dem Papſte erhalten können. Die Ernennung eines ſolchen Legati a latere geſchieht ordentlich in Conſiſtorio, und es wird ihm, um ſeine Geſandtſchaft deſto anſehnlicher zu machen, von dem Papſte ein gewiſſes Kreuz übergeben, deſſen er ſich, wenn er 40 Meilen von Rom entfernt iſt, bedient, ſolches in die Höhe richtet, und damit, an ſtatt des Papſtes, den Segen ertheilt. Ueberdies hat er allerley anſehnliche Privilegien, z. B. in gewiſſen vorbehaltenen Fällen (caſibus reſeruatis) die Abſolution zu ertheilen, die Reſignation der Kirchen-Beneficien zu ver=

(*) *Engel* in Colleg. Jur. Canon. L. I. Tit. 30, n. 11.

verſtatten, und andere Handlungen (Actus) der päpſtlichen Gewalt auszuüben. Sollte ein ſolcher Legat noch nicht Cardinal ſeyn, und doch für einen Legatum a latere betrachtet werden, ſo muß er vor ſeiner Abreiſe den Saum des päpſtlichen Kleides berühren. Dergleichen Legaten hatten ehemahls in Frankreich den Vorſitz vor den Prinzen vom Geblüte, wenn der König ſein Lit de juſtice im Parlamente hielt.

Die päpſtlichen Geſandten der zweyten Ordnung, die an ſich ſchon einen hohen Stand und Rang haben, werden *Nuncien* genannt. *Internuncien* ſind noch geringer, und mit den Reſidenten zu vergleichen. Es wird davon im Art. *Nuncien* gehandelt werden.

Nic. Boerius de legati a latere officio et autoritate; in *Tract* Tractat. XIII.

Petr. Andr. Gammarus de *Caſali* de officio et autoritate legati a latere; ibid. et ab *Auguſtino Ferentillo* recognitus. Venet. 1571, 1572. fol.

Gabr. Wagenſeil diſſ. de legato a latere. Alt. 1696.

Jo. Schott diſſ. de legatis natis. Bamb. 1778.

Moſers deutſches Staatsrecht, Th. II, Cap. 36.

Joſ. von Sartori Staatsrecht der deutſchen Erz- Hoch- und Ritterſtifter, B. 1, Th. 1, §. 196, f.

Chr. Heinr. v. Römer Verſuch einer Einleitung in die Grundſätze über die Geſandtſchaften, (Gotha, 1788, 8.) S. 73. 98. 129, f.

Legati werden auch diejenigen genannt, welche der Papſt abſchickt, um bey einem allgemeinen Concilio ſeine Stelle zu vertreten.

Endlich heißen auch Legati die päpſtlichen Statthalter, Gouverneurs oder Verweſer in den fünf ſogenannten *Legationen* in dem Kirchen-Staate, Bologna, Urbino, Romagna, Ferrara und Avignon, welche durch päpſtliche Legaten regiert werden, wiewohl, zur Erſparung der Koſten, keine wirkliche, ſondern nur *Vice-Legaten* daſelbſt angeſtellt ſind. Der Vertreter des Legaten zu Urbino hat den Titel eines Präſidenten der Legation. Die übrigen Landſchaften in dem Kirchen-Staate werden durch andere Gouverna-

natoren regiert. Das Amt eines Legaten dauert 3 Jahr.

Legati obedientiae, werden am päpſtlichen Hofe diejenigen Geſandten genannt, welche von dem römiſchen Kaiſer und andern katholiſchen Mächten, bey dem Antritte ihrer Regierung, an den Papſt geſchickt werden, um dem apoſtoliſchen Stuhle, im Nahmen ihrer Principalen, allen Schutz und geiſtlichen Gehorſam zu verſprechen,

Legatarius, ſiehe unter **Vermächtniß.**

Legatine, ein ſchlechter franzöſicher Zeug, der aus Floret-Seide, Haaren, Zwirn, Wolle oder Baumwolle vermengt, gemacht iſt. Er hat dreyerley Breite. Einige liegen eine halbe Elle weniger $\frac{1}{16}$ breit; andere, eine völlige halbe Elle; die breiteſten aber ſind eine halbe Elle und $\frac{1}{16}$ breit.

Legationen, im Kirchen-Staate, ſ. auf der vorhergehenden Seite.

Legations-Caſſe, **Legations-Rath**, **Legations-Secretair**; ſ. im XVII Th., S. 462, 465 und 466.

Legatum. ſiehe **Vermächtniß.**

Legatur, in der Chemie; ſiehe **Legiren.**

Legature, ein Zeug; ſiehe *Ligature*.

Legatus, ſiehe **Geſandte**, im XVII Th., S, 454, fgg.

Legau, ein Marktfleken in der fürſtlichen Abtey Kempten, im ſchwäbiſchen Kreiſe, der 1485 vom K. Friedrich III. Markt-Gerechtigkeit erhalten hat.

Legde, im Waſſerbau, die Schwelle einer Schleuſe, auf welcher die Ständer oder Stiele einer Wand zu ſtehen kommen.

Lege, (das) der kalte Brand beym Hornvieh; ſ. im VI Th., S. 409.

Lege-Angel, bey den Fiſchern, eine Art Angel, welche aus bloßen Angel-Haken und Schnüren beſtehen, und in das Waſſer geleget werden, damit die durchgehenden Fiſche daran anbeißen mögen: **Nacht-Schnüre**, weil

weil ſie gegen die Nacht=Zeit geleget werden; zum Unterſchiede von der Angel=Ruthe. Siehe im II Th., S. 113, f.

Lege=Bank, ſiehe **Legge=Bank**.

Lege=Bret, bey den Papier=Machern, dasjenige Bret, worauf der Leger das Papier legt.

Lege=Büchſe, ſiehe **Selbſt=Geſchoß**.

Lege=Eiſen, im Bergbaue, Stücke Eiſen, welche auf der einen langen Seite ſcharf wie ein Keil, auf der andern 4 Zoll dick und breit ſind, und in den gemachten Ritz geleget werden, um große eiſerne Keile dazwiſchen zu ſetzen, um das Geſtein und die großen Wände damit los zu gewinnen.

Auch die durchlöcherten Eiſen, welche die Pfoed=Eiſen, worin die Walzen der großen Schwingen an einem Kunſt=Geſtänge, als in Pfannen liegen, bedecken, werden eben daſelbſt **Lege=Eiſen** genannt. Sie ſind deswegen durchlöchert, um Fett hinein gießen zu können, damit die Walzen ſich darin bequem herum drehen können.

Lege=Feuer, ſiehe **Leit=Feuer**.

Lege=Filz, bey den Papier=Machern, diejenigen Filze, zwiſchen welche das Papier gelegt wird.

Lege=Henne, in der Haus= und Land=Wirthſchaft, eine Henne, welche wirklich Eyer legt; zum Unterſchiede von einer **Brüt=Henne**.

Lege=Meiler, beym Kohlenbrennen; ſ. im XLIII Th., S. 26.

Lege=Meiſter, **Lege=Ordnung**; ſ. **Legge=Bank**.

Lege=Reuſe, bey den Fiſchern; eine Reuſe, welche auf den Grund eines Waſſers gelegt, und auch eine **Fang=Reuſe** genannt wird. Siehe im XIII Th., S. 655, f.

Lege=Schuß, ſiehe **Selbſt=Geſchoß**.

Lege=Stachel, bey verſchiedenen Inſecten, z. B. den Bienen, Bremſen ꝛc. ein beſonderer Stachel, vermittelſt deſſen die Weibchen ihre Eyer in das Fleiſch an-

derer Thiere, in die Erde oder in das Holz der Pflanzen legen; bey einigen der Nachtſtachel. Siehe im XXX Th., S. 161, f.

Lege-Stadt, Leg-Stadt, überhaupt, eine Stadt, in welche etwas gelegt wird. Beſonders,

1. In der deutſchen Reichs-Verfaſſung, iſt eine **Lege-Stadt** diejenige, in welcher die Reichs-Anlagen und Steuern, als: die verwilligten Römer-Monathe ꝛc. von den Reichs-Ständen der benachbarten Kreiſe nieder geleget, d. i. bezahlet, und worüber ſie von den Räthen dieſer Stadt quittiret werden. Solche ſind: Frankfurth am Main, Nürnberg, Regensburg, Augsburg und Leipzig. Siehe im XXXIII Th., S. 295. In einigen Provinzen führen daher auch diejenigen Städte dieſen Nahmen, in welchen gewiſſe landesfürſtliche Abgaben entrichtet werden müſſen.

Zu Erhebung der Römer-Monathe (ſ. Th. XLIX, S. 611, und Th. LXII, S. 265), pflegte man ſonſt in den verſchiedenen Kreiſen mehrere Lege-Städte zu beſtimmen, und gewiſſe Reichs-Pfennig-Meiſter, welche die Einnahme und Berechnung der Gelder zu beſorgen hatten, anzuſtellen. Im ſiebenjährigen Kriege wurde dieſe Erhebung der Stadt-Kämmerey zu Regensburg überlaſſen, und von derſelben auf gehörige Anweiſung wieder ausbezahlt. Die Berechnung geſchahe hernach durch einen von Zeit zu Zeit bekannt gemachten Extract Stadt Regensburgiſchen Caſſebuchs, worin ſich jede Einnahme nach Ordnung der Zeit verzeichnet fand (*). Die Ausgabe war nur in ganzen Summen angeführt; nicht die Berechnung einzelner Poſten, welche nach der Wahl-Capitulation (**) erforderlich ſcheinen könnte.

Auch

(*) Teutſche Kriegskanzley, 1757. Th. 3, S. 15.
(**) Art. 5, §. 4.

Auch zu Erhebung der Kammer=Zieler (ſ. im XXXIII Th., S. 294), wurden, im R. A. 1548, §. 32, die Reichs-Städte Nürnberg, Augsburg und Frankfurt am Main, leztere abwechſelnd mit Speyer, zu Lege-Städten ernannt. Daß ſie zur Zeit der vorlezten Viſitation noch in Uebung waren, erhellet aus dem V. S. v. 17 May 1713, worin verordnet wurde: „zu proſpiciren, damit die Gelder in den Legſtädten von „den Statibus erlegt, und von dannen den Reichscon„ſtitutionen nach, in die Frankfurther Meſſe gebracht, „und allda von dem Pfennigmeiſter erhoben würden.“ Nachher aber ſind ſie faſt gänzlich auſſer Gebrauch gekommen. Einige Uebetbleibſel findet man noch in Nürnberg, welche die kurſächſiſch=henneberg=ſchleuſingiſche Zieler einſchickt, mit dem Vermelden, daß nichts weiter eingegangen ſey. Die Haupt=Zahlungen geſchehen nunmehr in Frankfurth und Wetzlar, wie denn auch der Viſ. Schluß v. 23 Apr. 1773, Frankfurth als die einzige Lege=Stadt bezeichnet, wo, zu Folge des Reichs=Schluſſes von 1775, §. 34, die Bezahlung der Zieler, auf jeden Standes Koſten, frey von allem Porto, Wechſelgeld, und anderer Auslage, oder unmittelbar an die Pfennigmeiſterey-Caſſe zu Wetzlar, geſchehen ſoll.

2. Im Oeſtreichiſchen ſind **Lege=Städte** diejenigen Städte einer Provinz, in welchen Waren, welche in beträchtlicher Menge aus fremden Ländern kommen, niedergeleget und vollſtändig verzollet werden müſſen.

3. Zuweilen wird auch eine Stapel-Stadt, in welcher die in einem gewiſſen Bezirke vorbey gehenden Waren auf eine gewiſſe Zeit zum Verkaufe ausgeleget und feil gebothen werden müſſen, eine **Lege-Stadt** genannt.

Lege-Stuhl, bey den Papier=Machern, eine Bank mit vier Füßen, welche bey dem Gebrauche ſchräge ſteht, weswegen zwey Füße kürzer ſind als die andern

beyden, worauf der Leger die Bogen einzeln auflegt, und mit der hölzernen Schleppe ausſtreicht.

Lege-Tiſch, ſiehe **Legge-Bank**.

Lege-Zeit, im gem. Leben, diejenige Zeit, da das Federvieh und Geflügel ſeine Eyer zu legen pflegt.

Legel, ſiehe **Lägel**, im LVIII Th., S. 707, f.

Legen, Fr. poſer, ein Zeit-Wort, welches von dem Bey- und Neben Worte leg, niedrig, [ſiehe Seite 692.] abſtammet, und eigentlich niedrig machen bedeutet, da es denn das Activum von dem Neutro liegen iſt. Da nun ein Körper unter andern auch niedriger gemacht wird, wenn man ſeine größte Seite zur Grund-Fläche macht, ſo bedeutet dieſes Wort heut zu Tage,

1. Im eigentlichſten Verſtande, einen Körper liegen machen, d. i. ihn in eine ſolche Stellung bringen, daß er auf ſeiner größten Seite ruhe, welches zugleich den Begriff des Vorſatzes und der Bedachtſamkeit mit einſchließt. *Das Buch wird auf den Tiſch geleget*, wenn man es auf ſeine größte Fläche in Ruhe bringt; zum Unterſchiede von dem ſetzen und ſtellen. *Man legt ſich in das Bett*, wenn man ſeine ganze Länge zur Grund-Fläche macht, zum Unterſchiede von dem ſtellen und ſetzen. *Man legt ſich zu Bette*, wenn man ſich in das Bett legt, um zu ruhen oder zu ſchlafen. *Alles ordentlich legen. Etwas hinter den Ofen, unter den Tiſch, in den Schrank, an die Luft, an die Sonne legen. Etwas beyſeit legen. Holz an das Feuer legen. Sich auf die Erde legen. Sich ſchlafen legen*, welches zugleich der einzige Fall iſt, da dieſes Zeit-Wort den Infinitiv eines andern zu ſich nimmt. *Er hat ſich ſchlafen gelegt. Sich zu jemanden legen*, nähmlich in das Bett. *Sich legen*, bedeutet im gem. Leben

oft,

oft, theils, ſich zu Bette legen, theils aber ſo krank werden, daß man ſich in das Bett legen muß, bettlägerig werden. **Ein Pferd legen**, es wallachen reiſſen, weil es dabey auf die Erde geleget wird.

In vielen Fällen verſchwindet der Begriff der größten Fläche mehr oder weniger, und da bedeutet legen oft weiter nichts als ein Ding an einen gewiſſen Ort, in eine gewiſſe Richtung bringen. Fallſtricke, Fallen, Schlingen legen. Schuhe an die Füße legen. Das Kleid an=, den Mantel um=, die Kleider ablegen. Geſchmeide an den Arm legen. Ein Schloß vor die Thüre legen. Wein in den Keller legen. Feuer legen, d. i. anlegen. Eyer legen, oder nur legen, ſchlechthin, von dem Feder-Viehe und Vögeln, welches im Oeſtreichiſchen dienen genannt wird, von dien, don, niedrig, wie legen von leg, niedrig. Beſatzung in eine Stadt legen. Soldaten in das Quartier legen. Sich vor eine Stadt legen, ſich vor dieſelbe lagern.

In der Haus = Wirthſchaft, heißt Legen oder Auftreiben der Wäſche, die getrocknete Wäſche in gehörige Form zuſammenſchlagen, über einander legen, und in gewiſſe Stöße oder Haufen ſortiren, damit man ſie rollen könne. Wohin auch viele figürliche Arten des Ausdruckes gehören, worin das Zeit-Wort bald in der engern, bald aber auch in der leztern weiten Bedeutung ſteht. Einem etwas in den Weg legn, ihm ein Hinderniß, einen Anſtoß verurſachen, ihn beleidigen. Hand an das Werk legen, das Werk anfangen. Hand an jemanden legen, ihn thätlich, mit gewaltſamer Hand beleidigen, ſich an ihm vergreifen. Hand an ſich ſelbſt legen, ſich ſelbſt umbringen. Einem etwas ſehr nahe legen, theils es ihn deutlich merken laſſen, theils auch ihn ſehr reizen, beſonders zum Zorne. Ein Feld in den Grund legen, eine Zeichnung im Kleinen machen, welche dem

Felde ähnlich iſt, es aufnehmen. Mit jemanden heben und legen; ſ. im XXII Th., S. 570, f. Sich darein legen, ſich ins Mittel legen, eine Sache zu vermitteln, zwey Perſonen zu vergleichen ſuchen. Seinen Feind zu Boden legen, ſowohl ihn überwinden, als auch ihn tödten, ihn erlegen. In beyden Fällen braucht man auch das in vielen Bedeutungen aus dieſem Zeit-Worte gebildete ſchlagen; ſo wie lägga im Schwed. und das Lat. legere, bey dem Plautus, gleichfalls ſchlagen, ferire, bedeutet. Sich auf die faule Seite legen, faul, träge zur Arbeit werden. Etwas an den Tag (im Oberd. zu Tage) legen, es merklich machen, andern merken laſſen. Seine Geſinnung, ſein Vergnügen, ſein Mißvergnügen an den Tag legen. Einem die Worte in den Mund legen, die Worte, welche er ſprechen ſoll, deutlich merken laſſen. Einem etwas zur Laſt legen, es ihm als einen Fehler, als ein Verſehen auslegen; ſ. im LXV Th., S. 185. Sich zum Ziele legen, ſich nach des andern Abſichten bequemen. Die Hand auf den Mund legen, aus Ehrerbiethung, aus Achtung ſchweigen. Die Schuld auf jemand legen, wofür doch ſchieben üblicher iſt, ihm die Schuld von etwas zuſchreiben. Ein Haus, eine Stadt in die Aſche legen, ſie anzünden und abbrennen. Sich wider jemanden legen, Hiob 9, 4. ſich ihm widerſetzen.

2. Im figürlichen Verſtande.

(1) Bey den Schiffern bedeutet es, den Lauf nach einem Orte richten, dahin ſteuern. Worauf zu legen. Mit dem Schiffe von dem Ufer legen. Schwed. lägga. Von Land-Reiſen braucht man dafür im g. L. oft ſchlagen; ſich rechter, linker Hand ſchlagen.

(2) Mit dem vorzüglich vorſtechenden Neben-Begriffe der Dauer, ſowohl in Anſehung der Zeit, als auch der Feſtigkeit. Die dauerhafteſte Lage eines Körpers iſt, wenn er auf ſeiner größten Seite ruhet.

Den

Den Grund zu etwas legen. Einen Fußboden legen, ihn verfertigen. Ein Steinpflaſter legen. In welchen Fällen zugleich der Begriff der Tiefe mit vorſcheinet. In der Bau-Kunſt und bey den Mäurern wird dieſes Wort auf verſchiedene Art gebraucht; denn man ſagt, einen Stein an ſeinen Ort, wo er bleiben ſoll, legen, und trocken legen, d. i. den Stein ohne Mörtel legen, nähmlich, wo man keinen Mörtel zwiſchen die Fugen bringt. Auch ſagt man: einen Pfeiler oder eine Stütze ohne Unterlage legen. Den Stein auf die ſchmahle Seite oder Kante legen, iſt, wenn ein Mauer-Stein auf ſeine ſchwächſte Seite geſtellet wird; auf die breite Seite legen, iſt das Gegentheil davon. Sich zu jemanden in das Haus legen, im g. L., auf lange Zeit bey ihm einkehren. Einen Miſſethäter in Ketten und Banden legen. Jemanden in das Gefängniß legen. Einen Hund, einen Raſenden an die Kette legen, ſ. Th. XXXVII., S. 109. Eiſen legen, bey den Jägern, wenn die Wolfs-, Fuchs- und Marder-Eiſen, die Raub-Thiere darein zu fangen, in den Wäldern und Feldern aufgeſtellet werden. Ein Schiff vor Anker legen, ſich vor Anker legen, oder auch nur, vor Anker legen, das Schiff vermittelſt der Anker befeſtigen. Die Menſchenliebe, welche die Natur in unſer Herz gelegt hat.

In engerer Bedeutung. (a) Auf eine bleibende Art, wenigſtens auf eine gewiſſe Zeit, zu etwas anwenden, die Koſten zu Erreichung einer Abſicht hergeben. Geld in die Lotterie legen, oder nur ſchlechthin, in die Lotterie legen. Sein Geld auf Zinſen, auf Leibrenten legen. Wer Landgüter kauft, hat ſein Geld wohl angelegt. Sein Geld an Waren legen. Ein Capital in die Handlung legen. (b) Sich auf etwas legen, ſich einer Sache mit Ernſt befleißigen. Sich auf das Studieren, auf die Dicht-

Kunſt, auf die Handlung, auf das Zeichnen legen. Sich auf das Trinken, auf den Müßiggang, auf das Fluchen legen. Da dieſe ganze R. A. ſich höchſtens für die vertrauliche Sprech-Art ſchickt, ſo nimmt ſie ſich in der edlern und höhern nur ſchlecht aus. Er legt ſich nun aufs Bitten, er fängt nun an zu bitten. In der vertraulichen Sprech-Art auch zuweilen ohne Reciprocation:

Der Haſe legt es nun aufs Flehen.
Haged.

(c) Beſtimmen, erklären, doch nur im Niederſächſiſchen. Einen Verbrecher friedlos legen, ihn in die Acht erklären. Einen Tag legen, anſetzen, beſtimmen. Schwed. lagga.

(3) Mit dem merklichern Neben-Begriffe der Ruhe, des Aufhörens von der Bewegung. Ein Körper, welcher auf ſeiner größten Seite ruhet, iſt der Bewegung am wenigſten fähig. Einem das Handwerk legen, im g. L., ihn verhindern, ſein Handwerk zu treiben, und in weiterer Bedeutung und im verächtlichen Verſtande, ihn an Erreichung einer Abſicht, an Vollziehung einer gewohnten Handlung hindern. Am häufigſten als ein Reciprocum. Die Wellen legen ſich, hören auf zu toben. Der Wind hat ſich gelegt, Wenn der Sturm ſich legen wird. Die Kälte wird ſich bald legen. Wenn ſein Zorn ſich legen wird. Die Schmerzen fangen an ſich zu legen. Das Griech. ληγειν, bedeutet gleichfalls aufhören, ſich legen.

Daher die Legung, ſtatt deſſen aber doch auch auſſer den zuſammengeſetzten Zeit-Wörtern am häufigſten das Legen, und im Abſtracto die Lage gebraucht wird.

Bey dem Kero leccen, bey dem Ottfried leggen, bey dem Ulphilas lagjan, im Nederſ. liggen, in den gemeinen oberdeutſchen Mund-Arten mit Ausſtoßung des

Gau-

Gaumen-Lautes leien, im Dän. und Schwed. lägga, im Angelſ. lecgan, im Engl. lay, im Isländ. leggia, im Walliſ. llehau, im Griech. λεγομαι; wohin auch das L. locare, von Locus, gehört. Siehe Leg, niedrig, am Ende gegenwärtigen Theiles; Loch, Lache, Th. LVIII, S. 158, f. u. f. f.

Mit legen zuſammengeſetzte Zeit-Wörter, und davon abſtammende Haupt-Wörter und deren Bedeutung.

Ablegen, Niederſ. afleggen, ein Zeit-Wort, welches ſowohl in der thätigen, als in der Mittel-Gattung, üblich iſt.

I. Das Activum bedeutet

1. durch Legen abſondern. In dieſem Verſtande ſagt man im Gartenbaue, Nelken, Baumreiſer, Pflanzen ablegen, wenn man einen Zweig davon umbiegt und mit Erde beſchüttet, damit er Wurzel ſchlage, und zu einer eigenen Pflanze oder Baume werde, eine Verrichtung, welche man auch abſenken, ſenken, einſenken und einlegen nennet.

Daher der Ableger, derjenige Zweig einer Pflanze, oder eines Baumes, welcher zur künftigen Fortpflanzung abgelegt worden iſt.

Im Weinbaue, wird die Art, von welcher die Weinſtöcke als Senker abgeleget worden ſind, das Gelege genannt. Die märkiſchen Weine ſind urſprünglich von fränkiſchem und rheiniſchem Gelege, die Weinſtöcke ſtammen aus Franken und von dem Rheinſtrome her.

2. Herablegen. So ſagt man, ein Geſchütz ablegen, d. i. es von den Laveten legen. Imgleichen in den Buchdruckereyen, die Schriften ablegen, eine Form ablegen, wenn von den abgedruckten Formen die Buchſtaben (Lettern) aus einander genommen, und ein jeder wieder in ſein Fach des Schrift-Kaſtens geleget wird; Fr. rompre une forme, diſtribuer la

 lettre.

lettre. Daher der Ablege-Span, ein ſchmahles Lineal, womit der Schrift-Setzer die Lettern ablegt.

3. Von ſich weglegen; eine Bedeutung, welche von weitem Umfange iſt, und viele ſowohl eigentliche als uneigentliche Unter-Arten in ſich faſſet. Die vornehmſten ſind folgende.

a) Von ſich weglegen im eigentlichſten Verſtande, ohne Beziehung auf einen Entſchluß in Anſehung des Künftigen. So ſagt man: die Kleider, die Schuhe, den Mantel, den Degen, den Hut, die Trauer ablegen. Legen Sie ab! eine höfliche Einladung, den Hut und andere entbehrliche Kleidungsſtücke von ſich wegzulegen. Jmgl. die Sterblichkeit ablegen, im figürl. Verſtande für ſterben. Hierauf folgt

b) die figürliche Bedeutung, ſich einer Schuld entledigen. Seine Schuld ablegen, ein Capital ablegen, d. i. bezahlen. Hierher gehört auch die in den Rechten übliche Bedeutung, wo ein Kind ablegen ſo viel anzeigt, als es in Anſehung der künftigen Erbſchaft abfinden, ſo daß es keinen Anſpruch mehr daran hat. Daher die Ablage; ſ. weiter unten. Siehe auch Abtheilen. Aus einigen beym Haltaus unter Ablegen angeführten Beyſpielen erhellet, daß dieſes Zeit-Wort ehedem in mehrern Fällen in der Bedeutung des Bezahlens gebraucht worden iſt.

c) Bezahlen und ſeiner Dienſte entlaſſen. So ſagt man im Bergbaue, dem Forſtweſen, u. ſ. f. die Arbeiter ablegen, d. i. ſie ihrer Arbeit entlaſſen; im Gegenſatze des Anlegens. Dieſe Bedeutung iſt mit der vorigen genau verbunden.

d) Eine Sache, ein Geſchäft verrichten, und ſich dadurch deſſelben entledigen. Eine Rede, eine Predigt ablegen, d. i. halten. Einen Gruß von jemanden ablegen, d. i. überbringen. Ein Bekenntniß, ein Zeugniß, eine Probe, einen Beſuch ablegen. Eine

Rech-

Rechnung ablegen, d. i. Rechnung thun. Einen Eid ablegen.

e) Eine Sache auf immer von ſich weglegen, mit dem Entſchluſſe, ſie nie wieder anzulegen. So ſagt man in eigentlicher Bedeutung, ein Kleid, ein Par Schuhe ablegen, d. i. als minder brauchbar nicht mehr tragen wollen. Die Kinderſchuhe ablegen, d. i. nach Ablauf der Kinder-Jahre geſetzter werden. Noch mehr aber

f) in figürl. Bedeut. ſich einer Sache entwöhnen Sorgen, Laſter, eine Gewohnheit ablegen. Legen Sie doch die Vorurtheile des Pöbels ab!

4. **Einem ablegen**, d. i. ihn verlaſſen, ihm Unrecht geben. Er wird ihm niemahls ablegen, d. i. ihm niemahls Unrecht geben. Das Gedächtniß legt ihm ab, d. i. verläßt ihn. Es wird ſchwer auszumachen ſeyn, woher dieſe figürl. Bedeut. mit der ungewöhnlichen Wort-Fügung des Dativs entſtanden iſt. Sie iſt zwar eigentlich nur in Ober-Deutſchland üblich; allein man hört ſie doch auch zuweilen anderwärts. Der Ungerechtigkeit ablegen, d. i. entſagen.

5. Etwas mit einem andern ablegen, d. i. heimlich verabreden, iſt eine im g. L. gewöhnliche Redens-Art.

6. In der Bienenzucht, heißt **ablegen**, aus einem alten Stocke einige Honig-Scheiben, worin dreyfache Brut befindlich iſt, herausnehmen, und dieſe, nebſt ein Par Händevoll Bienen, in einem neuen Stock thun. Sie erzeugen in demſelben einen neuen Weiſel, und formiren eine neue Republik. Daher wird ein durch das Ablegen erlangter neuer, mit Bewohnern angefüllter Bienen-Korb ein Ableger genannt. Siehe im IV Th., S. 606, fgg.

II. Das Neutrum, welches mit dem Hülfs-Worte haben verbunden wird, bedeutet:

1. Entbunden werden. Beſonders ſagt man es in Nieder-Sachſen von dem Kalben der Kühe. Sie hat abgelegt, ſagt man auch wohl aus Verachtung von einer unverheuratheten Perſon, wenn ſie heimlich entbunden worden iſt.

2. In der Schifffahrt bedeutet, mit dem Schiffe ablegen, ſo viel als vom Lande abſegeln, ſo wie anlegen ſich dem Lande nähern bezeichnet.

Daher die **Ablegung**, in den eigentlichen Bedeutungen des Activi.

Bey den Gürtlern, heißt die **Ablegung**, wenn die ankommenden Geſellen, bey Haltung ihrer Zuſammenkünfte dreyer Gutwehrungen, und ſo vieler Ablegungen ſich zu erinnern wiſſen müſſen, ſollten ſie auch aus dem Grabe gezogen werden. Wie denn dergleichen bey eines Jungen oder Geſellen Daſeyn ſo viele nicht vorzugehen pflegen, und oft der bereits Verſtorbenen Beyſpiele angeführt werden müſſen, wodurch ſie ſolchen jungen Leuten eine Aufſicht und Sorgſamkeit ihrer Begebenheiten und Gerechtſamen einbinden wollen.

Der Ableger, eigentlich, im Gartenbaue; ſ. oben, S. 743; figürlich, bey der Bienenzucht; ſ. oben, S. 745.

Die Ablage, die Handlung des Ablegens, und das was abgeleget wird; beſonders in den Rechten eine Handlung zwiſchen Aeltern und Kindern, da jene dieſe durch eine Ausſteuer von aller künftigen Erbſchaft ausſchließen.

Anlegen, ein Zeit-Wort, welches in zwiefacher Geſtalt üblich iſt.

I. Als ein Activum, eine Sache nahe an die andere legen, in mancherley ſowohl eigentlich, als figürlichen Bedeutungen des einfachen Zeit-Wortes.

1. In eigentlicher und weiterer Bedeutung. Eine Leiter anlegen, d. i. an die Wand. Den Backen an

ein Gewehr anlegen. Das Gewehr anlegen, d. i. an den Backen, anſchlagen. Ein Kind anlegen, d. i. an die Bruſt, es zu ſäugen. Einen Reif anlegen, d. i. dem Faſſe. Einem Ketten, Feſſel anlegen. Einen Hund, einen raſenden Menſchen anlegen, d. i. an eine Kette legen. Holz anlegen, d. i. an das Feuer. Feuer anlegen, d. i. an ein Haus, es in Brand zu ſtecken. Es iſt dieſe Nacht wieder Feuer angelegt worden. Einen Rocken anlegen, d. i. den zum Abſpinnen nöthigen Flachs um den Rocken legen, welches in Franken auch anferben genannt wird. Eben daſelbſt bedeutet auch die Anlegte, ſo viel Flachs, als auf ein Mahl an den Rocken angeleget wird. Die Garben anlegen, in der Land-Wirthſchaft, die Garben zu beyden Seiten der Scheun-Tenne ſo legen, daß man ſie bequem dreſchen könne; ſ. im IX Th., S. 577. Einem Pferde den Zaum, die Halfter den Zügel anlegen. Einem Inquiſiten die Daum, oder Bein-Schrauben anlegen, bedeutet in der preußiſchen Criminal-Ordnung, ſie bloß anlegen, ohne zuzuſchrauben, in Sachſen aber, anlegen und zuſchrauben, doch gleich wieder nachlaſſen; im Gegenſatze des völligen Zuſchraubens, welches in Sachſen mit den Daum- oder Bein-Schrauben vorſtellen oder angreifen, genannt wird.

Auf eben dieſe Art wird anlegen auch, als ein anſtändigerer und edlerer Ausdruck für anziehen gebraucht, ſowohl von der ganzen Kleidung, als auch von verſchiedenen einzelnen Kleidungsſtücken, von denen ankleiden nicht geſagt werden kann. Ein Kleid anlegen. Schuhe, Strümpfe, den Degen anlegen. Man legte ihm den Mantel an. Sich anlegen, d. i. ſich ankleiden. Sich anders anlegen, d. i. ſich umkleiden. Imgleichen von der Veränderung der Kleidung einer ganzen Geſellſchaft, zu einerley Abſicht. Der Hof hat die Trauer angelegt.

In

In dieſer Bedeutung iſt dieſes Zeit-Wort bereits ſehr alt, den Ottfried und Notker brauchen analegan nicht allein für anziehen, ſondern analegi bedeutet bey ihnen auch ein Kleid. Im Theuerdank, Cap. 54, kommt anlegen in einer ſonderbaren Wort-Fügung vor. Theuerdank legt ſich in ſein Zeug an, d. i. legte ſein Turnier-Zeug an. Die figürliche Bedeutung: Wer einem Narren Ehre anlegt, das iſt ꝛc. Sprichw. 26. 8. Und laſſe ſich auf die Backen ſchlagen und ihm viel Schmach anlegen, Klagel. 3, 30. in welcher auch Hofmanswaldau ſingt:

> Der Himmel legt ſie ſelbſt mit neuen Kräften an,

iſt, wenigſtens außer der Poeſie, im Hochdeutſchen veraltet.

Bey den Mahlern bedeutet **anlegen** ſo viel als illuminiren, mit Farbe belegen. Die Berge braun einen Wald grün anlegen.

Hierher gehört auch das Reciprocum **ſich anlegen**, welches von verſchiedenen lebloſen Körpern geſagt wird, wenn ſie auf der Oberfläche eines andern Körpers zum Vorſchein kommen, oder ſich an dieſelbe anhängen. So legt ſich die Speiſe an den Topf an. Die Kryſtallen legen ſich an, wenn ſie an dem Rande des Gefäßes entſtehen, welches in der Sprache der Kunſt noch häufiger anſchießen genannt wird. Auch, der Roſt legt ſich an das Eiſen an, und figürlich auch der Neid an das Glück und an die Verdienſte. Du weißt, daß der Neid ſich jederzeit an das Glück anzulegen pflegt.

Die Redens-Art **Hand anlegen**, welche man auch wohl aufzulöſen pflegt, **Hand an etwas legen**, iſt alt, und wird ſowohl von dem gewaltſamen Angriffe einer Perſon und Sache, als auch von der thätigen Beſchäftigung mit etwas, gebraucht. In der erſten Bedeutung ſagt ſchon Tatian, Capitel 184. *inti legitun iro hant in then heilant ana inti habetun inan*; aber heut zu Tage braucht man in derſelben lieber das

ein-

einfache Zeit=Wort, Hand an einen legen. In der lezten Bedeutung ſagt man auch noch jezt häufig, Hand anlegen, mit Hand anlegen, d. i. arbeiten helfen, die lezte Hand anlegen, d. i. einer Sache die lezte Geſtalt geben, ſie zur Vollkommenheit bringen, ausbeſſern.

2. In verſchiedenen figürlichen Bedeutungen, welche ſich vornehmlich auf den vielfachen Gebrauch des einfachen Zeit=Wortes legen gründen, bedeutet daſſelbe:

(1) So viel als anweiſen, anſtellen, d. i. zu einer gewiſſen körperlichen Arbeit beſtimmen, im Gegenſatze des Ablegens. In dieſem Verſtande wird anlegen ſowohl in dem Bergbaue, als auch in dem Jagd= und Forſtweſen, und verſchiedenen andern Lebens=Arten gebraucht, wo Arbeiter zu etwas anlegen, ſo viel bedeutet, als ihnen eine gewiſſe Arbeit aufgeben; ſ. Th. II., S. 194.

(2) Zu einem gewiſſen Gebrauche beſtimmen, anwenden. Geld an oder zu etwas anlegen. Sein Geld wohl anlegen. Sein Geld an Eitelkeiten, ſein Vermögen an Landgüter anlegen. Seine Wohlthaten gut, ſchlecht, anlegen. So auch, ſeine Zeit wohl, übel anlegen, d. i. anwenden. Wohl angelegte Zeit. Mit andern Haupt=Wörtern möchte dieſes Zeit=Wort in dieſem Verſtande, wenigſtens im Hochdeutſchen, wohl eben nicht ſehr gewöhnlich ſeyn; denn die R. A. Fleiß an etwas anlegen, iſt mehr Oberdeutſch.

(3) Die erſte Einrichtung, den erſten Anfang zu etwas machen. Ein Gebäude, eine Stadt, ein Dorf, einen Garten anlegen. Einen Weinberg anlegen, welches in den Rhein=Ländern anrotten, vielleicht für anreuten oder anroden, und in Franken wenden genannt wird. Einen Jahrmarkt anlegen. Imgl. in weiterer Bedeutung für anfangen. Die das durch ihre Unart zerſtören, was durch das Gehör des

Wor=

Wortes bey ihnen angeleget war, Mosheim. Ehedem wurde dieſes Wort in noch weiterer Bedeutung für eine jede Verfertigung, Veranſtaltung, gebraucht. So heißt es z. B. in der 74ſten Fabel, unter den Fabeln der Minneſinger:

Ich kan das angelegen wol
Wie uns der kuoche werden ſol.

(4) Eine gewiſſe Abſicht durch die dienlichen Mittel zu erreichen ſuchen, doch nur im gem. L. und im nachtheiligen Verſtande. Er hat es darauf angelegt. Es iſt darauf angelegt. Imgl. verabreden, doch gleichfalls nur in nachtheiligem Verſtande. Sie haben es mit einander angelegt. Es iſt ein angelegter, d. i. heimlich verabredeter, Handel, wofür man in Ober-Deutſchland ſagt, es iſt ein angelegter Karren. Sich mit böſen Buben anlegen, d. i. einlaſſen, abgeben, wie man gleichfalls in Ober-Deutſchland ſagt, iſt den Hochdeutſchen unbekannt. Das einfache legen, bedeutet ehedem auch nachſtellen, ſich gleichſam in einen Hinterhalt legen, und hierauf wird vermuthlich mit dieſer Bedeutung des Wortes anlegen gezielet.

(5) Auflegen, beſonders von Steuern und Abgaben. Einen Zoll anlegen. Neue Steuern und Abgaben anlegen. Man könnte dieſen Gebrauch füglich zu dem dritten rechnen, wo der Begriff der erſten Einrichtung der herrſchende iſt. Allein, da man auch ſagt, einen mit Steuern und Abgaben anlegen, er iſt in der Steuer ſehr hoch angelegt, einen nach ſeinem Vermögen anlegen, und in Ober-Deutſchland, einen mit einer Geldbuße anlegen, d. i. belegen, ſo kann man dieſes Wort hier entweder als eine buchſtäbliche Ueberſetzung des Lat. imponere anſehen, oder es zu derjenigen Bedeutung des einfachen legen rechnen, nach welcher es auch beſtimmen, anſetzen, bedeutet.

Stef-

Stefno legga im Isländiſchen, und Dag lägga im Schwediſchen, bedeuten noch jezt, einen Tag anſetzen.

II. Als ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort haben erfordert. In dieſer Gattung iſt es nur in der Schifffahrt üblich, wo **anlegen**, mit dem Schiffe anlegen, Niederſ. anleggen, Dän. anlegge, ſo viel bedeutet, als nahe an das Ufer fahren, ſich in die Küſte legen, im Gegenſatze des Ablegens. Die Schiffe müſſen hier anlegen, d. i. anlanden.

Bey Böttchern, heißt **anlegen**, ein Faß mit den dazu verfertigten Reifen verſehen.

In Glas-Hütten, nennt man **Anlegen** diejenige Arbeit bey dem Glasblaſen, da die Glas-Maſſe mit der Pfeife auf dem Walz-Bleche hin und her gewalzet wird, um die Glas-Blaſe nicht allein zu ründen, ſondern auch an die Pfeife feſt anzudrücken, daß ſie im Schwunge und in der Arbeit nicht abfahre.

In Hüttenwerken, nennt man **anlegen**, auf den Treib-Herd feuchte Aſche bringen, und gerade ziehen.

Des Ausdruckes **anlegen**, oder anſchlagen, bedienen ſich auch die Bereiter, und es geſchieht daſſelbe auf der Reit-Bahn auf mancherley Weiſe. Man legt nähmlich einem jungen Pferde in der Abrichtung öfters die Schenkel, Waden oder Ferſen an den Leib, damit es zuerſt dieſelben nur gewohnt werde, und hernach die Schenkel-Hülfen und die Spornen annehmen lerne, um ſolchen zu folgen.

Anlege-Klöße, werden in den Salz-Kothen zu Halle die Steine genannt, womit man die Kluft zwiſchen dem Herde und der Pfanne ausfüllet, damit kein Feuer heraus ſchlagen kann. Das **Anlege-Schloß**, ein Schloß, welches nach Belieben angeleget und weggenommen werden kann, und welches noch häufiger ein Vorlege-Schloß genannt wird.

Der

Der Anlege-Steg, bey den Buchdruckern, ein Steg, der an den Umkreis der Form gelegt wird; Fr. Bois de marge. Es ſind vier, wie ein Lineal geſtaltet, ſchmahle Breterchen, welche der Schrift-Setzer gebraucht, alle Columnen einer Form nach ihrem Umfange einzuſchließen, welches bey dem Abdruck die weißen leeren Stellen um den ganzen Bogen, und zwiſchen den Columnen hervorbringt. Siehe Form-Steg im XIV Th., S. 475, fgg. und Kreuz-Steg, im XLIX Th., S. 259.

Das Haupt-Wort die Anlegung, kann für die Handlung des Anlegens in allen eigentlichen und den meiſten figürlichen Bedeutungen des Activi, in denen Anlage nicht gewöhnlicher iſt, gebraucht werden.

Die Anlage, das Haupt-Wort von dem Zeit-Worte anlegen, ſowohl dieſe Handlung, als auch die angelegte Sache, zu bezeichnen.

1. Die Handlung des Anlegens, doch nur in einigen figürlichen Bedeutungen des Zeit-Wortes, beſonders die Vertheilung einer Abgabe auf die einzelnen Glieder einer Gemeinde oder Geſellſchaft, ingl. die Verfertigung des Entwurfes zu einer Sache. Die Anlage eines Gebäudes, eines Gartens, u. ſ. f. übernehmen. In dieſer Bedeutung der Handlung, in welcher doch das Haupt-Wort Anlegung ſchicklicher und gebräuchlicher zu ſeyn ſcheint, iſt der Plural nicht gebräuchlich. Wohl aber

2. in der Bedeutung derjenigen Sache, welche angeleget wird, ſowohl in dem eigentlichen als figürlichen Verſtande dieſes Zeit-Wortes. Hier bezeichnet Anlage:

1) in den Kanzelleyen, ſo viel als Beylage, was einer Schrift beygeleget oder beygefüget wird. Aus welcher Anlage zu erſehen ſeyn wird, u. ſ. f.

2) Das Erdreich, welches ein Fluß oder Waſſer an einen Ort anlegt, oder anſpühlet, und welches

ſonſt

ſonſt auch die Anſchütt und der Anwurf genannt wird. Siehe im II Th., S. 191, f.

3) In den Bergwerken, zuſammengeſchmiedete Berg-Eiſen.

4) An den Schieß-Gewehren, denjenigen Theil, welchen man bey dem Abfeuern an den Backen legt, und der auch der Anſchlag heißt.

5) An einem Kaſten-Schloſſe dasjenige Eiſen oder Blech, durch deſſen Ohr der Bogen geht, worin das Schloß hängt; in Regensburg die Anleg, in Nürnberg eine Klammer, in Wien die Narb, in Steiermark die Arb, und in Nieder-Sachſen die Krampe.

6) Dasjenige Geld, welches ſowohl Unterthanen zu den allgemeinen Bedürfniſſen des Staates hergeben müſſen, die Auflage, als auch welches beſondere Zünfte und Geſellſchaften unter ſich aufbringen. Bürgerliche Anlagen, Wein-Anlagen, Bier-Anladen, u. ſ. f. d. i. Abgaben von dem Weine, dem Biere. Eine Anlage auf etwas machen, ausſchreiben, u. ſ. f. Ein Land, das von vielen und ſchweren Anlagen gedrückt wird.

7) Dasjenige Geld, welches man zu dem Anfange eines Nahrungs-Geſchäftes widmet, und es dazu anlegt. Seine Anlage beſteht aus 1000 Reichsthalern; wofür man doch häufiger das Wort Capital braucht.

8) Den Entwurf und erſten Anfang einer Sache. Die Anlage eines Gebäudes, eines Gartens, eines Feſtungswerkes. Eine Anlage zu etwas machen.

Imgl. 9) den Grund eines Gebäudes, die Grund-Lage. Beſonders in dem Feſtungsbaue, den Fuß oder die untere Breite eines Walles oder einer Bruſtwehr. So auch in dem Deichbaue, die untere Grundfläche von dem Durchſchnitte eines Deiches oder einer Höhe.

Am Pfluge, werden die zwey eiſernen Schienen zu jeder Seite des Pflug-Hauptes, die Anlagen genannt.

10. Figürlich, der Anfang, der Grund einer Sache. Ihr Mißtrauen iſt die erſte Anlage zum Menſchenfeinde.

11) Natürliche Geſchicklichkeit oder Fähigkeit zu etwas. Er hat eine gute nutürliche Anlage hierzu. Einige haben dieſes Wort in dieſer Bedeutung für das franzöſiſche Genie einführen wollen, allein es erſchöpft doch daſſelbe bey weitem nicht.

Auflegen, iſt in doppelter Geſtalt üblich.

I. Als ein Activum, und zwar,

1. Eine Sache auf die andere legen.

(1) Eigentlich, ſowohl abſolute, als auch mit der dritten Endung der Perſon. Ein Pflaſter auflegen, d. i. auf die Wunde. Das Tiſchtuch auflegen, d. i. auf den Tiſch. Den Ellbogen auflegen, d. i. auf den Tiſch; und ſich mit dem Ellbogen aufgelegen. Dem Pferde den Sattel auflegen. Einem die Hände auflegen. Einem eine Laſt auflegen. Sich ſelbſt eine Laſt auflegen, beydes im figürlichen Verſtande.

(2) Figürlich.

a) Zu etwas verpflichten, anbefehlen. Dem Volke Steuern auflegen. Einem eine Strafe, eine Buße, einen Eid auflegen. Man hat ihm ein Stillſchweigen aufgelegt. Man legt ſich eine Verpflichtung auf, wenn man Geſchenke nimmt. Siehe weiter unten Auflage 3, und legen, oben, S. 742. In dieſer Bedeutung iſt auch, obgleich ohne Noth, auferlegen üblich.

b) Anordnen, beſtimmen. Im Hochdeutſchen iſt in dieſer Bedeutung nur allein das Mittel-Wort aufgelegt, für geſchickt, doch nur von der Faſſung des Gemüthes, üblich. Siehe Legen, oben, S. 741, f. Ich bin dazu heute nicht aufgelegt.

c) Beſchuldigen. Wenn jemand ein Weib nimmt, — — und legt ihr was ſchädliches auf, 5 Moſ. 22, 13. 14. Dieſe Bedeutung iſt im Hochdeutſchen veraltet; nur das Haupt-Wort Auflage erhält dieſelbe noch in den gemeinen Sprech-Arten.

d) Ein Schiff auflegen, in der Schifffahrt, es in den Hafen bringen, und den Winter über daſelbſt liegen laſſen.

2. In die Höhe legen, d. i. auflehnen, in der figürlichen Bedeutung der Widerſpänſtigkeit. Sich wider einen auflegen, wofür doch auflehnen üblicher iſt.

3. Von neuem drucken. Ein Buch auflegen, d. i. es nach dem erſten Drucke nochmahls drucken oder drucken laſſen. Auflage wird zwar auch von dem erſten Drucke eines Buches gebraucht, ſo fern die Anzahl der gedruckten Exemplare darunter verſtanden wird; allein das Zeit-Wort auflegen iſt nie anders als von dem wiederhohlten Drucke üblich. Siehe Legen, oben, S. 741, wo gezeigt worden iſt, daß dieſes Zeit-Wort auch die Koſten zu etwas hergeben bedeutet, welche Bedeutung auch noch in verlegen üblich iſt.

Beym Strumpfſtricken oder Strumpfwirken, heißt die Maſchen eines Strumpfes auflegen, wenn die erſte Reihe Maſchen mit den Fingern, auf einer Nadel, ohne Mitwirkung einer andern Nadel, aus freyer Hand gebildet wird.

II. Als ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte haben, aber nur in der gemeinen R. A. Fett auflegen, d. i. fett werden. Das Thier legt zu viel Fett auf, will nicht auflegen.

So auch die Auflegung, in allen obigen Bedeutungen.

Die Auflage, das Abſtractum des Auflegens, in den figürlichen Bedeutungen des Zeit-Wortes,

und in einigen Fällen auch dasjenige, was aufgeleget wird, auszudrücken.

1. Der Ausdruck eines Buches, und die abgedruckten Exemplare ſelbſt. Die erſte, die zweyte, die dritte Auflage. Eine neue Auflage veranſtalten. Wie ſtark iſt die Auflage? d. i. wie viel Exemplare werden abgedruckt? Die ganze Auflage hat ſich vergriffen. Eine unächte Auflage, heißt ein falſcher Nachdruck.

2. Die Anordnung eines Beytrages zu gemeinſchaftlichen Bedürfniſſen, und dieſer Beytrag ſelbſt; Impoſt. Eine Auflage auf das Volk. Eine Auflage auf das Getränk, auf Eß-Waren, auf Waren, u. ſ. f. welche aus einem andern Geſichtspuncte eine Abgabe heißt. Das Volk mit Auflagen drücken, beſchweren. In den Lehn-Rechten heißt zuweilen auch die Lehn-Ware, oder was der Kanzelley bey einer Belehnung bezahlt wird, eine Auflage. Auch die Handwerker belegen den Beytrag am Gelde, den die Meiſter und Geſellen in ihren Zuſammenkünften zu ihren gemeinſchaftlichen Ausgaben entrichten müſſen, mit dieſem Nahmen.

3. Ein Befehl. Dieſe Bedeutung kommt nur noch in den Gerichten vor, wo der Befehl eines Richters auf bloße Anzeige des Imploranten darunter verſtanden wird; wodurch er ſich von einem Urtheil hinlänglich unterſcheidet. Einem Auflage thun.

Das einfache Lage war ehedem in dieſer Bedeutung von einem weit größern Umfange, und bedeutet nicht nur einen jeden Befehl, ſondern auch ein Geſetz, wovon unter andern auch noch das Lat. lex, legis, das Franz. Loi, und das Engliſche Law, zeugen.

4. Eine Beſchuldigung, beſonders eine falſche ungegründete Beſchuldigung, doch nur im g. L. Ich kann dergleichen Auflagen nicht auf mir ſitzen laſſen.

Das

Das Zeit-Wort auflegen iſt in dieſer Bedeutung nicht mehr üblich.

5. Eine Zuſammenkunft. In dieſer Bedeutung kommt Auflage nur noch von den Zuſammenkünften der Handwerker vor. Eine Auflage halten. In der Auflage iſt beſchloſſen worden, daß u. ſ. f. Imgl. in verächtlichem Verſtande von den Zuſammenkünften müßiger und liederlicher Leute. Das dienſtloſe Volk hat täglich ſeine Auflage daſelbſt.

Auch in dieſer Bedeutung iſt das einfache Lage ſchon alt, indem es ehedem nicht nur eine jede Geſellſchaft, ſondern auch einen Schmaus bedeutete. Siehe Gelag, im XVI Th., S. 723, f. Das Schwediſche Lag hat noch jezt beyde Bedeutungen.

6. Dasjenige, was aufgeleget wird, in der eigentlichen Bedeutung des Zeit-Wortes, aber nur in einigen wenigen Fällen. So nennt man z. B. im gem. Leben dasjenige, was bey Sammlung einer Collecte auf den Teller geleget wird, eine Auflage.

Auslegen. 1. Hinaus legen.

1. In eigentlicher Bedeutung. Seine Waren auslegen, d. i. zum Verkaufe oder zur Schau. Siehe im III Th., S. 237, f.

2) Figürlich, ſo fern legen ehedem auch für bezahlen gebraucht wurde, an einen andern bezahlen, doch mit den Neben-Begriffen, daß ſolches für einen andern, und als ein Darlehn geſchieht. Für jemand auslegen, d. i. bezahlen. Ich will es indeſſen auslegen. Es iſt mein ausgelegtes Geld. Hierher gehört auch die R. A. ſein Geld auf Wucher auslegen, d. i. an andere verleihen.

2. In etwas Vertieftes legen, und es gleichſam damit ausfüllen. Etwas mit Silber, Gold, Elfenbein, Bernſtein rc. auslegen. Ausgelegte Arbeit, die auf ſolche Art gezieret iſt.

3. Aus einander legen, doch nur in der figürlichen Bedeutung, den Sinn einer Rede, die Abſicht einer Handlung erforſchen und anzeigen. Eine Schrift, einen Satz auslegen. Das wird ihm übel, gut ausgelegt. Etwas zum beſten, zum ſchlimmſten, oder auf das beſte, auf das ſchlimmſte auslegen. Einem etwas als einen Hochmuth auslegen, welche Wort-Fügung mit als der mit für und zu vorzuziehen iſt: einem etwas für einen Hochmuth, oder zum Hochmuthe auslegen.

In dieſer lezten Bedeutung iſt auslegen eine bloß buchſtäbliche Ueberſetzung des Latein. explicare. Ehe die Gewohnheit den Gebrauch des deutſchen Zeit-Wortes feſtgeſezt hatte, ſuchte man den Sinn des Latein. auf andere Art auszudrücken. Kero brauchte dafür kefaldan, gleichſam entfalten; Ottfried antfriſtan, über deſſen Bedeutung die Sprach-Forſcher noch nicht einig ſind; und Tatian, arrekin, erreichen.

Der Ausleger. Der eine Schrift, oder Stelle in derſelben auslegt. Die Ausleger der h. Schrift.

2. Eine Art Wach-Schiffe, ſ. Auslieger, im I. Th., S. 392, und im LVII Th., S. 219.

Die Auslegung. 1. Die Handlung des Auslegens, beſonders in der dritten Bedeutung dieſes Zeit-Wortes, die Erforſchung des Sinnes einer Schrift oder Rede. Daher die Auslegungs-Kunſt, die Kunſt, eines Andern Reden oder Schriften zu erklären; die Hermenevtik.

2. Der erforſchte Sinn einer Rede oder Schrift ſelbſt. Eine richtige, falſche, gezwungene Auslegung. Alle dieſe Auslegungen erreichen den Sinn der Rede nicht.

3. Diejenige Schrift, worin die Rede oder Schrift eines Andern ausgeleget wird.

Die Auslage. 1. Das Auslegen, oder das Abſtractum dieſes Zeit-Wortes, doch nur ſo fern es von dem

dem Gelde gebraucht wird. Die Auslage thun, d. i. Geld für einen Andern auslegen.

2. Was ausgeleget wird. a) Ausgelegtes Geld. Einem die Auslage wieder erſtatten. Alle Auslagen vergüten. b) In den Marſch-Ländern ein Deich, der weiter hinaus gegen das Waſſer zu geleget oder gezogen wird.

3. Der Ort, auf welchen etwas ausgeleget wird. So pflegen die Kaufleute einen Tiſch, auf welchem ſie ihre Waren zur Schau auslegen, eine Auslage zu nennen, in Hamburg die Toonbank, von dem Niederſ. tonen, zeigen.

Belegen, eine Sache auf die andere legen.

1. Eigentlich. Einen Boden mit Bretern, den Tiſch mit Gelde belegen. Einen Sahl mit Steinen, ein Geſicht mit Schönpfläſterchen belegen. Eine Pflugſchar belegen, neues Eiſen daran ſchmieden. Ein Kleid mit Schnüren belegen, d. i. dieſelben darauf befeſtigen. Ein Spiegelglas belegen, foliiren.

2. Figürlich.

a) Zur Fortpflanzung befruchten, von einigen Thieren. Der Hengſt belegt die Stute, der Hund die Hündin, der Ochs die Kuh. Siehe Belaufen, im LXVI Th., S. 40. Imgleichen als ein Factivum, eine Stute, eine Kuh belegen, den Hengſt, den Ochſen zu ihr laſſen. So auch eine Hündin belegen, bey den Jägern.

b) Mit Beweis-Schriften verſehen, beſonders von Rechnungen. Eine Rechnung belegen. Ich kann alles belegen, d. i. mit Scheinen, Quittungen beweiſen.

c) Mit Leuten verſehen. Eine Stadt mit Truppen, ein Haus mit Soldaten belegen. Ein Bergwerk, einen Steinbruch mit Arbeitern belegen, d. i. die Arbeiter dazu annehmen und anweiſen.

d) Zuerkennen, zutheilen, auflegen, größtentheils nur von unangenehmen Dingen. Jemanden mit einer ſchweren Strafe, mit einer Geldbuße belegen. Das Volk mit Steuern und Abgaben belegen.

So auch die Belegung.

Die nun mehr ungewöhnlichen Bedeutungen dieſes Zeitwortes ſind:

1. Belagern, welche das Schwediſche belaegga, und Niederſächſ. beleggen, noch hat.

Als Troja ward belegt, o Mars von allen Seiten.
Opitz.

In der deutſchen Bibel kommt dieſe Bedeutung noch mehrmahls vor. Joſ. 11, 31. 34. 2 Sam. 11, 1. Pred. 9, 14.

2. Beſchuldigen.

Nicht einer iſt zu finden
Der ihn belegen kann mit den geringſten Sünden.
Opitz.

3. Beſchönigen, bemänteln, und

4. vergüten, erſetzen; welche beyde nur noch im Niederſächſiſchen vorhanden ſind.

Das Beleg, dasjenige, womit etwas beleget wird, doch nur in einigen beſondern Fällen. Bey den Schneidern, heißt dasjenige das **Beleg**, womit der Saum eines Kleides verſtärkt wird.

Die Belege im Plural, heißen in Rechnungs-Sachen ꝛc. diejenigen Schriften oder Scheine, womit eine Rechnung oder ein anderer Aufſatz beleget wird, **Belege-Scheine, Belge-Zettel.** In dieſem Verſtande braucht **Gellert** dieſes Wort einmahl nicht nur im Singular, ſondern auch als ein Maſculinum. Ich will die Abſchrift als einen Beleg zu der Rechnung bringen. Endlich werden auch diejenigen Kennzeichen, welche man unter die Gränz- oder Mark-

Stei-

Steine leget (ſ. Th. XIX, S. 637, fgg.) **Belege**, noch häufiger aber **Beylagen**, genannt.

Beylegen. 1. Eine Sache bey oder neben der andern legen.

a) In eigentlicher Bedeutung. Einer Klag-Schrift die Beweisſtücke, einer Ausführung die Urkunden, einem Briefe eine Rechnung beylegen.

b) Figürlich.

(1) Jemanden ſeine Tochter beylegen, ſie ihm zur Ehe geben; welche R. A. aber im Hochdeutſchen größtentheils veraltet iſt.

(2) Eine Sache von der andern behaupten. Man legt ihm viel Verſtand bey. Er hat ihm die größten Lobſprüche beygelegt. Einem Geiſte menſchliche Bildung beylegen, ſich ihn unter einer menſchlichen Bildung vorſtellen. Ich lege dir die Schuld davon nicht bey. Einem ein Verbrechen beylegen. Indeſſen wird dieſes Zeit-Wort doch lieber in einem guten, wenigſtens gleichgültigen Verſtande, als in nachtheiliger Bedeutung, gebraucht.

(3) Einem beylegen, eine am häufigſten im Oberdeutſchen übliche R. A. für ihm beyfallen, ihm Recht geben, wofür auch zulegen üblich iſt; Niederſ. biſlaan, beyſchlagen.

2. Bey Seite legen.

(a) Eigentlich, welche Bedeutung aber im Hochteutſchen nicht üblich iſt. Doch ſang Opitz zu ſeiner Zeit:

Wer dich im Kriege ſieht, der legt die Waffen bey.

(b) Figürlich.

1) In der Seefahrt, ein Schiff beylegen, d. i. es gegen den Wind halten, oder drehen, ſo daß es langſamer geht, es mit Fleiß nicht vor dem Winde ſegeln laſſen, welches in der Sprache der Schiffer auch beyſtechen und beydrehen genannt wird. Auch abſolute:

ſute: Das Schiff wurde, weil es nicht beylegen wollte, in Grund gebohret. Beylegen mit einem Segel, wenn man die untern Segel aufwindet, in Band legt. Ein hohes Segel iſt in den Wind geſetzt, das andere gegen denſelben; daher wird das Schiff durch ein Segel vor-, durch das andere zurück getrieben, und bleibt folglich gewiſſer Maßen auf der Stelle liegen.

2) Verwahrlich beylegen, bey Seite legen und aufheben. Geld im Gerichte beylegen. Daß er den Leuten das Ihre, ſo ſie an den Ort zu treuen Händen beygeleget hatten, wollte erhalten, 2 Macc. 3, 15. Um der Hoffnung willen, die euch beygelegt iſt, im Himmel, Coloſſ. 1, 6. Hinfort iſt mir beygelegt die Krone der Gerechtigkeit, 1 Tim. 4, 8. Welche Wort-Fügung mit der dritten Endung der Perſon aber im Hochdeutſchen ungewöhnlich iſt. Imgl. aufſammeln, ſammeln und verwahren.

Der Schatz, den die guten Alten
Aus Einfalt beygelegt.
Can.

3) Endigen, von Streitigkeiten oder ſtreitigen Sachen, ſchlichten, doch mehr durch gütliche Vermittelung, als durch Urtheil und Recht. Einen Streit beylegen. Die Sache iſt längſt beygelegt.

So auch die **Beylegung**, in allen obigen Bedeutungen.

Die Beylage, was beygeleget wird.

1. Was einer Sache mit beygeleget wird. Die Beylagen einer Schrift, einer Deduction, die zum Beweiſe oder zur Erläuterung dienen, und auch Anlagen genannt werden.

2. Was beygeleget, d. i. verwahret wird, beſonders ſo fern es einem Andern gehört, in welcher Bedeutung dieſes Wort aber wenig mehr gebraucht wird, weil es von dem Lateiniſchen Depoſitum verdränget worden iſt. So wird 2 Macc. 3, 15. das Geld,

wel-

welches andere zu treuen Händen in den Tempel gelegt hatten, eine Beylage genannt. Und bin gewiß, daß er mir kann meine Beylage bewahren bis an jenen Tag, 2 Tim. 1, 12. 14.

In dem 1523 zu Baſel nachgedruckten neuen Teſtamente Lutheri wird dieſes Beylage als ein fremdes Wort durch vertrawt, hindergelegt Gut, erkläret.

Darlegen, ein im Oberdeutſchen einheimiſches, im Hochdeutſchen aber zuweilen nur in der höhern Schreib-Art vorkommendes Wort, vorlegen, hinlegen. Lege das dar, vor meinen und deinen Brüdern, daß ſie zwiſchen uns beyden richten, 1 Moſ. 31, 37. In dem weiten und fetten Land, das du ihnen dargeleget haſt, Nehem. 9. 35. Und legt dar alles Gut in ſeinem Haus, Sprichw. 6, 31. Ich aber will faſt gerne darlegen und dargeleget werden für eure Seelen, 2 Cor. 12, 15. Mit Gründen darlegen, im Oberdeutſchen, beweiſen, darthun.

So auch die **Darlegung**.

Die **Darlage**, ein oberdeutſches Wort, eine Sache, welche dargeleget wird, beſonders aber Geld, welches bezahlt wird, zu bezeichnen.

In den Gerichten wird die Bezahlung der aufgelaufenen Unkoſten, und in dem Bergbaue die Zubuße zuweilen die Darlage genannt.

Einlegen, ſiehe im X Th., S. 436, f.

Die **Einlage**, ſ. eb. daſ. S. 431, f.

Entlegen, ein Reciprocum, welches nur im Oberdeutſchen für ſich entbrechen, umhin können, üblich iſt. Wir haben uns alſo nicht entlegen können, u. ſ. f.

Erlegen, ſiehe im XI Th., S. 365.

Herlegen, nahe zur redenden Perſon legen, im Gegenſatze des hinlegen. Lege es mir her.

Daher die **Herlegung**.

Hin-

Hinlegen, von der redenden Perſon im *Legen* entfernen, imgl. überhaupt, von ſich legen. Lege es hin.

Daher die **Hinlegung.**

Hinterlegen, ſiehe im XXIII Th., S. 575, f.

Nachlegen, zu dem was ſchon hingelegt worden iſt, noch etwas legen. Holz nachlegen, zu dem brennenden Feuer.

So auch die **Nachlegung.**

Niederlegen, niederwärts legen, aus der Höhe nach unten zu legen, auf den Boden, zu Boden legen.

1. Eigentlich. Eine Laſt niederlegen, welche man trägt, ſie auf die Erde legen. Einen Stuhl niederlegen, auf die Erde.

2. In engerer Bedeutung, legt man ein Kind nieder, wenn man es in das Bett legt. So auch das Reciprocum, **ſich niederlegen**, ſich zu Bette legen, ſich ſchlafen legen.

3. Figürlich. Ein Amt niederlegen, im g. L. abdanken. Die Regierung, die Krone, eine Würde, eine Ehrenſtelle niederlegen, ſich derſelben freywillig begeben. Geld oder eine andere Sache bey jemanden niederlegen, es ihm in Verwahrung geben, im Oberdeutſchen hinterlegen, daher man zuweilen auch eine ſolche in Verwahrung gegebene oder genommene Sache, ein Depot, eine **Niederlage**, und im Oberdeutſchen eine **Hinterlage** zu nennen pflegt. Luther nennt ſie eine **Beylage**. Waren an einem Orte niederlegen, ſie bis zu weiterm Gebrauche daſelbſt verwahren. Siehe **Niederlage** 2, auf der folgenden Seite. Einem die Straße niederlegen, ihm die Bereiſung derſelben verwehren, ihm das Handwerk niederlegen, ihm die Ausübung deſſelben verbiethen, ihm das Handwerk legen, ſind nur in einigen Gegenden üblich.

So auch die **Niederlegung.**

Die

Die Niederlage. 1. Die Handlung, da ein Ding niedergelegt wird. Beſonders figürlich bey Krieges-Heeren, der Zuſtand, da ein Krieges-Heer geſchlagen wird. Eine beträchtliche, anſehnliche, gänzliche, völlige Niederlage leiden. Die Niederlage läugnen. Nach der Niederlage nahm der Ueberreſt des Feindes die Flucht. Im Niederſ. wird Underlage auch von dem Unterliegen einzelner Perſonen in einem Gefechte oder in einer Schlägerey gebraucht, Unterlage leiden, den Kürzern ziehen; in welchem Verſtande im Hochdeutſchen weder **Niederlage**, noch Unterlage üblich iſt. Siehe **Niederliegen**, im Art. **Liegen**. So fern die Niederlage zu verſchiedenen Zeiten oder Mahlen Statt findet, kann auch der Plural gebraucht werden. Zwey Niederlagen leiden.

2. Der Ort, wo Waren oder andere Sachen in Menge niedergeleget, d. i. auf eine Zeitlang verwahret werden. So haben die Kaufleute außer ihren gewöhnlichen Gewölben und Läden noch beſondere **Niederlagen**, welche, wenn ſie aus ganzen Häuſern beſtehen, oft Magazine, Vorraths-Häuſer, und in Nieder-Sachſen Speicher genannt werden. In der Schifffahrt werden auch zuweilen diejenigen Plätze, welche zum Ein- und Ausladen gewiſſer Waren allein und ausſchließungsweiſe beſtimmt ſind, **Niederlagen** genannt. Solche **Niederlagen** ſind für die ſpaniſchen nach Weſt-Indien ſegelnden Schiffe: Callao in Amerika und Cadix in Spanien; Span. Embarcados. Siehe **Embarcadero**, im X Th., S. 781. Auch Stapel-Städte, wo gewiſſe Waren niedergeleget werden müſſen, heißen zuweilen **Niederlagen** oder **Niederlage-Städte**.

Das Recht, die Befugniß, etwas an einem Orte nieder zu legen, imgl. die Verbindlichkeit, etwas an einem Orte niederlegen zu müſſen; ohne Plural.

So

So werden ſowohl das Stapel-Recht, als auch das Krahn-Recht (ſ. Th. XLVI, S. 603) ſehr häufig die **Niederlage** genannt; und oft iſt es ſtreitig, ob unter dieſem Worte das Stapel-Recht, oder nur das Krahn-Recht, verſtanden werden müſſe. In Wien iſt die **Niederlage** eine Befugniß eines Kaufmannes, im Großen handeln zu dürfen, daher ſolche Kaufleute, oder Kaufleute im engern Verſtande daſelbſt **Niederläger** und **Niederlage-Verwandte** heißen; ſ. auch im XXXVI Th., S. 489.

Der Niederläger, Fämin. die **Niederlägerin**; ſiehe das Vorige.

Ueberlegen.

1. **U'eberlegen**, (den Ton auf der erſten Sylbe,) ich lege über, übergelegt, über zu legen; über ein anderes Ding legen, ohne Nennung dieſes andern Dinges. *Ein Pflaſter überlegen*, über die Wunde. *Ein ſtrafbares Kind überlegen*, über den Stuhl um es zu züchtigen.

Daher der **U'eberlege-Baum**, bey den Webern, derjenige Baum, welcher über den Stuhl gelegt wird, woran die Kolben hangen, worin die Räderchen gehen.

Die U'eberlage, dasjenige, was über ein anderes Ding gelegt wird, doch nur in einigen Fällen. So ſind in den Salz-Kothen **die Ueberlagen**, geſchmiedete Eiſen, welche über die Thüren und andere Oeffnungen geleget werden, die Mauer-Steine zu unterſtützen.

2. **Ueberlégen**, (den Ton auf der dritten Sylbe), ich überlege, überlegt, zu überlegen.

(1) Zu ſtark belegen, mehr ein- oder auflegen, als ein Ding tragen oder ertragen kann. *Ein Haus mit Einquartierung überlegen. Die Unterthanen ſind mit Abgaben überlegt.*

(2) Von

(2) Von einer jezt veralteten Bedeutung des einfachen Zeit-Wortes legen, wovon ſich doch noch einige Spuren finden; ſ. oben, S. 738, iſt eine Sache überlegen, figürlich, ſie ſich in ihrem ganzen Zuſammenhange vorſtellen, um ſein Verhalten darnach zu beſtimmen, durch welche letzte Einſchränkung es ſich von überdenken, nachdenken, betrachten, u. ſ. f. unterſcheidet, aber mit erwegen ſo ziemlich gleichbedeutend iſt. Ich habe die Sache reiflich überlegt. Man muß es beſſer überlegen. Ueberlegen Sie meine Umſtände. Nieder. averleggen.

Ueberlegſam, ein Bey- und Neben-Wort, überlegſamer, überlegſamiſte; Fertigkeit beſitzend, jede Sache im Zuſammenhange zu überdenken, um ſein Verhalten darnach zu beſtimmen. Ein fleißiger überlegſamer Mann. Daher die **Ueberlegſamkeit**, dieſe Fertigkeit.

Ueberlegt, von eben dieſer Bedeutung des Zeit-Wortes überlegen (2), deſſen Mittel-Wort es eigentlich iſt, ſeinem ganzen Zuſammenhange nach überdacht; im Gegenſatze des unüberlegt. Ein überlegter Entſchluß. Sehr überlegt handeln, wo das Mittel-Wort der vergangenen Zeit für die gegenwärtige Zeit überlegend ſteht.

Die **Ueberlegung**, das Ueberdenken einer Sache in ihrem ganzen Zuſammenhange, ſein Verhalten darnach zu beſtimmen. Ohne Ueberlegung handeln. Sich erſt nach reiflicher Ueberlegung entſchließen. Im Niederſ. Averleg.

Umlegen.

1. **U'mlegen**, (den Ton auf der erſten Sylbe,) ich lege um, umgelegt, um zu legen.

1) Als ein Activum.

a. Aus dem ſtehenden Zuſtande in den liegenden legen oder bringen. Einen Schrank umlegen. Das Schiff

Schiff legt ſich um, wenn es ſich mit der Seite auf das Waſſer legt.

b. Aus dem geradlinigen Zuſtande in den gebrochenen verſetzen, umbiegen. Ein Blatt Papier umlegen. Die Schärfe eines ſchneidenden Werkzeuges legt ſich um, wenn ſie ſich biegt. Eben ſo legt ſich eine Nadel, eine Spitze um. Das Schiff umlegen, in der Schiffahrt, nach einer andern Richtung ſteuern, oder lenken. Iſt dieſe der vorigen ganz entgegen geſetzt, ſo heißt es umwenden. Eben daſelbſt ſagt man auch: der Wind, das Schiff legt ſich um, wenn ſie eine andere Richtung nehmen.

c. Um ſich oder um etwas legen. Einen Verband umlegen, um ein krankes Glied. Auch von ſolchen Kleidungsſtücken, welche man um ſich thut, legt oder bindet. Einen Mantel umlegen. Eine goldene Kette, den Degen umlegen.

d. Anders legen. Die Häringe in der Tonne umlegen, auch aus einer Tonne in die andere legen. Die Waren umlegen. Die Soldaten umlegen, ſie in andere Quartiere legen.

2) Als ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte haben, wo es nur in der Schifffahrt für das vorige Reciprocum ſich umlegen üblich iſt. Der Wind legt um, wenn er ſich drehet, eine andere Richtung nimmt. Das Schiff legt um, wenn es ſich drehet.

2. Umlégen, (den Ton auf der zweyten Sylbe,) ich umlege, umlegt, zu umlegen, um ein Ding her legen, mit deſſen Meldung in der vierten Endung. Den Rand einer Schüſſel mit Eyern umlegen. Eine Stadt mit Truppen umlegen, rings um ſie her Truppen legen.

So auch die Umlegung, von dem Activo, und die Umlégung.

Un-

Unterlegen.

1. **Unterlegen**, (den Ton auf der erſten Sylbe,) ich lege unter, untergelegt, unter zu legen; unter etwas legen, ſowohl abſolute mit Verſchweigung dieſes Etwas. Der Schrank ſteht nicht feſt, man muß etwas unterlegen. Holz unterlegen, nähmlich unter den Keſſel. Etwas unterlegen oder darunter legen, unter ein anderes Ding, damit es höher zu ſtehen komme. Einen Text unterlegen, nähmlich unter die Notten, d. i. zu einer alten Compoſition einen neuen Text verfertigen. Als auch mit Meldung dieſes Etwas in der dritten Endung. Einem Kranken ein Bett unterlegen, für, ein Bett unter den Kranken legen. Dem Huhne Eyer zum Brüten unterlegen. In einem andern Verſtande ſagt man, einem Pferde unterlegen, noch häufiger aber, mit untergelegten Pferden reiſen, mit in gewiſſen Entfernungen in Bereitſchaft gehaltenen friſchen Pferden.

Daher **das Unterlegen.**

2. **Unterlégen**, (den Ton auf der dritten Sybe,) ich unterlege, unterlegt, zu unterlegen; unter etwas legen, mit Meldung dieſes Etwas im Accuſativ. Ein Stück Zeuges, einen Theil der Kleidung unterlegen, bey den Schneidern, es durch eine Unterlage verſtärken. Die Schriften unterlegen, in den Buchdruckereyen, Späne unter die niedrigen Schriften legen, damit ſie höher zu ſtehen kommen.

So auch **die Unterlégung**, und zuweilen auch **das Unterlégen.**

Die Unterlage, dasjenige, was man unter ein anderes Ding zu legen pflegt, damit es höher zu ſtehen oder zu liegen komme, beſonders ſo fern es keinen andern eigenen Nahmen hat. Die Unterlage an Wägen, ſ. **Boden-Bret**, im VI Th., S. 55. Die Unter-

terlage bey Holz-Klaftern, ſ. im XXIV Th. S. 622. Die Unterlage unter dem Faſſe, ein Stück Holz unter demſelben, damit es nicht unmittelbar auf der feuchten Erde liege. Die Unterlage unter dem Hebe-Baume, damit er nach einem ſpitzigern Winkel wirkt, Gr. und Lat. Hypomochlium. Die Unterlage an einem Gitter, ſ. im XVIII Th. S. 551. Im Hüttenbaue werden die dicken eiſernen Platten auf dem Boden des Poch-Troges **Unterlagen** genannt. Siehe auch das Folgende.

Der Unterléger, ein für Unterlage in einigen Fällen übliches Wort. So wird in der Zimmermanns-Kunſt, ein kurzer Balken oder Klotz, worüber die langen Lege-Balken gelegt werden, ein **Unterleger** genannt.

Verlegen, wird, nach Maßgabe der Bedeutung der Partikel vor, in einem verſchiedenen Verſtande gebraucht.

1. An einen andern Ort legen; doch nur in einigen Fällen. Die Meſſe von Frankfurth an der Oder nach Poſen verlegen. Eine Univerſität von einem Orte nach dem andern verlegen. Die Handlung eines Schauſpieles nach Rußland verlegen. Jngl. von der Zeit. Einen Feſttag, einen Jahrmarkt verlegen, auf eine andere Zeit anſetzen, beſtimmen. Den Termin verlegen.

Daher die **Verlegung**.

2. An einen andern Ort legen. Ich habe meinen Hut verlegt. Es iſt verlegt worden.

Daher das **Verlegen**, und die **Verlegung**.

3. Durch ein gelegtes Hinderniß verſperren, verſchließen, wie in ähnlichem Verſtande auch verhauen, verlaufen, verſetzen, u. ſ. f. gebraucht werden. Jemanden den Weg nach der Stadt verlegen. Wo es

oft von einem jeden Hinderniſſe gebraucht wird, wodurch man jemanden ſowohl im Fortgange, als auch in der Fortſetzung eines Geſchäftes, hindert. Ich habe bedacht, was Amalek Iſrael thät; und wie er ihm den Weg verlegte, da er aus Egypten zog, 1. Sam. 15, 2. Figürlich bedeutet es in einigen oberdeutſchen Gegenden auch ſowohl verkümmern, mit Arreſt belegen, als auch verbiethen, unterſagen. In der Jägerey werden die Feldhühner verlegt, wenn man das Treibezeug um ſie herlegt, oder ſtellt.

Daher das **Verlegen** und die **Verlegung.**

4. Mit etwas belegen, doch nur in einigen in Handel und Wandel üblichen figürlichen Bedeutungen. Ein Land mit Waren verlegen, verſehen. Sachſen verlegt ganz Europa mit blauer Farbe. Einen Kaufmann mit Waren verlegen, ihm die zur Handlung nöthigen Waren verſchaffen; auch ohne den folgenden Neben-Begriff des Vorſchuſſes. Einen Handwerksmann mit Arbeit verlegen.

In engerer Bedeutung verlegt man jemanden, wenn man ihm die zu einem Nahrungs-Geſchäfte nöthigen Koſten vorſchießt. Jemanden mit den Koſten, mit Gelde verlegen. Auch mit der vierten Endung der Sache. Ich muß es verlegen, die Koſten dazu vorſchießen. Wo ſich der Begriff des Vorlegens oder Auslegens mit einſchleicht. Jemanden mit Waren verlegen, ihm die Waren vorſchußweiſe reichen.

Dahin gehört auch die bey den Buchhändlern übliche Bedeutung dieſes Wortes, wo ein Buch verlegen ſo viel heißt, als die Koſten zum Drucke eines Buches, als ſeiner Ware, als ſeines Handlungs-Artikels, vorſchießen. Wer ein ſolches Buch nicht als ſeine Ware anſieht, von dem ſagt man auch nicht, daß er es verlege, wenn er gleich die Koſten zu deſſen Drucke hergiebt.

In dieſer vierten Bedeutung ſagt man zwar auch **die Verlegung**, aber noch häufiger **der Verlag**.

Was man bey Brunnen eine **Verlegung** nennt, ſ. im VII Th., S. 99, f.

Der Verlag, von dem Zeit-Worte verlegen, doch nur in der Bedeutung der Vorausbezahlung der Koſten zu einer Unternehmung.

1. Die Handlung des Verlegers, wo es doch nur im engern Verſtande, von der eigenen Uebernahme der Koſten zum Drucke und zur Herausgabe eines Buches, als einer Ware, üblich iſt. *Den Verlag eines Buches übernehmen*, es verlegen. *Es in Verlag nehmen. Bey der Theurung des Papieres kommt der Verlag jezt hoch zu ſtehen.* Daher das **Verlags-Recht, Verlags-Bücher**, die **Verlags-Koſten**.

2. Die zu einer Unternehmung, beſonders zu einem Handels-Geſchäfte und Nahrungs-Gewerbe voraus nöthigen Koſten. *Einem Handwerker den Verlag thun*, hergeben, ihm das Geld zur Anſchaffung ſeines Geräthes, auch der Materialien in einzelnen Fällen, geben. *Der Juwelenhandel erfordert einen ſtarken Verlag.* So auch von dem Verlage der Bücher. *Ein Buch kommt in jemandes Verlag heraus*, wenn er die Koſten zum Drucke hergiebt, und ſich dadurch zugleich das Eigenthums-Recht über daſſelbe, als eine Ware, erwirbt.

3. Das auf ſolche Art entſtandene Product, wo es doch nur von verlegten Büchern gebraucht wird. *Das iſt nicht mein Verlag*, ſagt ein Buchhändler von einem Buche, welches er nicht verlegt hat. *Pauliſcher Verlag. Horvathiſcher Verlag. Seinen ganzen Verlag verkaufen*, alle von ihm ſelbſt verlegte Bücher, zum Unterſchiede von dem Sortiment.

Der

Der Verleger, Fämin. **die Verlegerinn**, doch nur in der lezten Bedeutung des Zeit-Wortes verlegen, eine Perſon, welche die Koſten zu einem Nahrungs-Geſchäfte verlegt, d. i. vorſchießt. In dieſem Verſtande werden im Bergbaue die Gewerken, ſo fern ſie die Koſten zu dem Bergbaue herſchießen, **Verleger** genannt, welchen Nahmen auch ihr Factor bekommt, der die Koſten in ihrem Nahmen verlegt. In der Handels-Sprache, iſt ein **Verleger** derjenige, welcher den Arbeitern Geld und Materialien vorſchießt, und die von ihnen verfertigten Waren hingegen an ſich nimmt, und verkauft; ſ. Th. XXXVI, S. 498. Am üblichſten iſt es von Buchhändlern, ſo fern ſie Bücher als ihre Ware und auf ihre Koſten drucken laſſen. Siehe das Vorhergehende.

Vorlegen, vor ein anderes Ding legen.

1. Eigentlich. *Ein Schloß vorlegen*, ein bewegliches Schloß vor die Thür legen und hängen; da dann ein ſolches bewegliches Schloß ein **Vorlege-** oder **Vorhänge-Schloß** genannt wird. *Einen Recipienten vorlegen*, vor den Brenn-Kolben. *Pferde vorlegen*, ſie vor den Wagen ſpannen. Soll das Ding, vor welches etwas gelegt wird, ausgedrückt werden, ſo gebraucht man das einfache Zeit-Wort mit dem Vorworte (der Präpoſition). *Ein Schloß vor die Thür, die Pferde vor den Wagen legen.*

2. In engerer und figürlicher Bedeutung, ein Ding vor jemanden legen, damit er eine Veränderung damit vornehme, in welchem Falle die Perſon in der dritten Endung ſteht.

1) *Den Gäſten die Speiſen vorlegen. Jemanden Braten, ein Stück Fiſch vorlegen.* Wo man auch **vorlegen** abſolute gebraucht, die Speiſen bey Tiſche unter die Speiſenden austheilen. Daher der

der **Vorlege-Löffel**, ein großer Löffel, die Speiſen damit vorzulegen; und der **Vorleger**, eine Perſon, welche die Speiſen vorſchneidet; ſ. **Vorſchneider**.

2) Jemanden eine Frage, einen Zweifel vorlegen, zur Beantwortung, zur Auflöſung. Ihm einen Aufſatz vorlegen, zur Durchſicht, zur Beurtheilung.

3) Zur Wahl, zur Annahme vorlegen. Siehe, ich habe dir heute vorgelegt das Leben und das Gute, den Tod und das Böſe, 5 Moſ. 30, 15.

Daher **die Vorlegung**, und **das Vorlegen**.

Die Vorlage, dasjenige, was vor ein anderes Ding geleget wird, doch nur in einigen einzelen Fällen. Damit eine Tonne nicht fortrolle, werden Steine, als eine **Vorlage** unter dieſelben geſchoben. Bey dem Deſtilliren, iſt die **Vorlage** ein Gefäß, welches vor die Retorte, den Kolben, Deſtillier-Blaſe, u. ſ. f. gelegt wird, in welches dasjenige tröpfelt, was man deſtilliret oder übertreibt, der Recipient. Auch ein Geſpann friſch vor- oder untergelegter Pferde, Fr. eine Relai, wird zuweilen eine **Vorlage** genannt.

Weglegen, an einen andern Ort legen.

Widerlêgen, (den Ton auf der dritten Sylbe,) ich widerlege, habe widerlegt, die Unrichtigkeit einer Sache mit Gründen beweiſen. Ein Vorgeben widerlegen. Jemanden widerlegen, ihn von einem Irrthume überführen.

Daher **die Widerlegung**, ſowohl die Handlung, als auch die Schrift, welche ſie enthält.

Widerleglich, was ſich widerlegen läßt; im Gegenſatze des unwiderleglich.

Die **Widerlage**, (den Ton auf der erſten Sylbe) 1. Ein Ding, welches widerhält; nur noch in einigen

Fällen. So wird in der Baukunſt eine Mauer, ein Pfeiler ꝛc. welcher dem Drucke eines Gewölbes oder eines Bogens widerſteht, eine **Widerlage** genannt.

2. In den Rechten, dasjenige, was der Frau in Anſehung ihres Brautſchatzes, zu deſſen Sicherheit, von dem Manne ausgeſetzt wird; das Gegenvermächtniß; ſ. im XVI. Th., S. 621, fgg.

Der Widerläger, im Bergbaue, ein Arbeiter, der den Raum zu den Widerlagen in dem Geſteine aushauet.

Zerlegen, aus einander legen. Eine Uhr, eine Maſchine zerlegen. In weiterer Bedeutung, einen zur Speiſe beſtimmten thieriſchen Körper zertheilen; ſowohl bey den Jägern, wie zerwirken, als auch von dem Zerſchneiden, oder Tranchiren bey Tiſche. Ein Huhn, einen Braten zerlegen.

So auch **die Zerlegung**.

Zulegen, iſt in doppelter Geſtalt üblich.

1. Als ein Activum.

1) Durch Legung eines andern Dinges verſchließen. Eine Grube mit Bretern zulegen. In einem etwas andern Verſtande, legt man einen Brief zu, wenn man ihn durch Umbiegung einiger Theile verſchließt.

2) Durch Beyfügung eines Theiles eben derſelben Art vermehren. Jemanden 100 Thaler zu ſeiner Beſoldung zulegen. Der Käufer legt noch 10 Thaler zu, wenn er zu ſeinem vorigen Geboth noch 10 Thaler hinzu thut.

3) Beylegen, zuſchreiben; doch nur ſelten. Sich große Verdienſte zulegen; beſſer; beylegen.

4) Anſchaffen; in der vertraulichen Sprech-Art. Sich ein Pferd, einen Garten, eine Frau zulegen.

5) Zurecht legen, zuſammen legen; nur in einigen Fällen. Die Zimmerleute legen ein Gebäude zu, wenn ſie das Zimmerwerk auf der Erde ſo zurichten, daß es nachmahls ſogleich aufgerichtet werden kann. Siehe weiter unten, Zulage.

6) Bey den Markſcheidern iſt, einen Riß, einen Grubenzug zulegen, ihn auf das Papier in einen Riß bringen, welches vermittelſt des **Zulege-Compaſſes** oder **Zulege-Inſtrumentes** geſchieht.

2. Als ein Neutrum mit haben. Einem zulegen, ſeine Partey nehmen, ihn mit Worten vertheidigen; nur im gem. Leben.

Die Zulage. 1. Die Handlung des Zulegens; ohne Plural, und nur in einigen Fällen. Bey den Zimmerleuten iſt **die Zulage** die Zuſammenlegung und Verzimmerung des Zimmerwerkes auf der Erde, damit es ſogleich zuſammen gelegt werden kann.

Was zugelegt wird; mit dem Plural. Z. B. Was an jemandes Beſoldung zugeleget wird. Zulage bekommen, um Zulage anhalten. Bey den Fleiſchern werden die Stücke geringern Fleiſches, welche ſie dem beſſern zulegen und ſich gleich dieſem bezahlen laſſen, **die Zulage** genannt; in einigen Gegenden die Beyſtücke.

1. **Legénde,** (die) (der Ton auf der zweyten Sylbe,) die Lebens-Beſchreibung eines Heiligen, oder die Erzählung, welche die Römiſch-Katholiſchen von ihren Heiligen und andern Perſonen mittheilen, um das Anſehen ihrer Religion zu unterſtützen; aus dem mittlern Lat. Legenda, orum, ſo fern ſie an gewiſſen Tagen in den Kirchen öffentlich vorgeleſen wurden. Weil dieſe Lebens-Beſchreibungen ſehr häufig aus frommen Erdich-

dichtungen beſtehen, ſo pflegt man im gemeinen Leben auch wohl ein jedes Mährchen, oder erdichtete Erzählung, was man nicht gern geradezu eine Lüge nennen will, eine **Legende** zu nennen.

Anfänglich war die **Legende**, ein in den alten römiſchen Kirchen übliches Buch, welches die Lectiones enthielt, die bey dem Gottesdienſte vorgeleſen wurden. Daher fing man an, die Leben der Heiligen und Märtyrer **Legenden** zu nennen, weil man aus ſolchen in den Metten und in den Speiſe-Sählen der Klöſter Capitel las.

Die Märtyrer-Tage waren anfangs nicht allgemeine Feſte der Chriſtenheit, ſondern jede Kirche feyerte das Gedächtniß ihrer eigenen Märtyrer, wie die von Smyrna ihrem h. **Polycarpus**, und Karthago ihrem h. **Cyprian**, ein Gedächtniß-Feſt begieng. Jede Kirche hielt daher ihre Jahrbücher, ihre Martyrologia, und hatte ihre Notarien, welche die Reden, den Lebenswandel und die Leiden der Märtyrer, um ſie der Vergeſſenheit zu entreißen, aufzeichnen mußten (*). Dieſe aufrichtigen Acten, die Lebens- und Leidens-Geſchichten der Märtyrer, wurden jedes Mahl an ihren Gedächtniß-Tagen, an welchen das Volk häufiger, als ſonſt in der Verſammlung zu erſcheinen pflegte, zur Erbauung abgeleſen. Dies war nicht nur die Gewohnheit der Kirchen in Afrika, welche die karthaginenſiſche Kirchen-Verſammlung (**) billigte, und wobey, wenn der Aufſatz zu lang war, Auguſtin (***) der Gemeinde, welche ſonſt ſtehend alles an-

(*) *Valeſ.* de Martyrolog. Rom. *Tertullian.* de coron. mil. c. 13. *Cyprian.* Ep. 37. ad Clerum.

(**) Concil. Garthagin. III. c. 47.

(***) Homil. 26. in T. X. p. 476. ed. Baſil.

anhören mußte, die Erlaubniß, ſich niederzuſetzen, gab; ſondern **Mabillon** (*) führt unterſchiedene Beyſpiele aus dem *Alcimus Avitus*, *Caeſareus Arelatenſis* und *Ferreolus* an, woraus man erſehen kann, daß in den Kirchen Galliens eben dieſe Gewohnheit geweſen iſt. Nur in der Kirche zu Rom allein hatte es **Gelaſius** in einer Verſammlung von 70 Biſchöfen verbothen (**). Der Vorwand war, daß man oft die Verfaſſer dieſer Acten nicht kennete, auch einige, wie das Leben eines gewiſſen **Cyrigus**, des **Julitas** und des **Georgius**, von Ketzern aufgeſetzt ſey. Vermuthlich haben die Lebens-Geſchichten der Märtyrer und Heiligen von dieſer Gewohnheit, ſie dem Volke vorzuleſen, den Nahmen **Legenden** bekommen. Doch als in den folgenden Zeiten die Mönche das Leben ihrer Heiligen mit den lächerlichſten und gröbſten Fabeln anfülleten, ſo verlor auch das Wort **Legende** ſeine ehemahlige gute Bedeutung, und man verſteht, bereits erwähnter Maßen, jezt nur erdichtete und lügenhafte Erzählungen darunter. Selbſt vernünftige Schriftſteller der römiſchen Kirche (***) klagen mit Recht über die thörichten Fabeln der Legenden, die ein vernünftiger Menſch ohne Ekel nicht könne öffentlich in der Kirche ableſen hören. Vornehmlich thut ſich *Pagi* über die Geſchichte der Urſulen mit ihren 11000 Jungfrauen was zu gute, und führt an, daß das römiſche Martyrologium dieſe unglaubliche Zahl der Gefährtinnen der Urſulen weggelaſſen habe (†).

Vom

(*) De Curſ. Gallic. p. 403.

(**) *Gelaſ.* decret. ap. Crab. T. I, p. 992.

(***) *Papebroch.* conat. hiſt. chronol. p. 43. *Ant. Pagi* Critic. in Baron. Annal. ann. 302 et ann. 383.

(†) Doch hat *Herm. Crombach* ein ganzes Buch, Urſula vindicata, dieſe abgeſchmackte Fabel zu vertheidigen, zuſammen geſchmiert, womit auch der Jeſuit *Alfordus*, ſonſt

Griffith

Vom Urſprunge der Legenden berichtet Auguſtin Valerius, Cardinal und Biſchof von Verona, im 16ten Jahrhundert, in ſeiner geiſtlichen Redekunſt Folgendes: „Sonſt hatte man die Gewohnheit, die jungen „Mönche in lateiniſchen Ausarbeitungen zu üben, wozu „man Ihnen zum Stoff das Märtyrerthum irgend eines „Heiligen gab, und ihnen die Freyheit ließ, die Tyrannen „ſowohl als die Heiligen auf eine ſolche Art redend einzu„führen, die ihnen am wahrſcheinlichſten vorkam, woraus „dann mehr zierliche und erdichtete als wahre Hiſtorien „der Heiligen entſtanden. Die ſinnreichſten und ſchönſten „dieſer Ausarbeitungen wurden beſonders gelegt, und „nach langen Zeiten fand man ſie unter den Manuſcripten „der Kloſter-Bibliotheken. Jezt war es ſchwer, das Er„dichtete von der darin enthaltenen wahren Geſchichte der „Heiligen zu unterſcheiden. Die Mönche, die ſich nur „üben wollten, hatten freylich nicht daran gedacht, daß „die Nachkommenſchaft von ihren Arbeiten Gebrauch ma„chen und dieſe Fictionen für wahr halten würde. Nach„her lieferte der griechiſche Schriftſteller, *Simon Metaphra„ſtes*, im 9ten Jahrh. zuerſt die Leben der Heiligen auf je„den Tag der Monathe des Jahres, worin aber Derſelbe, „wie *Bellarminius* anmerkt, ſelbſt vieles erdichtet hatte.“

Bayle hiſtor. krit. Wörterb. IV. S. 427. unter Auguſtin Valerius. A.

Die goldene Legende, iſt eine Sammlung der Leben der Heiligen, welche *Johannes de Voragine*, Vicarius generalis der Dominicaner und nachmahliger Erz-Biſchof zu Genua, der 1298 geſtorben iſt, zuſammen getragen hat. Die Kirche nahm ſie mit großem Beyfalle an, und ſie behielt dieſelbe 200 Jahr; aber ſie iſt wirklich mit ſo romanhaften Geſchichten angefüllt, daß die Anhänger der römiſchen Kirche ſich derſelben geſchämet haben.

Un=

Griffith genannt, in Annal. Eccleſ. Brit. T. I. ad ann. 453. wo er weitläuftig von der heil. Urſul und ihrem Heer Jungfrauen handelt, nicht völlig übereinſtimmt.

Unter den Lebens-Beſchreibungen der Heiligen, hat inſonderheit die Legende des Papſtes Gregorius VII., welche 1729 unter dem Titel: Officium eccleſiaſticum, herauskam, das von denen, die ſich des römiſchen Breviarii bedienen, am Feſte des Papſtes und Bekenners Gregorius, am 25 May, geleſen werden ſoll, nicht nur in Deutſchland, ſondern vornehmlich in Frankreich, großes Aufſehen gemacht, wo einige Biſchöfe nachdrückliche Mandements dawider herausgaben, und einige Parlemente ſolche zu leſen verbothen.

Die römiſchen Breviaria ſind voll von Hiſtorien aus den Legenden, welche an den Tagen der Heiligen geleſen werden ſollen, und da die letztern faſt der Anzahl der Tage im Jahre gleich kommen, ſo iſt kaum die Andachts-Uebung eines Tages von dergleichen Geſchichten frey. Indeſſen hat man wichtige Veränderungen in dieſer Materie vorgenommen, indem man unterſchiedene Legenden nach und nach weggelaſſen hat, daß ſolcher Geſtalt der Gottesdienſt der römiſchen Kirche jezt viel mehr davon gereinigt iſt, als vormahls.

Auſſer dieſen geſchriebenen Legenden aber giebt es noch andere, welche man Traditionen (Ueberlieferungen) nennt, worunter diejenigen Geſchichten zu verſtehen ſind, welche mündlich fortgepflanzt werden, und womit jeder Reiſende in den römiſch-katholiſchen Ländern unterhalten wird. Ich will etwas davon beybringen.

Zu Mainz verſchwört ſich ein trunkener Geſell, den erſten Menſchen, den er antreffen würde, zu ermorden. Es begegnet ihm ein Crucifix, in welches er mit ſeinem Degen hauet, und es fängt an zu bluten. Der Thäter fält auf die Knie, und bleibt in dieſer Stellung liegen, bis die Obrigkeit ihn einziehen läßt.

Zu

Zu Landsberg in Bayern zeigen die Franciskaner in ihrer Kirche über dem Altare ein Crucifix, welches, nach ihrem Vorgeben, ein Geſell mit ſeinem Speichel befleckte, welchen aber der Teufel ſogleich durch die ſüdliche Mauer mit ſich hinweggeführt hat; und man ſieht an dem Orte, wo ſonſt das Loch war, ein rundes Fenſter.

In Aachen erblickt man in der Kirche U. F. an der ſüdlichen Seite ein Par große eherne Thüren, wovon eine einen Riß hat, welchen die Legende folgendem Vorfalle zuſchreibt. Als Karl der Große dieſe Kirche zu bauen anfing, kam der Teufel, und fragte ihn, was er machen wollte. Der Kaiſer antwortete ihm: „er wolle ein Spiel„Haus aufführen,“ womit der Teufel ſehr wohl zufrieden war und wieder fortging. Da aber der Kaiſer einige Altäre errichten ließ, erkundigte ſich der Teufel nochmahls, was ſeine Abſicht dabey ſey? Karl verſetzte, ſie ſollten zu Spiel-Tiſchen dienen, wodurch der Teufel angereizt wurde, den Bau befördern zu helfen. In dieſer Abſicht ſchleppte er auf ſeinen Schultern ein Par große eherne Thüren herzu. Als ihm aber ein Crucifix in die Augen fiel, begab er ſich auf die Flucht, und ließ die Thüren fallen; und dadurch bekam die eine den Riß, den man noch ſieht.

Als zu Mailand ein Gefecht zwiſchen den Rechtgläubigen und den Arianern vorgefallen war, bat der daſige Biſchof, der h. Ambroſius um die Offenbarung eines Mittels, wodurch er die Körper beyder Parteyen von einander unterſcheiden könnte. Er wurde erhört, und fand die erſtern alle mit in die Höhe gekehrten, und die leztern mit niederwärts gerichteten Angeſichtern.

Zu St. Agatha, einer Stadt in Calabrien, zeigt man in einer Capelle ein Stück von einem Pfeiler in einem gläſernen Gehäuſe, welcher gefunkelt haben ſoll, wenn der h. Paulus daſelbſt geprediget hat. Er wurde von den Türken, die dieſen Ort eroberten, zerbrochen, und man verwahrte dieſes Stück ſo lange zu Meſſina, bis es hierher gebracht wurde. Die Jeſuiten wollten es in ihr Collegium führen, aber viele Perſonen konnten es nicht von der Stelle bringen; nachdem man ſich aber entſchloſſen hatte, daſſelbe in dieſe Capelle zu ſetzen, reichten die Kräfte Eines Mannes zu.

In Malta erzählt man Folgendes. Die Türken bekamen drey Malteſer-Ritter gefangen, und ſtellten ſie dem Groß-Sultan vor, welcher ſich Mühe gab ſie von der chriſtlichen Religion abzuziehen, und deswegen Prieſter zu ihnen ſchickte, aber ſie blieben beſtändig. Die Tochter des Groß-Sultans ſahe ſie, und verliebte ſich in ſie. Sie bat ſich von ihrem Vater die Mühwaltung für ihre Bekehrung aus. Hierauf entdeckte ſie ihnen ihre Zuneigung; allein ſie unterrichteten ſie von ihrer Verbindlichkeit zur Keuſchheit, von der chriſtlichen Religion und ihrem Orden, und verſprachen ihr das eigentliche Bild der Jungfrau Maria. In dieſer Abſicht fingen ſie an, an einem Stücke Holz zu ſchnitzen; weil aber keiner von ihnen die Bildhauer-Kunſt verſtand, ſo baten ſie um Hülfe; und hierauf erſchien ihnen plötzlich ein Bild, welches der Jungfrau völlig ähnlich war. Dieſes Geſicht veranlaſſete die Prinzeſſinn, die chriſtliche Religion anzunehmen; und nachdem ſie ein Mittel zu entkommen gefunden hatte, ſo reiſete ſie mit den Rittern ab, und ging in ein Nonnen-Kloſter.

2. **Legende**, die Schrift oder Aufſchrift, welche man auf Münzen, Medaillen und Jettons lieſet, und welche zur Erklärung und Erläuterung der Figur oder des Bildes beygeſetzt worden iſt.

Legenich, ſiehe **Lechenich**, oben, S. 580.

1. **Leger**, (**der**) Fämin. **die Legerinn**, eine Perſon, welche etwas legt, wo es doch in den Zuſammenſetzungen am häufigſten iſt.

Bey den Papier-Machern, iſt der **Leger**, ein Geſell, der die geſchöpften, geformten und gepreßten Bogen Papier, jeden beſonders, in die Hand nimmt, ſolchen auf den geneigten **Lege-Stuhl** (ſ. oben, S. 737, f.) leget, mit der hölzernen Schleppe ausſtreicht, jeden Bogen über den andern leget, und dieſe Arbeit ſo lange fortſetzt, bis 3 Rieß zuſammengelegt ſind, die dann ſtoßweiſe auf den Trocken-Boden gebracht, und zum Trocknen auf Leinen gehänget werden.

den. Siehe auch **Lege-Bret**, und **Lege-Filz**, oben, S. 735.

2. **Leger**, **Legger**, oder **Waſſer-Legger**, Holl. Leggers, Water-leggers; Dän. Læggers; Schwed. Vattenliggare; Engl. Large Water-Caſks; Fr. Boutes; Ital. Botti, Barrili d'acqua; Span. Barriles de agua; Port. Toneis da agua, in der Schifffahrt, große Tonnen, die unten im Raum liegen, und das friſche Waſſer für die Mannſchaft enthalten.

Leger-Wall, **Lee-Küſte**, Holl. Lagerwal; Dän. Lægerval; Schwed. Lägervall; Engl. Lee-ſhore; Fr. Terre ou Côte ſus le vent du vaiſſeau; Ital. Coſta di ſottovento; Span. und Port. Coſta de ſotavento, in der Schifffahrt, ein Ufer oder eine Küſte, deren Richtung, gegen die Richtung eines auf dieſelbe zu ſtehenden Windes, rechte Winkel, oder wegen einer Bugt der Küſte noch ſpitzigere Winkel macht.

Ein Schiff hat einen Leger-Wall, oder befindet ſich auf Leger-Wall. Holl. Een ſchip op Lagerwal; Dän. et Skib paa Lægerval; Schwed. et Skepp pä Lägervall; Engl. the Ship embayed on a Lee-ſhore with a hard wind; Fr. Vaiſſeau chargé en Côte; Ital. Nave alla Coſta di ſottovento; Span. Navio empenado en la Coſta; Port. Navio empenhado na Coſta de ſotavento, wenn es durch die Stärke des Windes oder Strohmes ſo nahe an einen Leger-Wall getrieben worden iſt, daß es Gefahr läuft, ſich durch Lavieren nicht wieder abarbeiten zu können.

Legerig, wird, bey dem Deichbaue, von einem weichen, ſchlammigen oder Kley- und mohrigen Grunde geſagt, worin die Pferde bey dem Anfahren der Deich-Erde in den Sturz-Karren (Wippen) keinen feſten Fuß haben, ſondern durch denſelben treten,

ſtrau-

ſtraucheln und fallen, ohne ſich wieder heraus heben zu können.

Legge-Bank, (**Lege-Bank**) oder **Legge Tiſch**, (**Lege Tiſch**,) iſt ein in einigen vornehmen Handels-Städten, inſonderheit in Nieder=Sachſen, von der hohen Landes=Obrigkeit verordneter Tiſch oder Bank, worüber die verfertigten Stücke Leinwand ausgeſpannet, und ſowohl deren Länge als Breite nach, gemeſſen werden, um ſolchergeſtalt zu erkennen, ob ſie das gehörige Maß haben, oder für was Art von Leinwand dieſes oder jenes Stück zu halten und zu achten ſey, worauf ſodann dieſe Leinwand gezeichnet und geſtämpelt wird. Derjenige, der dieſe Meſſung und Zeichnung der Leinwand verrichtet, heißt der **Legge-Meiſter**. Die Stadt Hameln hat eine ſolche Legge-Bank, und eine eigene, im J. 1688, von dem Herzoge Ernſt Auguſt zu Braunſchweig=Lüneburg publicirte **Legge=Ordnung**. Das gedachter Stadt ertheilte Privilegium, eine öffentliche Legge=Bank zu errichten, und die Legge=Ordnung ſelbſt, lauten alſo:

Von Gottes Gnaden, Wir ERNST AUGUST, Biſchof zu Osnabrück, Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg, vor Uns, Unſere Erben und Nachkommen an der Regierung, urkunden hiermit und bekennen, daß Wir Unſere Stadt Hameln zu deren Aufnahm und inſonderheit zu Beförderung des Linnen-Handels mit einer Legge privilegiret und begnadet haben.

Thun daſſelbe auch hiermit und Kraft dieſes dergeſtalt und alſo, daß Schultheiſſe, Bürgemeiſter und Rath, eine Legge-Bank auf dem Rathhauſe oder an einem andern bequemen Ort in der Stadt anordnen, einen Legge-Meiſter und andere zum Linnen-Meſſen, Zeichnen und Packen benöthigte Leute beſtellen und verdingen, und alle dasjenige ſonſten thun, anordnen und zu Werke richten mögen, was Unſere hierbey ihnen zugeſtellte Legge-Ordnung mit ſich bringt, und ſonſten

zu

zu Beförderung des Linnen-Handels gereichet und izt beſagter Ordnung und Legge-Gerechtigkeit gemäß iſt. Urkundlich Unſere eigenhändige Unterſchrift und angehängten großen Inſiegels. So geſchehen und gegeben in Unſer Reſidenz-Stadt Hannover, d. 28 Sept. 1688.

Ernſt Auguſtus.

Unſers von Gottes Gnaden Ernſt Auguſti, Biſchofen zu Osnabrück, Herzogen zu Braunſchweig und Lüneburg Legge-Ordnung vor Unſer Stadt Hammeln

Erſtlich, ſollen Schultheiſſen, Burgemeiſter und Rath, Unſerer Stadt Hammeln eine Legge-Bank oder Legge-Tiſch, auf Maße und Weiſe wie an andern Orten, wo dergleichen Linnen-Leggen ſeyn, gebräuchlich iſt, verfertigen laſſen, worüber das Linnen zu ziehen, und ſowohl die Länge als Breite nachzumeſſen.

2. Zu Meſſung des Linnens, wie auch zu Erkennung, was es vor Art Linnen ſey, und deſſen Zeichnung, ſollen von Schultheiſſen, Burgemeiſtern und Rath, und deren Ambts-Nachfolgern ein Legge-Meiſter und zwey andere dazu tüchtige und des Werks verſtändige Leute beſtellet und in eydliche Pflicht genommen, und nebſt dem, und

3. aus Mittel des Raths zwey Perſonen, ſo ſich auf das Linnen und den Linnen-Handel verſtehen, verordnet werden, welche die Aufſicht zu haben, auch wenn beym Meſſen, oder vor was Art Linwand dieſes oder jenes Stück zu halten und zu paſſiren ſey, und dergleichen mehr Streit oder Zweifel vorfället, ſolches zu ermeßigen und zu entſchuldigen, es wäre denn,

4. daß die Sache ſo beſchaffen, daß dabey mehrer Unterſuchung nöthig, welchen Falls zwar dieſelbe an die Juſtitz zu verweiſen, gleichwohl aber ſoll darinnen ohne einige Weitläuftigkeit und ordentlichen Proceſs, ſchleunigſt verfahren werden.

5. Des Legge-Meiſters und der beyden übrigen zu Meß- und Zeichnung des Linnen beſtellenden Leute Eyd ſoll darauf vornehmlich gerichtet ſeyn, daß ſie das Linnen recht meſſen, auch, wovor daſſelbige zu halten und zu paſſiren, nach ihren beſten Wiſſen und Gewiſſen zu erkennen, und die Zeichnung darnach unpartheyiſch thun, untaugliches Linnen aber, oder das ſeine gehörige Breite nicht hat, gar nicht zeichnen, im übrigen die Leute zur Ungebühr nicht aufhalten, von niemanden ein mehrers als verordnet iſt, weder fordern, noch auch, da es ihnen gleich gutwillig angeboten werden ſollte, nicht nehmen, einen jeden nach der Ordnung, wie er ſich angiebt, ohne Unterſcheid, er ſey Bürger oder Bauer, er bringe viel oder wenig zur Legge, abfertigen, und männiglichen glimpflich und wohl begegnen, damit alſo die Leute ſo viel mehr bewogen werden, ihr Linnen nach der Legge zu bringen.

6. Das Linnen und Drell, ſo auſſer Landes verfahren werden ſoll, iſt durch beeydigte Packer, zu Verhütung alles Unterſchleifes, und damit die Hammelſche Legge und von da kommendes Linnen in deſto beſſer Credit kommen möge, einzuballen und zu packen.

7. Wegen des Sortiments oder Art Linnen bleibet es zwar bey dem insgemein ſo genannten Ober- und Unterbande. Wann noch beſſer Linnen oder Drell als Oberband, oder auch geringer als Unterband zur Legge gebracht wird, und nicht zu einem von beyden izt gedachten Sorten gehört, ſo ſoll daſſelbe gleichfalls angenommen, gemeſſen und gezeichnet werden.

8. Es

8. Es ſoll aber die Zeichnung folgendergeſtalt geſchehen. Wenn nemlich das Linnen Oberbändig iſt, ſoll daſſelbe auf beyden Seiten mit einer Corde feſtgebunden, und die Zahl der Ellen nebſt dem Stadt-Wapen vor der Corde oder Binde geſetzet werden. Wenn es aber vor Unterband æſtimiret wird, iſt die Zahl der Ellen, und das Stadt-Wapen hinter der Corde zu ſetzen. Iſt das Linnen aber beſſer als Oberbändig, ſoll daſſelbe an ſtatt des Stadt-Wapens mit einem Pferd gezeichnet, das ganz ſchlechte Linnen aber, ſo nicht vor unterbändiſch, im übrigen aber der Breite halber ſonſten nicht gar untauglich zu halten iſt, ſoll nur in der Mitte gebunden, und dabey die Ellen Zahl, nebſt dem Stadt-Wapen geſetzet werden.

9. Wann eine Parthey Linnen oder Drell zur Legge gebracht wird, ſoll von 100 Ellen Linnen mehr nicht als 3, und vor 100 Ellen Drell 4 Mgr. gegeben werden. Da aber nur ein oder zwey Stück gebracht werden, iſt von 20 Ellen Linnen 6 Pf. und von Drell 7 Pf. zu geben.

10. Von dieſem Gelde ſollen die Legge-Meiſter und übrige Bediente beſoldet, auch übrige Legge-Koſten geſtanden werden, und führet davon der Legge-Meiſter die Rechnung, worauf deſſen Eyd in ſpecie mit zu richten.

11. Sollte ein Ueberflüß mit der Zeit davon zu erheben ſeyn, ſo ſoll ſelbiger denen Stadt-Cammer-Intraden und dem Stadt-Credit-Weſen zum beſten angewandt werden.

12. Damit auch dieſer Linnen-Handel ſo viel beſſer von ſtatten gehe, ſo verordnen, ſetzen und wollen Wir, daß, wenn ein Bürger Unſer Stadt Hammeln einem Leinweber in oder auſſerhalb der Stadt Geld auf Linnen oder Drell vorgeſchoſſen, oder Leinſaamen auf Credit gegeben der Creditor nicht allein reſpective den näher Kauf des Linnen oder Drells, nach ſeinem rechten und billigen Werth, ſo lange nemlich daſſelbe einem andern Käufer nicht allbereit würklich abgefolget und tradiret iſt,

haben, ſondern ihm auch ſonſten, durch ſchleunige rechtliche Hülfe zu ſeinem Vorſchuß wieder verholfen werden ſoll.

13. Wir behalten uns darneben vor, dieſe Ordnung zu ändern, zu vermehren und zu erläutern. Signatum in Unſer Reſidenz-Stadt Hannover, den 28 Sept. Anno 1688.

Ernſt Auguſtus.

Auszug aus der Legge-Ordnung für die Stadt Göttingen, v. 18 März 1777.

Niemand ſoll inländiſches Leinen verkaufen oder kaufen, wenn es nicht mit dem Legge-Zeichen verſehen iſt. Alle fläcHſene Kauf-Leinen ſollen nur zu zweyerley Breiten, nähmlich vom Stuhl oder ungebleicht $1\frac{5}{16}$ und $1\frac{1}{16}$ Elle breit, gemacht werden. Die Länge ſoll allemahl $20\frac{1}{2}$, 41, $61\frac{1}{2}$, 82, $102\frac{1}{2}$ oder 123 Ellen halten, damit ein ſolches Stück, wenn es zur Legge gebracht wird, zu mehrerer Verkäuflichkeit, in Stücke von 20 Ellen getheilt, und auf jede ſolche Stiege, wegen des nachherigen Verluſtes in der Bleiche, eine halbe Elle zugegeben werden könne. Die Ellen, die ein Stück über die vorerwähnte Ellen-Zahl hält, werden auf der Legge abgeſchnitten, und dem Eigenthümer zurück gegeben. Auf der Legge wird jedes Stück mit dem landesherrlichen Wapen, und der Umſchrift: Göttingiſche Legge, gezeichnet. Die erſte und beſte Sorte erhält Nro. 1; dann folgen Nro. 2, 3, 4 5, Was noch ſchlechter iſt, wird in der Mitte des Stückes mit Nro. 0, und das, was nicht $\frac{5}{4}$ oder $\frac{4}{4}$ E. breit iſt, noch auſſerdem mit S. B. das iſt, Schmal-Band, bedruckt. Die hedener Leinen ſollen ebenfalls nur zu zweyerley Breiten, nähmlich zu $1\frac{5}{16}$ und zu $1\frac{1}{16}$ Elle breit, gewebt werden. Die Länge aber bleibt der Willkür des Webers überlaſſen. Sie werden, nach ihrer Güte, von Nro. 1 bis Nro. 4 bezeichnet. Alle Weber ſollen die Weber-Kämme von angeſetzten und beeidig-

digten Kamm-Machern kaufen. Auf der Legge wird jedes Stück, nachdem es geplandert iſt, durch Hülfe eines beſondern Werkzeuges ordentlich und dicht zuſammen gerollet und benähet.

Legge-Ordnung für das Amt Ravensberg. de Dato Berlin, d. 20 Sept. 1791.

Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preuſſen ꝛc. Thun kund und fügen hiermit zu wiſſen: Um bey der ſchon ſeit alten Zeiten in Unſerer Grafſchaft Ravensberg und zwar in dem Amte gleiches Nahmens vorhandenen Manufactur von ſogenannten Löwend-Linnen einige ſich eingeſchlichene Mißbräuche abzuſtellen, und eine ſolche Ordnung dabey einzuführen, welche ſowohl den Fabrikanten als Kaufleuten zum wahren Vortheil gereicht und bey Ausländern Zutrauen erwirbt, haben Wir für nöthig erachtet, die in der allgemeinen Legge-Ordnung für die Grafſchaft Ravensberg vom 7ten May 1719. in Anſehung des Löwend-Linnens enthaltene Vorſchriften näher zu beſtimmen, und nachſtehende beſondere Legge Ordnung für das Amt Ravensberg ausfertigen zu laſſen. Es ſoll alſo

I.

Was bey Verfertigung des Linnens und in Anſehung der Weber-Kämme zu beobachten.

Bey der Verfertigung des Linnens Folgendes beobachtet werden:

1. Diejenigen welche ſich damit abgeben, müſſen das Garn gehörig ſortiren, und zu jedem Stücke ein gleiches Geſpinnſt nehmen, auch bey Strafe von 10 Rthlr. kein Garn mit Kalk oder Kreide weiß machen, oder ſonſt im heißen Backofen verdorbenes Garn zum Wirken des Löwend-Linnens brauchen.

Auch wird bey gleicher Strafe der Gebrauch des Heeden-Garns zur Schierung verbothen.

Schlechte Enden ſollen auf der Legge abgeſchnitten werden; jedoch ſteht dem Weber frey, ſolche zu behalten oder zu verkaufen.

2. Die Kamm Macher ſollen vereidet werden, daß ſie keine Weber⸗Kämme unter 22 Gingen zu der vorſchriftsmäßigen Breite anfertigen, noch die zu 22 Gingen eingerichteten Weber⸗Kämme weiter ſtellen wollen, wenn ihnen ſolches auch von den Webern zugemuthet würde, um mit ſeinem Garne die vorſchriftsmäßige Breite mit 22 Gingen herauszubringen.

Bey den von einländiſchen vereideten Kamm⸗Machern verfertigten Weber⸗Kämmen bedarf es keiner beſondern Wroge. Es muß aber ein jeder Kamm⸗Macher ein eigenes beym Fabriken⸗Commiſſarius, oder bey der Legge⸗Kammer anzugebendes Zeichen einbrennen, damit man in dem Falle, wenn bey einem Weber⸗Kamm eine Unrichtigkeit verſpürt wird, ſogleich wiſſen kann, wer ſolchen verfertigt hat.

Die von unvereideten Kamm⸗Machern oder auſſer Landes verfertigten Weber⸗Kämme dürfen nicht eher gebraucht werden, bevor ſie nicht auf einer Legge⸗Kammer des Amts Ravensberg gewroget, und die ausländiſchen mit 2 Ggr. 4 Pf. pro Stück verſteuert ſind.

Sollten ſich bey denen von Zeit zu Zeit anzuſtellenden Unterſuchungen der Weber⸗Kämme welche finden, die nicht mit einem von einer Legge⸗Kammer oder einem vereideten Kamm⸗Macher eingebrannten Zeichen verſehen ſind, ſo ſollen ſolche confiſciret, und diejenigen Weber, welche ſich unrichtiger Weber⸗Kämme bedient haben, noch beſonders beſtraft werden. Dagegen ſollen die Legge⸗Bedienten die ſchon vorhandenen Weber⸗Kämme nach befundener Richtigkeit mit dem Wroge⸗Zeichen verſehen.

3. Ein Stück Löwend⸗Linnen muß gerade 27 Zoll, oder eine brabander Elle, halten; an dieſer Breite darf nichts fehlen.

Die Schierung muß nach Beſchaffenheit des Garns zu 22 und 23 Gingen, aber nicht darunter, geſchehen.

Die⸗

Diejenigen Fabrikanten, welche Linnen, ſo dem osnabrückſchen in der Schierung und Güte gleich iſt, liefern, ſollen von den Kaufleuten 2 bis 3 Pfennige auf jede Elle über den gewöhnlichen Preis erhalten. Obgleich in der alten Legge-Ordnung auf die falſche Schierung eine Strafe von 25 Goldgulden geſetzt iſt, ſo Wollen wir doch ſolche hierdurch bey der erſten Contravention auf 5 Thaler für einen fehlenden ganzen Ging, und auf $2\frac{1}{2}$ Rthlr. für einen halben Ging, beſtimmen. Läßt ſich aber ein Weber die falſche Schierung öfter zu Schulden kommen, ſo ſoll die Strafe verdoppelt, und nach Befinden noch mehr verhöhet werden.

4. Kein Stück Linnen ſoll über 105 Ellen lang ſeyn, und das Uebermaß auf der Legge abgeſchnitten werden.

II.

Was den Verkauf des im Amte Ravensberg verfertigten Linnens betrifft, ſo ſoll

Vom Verkauf des Linnens.

1. kein Weber des Linnens gleich vom Weberſtuhle an Vorkäufer oder an andere Fabrikanten, oder wer er ſonſt ſeyn mag, überlaſſen, ſondern es muß ein jeder Weber, oder jeder Unterthan, welcher weben läßt, das Linnen nach einer von den drey Leggen des Amts bringen, daſelbſt leggen laſſen, und den Legge-Impoſt entrichten, bey Strafe der Confiscation.

Derjenige Ein- oder Ausländer welcher eines Vorkaufs des Linnens, ehe ſolches nach der Legge gebracht worden, überführt wird, ſoll eine Geldſtrafe von 20 Rthlr. für jedes Stück erlegen oder, wenn er nicht des Vermögens iſt, die Geldſtrafe zu entrichten, mit vierzehntägiger Gefängniß bey Waſſer und Brod beſtraft werden

2. Der Weber iſt ſchuldig, mit dem Linnen ſelbſt zur Legge zu kommen, oder doch ſeine Frau oder denjenigen von ſeinen Hausgenoſſen, welche er zum Weben braucht, zur Legge zu ſchicken, damit ihm die Feh-

ler, welche bey Weben begangen ſeyn möchten, gezeigt werden können.

3. Jeder Unterthan, der Linnen webt, oder weben läßt, ſoll vom Fabriken = Commiſſarius mit einem Buche verſehen werden, worin er die zur Legge, gebrachten Stücke verzeichnen laſſen muß.

4. Kein Weber oder Unterthan darf, bey Strafe von 5 Rthlr., ſein Linnen unter fremden Nahmen, als z. B. auf den Nahmen ſeiner Mägde, Backhäuſer, Leibzüchter, Heuersleute, u. ſ. w. zur Legge bringen und zeichnen laſſen, damit ſich nicht ein und der andere auf ſolche Art der Berichtigung der darauf genommenen Vorſchüſſe entziehen kann.

Sollte ein Unterthan, der ſich von einem Kaufmanne Geld auf abzuliefernde Linnen hat vorſchießen laſſen, überführt werden, von einem andern Kaufmanne gleichfalls auf abzulieferndes Linnen Geld geborgt zu haben, bevor der erſte Gläubiger befriedigt iſt, ſo ſoll er eine Strafe von 10 Rthlr. entrichten, oder nur mit einer verhältnißmäßigen Leibesſtrafe belegt werden.

Auch der Kaufmann, der wiſſentlich Linnen an ſich kauft, welches auf einen fremden Nahmen zur Legge gebracht, oder ſchon an einen andern gegen einen Vorſchuß verſagt iſt, ſoll eine Strafe von 10 Rthlr. entrichten.

5. Die Legge = Bedienten müſſen bey den Webern ihres Bezirkes monathlich wenigſtens ein Mahl Nachfrage halten, und nachſehen, wie viel Werke oder Stücke ein jeder aufgenommen oder in der Arbeit hat, und wie weit er damit gekommen iſt. Das davon zu haltende Verzeichniß ſollen ſie nach Ablauf jedes Monaths bey dem Fabriken=Commiſſarius abgeben.

III.

Würdigung des Linnens nach 4 Claſſen.

Da bisher das Löwend-Linnen des Amts Ravensberg auf den Leggen keinen feſten Preis gehabt, ſondern jedes Stück vom Kaufmanne nach einem willkürlichen Preiſe erhandelt worden iſt: ſo haben ſich die Legge-Bedienten um die Güte des Linnens nicht bekümmert, ſondern deren Beurtheilung lediglich dem Kaufmanne überlaſſen. Künftig ſollen ſie aber, bey Vermeidung ſcharfer Ahndung, auf alle Mängel genau Acht haben, und diejenigen Stücke welche davon frey ſind, nach Beſchaffenheit der Güte, mit No. 1. 2. 3. und 4. zeichnen, wovon der auf auswärtigen Leggen und Handels-Plätzen übliche Preis auf eine auszuhängende Tafel angeſchrieben werden ſoll. Und liegt dem Fabriken-Commiſſarius ob, von dieſen Preiſen Nachricht einzuziehen und ſolche den Legge-Officianten bekannt zu machen.

Um die Weber noch mehr aufzumuntern, tüchtiges Linnen zu verfertigen, werden Wir für diejenigen welche die erſten Stücke, und in der Folge die meiſten Stücke von No. 1 und 2 zur Legge bringen, beſondere Prämien ausſetzen, und deshalb das Erforderliche beſonders verfügen.

In Anſehung derjenigen Stücke Linnen, welche unter keine von den vier Claſſen gebracht werden können, bleibt es auf den bisherigen Fuß.

Wenn der Weber ſein Linnen auf der Legge nicht zu einem annehmlichen Preiſe anbringen kann, ſteht ihm frey, ſolches auſſer Landes zu verkaufen; jedoch muß er in ſolchem Falle doppelte Legge-Gebühren entrichten, wogegen ihm die Legge-Kammer einen Schein zur Ausfuhre zu ertheilen, und auf dem Stücke ſelbſt das Ellen-Maß ganz genau zu bemerken ſchuldig iſt.

IV.

Beſtimmung gewiſſer Legge-Tage.

Um bey den Leggen eine Concurrenz von mehrern Käufern zuwege zu bringen, ſoll künftig die zu Versmold, 4 Tage in der Woche, die zu Halle 3 Tage, und die zu Borgholzhauſen 2 Tage in der Woche offen ſeyn, und zwar von Oſtern bis Michaelis von 7 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mittags, und von 1 Uhr Nachmittags bis 6 Uhr Abends; von Michaelis bis Oſtern aber von 8 Uhr Morgens bis 12 Uhr, und von 1 Uhr bis 4 Uhr Nachmittags.

V.

Beſtimmung der Acciſe = und Legge-Gebühren.

Die Acciſe = und Legge = Gebühren ſollen nicht erhöhet werden, ſondern es bleibt bey dem bisherigen Impoſte von 2 Ggr. 8 Pf. für jedes Stück ohne Unterſchied, welches bis 100 Ellen hält.

Auſſerdem erhalten die Legge-Bedienten das hergebrachte Emolument von 8 Pfenn. für jedes Stück, wogegen ſie den Kaufleuten in Binden und Packen des Linnens Hülfe leiſten müſſen.

VI.

Den Legge = Bedienten wird, bey Verluſt der Bedienung und anderer empfindlicher Beſtrafung, unterſagt, von den Kaufleuten oder Webern Geſchenke an Wein, Tobak, oder worin ſie ſonſt beſtehen mögen, zu nehmen. Vielmehr müſſen ſie ſich bey der Meſſung ſowohl als der Zeichnung, jederzeit unparteyiſch bezeigen, und den Webern die etwa begangenen Fehler mit Glimpfe vorhalten, ſo wie auf der andern Seite die Kaufleute und Weber ſich gleichfalls ordentlich betragen, den Vorgeſetzten der Legge nicht widerreden, noch weniger ſchelten oder fluchen, keinen Tobak rauchen, noch Wein oder Brantwein trinken ſollen, worauf der Fabriken-Commiſſarius mit zu ſehen hat.

Kein Weber, oder wer ſonſt Linnen zur Legge bringt, darf ſolches beym Vermeſſen ſelbſt ſtreichen oder ankreiden, ſondern dies iſt die Obliegenheit der Legge = Bedienten.

VII.

Wie es mit ausländiſchen Linnen zu halten.

Uiebrigens bleibt den Linnen-Händlern frey, auswärtiges Linnen in Parteyen anzukaufen und weiter zu verſenden, ohne daß ſie ſolches zur Legge zu bringen oder etwas davon zu entrichten brauchen. Wäre aber den Linnen-Händlern daran gelegen, daß dergleichen Linnen als einländiſch mit No. 1. 2. 3. oder 4. gezeichnet wird, ſo müſſen die Legge-Bedienten ſolches im Beyſeyn des Fabriken-Commiſſarius auf das genaueſte unterſuchen, und ſich bey Verluſt ihres Dienſtes darunter keine Parteylichkeit zu Schulden kommen laſſen.

Wir befehlen alſo unſerer Kriegs- und Domainen-Kammer, Land- und Steuer-Räthen, nicht weniger den Beamten des Amts Ravensberg und daſigem Fabriken-Commiſſario, mit allem Ernſt über dieſe Legge-Ordnung zu halten, und dahin zu ſehen, daß die Contraventiones geſetzmäßig beſtraft werden.

Der Fabriken-Commiſſarius, oder die Legge-Kammer, ſoll von jeder Contravention ein Protokoll aufnehmen, und ſolches an den Steuer-Rath, dieſer aber an die Kriegs- und Domainen-Kammer einſenden.

In wichtigen und erheblichen Fällen ſoll dem Amte oder einem Fiſcal die Unterſuchung aufgetragen, und von der Kammer-Juſtiz-Deputation das Erkenntniß abgefaſſet werden.

Urkundlich unter Unſerm beygedruckten Königlichen Inſiegel. Gegeben zu Berlin, den 20 Sept. 1791.

(L. S.)

Auf Sr. Königlichen Majeſtät allergnädigſten Special-Befehl.

v. Blumenthal. v. Heinitz. v. Mauſchwitz.

Legger, Waſſer-Legger; ſiehe **Leger 2**, oben, S. 783.

Leghorn, ſiehe **Livorno**.

Legieren, Legierung; ſiehe **Legiren**.

Legion, aus dem Lat. Legio, eine gewiſſe Schaar römiſcher Soldaten zu bezeichnen, welche anfänglich nur aus 3000 Mann zu Fuße beſtand, bis ſie endlich nach und nach, und ſtufenweiſe, bis auf 6000 Mann ſtieg. Figürlich, auch oft ſo viel als eine große unbeſtimmte Menge.

Das lateiniſche Wort Legio, welches eigentlich eine beſtimmte Anzahl von Soldaten bey den Römern bedeutet, Matth. 26, 53. Marc. 5, 9 (1), kommt von legere her, welches bey den römiſchen Schriftſtellern oft an ſtatt eligere, wählen, gebraucht wird, indem die Römer, bey Errichtung einer Armee, gemei-

(1) In der Stelle, Matth. 26, 53: „Oder meineſt du, daß „ich nicht könnte meinen Vater bitten, daß er mir zu„ſchickte mehr denn zwölf Legionen Engel? ſieht Chriſtus vermuthlich auf die römiſche Miliz, und verſteht unter den zwölf Legionen, deren er hier gedenkt, ſo viele Legionen, als dazu gehörten, eine vollſtändige Armee auszumachen (*). Vermuthlich ſieht er damit auch auf die Zahl ſeiner Jünger. Petrus hatte dem Knechte des Hohenprieſters das Ohr abgehauen (Marc. 14, 47.), und die Jünger Chriſti befanden ſich damahls in großer Noth; daher ſagt Chriſtus, er könne gar wohl ſeinen Vater bitten, daß er ſeinen eilf Jüngern, und ihm ſelbſt als dem Zwölften, eine Legion zum Schutz ſchicken könnte, weil Chriſtus mit ſeinen damahligen Jüngern, auſſer dem Judas, der ſich von ihm getrennet hatte, eine Anzahl von zwölf Perſonen ausmachte. Aus

(*) S. *Weſthovii* Obſervation. ad paſſion. Chriſti, p. 293.

meiniglich die beſten Leute auslaſen. Die Stärke einer ſolchen Legion bey den Römern wird ſehr verſchieden angegeben. Schon **Romulus** errichtete dieſelbe, und zwar machte er jede 3000 Mann Fußvolk und 300 Mann Cavallerie ſtark (2). Nachdem aber die Sabiner mit in die Stadt aufgenommen wurden, wurde jede Legion 6000 Mann Infanterie ſtark gemacht, und ihr 600 Mann Cavallerie zugegeben (3); welches aber Einige nicht glauben, ſondern meinen, daß, wenn ja einige Veränderung vorgegangen ſey, die Legion auf 4000 Mann geſetzt, und daher auch quadrata genannt worden ſey. Wenigſtens geſchahe dieſes von dem *Valerio Poplicola* (4). Allein, im J. 542, wurde ſie auf 5000 Mann zu Fuße, und 300 Reiter, eingerichtet (5), und im J. 583 auf 6000 Mann zu Fuße, wobey die 300 Reiter blieben (6). *Marius*, als er nach Afrika übergehen wollte, ſetzte ſie auf 6000 Mann zu Fuße, und 200 zu Pferde (7). Wofür es doch auch wieder bey 5000 Mann blieb, und alſo alle Aenderungen damit kaum anzumerken ſind. Indeſſen wurde ſie doch wieder in 60 Centurien, 30 Manipulos und 10 Cohortes eingetheilet, ſie mochte ſonſt ſo ſtark ſeyn, als ſie wollte. Es begriff alſo eine Cohors 3 Manipulos, und ein Manipulus

Aus der andern Stelle, Marc. 5, 9: „Und er fragte „ihn, wie heißeſt du? Und er antwortete und ſprach: „Legion heiße ich, denn unſer ſind viel,“ ſieht man offenbar, daß zu einer römiſchen Legion ſehr viele gehört haben (*).

(2) *Plutarch.* Rom. c. 9. (3) Eb. daſ. c. 15.

(4) *Dion. Halic.* L. 5, c. 4. *Liv.* L. 6, c. 22. L. 7, c. 25.

(5) *Liv.* L. 26, c. 28. (6) *Liv.* L. 43, c. 14.

(7) *Feſtus* ap. *Sigon.* de Ant. Jur. C. R L. 1, c. 15.

(*) S. *Köcheri* Analecta ad Marc. V. 9, p. 567.

nipulus 2 Centurien; allein, nachdem die Legion z. B. 3000 Mann ſtark war, beſtand eine Centuria auch nur aus 50 Mann; war ſie aber 6000 Mann ſtark, ſo beſtand die Centurie aus 100 Mann, als woher ſie auch den Nahmen hat. Nach dem alſo die Legion ſtark oder ſchwach war, waren auch die Cohortes, Manipuli und Centurien ſchwach oder ſtark [8]. Jede Centurie commandirte ihr Centurio, die ganze Legion aber bald nur der Primipilus, oder oberſte Hauptmann bald aber auch ein Tribunus, oder Legatus (ſ. im L. Th., S. 730, und 743), welchen doch ſonſt, wie unſern Stabs-Officieren oder Generalen, keine gewiſſe Truppen angewieſen waren. Um die Legionen von einander unterſcheiden zu können, nannte man ſie insgemein nach der Zeit, wie ſie errichtet worden, Prima, Secunda, Tertia, u. ſ. f., und das bis auf Trigeſima Septima, ſo viel unter dem Veſpaſiano waren [9]; doch bekamen ſie auch Nahmen von denen Ländern, wo ſie ſtanden, und von den durch ihre Beyhülfe beſiegten Nationen, z. B. Legio Germanica, Britannica, Parthica, Scythica, Gallica; theils von den Göttern, als: Legio Venerea, Apollinaris; theils von denjenigen, welche ſie angeworben und errichtet hatten, als: Auguſta, Claudia; theils endlich von einer oder der andern Begebenheit, und dem Ausgange einer Schlacht, als: fidelis, victrix; rapax, fulminatrix, u. ſ. f. [10]. Siehe auch im L. Th. S. 728, fgg.

Was die Legio fulminatrix betrifft, ſo beziehet ſich dieſes auf die gewöhnliche Erzählung eines Wunders, welches im Jahr 174 nach Chriſti Geburt mit einem Trupp chriſt-

(8) *Poeſchel.* ad *Polyb.* de Milit. Rom. c. 1, §. 9.

(9) *Dio*, L. 38.

(10) *Bolus* Rom. reſtit. L. 4, c. 5.

chriſtlicher Soldaten geſchehen ſeyn ſoll, und deren um deswillen unter dem Nahmen der donnernden Legion (Legio fulminatrix) von heidniſchen und chriſtlichen Schriftſtellern der damahligen Zeit gedacht wird. Es iſt von ältern und neuern Gelehrten ſehr viel über die Zuverläßigkeit dieſer Sache geſtritten worden; und noch bis jezt iſt es unmöglich, die ganze Begebenheit in ein ſolchen Licht zu ſtellen, daß man Wahrheit und Erdichtung genau von einander ſcheiden könnte. Hier iſt eine kurze Erzählung von dieſer ſonderbaren Benennung.

Marcus Aurelius Verus Antoninus, mit dem Beynahmen Philoſophus, der vierte Kaiſer im 2ten Jahrhundert nach Chriſti Geburt, ſetzte den Krieg mit den Marcomannen und Quaden fort, den er bald nach Antritt ſeiner Regierung anfangen mußte, weil dieſe im heutigen Böhmen und Mähren wohnenden Völker, in Pannonien (dem heutigen Ungarn) eingedrungen waren. Er war öfters ſchon glücklich gegen dieſelben geweſen; dieſes machte ihn, wie es oft mit dem klügſten Feldherrn der Fall iſt, hitzig und weniger vorſichtig, als er bey dem ſo ſehr veränderlichen Kriegs-Glücke hätte ſeyn ſollen. Als er ſie einſtmahls unweit dem Fluſſe Gran faſt gänzlich geſchlagen hatte, ließ er ſo unbehutſam nachſetzen, daß dieſe, der Gegend kundige Feinde ihn tief in eine gebirgige Gegend lockten, aus welcher er ſich nicht anders, als mit dem ſichtbarſten Verluſte retten konnte, und wodurch alle ſeine vorigen Siege auf einmahl fruchtlos gemacht worden wären. Hier ſtand er nun mit ſeinem Heere, und wartete auf einen geſchickten Zeitpunct, wo ihm vielleicht der ſchon triumphirende Feind ſelbſt Blöße geben würde, und er ſich mit Ehren aus der gefährlichen Lage ziehen könnte. Der Feind war zwar genug geſchwächt, daß er ſogleich keinen Angriff wagen durfte,

aber

aber ſeine Stellung war doch auch ſo, daß die Römer nie anders, als durch einen Zufall, gerettet werden konnten. Der Feind hatte den Rücken frey, und **Antoninus** war eingeſchloſſen, ſo, daß ſeine Armee Hungersnoth litt, und beſonders durch die brennendſte Hitze und den gänzlichen Mangel an Waſſer in die äuſſerſte Noth kam. Ganz natürlich war es dann, daß alles gen Himmel um Rettung ſeufzte, die Heiden zu ihren Götzen, und die unter der Armee befindlichen Chriſten zu dem einigen wahren Gott. Plötzlich fiel ein ungemein ſtarker Regen, welcher von den Römern begierig aufgefangen wurde, und ſie ungemein erquickte. Gleich darauf entſtand auch ein fürchterliches Gewitter mit ſchrecklichen Schloßen. Unter währendem Gewitter glaubten die Marcomannen, daß es Zeit ſey, etwas zu unternehmen, und fielen die Römer in ihren trübſeligen Umſtänden an, wurden aber wider alle Erwartung glücklich geſchlagen; und der Hagel, welcher ſie am meiſten traf, half treulich dazu, ſie zu Grunde zu richten. Als die Schlacht gewonnen war, ſchrieb im römiſchen Heere, jede Religions-Partey den Regen, das Gewitter und den Sieg, ihrem Gebete zu. Die Heiden opferten ihren Göttern, und die Chriſten glaubten, daß der Gott, dem ſie jezt dankten, Glück und Sieg in ihre Hände gegeben hätte. Von der Zeit an lieſet man in den heidniſchen und chriſtlichen Schriftſtellern Nachrichten von dem Wunder der donnernden Legion; und Einige behaupten, daß der Kaiſer ſelbſt einer Anzahl chriſtlicher Soldaten dieſen Nahmen gegeben habe. So ſchreiben es *Apollinaris*, *Tertullianus* und *Euſebius*. und gleichwohl weis man ſchon von der Zeit des **Auguſtus** her eine Legion in Cappadocien, die den Nahmen der donnernden führt. Einige Geſchichtſchreiber haben es unwahrſcheinlich gefunden, daß bey dem Haſſe der Heiden gegen die Chriſten, und bey der Abneigung der Chriſten

zu

zu Kriegs=Dienſten, eine ſolche Schaar, als eine Legion ausmachte, in der heidniſchen Armee aus Chriſten beſtanden hätte. Man weis ja aber, daß die Kaiſer nach den Triumviraten nicht ſtets die Einrichtung der vorigen Zeiten beybehielten, und daß Legion, Cohorten ꝛc. von den Feldherren beſtimmet wurden, wie ſtark ſie ſeyn ſollten. Es mußte ja alſo eine Legion unter dem Antonin nicht gerade ſo ſtark ſeyn, als zu den Zeiten der Consuls und des kriegeriſchen Dictators; daher iſt es ja wohl möglich, eine ſolche Anzahl Chriſten in der Armee zu finden, die, wie man es damahls rechnen wollte, eine Legion ausmachten, und die eben aus Haß zuſammengeſtellet worden wären, damit man deſto leichter ihr Verſehen rügen, oder dies und jenes auf ſie ſchieben könnte. Ueberdies war der Chriſten=Haß mehr unter den Procuratoren der vom Hofe entfernten Provinzen und unter dem Pöbel, als am Hofe des Antoninus; und obergleich zugab, daß die vierte Haupt=Verfolgung gegen die Chriſten erging, ſo ſcheint doch dieſes die Möglichkeit noch gar nicht aufzuheben, daß nicht eine chriſtliche Legion unter ſeiner Armee habe ſeyn können. Werden nicht in vielen römiſch=katholiſchen Ländern die Proteſtanten verfolget? und doch ſind ihrer mehr, denn eine Legion in der Armee, und genießen dort im Militair=Stande die Freiheit, die ſie im Civil=Stande aus allerley Urſachen entbehren.

Tertullianus gedenkt in ſeinem Apologetico. c. 5, eines Schreibens des Kaiſers, (und beym *Juſtinus Martyr* findet man es ſeiner Schutzſchrift beygedruckt,) an den Senat in Rom, in welchem er ſeinen Sieg, Regen und Donner=Wetter dem Gebete der Chriſten zugeſtehen ſoll. *Dio Caſſius* hingegen verſichert, ein ägyptiſcher Zauberer in dem Gefolge des Kaiſers, habe durch ſeine Künſte und Beſchwörungen das Wetter hervorgebracht. *Capitolinus Themiſtius*

miſtius und *Claudianus* ſchrieben es dem Gebete des Kaiſers und ſeiner Sodlaten zu, durch welches die Götter bewogen worden wären, ihnen Sieg gegen ihre übermächtigen Feinde zu geben. *Euſebius*, ein chriſtlicher Schriftſteller ſagt aber Hiſt. eccl. L. 5, c. 5, ausdrücklich, daß bey der großen Gefahr des römiſchen Heeres, die Legion, welche Melitina hieß, und welche wegen ihres Glaubens bis auf ſeine Zeit geblieben ſey, ſich auf ihre Knie geworfen, und zu Gott ernſtlich um Hülfe gerufen hätte. Einige hundert Jahr nach allen dieſen Nachrichten vermehrte *Xiphilinus* den ſchon angeführten Bericht des *Dio Caſſius* in den Auszügen, die er aus dieſem Schriftſteller machte, und ſetzt ſogar hinzu, daß der Oberſte der Leib-Wache dem Kaiſer gemeldet hätte, die Chriſten könnten, wie man ſagte, alles ausrichten, und er habe eine chriſtliche Legion unter ſeinem Heere; darauf habe der Kaiſer ihnen befehlen laſſen, zu ihrem Gott um Hülfe zu rufen; die Chriſten wären glücklich erhört worden, und der Kaiſer habe ihnen, zu ewigem Andenken, den Nahmen legio fulminatrix beygelegt. In Rom ſteht noch heut zu Tage die Ehren-Säule des M. Aurel. Antonin's, und die Geſchichte befindet ſich auf derſelben (*). Man ſieht nähmlich Soldaten, die ſich emſig bemühen, den fallenden Regen aufzufangen; aber nichts kommt vor, woraus man ſchließen könnte, daß dieſe Begebenheit den Chriſten oder einer chriſtlichen Legion zugeſchrieben worden wäre. Es läugnen nun wohl Clericus, Baumgarten und Mosheim, daß dieſe Begebenheit den Chriſten Vortheil verſchaffet habe; ja, Hr. Prof. Schröckh ſagt im 3 Th. ſeiner Kirchengeſchichte, S. 151: „Hätte der Kaiſer den Chriſten einen Antheil an die-

(*) Man hat folgendes Werk davon: La Colonna di Marco Aurelio, ove é ſcolpita l'Hiſtoria della guerra e vittoria Marcomannica intagliata in acqua forte da P. S. *Bartoli*, e ſpiegata da *G. P. Bellori*. 78 Blätter in Noten-Format.

„dieſem Regen, Gewitter und Siege zugeſtanden, er wür„de ſie zugleich für Erretter des Reichs erkannt haben, ihre „ſo allgemein bekannte und unläugbare Wohlthat müßte die „ausnehmendſten Wirkungen zu ihrem Vortheil gethan ha„ben, aber die Geſchichte ſagt von keiner einzigen etwas, „ſie hat vielmehr ganz widrige aufbehalten.“

Daraus folgt aber nur ſo viel, daß die Heiden ihren Sieg nicht den Chriſten zugeſchrieben haben, und daß man nach dieſem Siege die Chriſten nicht glimpflicher behandelt habe, als zuvor. Wie oft aber läßt man einem Menſchen nicht Gerechtigkeit wiederfahren bloß weil man in hohem Grade wider ihn eingenommen iſt, und eben ſo oft iſt auch Undank der Welt Lohn. Alles was man etwan daraus mit Gewißheit folgern könnte, wäre, daß der Nahme Legio fulminatrix nicht ein Ehren-Prädicat des Kaiſers ſelbſt ſey, ſondern vielleicht ein Arrogat der Chriſten, oder ihrer Schriftſteller. Iſt es ziemlich wahrſcheinlich, daß in ſo großer Noth die ganze Armee um Errettung ſeufzte, warum kann nicht das Gebet der Chriſten, unter welchem es gewiß Gerechte gab, wirklich erhört worden ſeyn? denn des Gerechten Gebet vermag ja viel, wenn es ernſtlich iſt, und warum könnte denn nicht, ohne etwan aus Leichtgläubigkeit dieſes anzunehmen, Regen, Wetter und Sieg eben ſowohl eine Folge des Chriſten-Gebetes geweſen ſeyn, wie dort der Sieg Iſraels, wenn Moſes ſeine Hände zum Herrn aufgehoben hielt. Ein wahrer Chriſt nimmt gewiß nicht Rückſicht auf die Religion ſeiner Obrigkeit, ſondern er iſt gleich gehorſam dem Gütigen und dem Wunderlichen, dem Herrn ſeines Glaubens und dem Fremden; denn er weis, iede Obrigkeit, die über ihn geſetzt iſt, iſt Gottes Ordnung. Er betet alſo gewiß mit Inbrunſt für ſeine Vorgeſetzten, für das Wohl ſeines Landesherrn, in ſo weit es mit Gottes gutem gnädigen Willen übereinſtimmt. So haben

ben gewiſs auch die chriſtlichen Soldaten im Heer Antonin's, (wenn es nur wahrſcheinlich iſt, und dies dünkt mich, daß ſich unter denſelben befunden haben, weil die Gründe davon auf Zeugniſſen und Aeuſſerungen der Schriftſteller beruhen), für das Wohl des Kaiſers gebetet; und warum ſoll der Herr, der Gott von Macht und Kraft, nicht auch auf ihr Gebet ihnen gleichſam ein Patent gegeben haben, aus welchem die Heiden, wenn ſie nicht vorſetzlich blind blieben, leſen konnten, daß die Chriſten ſein Volk wären, und daß ſelbſt die heidniſchen Verfolgungen ſeine Kirche nur deſto feſter gründen würden?

Ende des ſieben und ſechzigſten Theiles.

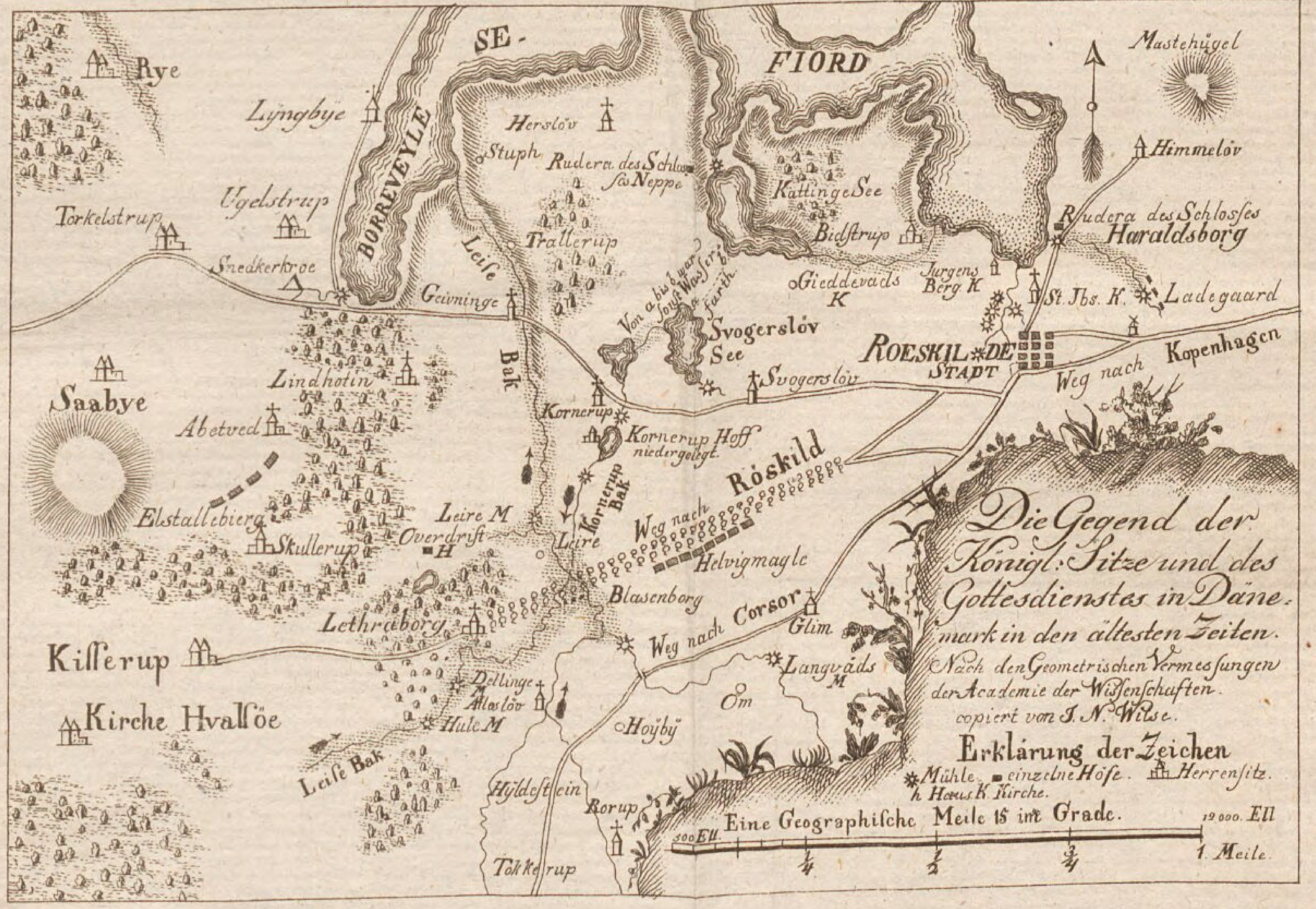
F. 3977. S. 132.

1.

Oec. Tech. Enc. LXVII. Th:

F. 3978. S. 561.

Oec. Tech. Enc. LXVII.



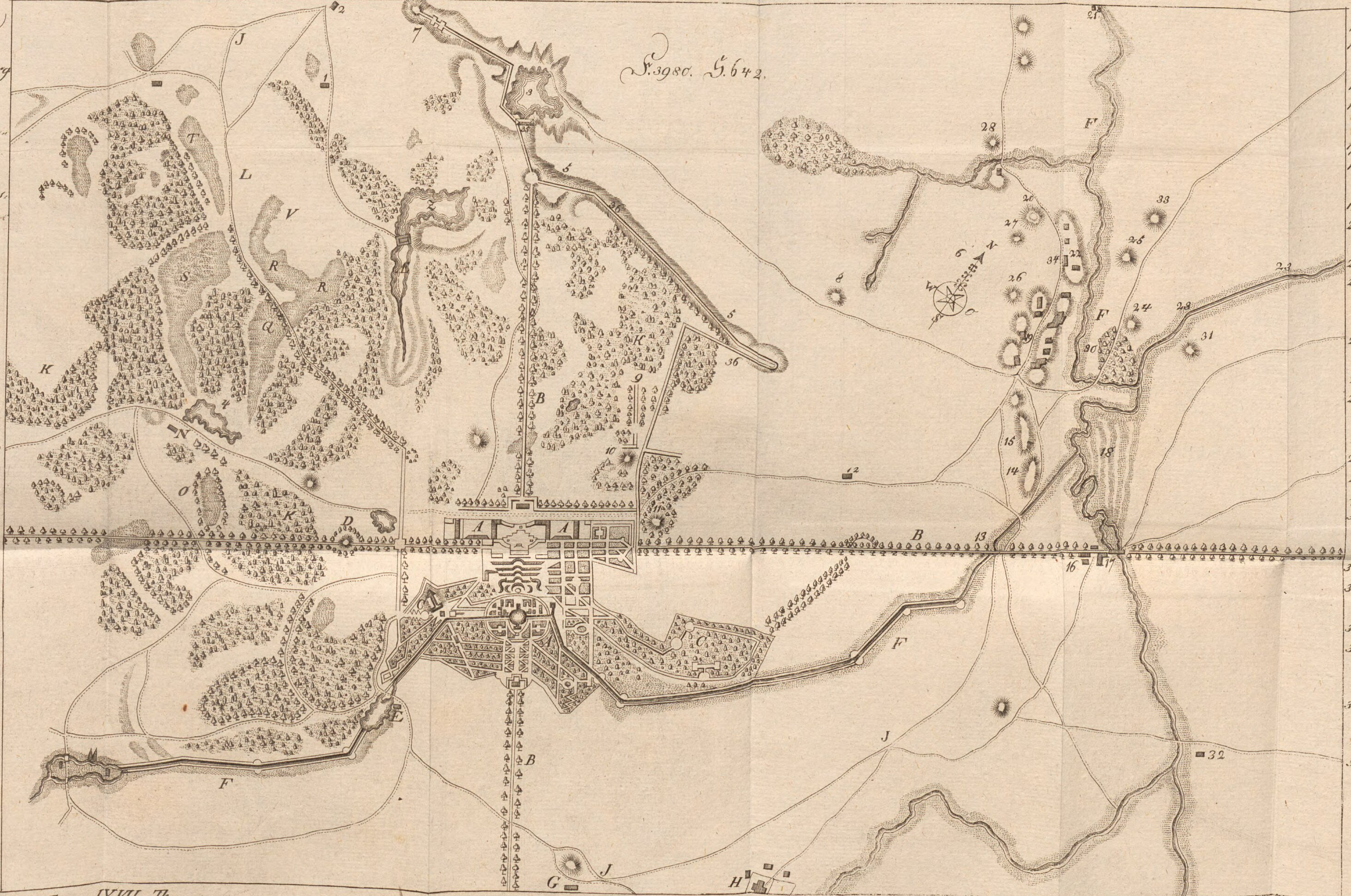
Die Gegend der Königl: Sitze und des Gottesdienstes in Däne- mark in den ältesten Zeiten.
Nach den Geometrischen Vermessungen der Academie der Wissenschaften copiert von J. N. Wilse.
Erklärung der Zeichen
Mühle. einzelne Höfe. Herrensitz.
h Haus K. Kirche.
Eine Geographische Meile 15 im Grade.
500 Ell
19000. Ell
1. Meile.
SE-
FIORD
BORREVEYLE
Rye
Lyngbye
Herslöv
Stuph
Rudera des Schlosses Neppe
Katinge See
Mastehügel
Himmelöv
Rudera des Schlosses Haraldsborg
Torkelstrup
Ugelstrup
Snedkerkroe
Tralerup
Leise
Geivninge
Bidstrup
Gieddevads K
Jurgens Berg K.
St. Jbs. K.
Ladegaard
Svogerslöv See
ROESKILDE STADT
Weg nach Kopenhagen
Saabye
Lindholm
Bak
Svogerslöv
Kornerup
Kornerup Hoff niedergelegt.
Abetved
Röskild
Elstallebierg
Skullerup
Leire M
Overdrift
Leire
Weg nach
Helvigmagle
Blasenborg
Lethraborg
Kisserup
Weg nach Corsor
Glim
Langvads M
Kirche Hvalsöe
Dellinge
Allerslöv
Hule M
Om
Höjby
Leise Bak
Hyldestein
Rorup
Tolkerup

GRUNDRISS des Gräflich Holsteinschen Rittersitzes Lethraborg ohnweit Röskild in Dännemark, in welcher Gegend ehemals der Hauptsitz der Dänischen Regierung und des Gottesdienstes in den heidnischen Zeiten war.

Geometrisch aufgenommen v. Chrtph. Hammer Kö: Dän: Just: Rath und Gen: Conducteur 1751.

Maasstab von 300 Dänischen Ruthen zu 12 Rheinländische Fuſs.

Im Kleinen copiert von J. N. Wilse Profeſsor Theologiae extraordin. 1784.



Erklærung der Zahlen und Buchstaben.

A. das Schloſs Lethraborg
B. gerade Alleen.
C. zwey Weiher.
D. ein Hügel mit Bäumen beſetzt.
E. die Mühle Dellinge.
F. der kl: Fluſs Lethra deſſen Ufer mit Pappelbäumen bepflanzt ſind.
G. das kl. Haus Börsen.
H. die Pfarrey Allerslod.
J. Wege.
K. Wald.
L. Felder.
M. die Mühle Huule.
N. das kl. Haus Rörup.
O. der Streitſumpf Stridsmose.
Q. der Sumpf Glarhytte.
R. der Sumpf Brandoeds-Torremoose.
S. der alte See.
T. der lange Sumpf.
V. die Ebene Brandoed.
Z. der groſſe See Knap.
Æ. der kl. See Knap.
1. das Jägers Haus.
2. das kl. Haus Glerup.
3. der heilige oder weiſſe See, Vithe Söe.
4. der alte See oder Hennings Grube.
5. das Thal der Hertha.
6. die Felder des Städtchens Lethra.
7. das Heiligthum der Hertha.
8. Tinghöy.
9. der Schiess-Platz.
10. angenehmer Hügel.
11. Säulen Hügel.
12. das kl: Haus Litgodt.
13. die neue Brücke.
14. der Königl: Stall Hestebierg.
15. Folehöy.
16. der Meyerhof Blaſenborg
17. eine Tuch-Fabrik.
18. der See Maglebro, itzt Styrtedam.
19. das Städtchen Leire.
20. Harald's Grab Hyldetand.
21. die Mühle von Lethra.
22. der Königin Stuhl Dronning Steenen und des Königs Stuhl.
23. ein von Kornerup her flieſſender Bach.
24. Hyldehöy.
25. Steenhöy, Hügel mit Steinen umgeben.
26. Kirkehöy.
27. Friishöy.
28. Moselhöy
29. Osterhöy.
30. der Ort wo ehmals das Königl: Schloſs war.
31. Ravnshöy.
32. das Königl. Brückenhaus.
33. Olufshöy.
34. der Königl: Pallaſt gemeinhin Köngsgaarden.
35. ein Damm gegen das Austreten des Sees in das Thal.
36. ein mit Zäunen beſetzter Weg der nach dem Heiligthum der Hertha führet.

Krünitz, Johann Georg, 1728-1796

Oeconomische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft Nebst einer einzigen Fig. Friedrich's des Einzigen u. 3 Karten
Bd.: 67

Brünn 1798

Oecon. 1033-67
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10296899-9
VD18 90040643